Historisch-po... Blätter für das katholische Deutschland

Franz Binder, Georg von Jochner

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Hiſtoriſch-politiſche Blätter

für das

katholiſche Deutſchland.

Des Jahrgangs 1890

Zweiter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

Hundertundsechster Band.

München 1890.
in Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
DEC 2 1969

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
I.	Cardinal Bellarmin in altkatholiſcher Beleuchtung	1
II.	Ein kirchenpolitiſcher Streit in Ungarn . .	21
III.	Dr. Kolde und die Schrift Majunke's über Luther's Tod	42
IV.	Zeitläufe . . . . . Rückblick auf die neueſten Vorgänge in Bayern.	50
V.	Zur Kirchen- und Culturgeſchichte Bayerns . .	64
VI.	Der Handſchriftenkatalog der Wolfenbütteler Bibliothek	73
VII.	Dom Mabillon und die Maurinercongregation . Iter italicum (1685 und 1686).	81
VIII.	Cardinal Bellarmin in altkatholiſcher Beleuchtung (II).	96
IX.	Die ehemalige pfälziſche Kapuzinerordensprovinz und das Schickſal ihrer Klöſter in der Oberpfalz (Beitrag zur Säkulariſationsgeſchichte.)	108

Digitized by Google

Seite

XXXV. Der allmählige Verfall der katholischen Kirche in Dänemark (Schweden und Norwegen) — durch die Verschuldung der Könige und des Adels . 431
II. König Friedrich I. (1523—1533.)

XXXVI. Die Frage von der Bevölkerungsabnahme in Frankreich 444

XXXVII. Zeitläufe 456
Die bulgarisch-macedonische Kirchen-Frage im Lichte der gesammten Orientfrage. I.

XXXVIII. Literatur zur bayerischen Geschichte . . . 470
III. Rosenthal: Geschichte der bayer Gerichts- und Verwaltungsorganisation.

XXXIX. Luis Mendez de Quijada 477
(Karl's V. Mayordomo und Vertrauensmann.)

XL. Der dritte katholisch-sociale Congreß in Lüttich . 495
(Von Einem, der dabei war.)

XLI. Der allmählige Verfall der katholischen Kirche in Dänemark (Schweden und Norwegen) — durch die Verschuldung der Könige und des Adels . . 508
II. König Friedrich I. (Schluß.)

XLII. Licht in's Dunkel (I.) 520
Aufzeichnungen eines österreichischen Anonymus

XLIII. Zeitläufe 534
Die bulgarisch-macedonische Kirchen-Frage im Lichte der gesammten Orientfrage. II.

XLIV. Bellesheim's Geschichte der irischen Kirch: . . 549

XLV. Zur Geschichte des 30 jährigen Krieges. . . . 554
(Graf Pappenheim's letztes Kriegsjahr.)

Digitized by Google

Seite

XLVI. Licht in's Dunkel (II.) 557
Aufzeichnungen eines öſterreichiſchen Anonymus.

XLVII. Luis Mendez de Quijada 574
(Karl's V. Mayordomo und Vertrauensmann.)
II. Nach Yuſte.

XLVIII. Das Schulweſen der Republik in Frankreich . 593

XLIX. Zeitläufe 610
Kirche und Kirchen gegenüber der ſocialen Bewegung.

L. Der Conciliengeſchichte neunter Band . . . 631

LI. Die katholiſchen Glaubenszeugen in der Verbannung am Uralgebirge (I. II.) 641

LII. Der allmähliche Verfall der katholiſchen Kirche in Dänemark (Schweden und Norwegen) — durch die Verſchuldung der Könige und des Adels . . 659
III. Vom Tode Friedrich I. bis zur endgiltigen Einführung des Lutherthums (Schlußartikel.)

LIII. Luis Mendez de Quijada 681
(Karl's V. Mayordomo und Vertrauensmann.)
III. Die letzten Tage in Yuſte.

LIV. Gährung im deutſchen Proteſtantismus . . . 691
(Was will werden?)

LV. Zeitläufe 700
Aphorismen über die ſocialpolitiſche Bewegung. „Weltconcurrenz" und amerikaniſche Zollpolitik.

LVI. Von meinem Novitätentiſch 714
Literariſche Miscellen.

LVII. Ein bayeriſcher Cardinal † 721
(Hergenröther.)

Seite

LVIII. Die katholiſchen Glaubenszeugen in der Verbannung am Uralgebirge 730
III. Die Gewaltmaßregeln zur Bekehrung des Volkes.
IV. Die Briefe der verbannten Unirten.

LIX. Licht in's Dunkel (III.) 746
Aufzeichnungen eines öſterreichiſchen Anonymus.

LX. Gährung im deutſchen Proteſtantismus . , 753
(Weiteres Stadium.)

LXI. Eine Geſchichte des Allgäus 762

LXII. Zeitläufe 777
Socialpolitiſche Aphorismen vom 1. Mai und 12. Oktober 1890.

LXIII. Die Kreutzer-Sonate 791

LXIV. Die katholiſchen Glaubenszeugen in der Verbannung am Uralgebirge 801
V. Berichte der Augenzeugen über die Art der Bekehrungsverſuche. Die Deportationen nach dem Gouvernement Cherſones.
VI. Der erſte Transport der Verbannten nach Orenburg.

LXV. Luis Mendez de Quijada 816
(Karl's V. Mayordomo und Vertrauensmann.)
IV. Don Juan de Auſtria und Don Carlos.

LXVI. Die Hinterlaſſenſchaft des Boulangismus . . 827
Ein franzöſiſch-politiſches Sittenbild.

LXVII. Landeskirchliches in Preußen 842
I. Die Austritte und Stöckers Entlaſſung.
II. Näheres über die Beſeitigung der „Hofprediger-Partei“.

Seite

LXVIII. Eine Geschichte des Allgäus (Schluß) . . . 871

LXIX. Zur Ordensgeschichte 885
Belgisches Monasticon.

LXX. Die katholischen Glaubenszeugen in der Verbannung am Uralgebirge 889
VII. Der zweite Transport der Verbannten nach Orenburg.
VIII. (Schluß) Die religiösen und sittlichen Zustände im Orenburger Gouvernement, und der Einfluß der Verbannten auf die Bevölkerung.

LXXI. Licht in's Dunkel (IV.) 903
Aufzeichnungen eines österreichischen Anonymus

LXXII. Luis Mendez de Quijada 913
(Karl's V. Mayordomo und Vertrauensmann.)
V. Maurenkämpfe. Heldentod.

LXXIII. Die Frage der Wegtaufungen im ungarischen Abgeordnetenhause November 1890 629

LXXIV. Zeitläufe 939
Social-politische Aphorismen über die Stellung der Parteien und ihrer Stimmführer.

LXXV. Eine deutsche Culturgeschichte 952

LXXVI. Lessing und Schopenhauer 958

I.

Cardinal Bellarmin in altkatholiſcher Beleuchtung.

Trotz hohen Alters iſt Döllinger bis an ſein Ende ſchriftſtelleriſch thätig geweſen. In Verbindung mit ſeinem Freunde Fr. Heinrich Reuſch hat er in den letzten Jahren zwei anſehnliche Werke edirt: „Die Selbſtbiographie des Cardinals Bellarmin lateiniſch und deutſch mit geſchichtlichen Erläuterungen“ (352 Seiten, Bonn 1887), ſodann eine „Geſchichte der Moralſtreitigkeiten in der römiſch-katholiſchen Kirche ſeit dem 16. Jahrhundert mit Beiträgen zur Geſchichte und Charakteriſtik des Jeſuitenordens auf Grund ungedruckter Aktenſtücke“, 2 Bände[1]), Bonn 1889. In Zeitſchriften und Literaturblättern katholiſcher Richtung iſt unſers Wiſſens keines der beiden Werke einer eingehenden Beſprechung unterzogen worden. Man fand es offenbar nicht für nothwendig, die alten Vorwürfe immer wieder zurückzuweiſen, denſelben Geiſt immer auf's neue zu bekämpfen. Wenn von dieſer ſicherlich berechtigten Maßnahme im Nachfolgenden bezüglich des erſtgenannten Werkes eine Ausnahme gemacht wird, ſo geſchieht es lediglich deshalb, weil Manche es für angezeigt erachten könnten, zur Vertheidigung eines um die Kirche ſo hoch verdienten Mannes, wie es Bellarmin war, das Wort zu ergreifen und zu ver-

1) Der 2. Band enthält die Aktenſtücke.

hüten, daß durch eine ſcheinbar recht objektive Darſtellung das Andenken des berühmten Cardinals beſudelt werde.

Es iſt eine Selbſtbiographie des genannten Cardinals, welche Döllinger und Reuſch im angeführten Werk ſowohl im lateiniſchen Urtexte als in deutſcher Ueberſetzung (letztere rührt von Reuſch her) mittheilen und dann in der Form von Anmerkungen erläutern. Bellarmin ſchrieb ſeine Biographie, als er 71 Jahre alt war, auf Erſuchen eines Freundes und Bruders, des Jeſuiten Andreas Eudämon Johannes, im Monat Mai 1613. Die Herausgeber theilen ſelbſt in der Vorrede mit, dieſelbe ſei „nicht zur Veröffentlichung beſtimmt geweſen"; ſpäter wurde ſie zwar mehrmals gedruckt, blieb jedoch „ſo gut wie unbekannt". Döllinger und Reuſch wollten ſich den Ruhm nicht entgehen laſſen, die Selbſtbiographie Bellarmin's weiteren Kreiſen zugänglich zu machen; theilt ſie ja, „weil nicht zur Veröffentlichung beſtimmt, mit großer Offenherzigkeit und Naivetät allerlei mit, was ohne ſie großentheils verborgen geblieben ſein würde." Die Selbſtbiographie bot den Herausgebern zudem Gelegenheit, ſich über die kirchlich-politiſchen Zuſtände und Vorgänge in Rom zu der Zeit, in welcher Bellarmin lebte, ſowie über Dinge ſich zu verbreiten, welche ihnen je länger deſto dringender am Herzen lagen: über das Ablaßweſen, über Heiligſprechungen im Allgemeinen, über die Heiligſprechung des hl. Ignatius von Loyola im Beſonderen, über die Inquiſition, über die Stellungnahme der römiſchen Geiſtlichkeit und des Papſtes zur Pulververſchwörung und zum Mordanſchlage gegen die Königin Eliſabeth von England u. a. m.

Das Hauptmotiv zur Veröffentlichung der Selbſtbiographie Bellarmin's bildete indeß, wie dieſes auch bezüglich der „Geſchichte der Moralſtreitigkeiten" der Fall iſt und hier ſchon auf dem Titelblatte zur Genüge verrathen wird, die ganz maßloſe Abneigung der Herausgeber gegen den Jeſuitenorden. Woher dieſe ſtammt, hierüber klärt uns der ältere der beiden Herausgeber in ſeinen Vorträgen

„über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen" auf, welche er 1872 zu München gehalten und später im Original veröffentlicht hat.[1]) Hierin sagt er (S. 123), diesem Orden sei die Pflege, Hut und Fortbildung der vaticanischen Glaubensartikel mit ihren dogmatischen Consequenzen vorzugsweise anvertraut. „Er hatte Vaterpflichten an denselben zu erfüllen, denn er ist es, der diese Decrete erdacht, entworfen, ausgefeilt hat, wenn auch unter Beihilfe einiger Bischöfe." Zwar hat Döllinger in früherer Zeit sich wiederholt sehr anerkennend über die Thätigkeit des Jesuitenordens ausgesprochen; seit sie aber das Infallibilitätsdogma verschuldet, läßt er kein gutes Haar mehr an ihnen.

„Die Jesuiten haben, wie die Erfahrung von drei Jahrhunderten ergibt, keine glückliche Hand; auf ihren Unternehmungen ruht einmal kein Segen. Sie bauen emsig und unverdrossen, aber ein Windstoß kommt und zertrümmert das Gebäude, oder eine Sturmfluth bricht herein und spült es weg, oder das wurmstichige Gebäude bricht ihnen unter den Händen zusammen. Man wird bei ihnen an das orientalische Sprichwort von den Türken erinnert: Wo der Türke den Fuß hinsetzt, da wächst kein Gras mehr." „Ihre Missionen in Japan, in Paraguay, unter den wilden Stämmen Nordamerikas sind längst zu Grunde gegangen." „In Abessinien hatten sie einmal (1625) es nahe bis zur Herrschaft gebracht, aber schon nach neun Jahren brach Alles zusammen, und sie durften nie mehr dahin zurückkehren." „Ihre mühseligen Missionsarbeiten in der Levante, auf den griechischen Inseln, in Persien, in der Krim, in Egypten, was ist von ihnen heute noch übrig?" „Ihrem Mutterlande Spanien vor allen hat die Gesellschaft Jesu ihre besten Dienste gewidmet. Selber Söhne des dortigen Volksstammes und Geistes, sind sie sechzig Jahre lang in ganz Europa spanisch gesinnt gewesen, haben für Erweiterung und Befestigung der spani-

1) Nördlingen 1888. In's Englische übersetzt erschienen sie bereits Ende 1872 unter dem Titel: Lectures on the Reunion of the Churches. Auch die „Allgemeine Zeitung" brachte schon 1872 diese Vorträge nach stenographischen Aufzeichnungen.

schen Universal-Monarchie gearbeitet; die Folge war, daß Spanien bankerott, entvölkert wurde; daß dieses gewaltige Reich einen Besitz nach dem andern verlor. . . . Im Innern von Spanien haben die Jesuiten, im einträchtigen Zusammengehen mit der Inquisition, zwei Jahrhunderte lang dem spanischen Volksleben ihren Geist aufgeprägt, und das Ergebniß ist gewesen, daß höhere Bildung dort erdrückt, daß aller wissenschaftliche Geist erstickt wurde; daß das Land, auf allen Lebensgebieten zerrüttet, auch jetzt noch das am meisten zurückgebliebene Land von Europa, mit Ausnahme der Türkei, ist und in Ermangelung einer eigenen gesunden Literatur von fremder, französischer sich nährt". — „Der deutschen Nation haben sie den dreißigjährigen Krieg mit seinen Folgen gebracht; der katholische Theil Deutschlands schuldet ihnen zudem den Verfall seiner Schulen, das dadurch bedingte Zurückbleiben seiner Bildung und seine lange geistige Unfruchtbarkeit. Sie sind es, welche das alte deutsche Reich und das katholische Kaiserthum vollständig untergraben und dessen Fall vorbereitet haben. Sie tragen am Kampfe der beiden Nationalitäten in Böhmen die Schuld." „In Polen haben sie lange Zeit die Könige, den hohen Klerus, den Adel beherrscht und geleitet, und Polen ist zu Grunde gegangen." „In Frankreich waren die Jesuiten die Gewissensräthe der Bourbons; ihre Beichtkinder, der XIV. und der XV. Ludwig, haben die Schicksale der Dynastie und die Revolutionen des Volkes vorbereitet und, man darf sagen, unabwendbar gemacht. . . . Und hier muß auch von der französischen Kirche gesagt werden, daß die Jesuiten es waren, welche durch ihren Einfluß auf das Gewissen der Herrscher und ihre Handhabung des königlichen Patronats diese Kirche zerrüttet und entgeistet haben, so daß sie im 18. Jahrhundert dem Voltairianismus kraftlos gegenüber stand, und schon im Zerfall begriffen war, ehe die Revolution sie vollends stürzte." [1])

Man traut seinen Augen kaum, wenn man derartige Sätze liest. Ohne lange einen Beweis zu liefern, wird Be-

1) Vergl. „Ueber die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen", Seite 119—123.

hauptung an Behauptung gereiht; gibt es ja Leute genug, die derartigen Ausführungen gern Glauben ſchenken. Würde man einen Beweis verlangen, wäre Döllinger nicht verlegen, uns mit einer Reihe von Citaten aus den Berichten der — Diplomaten aufzuwarten. Dieſelbe Abneigung gegen den Jeſuitenorden, welche ſich in den angeführten Sätzen auf eine ſo eclatante Weiſe kundgibt, iſt es nun auch, welche nicht nur die Herausgabe der Selbſtbiographie Bellarmin's veranlaßte, ſondern auch den beigefügten Anmerkungen ihre Richtung gab. Dieſes muß im voraus betont werden; von dieſem Geſichtspunkte aus muß jede Zeile des Werkes beurtheilt werden. Da nach Angabe der Vorrede Döllinger den größten Theil des Materials zu den Anmerkungen geliefert oder wenigſtens angewieſen hat, werden wir der Kürze halber nur auf ihn bei unſeren Ausführungen Bezug nehmen.

Wir gedenken im Nachfolgenden das Leben und Wirken des großen Cardinals in engem Anſchluß an die von ihm ſelbſt in ſeiner Biographie gemachten Angaben zu ſkizziren,[1]) und dazwiſchenhinein zu den von Döllinger beigefügten Erläuterungen die nothwendigen Bemerkungen zu machen.

Bellarmin wurde am 4. Oktober 1542 in dem Städtchen Monte Pulciano, im Gebiete von Florenz, geboren und erhielt in der Taufe die Namen Robertus (von ſeinem Pathen, dem Cardinal Robert Pucci aus Florenz), Franziskus (weil am Feſte des hl. Franz von Aſſiſi geboren), Romulus (nach ſeinem Oheim, dem Bruder des Papſtes Marcellus II.). Seine Eltern waren fromme Leute, vorzüglich ſeine Mutter, welche Cinthia hieß und eine Schweſter des Papſtes Marcellus II. war. Mit inniger Freude gedenkt Bellarmin derſelben. Sie war dem Almoſengeben und dem Gebete, der Betrachtung, dem Faſten und der Kaſteiung

1) Wir folgen hier im großen Ganzen der von Reuſch gelieferten Ueberſetzung, S. 47—73.

des Leibes ergeben, so daß sie sich eine Krankheit zuzog, an welcher sie bereits mit 49 Lebensjahren fromm und heilig starb (1575). Sie erzog ihre Söhne zur Frömmigkeit. Den ersten dreien, von denen Bellarmin der dritte, befahl sie, sich zu einander zu halten und nicht mit anderen Knaben zu verkehren. Täglich mußten sie eine Kirche in der Nähe des väterlichen Hauses besuchen und dort vor dem hochwürdigen Sakramente beten. Auch zum Beichten, zum Hören der Messe, zum Gebete und zu anderen Andachtsübungen hielt sie ihre Söhne frühzeitig an. Die Gesellschaft Jesu lernte sie durch den Pater Paschasius Broet kennen, einen aus den ersten zehn Mitgliedern der Gesellschaft, der bei Gelegenheit einer seiner Kränklichkeit wegen unternommenen Badereise nach Monte Pulciano kam. Der Pater machte einen so guten Eindruck auf sie, daß sie wünschte, es möchten alle ihre fünf Söhne in die Gesellschaft Jesu eintreten.

Schon als Knabe mit fünf oder sechs Jahren versuchte Bellarmin zu predigen. Auf einer umgekehrten Bank stehend und mit einem linnenen Kleide angethan predigte er über das Leiden des Herrn; d. h. er wiederholte für sich, was er in der Kirche darüber gehört hatte. Auch für die Dichtkunst hatte er bereits in seiner Jugend Vorliebe und zuweilen brachte er einen großen Theil der Nacht damit zu, den Virgil zu lesen, mit dem er so vertraut war, daß er, wenn er Gedichte in Hexametern schrieb, kein Wort gebrauchte, welches nicht virgilianisch war. Sein erstes Gedicht schrieb er über die Jungfräulichkeit; die Anfangsbuchstaben der Verse bildeten das Wort Virginitas. Mit 16 Jahren dichtete er eine Ekloge über den Tod des Cardinals de'Nobili, welche öffentlich vorgetragen wurde. Um dieselbe Zeit schrieb er viele Gedichte in lateinischer und italienischer Sprache, namentlich eines, welches er aber nicht vollendete, in mehreren Büchern über die Hindernisse, die seinem Eintritte in die Gesellschaft Jesu in den Weg gelegt wurden. Diese Bücher, welche in virgilianischem Stile geschrieben waren, verbrannte er; denn

er ſchämte ſich, über ſeine eigenen Angelegenheiten zu ſchreiben. Auch ſpäter verfaßte er eine große Zahl von Gedichten, von denen jedoch nur zwei erhalten blieben: ein zu Florenz verfaßtes ſapphiſches Gedicht vom hl. Geiſte, welches mit den Worten beginnt: „Spiritus celsi dominator astris“ und das ohne den Namen des Verfaſſers in einer Sammlung von ausgewählten Gedichten berühmter Männer durch den Druck veröffentlicht ward,[1]) und ein Hymnus von der hl. Maria Magdalena, der in das Brevier aufgenommen wurde. Dieſer Hymnus wurde zu Frascati verfaßt und von Clemens VIII. dem Hymnus, welchen Cardinal Antoniano geſchrieben hatte, vorgezogen. „Wir ſchrieben aber beide,“ fügt Bellarmin bei, „gewiſſermaßen aus dem Stegreife und mehr zum Scherze, als mit dem Gedanken, daß der Hymnus in das Brevier kommen ſollte“.[2])

Als Jüngling mit 15 Jahren hielt Bellarmin vor den Mitgliedern der Bruderſchaft Compagnia de'grandi zu Monte Pulciano ein Exhorte, zu welcher ihm die Patres der Geſellſchaft das Material lieferten. Wegen dieſes Vortrages wurde er von dem Präſes der Bruderſchaft noch öfters aufgefordert, Exhorten zu halten, wobei ihm nur eine geringe Zeit zur Vorbereitung gelaſſen wurde. Zu derſelben Zeit lernte er mit Leichtigkeit ſingen und verſchiedene muſikaliſche Inſtrumente zu ſpielen, auch Jagdnetze ſo zu flicken, als wenn ſie nie zerriſſen geweſen wären.

Als er im 16. Jahre im Begriffe ſtand, zu ernſteren Studien nach Padua zu gehen, entſchloß er ſich, die Welt zu verlaſſen und in die Geſellſchaft Jeſu einzutreten. Das kam aber ſo: er dachte eines Tages ernſtlich darüber nach, wie er zur wahren Ruhe der Seele gelangen könnte, und

---

1) Bellarmin bemerkt ausdrücklich, er wiſſe nicht, durch weſſen Zuthun dies geſchehen ſei.

2) Der Hymnus beginnt: „Pater superne luminis.“ Ueber Antoniano vergl. S. 74 bei Döllinger-Reuſch.

nachdem er lange bei den Würden verweilt hatte, nach denen er ſtreben könnte, fing er an, ernſtlich die Kürze der zeitlichen Dinge, auch der allergrößten, zu betrachten, und nachdem dadurch ein Abſcheu gegen ſolche Dinge in ihm rege geworden, beſchloß er denjenigen Orden aufzuſuchen, in welchem ihm gar keine Gefahr drohe, zu Würden herangezogen zu werden, und da er wußte, daß kein Orden in dieſer Beziehung eine größere Sicherheit bietet als die Geſellſchaft Jeſu, beſchloß er, dieſe zu wählen. Er theilte dieſen Entſchluß ſeinem damaligen Lehrer P. Alphons Sgariglia mit, von dem er wußte, daß er ihn ſehr liebe, und bat ihn heimlich, ihm aufrichtig zu ſagen, ob er mit ſeinem Berufe im Orden zufrieden oder ob irgend etwas Uebles oder Gefährliches dabei ſei, das nach außen nicht hervortrete. Der Pater erwiderte, es gehe ihm ſehr gut und er lebe ſehr zufrieden. Mittlerweile erhielt Bellarmin die Nachricht, daß auch ſein Vetter Ricciardo Cervino in die Geſellſchaft Jeſu eintreten wolle. Dieſes beſtärkte ihn ſehr in ſeinem Entſchluſſe. Sie wechſelten Briefe mit einander und baten ſodann den Generalvikar des Ordens P. Lainez um ihre Aufnahme. Dieſer machte die Aufnahme von der Zuſtimmung der Eltern abhängig. Letztere baten den am 2. Juli 1558 zum Ordensgeneral gewählten P. Lainez, daß ihre Söhne noch ein Jahr bei ihnen bleiben dürften, damit ihre Geſinnung erprobt würde. Der General geſtattete es und erklärte zugleich, daß dieſe Friſt als Probejahr der beiden Jünglinge gelten ſolle. So verlebten ſie denn einen Theil der Jahre 1559 und 1560 theils im elterlichen Hauſe, theils in einem Dorfe, welches Rivo heißt, in dem, wie es ſcheint, Cervino's Vater ein Landgut beſaß. In dieſer Zeit empfingen ſie fleißig die hl. Sakramente und trieben humaniſtiſche Studien. Täglich wurde nach Tiſch eine Akademie gehalten: Herr Alexander, Ricciardo's Vater, trug etwas aus Virgils Georgica vor, Ricciardo ſelbſt erklärte die griechiſche Poetik des Ariſtoteles, ſein Bruder Herennius die Rede des Demoſthenes pro corona

und Bellarmin die Rede pro Milone. Außerdem ertheilte er in der Kirche die Christenlehre und hielt Exhorten an die Landleute, aber nicht sehr oft. Nach Ablauf des Jahres wurden sie von den Eltern entlassen. Sie reisten nach Rom und wurden am 20. September 1560 in die Gesellschaft Jesu aufgenommen.

Zu Rom blieb Bellarmin drei Jahre und studirte Logik und Philosophie unter Leitung des P. Peter Parra. Obgleich er die ganzen drei Jahre krank war, betheiligte er sich doch mit regstem Eifer an den Studien, vertheidigte viele Thesen und am Schlusse des Lehrkurses die ganze Philosophie. Im Jahre 1563 wurde er nach Florenz geschickt, um die Humaniora zu lehren. Dort besserte sich seine Gesundheit in Folge der Luftveränderung und der Pflege eines sehr guten Arztes. Er lehrte die jungen Leute in den Schulen, so gut er konnte, und mischte zugleich philosophische Fragen ein, um sich Ansehen zu verschaffen. Im Sommer trug er auch Astronomie vor. Zugleich hatte er, als der Winter vorüber war, auf Befehl des Superiors an Sonn- und Festtagen nach der Vesper zu predigen, obschon er noch ein bartloser Jüngling von 22 Jahren war und keine Weihen, nicht einmal die Tonsur, hatte. Während seines Aufenthaltes in Florenz pilgerte Bellarmin mit dem Pater Markus bis Camaldoli, Alvernia und Vallombrosa; unterwegs predigte er in den Dörfern und Städten, und P. Markus hörte Beichte. Zu Camaldoli wurden sie von dem Major — so nennen sie dort den General — sehr freundlich aufgenommen; er behielt sie drei Tage bei sich. Am dritten Tage befahl er beinahe unversehens, Bellarmin solle eine Exhorte an die dortigen Patres halten. Er that es ungern und gezwungen; aber jene ehrwürdigen Greise hörten ihm mit der größten Aufmerksamkeit zu, und danach wollten sie ihm, obschon er ein ganz junger Mann war, die Hände küssen; er ließ es aber nicht zu.

Zu Florenz blieb Bellarmin 13 Monate; dann wurde

er nach Mondovi in Piemont geſchickt. Einer von den Brüdern begleitete ihn bis an das Meer etwas über Lucca hinaus; von dort reiste er allein zu Schiffe nach Genua und Savona und dann zu Lande nach Mondovi. Auf dieſer Reiſe hatte er viele Gefahren des Leibes und der Seele zu beſtehen, doch Gott ſtand ihm bei. Er nahm ſich aber feſt vor, wenn ihm jemals die Leitung eines Collegiums der Geſellſchaft anvertraut werden ſollte, niemals Patres oder Brüder, namentlich jüngere allein reiſen zu laſſen, auch wenn das ſehr große Koſten verurſachen ſollte.

In dem Collegium zu Mondovi fand er bereits das Verzeichniß der Vorleſungen für jenes Jahr fertig vorliegen: ihm waren Demoſthenes, Marcus Tullius und einiges Andere zugewieſen. Da er nun vom Griechiſchen kaum mehr als die Buchſtaben kannte, ſagte er zu ſeinen Zuhörern, er wolle ſie gründlich unterrichten und ihnen deshalb zuerſt die Grammatik vortragen, und ſo lernte er jeden Tag mit ſehr großer Mühe das, was er Andere zu lehren hatte, machte aber durch dieſe Arbeit ſolche Fortſchritte, daß er in Kurzem den Iſokrates und andere Bücher erklären konnte. Im Sommer erklärte er den Traum des Scipio und erörterte dabei viele philoſophiſche oder aſtrologiſche Fragen, und es ſtrömten, um ihn zu hören, viele, auch von den Doktoren der Univerſität, zuſammen.

Am Pfingſtfeſte predigte er ungern und von den Obern faſt gezwungen in der Hauptkirche von Mondovi an drei aufeinander folgenden Tagen, und obſchon er, wie er ſagt, dieſes gar nicht verdiente, ſchrieb der Superior an die Patres zu Rom: „Niemals hat ein Menſch ſo geredet wie dieſer Menſch.“ (Joh. 7, 46.) Er fuhr danach fort, faſt die ganze Zeit von drei Jahren, die er zu Mondovi blieb, an den Sonntagen zu predigen. Da er zufällig die Predigten des Biſchofs Cornelius von Bitonto las, fing er an ihn nachzuahmen und die Predigten wörtlich aufzuſchreiben und vorzutragen, bis er einmal den Befehl erhielt, eine Predigt zu

halten, zu der er sich nicht einmal eine ganze Stunde vorbereiten konnte. Bellarmin verzweifelte fast, predigen zu können; aber es gefiel Gott, daß er niemals so eindringlich und so herzlich gepredigt hat. Denn die Canoniker der Kirche sagten zu ihm: „Sonst predigtest Du, heute aber hat ein Engel vom Himmel gepredigt.“ Da beschloß er, fortan auf den Schmuck der Worte gar nicht mehr zu achten und die Punkte lateinisch aufzuschreiben. So hielt er es fortan immer, außer wenn er lateinisch zu predigen hatte.

Im Colleg zu Mondovi nahm Bellarmin fast alle Aemter wahr: er lehrte in den Schulen, las bei Tische vor, predigte in der Kirche, hielt den Brüdern Exhorten, begleitete die Priester, die in Geschäften ausgingen, vertrat den Pförtner, wenn derselbe aß, weckte auch mitunter des Morgens die Schlafenden. Als jedoch der Provinzial Adorno ihn predigen gehört, sagte er, es sei nicht gut, daß Bellarmin seine theologischen Studien so lange verschiebe, und befahl ihm, nach Padua zu reisen, damit er, nachdem er dort den Cursus gehört, sich ganz dem Predigen widme. Im Jahre 1567 kam Bellarmin nach Padua, um das theologische Studium zu beginnen. Er hörte den P. Karl Faraone aus Sicilien, der den ersten Theil der Summa theologica des hl. Thomas vortrug, und den Dominikaner Ambrosius Barbaciari, der den Traktat de legibus aus dem zweiten Theile des hl. Thomas behandelte.

Kaum war Bellarmin zwei Monate zu Padua, da wurde er schon genöthigt, in der Kirche des Collegiums zu predigen. Zu Fastnacht reiste er nach Venedig und predigte dort in Gegenwart vieler Adeligen. Er wurde sehr aufmerksam angehört, wie er gegen die Tänze und andere Thorheiten jener Zeit sprach, und als er fertig war, wollten ihm viele der adeligen Senatoren die Hände küssen. Im Monat Mai vertheidigte er gelegentlich einer Provinzialcongregation des Ordens zu Genua in der Domkirche verschiedene Thesen aus der Rhetorik des Aristoteles, aus der

Logik, Physik und Metaphysik, aus der Mathematik und aus allen Theilen des hl. Thomas.

Nach Umfluß eines Jahres erhielt Bellarmin von dem Pater General den Befehl, nach Löwen zu reisen, um dort lateinische Predigten zu halten und den theologischen Cursus zu vollenden. Weil er aber zu Pavia angefangen hatte den Psalm „Qui habitat“ (XC.) auf der Kanzel zu erklären, und begierig gehört wurde, wollten ihn die Patres zu Padua nicht entlassen, und sie anworteten dem Pater General, es sei zu fürchten, daß Bellarmin zur Winterzeit die deutsche Kälte nicht werde vertragen können, und das sei auch die Ansicht des Arztes. Bellarmin selbst schrieb dem General, er sei bereit sofort abzureisen, wohin auch immer der Gehorsam gebieten möge; er sei aber noch nicht abgereist, weil Seine Paternität nicht ihm befohlen habe, abzureisen, sondern seinem unmittelbaren Obern, ihn wegzuschicken. Der Pater General beließ ihn hierauf noch sechs Monate in Padua. In dieser Zeit hörte Bellarmin den P. Johannes Riccardi, der einige Quästionen des dritten Theils des hl. Thomas erklärte, und setzte an den Festtagen seine Vorträge über den genannten Psalm fort. Zu Beginn des Jahres 1569 schrieb der Pater General an Bellarmin, er solle nach Mailand reisen und sich dort an den P. Jakob aus Flandern anschließen, um nach Löwen zu gehen. Die Reise wurde als gefährlich betrachtet wegen der Truppen des Herzogs von Zweibrücken, der auf dem Wege, welchen die beiden Jesuiten zu machen hatten, von Deutschland nach Frankreich marschirte. Bellarmin begab sich darum zu dem allerheiligsten Sacramente und opferte dort Gott sein Leben auf und alles, was ihm auf jener Reise nach Gottes Rathschluß zustoßen werde. Dann ging er voll guten Muthes ohne Begleiter nach Mailand und schloß sich dort dem P. Jakob an und dem Herrn Wilhelm Allen, der später Cardinal wurde,[1]) sowie zwei anderen

1) Der berühmte „Cardinal von England“. Vgl. Histor.-polit. Blätter LCCCII. 39 ff.

Engländern und einem Irländer. So reiste er nach Löwen, und als er dort das Collegium betrat, sagte er: „Ich werde von dem Pater General geschickt, um hier zwei Jahre zu bleiben; ich werde aber sieben Jahre bleiben.“ So geschah es auch. „Von welchem Geiste getrieben er dieses sagte, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß es ihm so in den Sinn kam:“ erzählt Bellarmin von sich selbst.

Am Feste des hl. Jakobus begann er seine lateinischen Predigten, und da es als hart erschien, daß er noch keine Weihen hatte und die Stola nicht tragen durfte, wie dort alle Prediger zu thun pflegten, schrieben die Löwener Patres darüber an den Pater General. Die Folge war, daß sich Bellarmin, da weder zu Löwen noch in der Nähe ein Bischof war, nach Lüttich begab, wo er in den Quatembertagen nach dem Aschermittwoch die erste Tonsur und die vier niederen Weihen, sowie die Subdiakonatsweihe empfing. Dann reiste er nach Gent und empfing am Samstag Sitientes (am Samstag vor dem Passionssonntag) die Diakonats-, am Charsamstag aber die Priesterweihe und zwar durch den Bischof Cornelius Jansenius von Gent, der zur Unterscheidung vom gleichnamigen Bischof von Ypern (dieser wurde erst 1585 geboren) der ältere genannt wird. Am Sonntag nach Ostern, 2. April 1570, sang Bellarmin zu Löwen feierlich die erste Messe mit Diakon und Subdiakon.

Anfangs Oktober 1570 wurde er von den Patres ersucht, scholastische Theologie vorzutragen. Er willigte ein und lehrte den ganzen ersten Theil in zwei Jahren, einen Theil der ersten Abtheilung des zweiten Theils ein Jahr, die zweite Abtheilung zwei Jahre, endlich den Anfang des dritten Theils ein anderes Jahr. Außerdem predigte er, was er jedoch im siebenten Jahre (seines Aufenthalts in Löwen) aufgab, da seine Kräfte gebrochen waren.

Bellarmin hatte als der erste Jesuit die Lehrkanzel der Theologie an der Universität Löwen bestiegen; denn bis dahin, erzählt er selbst, hatte die Universität nicht gestattet,

daß unsere Patres öffentlich lehrten. Als Professor nahm Bellarmin auch an dem Streite seines Ordens mit Michael Bajus Antheil. Weil Bajus, im Uebrigen ein ausgezeichneter Lehrer, berichtet Bellarmin, viele Ansichten vortrug, die zu den neuen Irrthümern der Lutheraner hinzuneigen schienen und von Papst Pius V. 1570 verdammt wurden, und weil Bellarmin wahrnahm, daß manchen diese Ansichten gefielen, fing er an dieselben zu widerlegen, nicht unter dem Namen des Doktor Michael, sondern unter dem Namen alter und neuer Häretiker.[1])

Zu jener Zeit beschloß Bellarmin in der Erwägung, die hebräische Sprache sei für das Verständniß der hl. Schrift sehr nützlich, dieselbe zu erlernen, und nachdem er von einem, der jener Sprache kundig war, das Alphabet und einige Anfangsgründe der Grammatik gelernt hatte, arbeitete er für sich eine hebräische Grammatik aus nach einer leichteren Methode, als der bei den Rabbinen gebräuchlichen.[2]) Zugleich richtete er eine Akademie ein, in welcher er mit einigen Genossen das Studium der hebräischen und griechischen Sprache betrieb. Um zu zeigen, daß seine Grammatik leichter sei als die anderen, versprach er einem seiner Schüler

1) Der Jesuite Nikolaus Frizon, welcher im Jahre 1708 eine Biographie Bellarmins schrieb, spricht ausführlich über die Unterwerfung des Bajus und knüpft daran eine Ermahnung an die Jansenisten seiner Zeit, dieses Beispiel nachzuahmen und zu beherzigen, daß die Unfehlbarkeit der Kirche in der Erkenntniß des Sinnes dogmatischer Schriften mit ihrer Unfehlbarkeit bezüglich der Dogmen so enge verbunden sei, daß die Bezweiflung der erstern Unfehlbarkeit die letztere stark erschüttere und wenigstens ihren Nutzen für die Gläubigen stark beeinträchtige. Diese Stelle gehört jedoch zu jenen, zu welchen ein Carton gedruckt werden mußte, weil man in Frankreich daran Anstoß nahm. Döllinger-Reusch, S. 79 N. 15; vgl. S. 5.

2) Bellarmins hebräische Grammatik (Institutiones linguae hebraicae) wurde zuerst zu Rom 1578, später oft gedruckt, ist aber jetzt selbstverständlich veraltet.

in der theologiſchen Schule, der von der hebräiſchen Sprache nichts wußte, er werde ihn, wenn er ſich von ihm unterrichten laſſe, in 8 Tagen ſo weit bringen, daß er mit Hilfe eines Wörterbuches hebräiſche Bücher verſtehen könne. Er brachte dieſes auch fertig, ſo daß er bewies, man dürfe das nicht für falſch halten, was der hl. Hieronymus von der Bläſilla[1]) berichtet, ſie habe die hebräiſche Sprache nicht in wenigen Monaten, ſondern in wenigen Tagen erlernt.

Im Jahre 1572, am achten Tage nach dem Feſte der Apoſtel (Petrus und Paulus) legte Bellarmin die vier Gelübde ab. Damals fielen viele Städte von dem König Philipp ab, und da der Prinz von Oranien mit einem großen Heere gegen Löwen anrückte, verließen faſt alle Ordensleute die Stadt, weil dieſelbe nicht leicht vertheidigt werden konnte und die calviniſtiſchen Häretiker, die in dem Heere des Prinzen ſehr zahlreich waren, namentlich gegen die Ordensleute wütheten. Weil aber der Feind viel ſchneller ankam, als man erwartete, befahl der Rektor des Collegiums allen, andere Kleider anzuziehen und ſich die Haare ſo ſchneiden zu laſſen, daß man die geiſtliche Tonſur nicht wahrnehmen könne; dann vertheilte er an ſie das wenige Geld, welches im Collegium vorräthig war, und ſchickte ſie zu je zweien weg, um ſich der drohenden Gefahr zu entziehen, wie ſie könnten. Bellarmin wanderte mit einem Gefährten unter vielen Mühen und Gefahren viele Tage auf Artois zu, bis er nach Douay kam, wo er, vor dem Kriege fliehend, die Peſt in jener Stadt heftig wüthen fand. Aber aus den vielen Gefahren befreite ſie der Herr. Einmal war Bellarmin beim Anbruch der Nacht ſo ermüdet, daß er nicht mehr weiter konnte und auf der Straße, und zwar einer ſehr gefährlichen Straße zurückbleiben mußte; aber ſiehe, da kam ein ſchnellfahrender Wagen, der mit Menſchen gefüllt war, welche gleichfalls vor dem Feinde flohen, und da der Fuhr-

1) Vielmehr von der hl. Paula (Hier. Ep. ad Paulam 39, al. 25).

mann wahrnahm, daß Bellarmin nicht mehr weiter gehen konnte, hielt er an und nahm ihn sehr bereitwillig auf den Wagen, während sein Begleiter, der stärkere Füße hatte, vorauslief, bis er an die ersten Häuser der Stadt kam. Jener Fuhrmann war ein braver und gutkatholischer Mann, der erzählte, er habe früher täglich eine Messe gehört, jetzt wolle er den Häretikern zum Trotze täglich zwei hören und soviel er könne, den Priestern zu Hilfe kommen, die von jenen verfolgt würden, und er habe darum Bellarmin gerne auf den Wagen genommen, weil er von seinem Gefährten gehört habe, daß er ein Priester sei, obschon er weltliche Kleider trage.

Daß Bellarmin vor dem Kriege und dadurch zugleich vor dem Martyrium geflohen, daran weiß auch Döllinger nichts auszusetzen. Er sagt (S. 81): Cavalchini, der im J. 1748 zum Relator im Seligsprechungsprozesse Bellarmins bestimmt wurde, bemerkte in seiner Relatio n. 201 ganz richtig, man könne es Bellarmin nicht zum Vorwurf machen, daß er sich dem Martyrium entzogen habe; denn Christus habe gesagt: „Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, fliehet in eine andere", und viele Heilige hätten nach diesen Worten gehandelt; Bellarmin habe zudem auf Befehl des Rektors Löwen verlassen. Weniger einverstanden scheint Döllinger mit dem von Cavalchini im Anschluß an diese Mittheilung versuchten Nachweise zu sein, Bellarmin sei gleichwohl bereit gewesen, das Martyrium zu erdulden. Denn der Bemerkung Cavalchini's: „Daß er bereit war, das Martyrium zu erleiden, glaube ich leicht von einem Manne, der für die Vertheidigung des Glaubens keine Mühe und Arbeit gescheut hat", reiht er die sonderbare Phrase an, welche der Cardinal Passionei, ein Gegner der Seligsprechung Bellarmins, in seinem Votum sich erlaubt hat: „Es ist doch etwas anderes, für den Glauben das Blut, als Tinte zu vergießen, und wenn jemand mit letzterer freigebig ist, so folgt daraus nicht, daß er es auch mit ersterem sein würde."

Gegen Ende des Herbſtes ſchlug der Herzog von Alba den Prinzen von Oranien in die Flucht und gewann die verlorenen Städte in Hennegau und Brabant wieder. Darauf kam Bellarmin nach Löwen zurück, um ſein Predigt- und Lehramt wieder aufzunehmen. Wie groß die Zahl ſeiner Zuhörer war, kann man daraus erſehen, daß dieſelben, wenn ſie nach Beendigung der Predigt durch verſchiedene Thüren die Kirche verließen, zwei oder drei Straßen ſo füllten, daß die Bürger ſich wunderten, woher die vielen Menſchen kämen; man ſagte, es ſeien einige Tauſende. Als Bellarmin eines Tages zu der ziemlich entfernten Kirche ging, wo die Predigt war, geſellte ſich zu ihm ein geſetzter Mann, der in ihm den Prediger nicht erkannte. Bellarmin war nämlich klein von Geſtalt, ſah jedoch auf der Kanzel größer aus, weil er auf einer Bank ſtand, weshalb man ſich auch in der Stadt erzählte, es ſei ein langgewachſener junger Mann aus Italien gekommen, um lateiniſche Predigten zu halten. Jener Mann alſo begann an Bellarmin viele Fragen zu richten, ob er den Prediger kenne, woher er ſei, wo er ſtudirt habe; zugleich lobte er ihn über Gebühr. Bellarmin antwortete ſo, daß er nicht verrieth, wer er ſei. Endlich ſagte jener: „Du gehſt mir zu langſam, ich möchte, wenn du es nicht übel nimmſt, ſchnell laufen, um noch einen Platz zu bekommen.“ Bellarmin antwortete: „Thue was dir beliebt; mir kann ein Platz nicht fehlen.“ „Ueber die Frucht der Predigten kann ich nur dieſes ſagen, daß durch eine am Allerſeelentag gehaltene Predigt über den Tod eine große Bewegung zur Buße entſtand, wie auch, daß durch eine am Sonntag der Frohnleichnamsoktav gehaltene Predigt viele im Glauben an die Wahrheit des Leibes des Herrn in der Euchariſtie befeſtigt oder auch vom Irrthum zurückgeführt wurden, wie ich von glaubwürdigen Leuten vernommen habe.“

Was hier Bellarmin von ſich ſelbſt erzählt, gewiß ohne die Abſicht ſich zu rühmen, findet durch die Mittheilung des Jeſuiten Thomas Sailly aus Brüſſel, der 1570 als Student

in Löwen Bellarmin predigen hörte, vollauf seine Bestätigung. Dieser erzählt, Bellarmin habe mitunter zwei Stunden gepredigt unter großem Zulauf und mit großem Erfolg, „so eindringlich, daß er immer einige Studenten, mitunter sechs oder sieben, mitunter fünfzehn, antrieb, die Welt zu verlassen, welche dann in unser Collegium kamen und, dort durch geistliche Exercitien vorbereitet, verschiedene Orden wählten" (S. 82). Auch von Protestanten wurden Bellarmins Predigten, wie er dieses selbst andeutet, besucht. Die Predigten erschienen 1615 zu Köln im Drucke, also 40 Jahre, nachdem sie gehalten worden, wie auch der Titel besagt: „Conciones habitae Lovanii ante annos circiter quadraginta, nunc consensu auctoris publicatae." Die Veröffentlichung besorgte Simon Ryckius aus den Minoriten-Observanten; Bellarmin selbst dachte niemals an die Herausgabe und hatte das Original-Manuscript nicht aufbewahrt. Als er hörte, Ryckius beabsichtige die Predigten nach der Nachschrift eines Zuhörers herauszugeben, überschickte er ihm zur Vergleichung eine Abschrift seiner Predigten, welche seinem Beichtvater Francesco Rocca gehörte. Gleichwohl fiel das Werk nicht zu seiner Befriedigung aus. In einem Briefe vom 7. März 1615 sagt er, er müsse sich dieser Ausgabe der vielen und schlimmen Druckfehler wegen schämen. Er corrigirte deshalb ein Exemplar, und nach diesem wurde die zu Cambray 1617 erschienene Ausgabe gedruckt. Im Jahre 1621 schrieb Bellarmin an einen Ordensgenossen, der ihm von einer beabsichtigten Uebersetzung der Predigten geschrieben hatte: „Die Predigten sind von mir, aber nicht herausgegeben von mir; denn hätte ich sie herausgeben wollen, so wären sie viel besser erschienen. Von den Mönchen zu Löwen haben andere fromme Leute Abschriften erhalten und danach sind sie von einem sehr frommen Franziskaner in Druck gegeben worden." Döllinger bezeichnet diese Mittheilung als „nicht ganz der Wahrheit gemäß". Es ist uns unverständlich, warum hier Bellarmin nicht die Wahrheit gesagt haben soll. Vermuthlich hatte er

bei dieſer Aeußerung die erſte fehlerhafte Ausgabe im Auge, wenn aber auch die zweite von ihm verbeſſerte, ſo iſt zu bemerken, daß ſich die Verbeſſerungen ſicherlich nur auf die „vielen und ſchlimmen“ Druckfehler bezogen. Die Herausgabe der Predigten fiel ſicherlich auch nach der von Bellarmin vorgenommenen Correktur noch nicht derartig aus, wie es der Fall geweſen wäre, wenn Bellarmin ſelbſt dieſelbe in die Hand genommen oder gar von Anfang an intendirt hätte. Zudem iſt nicht bekannt, welchen Gebrauch Ryckius von der ihm ertheilten Ermächtigung gemacht, „fehlerhafte, unpaſſende oder überflüſſige Stellen zu corrigiren.“

Die Patres des Löwener Collegs gaben es nicht zu, daß Bellarmin wegging, als er von dem Cardinal Borromeo, der jetzt der hl. Karl heißt, dringend begehrt wurde und ihm von dem Pater General verſprochen worden war, desgleichen als er von den Pariſern begehrt wurde. Aber im Jahre 1576, als ſeine Geſundheit ſo geſchwächt ſchien, daß er nach der Meinung der Aerzte nicht mehr lange zu leben hatte, ſchrieben ſie an den Pater General, ſie könnten nicht länger ohne großes Gewiſſensbedenken einer Luftveränderung widerſprechen. Darauf ließ der General ihn ſofort nach Rom kommen. Nachdem Bellarmin wieder die italieniſche Luft einzuathmen begonnen, empfand er eine wunderbare Veränderung in ſeinem Körper; die Kräfte ſchienen zurückzukehren und die verſchiedenen Schmerzen, die die ihn quälten, ließen nach. So langte er in Rom ſo gekräftigt an, daß er nach ein oder zwei Monaten auf Befehl der Obern anfangen konnte, im römiſchen Colleg die Controverſen vorzutragen. In dieſem Amte blieb er elf Jahre (von Ende Oktober 1576 an); zugleich hielt er Exhorten und hörte die Brüder Beichte.

Aus den polemiſchen Vorleſungen, welche Bellarmin im römiſchen Colleg hielt, entſtand ſein Hauptwerk: „Disputationes de controversiis christianae fidei adversus hujus temporis haereticos,“ deſſen zwei erſte Bände 1586

bezw. 1588 im Drucke erschienen, während der dritte 1592 zur Ausgabe gelangte. Das Werk wurde zu Ingolstadt, also in Deutschland gedruckt, für das es speciell bestimmt war, gleichwie er auch die Vorlesungen hauptsächlich für die Zöglinge des deutschen und englischen Collegs hielt. Bellarmins Controversen sind „das ausführlichste Werk, welches zur Vertheidigung des katholischen Glaubens, namentlich gegen die Angriffe der Protestanten, bis auf den heutigen Tag erschien, und haben sowohl durch die Erudition, die darin zu Tage tritt, als durch die würdige, von aller Schmähung der Gegner freie Polemik dem Verfasser unvergänglichen Ruhm gebracht.“ [1]) Es ist charakteristisch, daß Döllinger für dasselbe kein Wort der Anerkennung hat. Wohl aber stellt er mit Mühe die Schwächen desselben zusammen und erzählt ausführlich, was der oben genannte Passionei auf die Bemerkung replicirt, die Werke Bellarmins, die er zur Vertheidigung des Glaubens geschrieben, seien ein Zeugniß „seines heroischen Glaubens, ja noch dazu seiner seraphischen Liebe.“ „Ich lobe alle Werke Bellarmins sehr,“ schrieb Passionei, „und erkenne an, daß sie für die Kirche sehr nützlich sind; aber ich behaupte, es haben viele andere Theologen über die Controversen zwischen Katholiken und Protestanten wirksamer und erfolgreicher geschrieben. Die Darlegung des katholischen Glaubens und die Geschichte der Veränderungen von Bossuet sind geeigneter, die Häretiker zu überzeugen, als die Bände Bellarmins, so werthvoll diese auch sein mögen; und Jeder wird annehmen müssen, daß Bossuet aus lauterm Eifer für die katholische Religion geschrieben hat; ist er aber darum ein Heros des Glaubens und ein Seraph der Liebe? Arnauld hat mit aller nur möglichen Kraft gegen die Moral der Calvinisten ein Buch geschrieben, welches von allen französischen Bischöfen approbirt worden ist, und er und Nicole haben zusammen gegen die-

1) Hefele, Kirchenlexikon, 2. Aufl. II. Bd. S. 286.

ſelben Calviniſten die wirkliche Gegenwart Chriſti in der Euchariſtie in einem Werke erwieſen, welches auch von den Päpſten belobt worden iſt: ich weiß nicht, ob der Poſtulator darum auch dieſen Schriftſtellern jene Ehrennamen beilegen würde. Und wer hat entſchiedener und mit gründlicherer Gelehrſamkeit den Glauben der vornicäniſchen Väter vertheidigt als Georg Bull? Und dieſer war nicht einmal Katholik.“ So Paſſionei, der gewiß auch ſelbſt wohl erkannt hat, welches die Vorzüge der Bellarmin'ſchen Controverſen vor den aufgeführten Werken, insbeſondere vor der Histoire des variations ſind, worin Boſſuet, um mich eines Vergleiches zu bedienen, dadurch die Wunde zu heilen verſucht, daß er nicht davon ſpricht.

(Fortſetzung folgt.)

II.

Ein kirchenpolitiſcher Streit in Ungarn.

Das ungariſche Königreich wird in der Regel als das Land der muſterhaften Toleranz in religiöſen Dingen betrachtet und namentlich von liberaliſtiſcher Seite als die Heimſtätte des confeſſionellen Friedens gerühmt, auch anderen Ländern zum nachahmenswerthen Vorbilde empfohlen. In dieſem Lobe, dem unzweifelhaft ein großer Theil von Berechtigung innewohnt, iſt indeſſen für jeden unbefangenen Beobachter der Verhältniſſe zugleich ein bedenklicher Vorwurf enthalten.

Das gegenſeitige Verhalten der Confeſſionen in Ungarn entſpringt unſtreitig jener duldſamen Anſchauung und Auffaſſung religiös-kirchlicher Meinungen, Ueberzeugungen und Bethätigungen, welcher man hierlands ſelbſt in den breiteren

Schichten des unteren Volkes begegnet. Wenn dieſe Duldſamkeit von der Wärme und thatkräftigen Treue in Ausübung der Pflichten gegenüber der eigenen Kirche begleitet iſt: dann verdient ſie unfraglich jenes Lob; denn es iſt nicht uns anheimgegeben, zu richten über Glauben und Gewiſſen Anderer.

Erſcheint jedoch die gerühmte Toleranz nur als Ausfluß der eigenen Gleichgiltigkeit oder Unwiſſenheit in Sachen der Religion und Kirche; iſt ſie nur ein Produkt der eigenen Schwäche und Nachgiebigkeit in Fragen des Glaubens, der kirchlichen Rechte und Freiheiten: ſo verdient eine ſolche Duldſamkeit wahrlich kein Lob, ſondern vielmehr den entſchiedenſten Tadel. Eine ſolche indifferente, ſchwachmüthige oder unwiſſende Hingabe der eigenen Intereſſen und damit die Förderung des Einfluſſes und die Zunahme der Feinde und Gegner unſerer Religion und Kirche muß als die ärgſte Gefahr für das religiöſe Leben auf das entſchiedenſte abgelehnt und bekämpft werden.

In Ungarn hat nun die Toleranz aus religiös-kirchlicher Gleichgiltigkeit oder Unwiſſenheit ſeit Decennien ungemein Platz gegriffen. Die politiſchen und nationalen Kämpfe haben bei allen Volksſtämmen dieſes polyglotten und confeſſionell gemiſchten Landes die meiſte Zeit, Kraft und Aufmerkſamkeit ſeit mehr als einem halben Jahrhundert abſorbirt und es namentlich auch bewirkt, daß die Katholiken Ungarns für die Intereſſen ihrer Kirche weit geringeren Bedacht und weniger Obſorge genommen hatten. Der in politiſch-nationaler Oppoſition ſtehende Proteſtantismus fand bei den Katholiken die wärmſte Unterſtützung, und dieſer im Weſentlichen gegen die Regierung gerichtete Kampf zog insbeſondere auch die von dieſer Regierung angeblich bevorzugte katholiſche Kirche, die bis 1848 die privilegirte Staatskirche in Ungarn geweſen, in ernſtliche Mitleidenſchaft.

Die Katholiken ſelbſt entwöhnten ſich, die Intereſſen ihrer Kirche als ein gemeinſames Gut der Geiſtlichkeit und des Laienſtandes zu betrachten, und es griff allmählich die

ebenso falsche als gefährliche Ansicht um sich, daß kirchliche Angelegenheiten vor Allem und hauptsächlich nur den Klerus berühren, der im Nothfall die Unterstützung der Regierung beanspruchen möge. Nur in den Reihen der Aristokratie fanden sich einzelne Männer, deren Blicke in kirchlichen Fragen weiter und tiefer reichten. Die große Mehrzahl des katholischen Volkes besaß namentlich in kirchenpolitischen Dingen entweder gar keine oder nur eine verschiefte, protestantisch und liberalistisch beinflußte Meinung.

Solchen Zuständen innerhalb der katholischen Kirche gegenüber konnte es den nimmer rastenden Herrschgelüsten des Protestantismus in Ungarn nicht schwer fallen, seine Aspirationen mehr und mehr zu befriedigen und sich jene Stellung im öffentlichen Leben Ungarns zu erringen, von welcher aus er heute die politischen Geschicke des Landes im Wesentlichen bestimmt. Die fünfzehnjährige Herrschaft des Calviners Kol. von Tisza hat zur Ausbreitung und Befestigung dieser Herrschaft auch dadurch ungemein Vieles beigetragen, daß sie jedes Aufkeimen und Erstarken des katholischen Geistes niederzuhalten und namentlich auch eine Verständigung und Zusammenschließung der geistlichen und weltlichen Elemente in kirchenpolitischen Fragen zu hintertreiben oder zu vernichten wußte. Wenn in dieser Richtung dem für allmächtig betrachteten Ministerpräsidenten Tisza nicht jeder Versuch gelang, so ist das ebenfalls dem ernsten Widerstande der katholischen Aristokratie zu danken, wie dieß erst noch im Jahre 1883 in Bezug auf die versuchte Einführung der Juden-Christen-Ehen der Fall war.

Der ungarische Protestantismus hatte überhaupt von jeher sein Augenmerk den Ehen zugewendet und war bemüht, durch die eheliche Verbindung protestantischer und katholischer Theile ernstlich den religiösen Indifferentismus und dann den Abfall vom Glauben in die katholische Kirche hineinzutragen. Als ein besonders gern gehandhabtes Werkzeug hiezu diente ihm überdieß die Frage über die confessionelle

Zugehörigkeit und religiöse Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen.

Wie bedeutend an Zahl diese gemischten Ehen in Ungarn sind, darüber belehren uns schon wenige statistischen Daten. Ungarn hat außer Serbien unter allen europäischen Staaten den größten Heiraths-Exponenten; denn es kommen hier auf je 1000 Einwohner durchschnittlich beinahe 11 Ehen; in Oesterreich und Preußen nur 8, in Bayern 6.8, in Baden und Württemberg 6.4, in Frankreich 7.6, in England 6.6, in Griechenland 5.6 Ehen.

Diese Häufigkeit der Eheschließungen und die ebenso außergewöhnliche Mischung der Confessionen sind zugleich die Ursachen der zahlreichen gemischten Ehen, worin Ungarn gleichfalls alle übrigen Staaten Europas übertrifft. Während in Oesterreich das Verhältniß der gemischten Ehen (1882) bloß 0.7% der Eheschließungen ausmacht, beträgt diese Verhältnißzahl in Ungarn (mit Siebenbürgen, aber ohne Kroatien-Slavonien) in dem Lustrum von 1881 bis 1885 die Höhe von 8.2% der geschlossenen Ehen. In dem Decennium von 1867 bis 1877 machten die gemischten Ehen erst 5.45% aus. Die Zunahme ist also sehr beträchtlich und wächst von Jahr zu Jahr. Bezeichnend erscheint insbesondere die außerordentliche Vermehrung der gemischten Ehen in dem sonst so gut katholischen Kroatien. Im Jahre 1875 war hier die Verhältnißzahl der gemischten Ehen erst 0.7%; seither ist sie ununterbrochen gestiegen, so daß sie im Jahre 1885 mehr als verdoppelt wurde. Es waren nämlich die gemischten Ehen in Kroatien auf 1.5% der Eheschließungen angewachsen, in absoluten Zahlen auf 157 gemischte Ehen von 337.

Zwischen Stadt und Land waltet hinsichtlich der gemischten Ehen ein bedeutender Unterschied ob. In den 25 königlichen Freistädten Ungarns ist das Durchschnittsverhältniß 16.8%; ja in einzelnen Städten steigt es bis auf 30% und darüber, d. h. nahezu jede dritte Ehe ist eine confessionell gemischte. Ein lehrreiches Beispiel hiefür ist die ungarische

Hauptstadt Budapest. Im Jahre 1874 stand die Procentzahl der gemischten Ehen hier noch auf 14.4; gegenwärtig schwankt sie zwischen 19.6—20.6%. In absoluter Zahl haben die gemischten Ehen in Budapest um mehr als 100% zugenommen (i. J. 1875: 363, i. J. 1889: 758, ja i. J. 1884: 814 gemischte Ehen).

Die liberalistische Statistik erkennt darin „gesunde Zustände, welche die religiöse Toleranz befördern". Allein selbst diese Vertheidiger des Indifferentismus in Glaubenssachen müssen zugestehen, daß einmal mit der Zunahme der gemischten Ehen zugleich die Ehescheidungen sich vermehren, ein Beweis, daß es diesen Ehen an innerer Harmonie und Eintracht fehlt, und dann, daß hinsichtlich der Erziehung der Kinder in solchen Ehen theils Streit und Hader entstehen, theils zur Vermeidung dessen entweder die confessionell getrennten Ehetheile sich in Einem Bekenntnisse vereinigen oder mindestens ihre Kinder nur nach den Grundsätzen und Lehren Einer kirchlichen Confession erziehen lassen. Gegen diese letztere Absicht hat nun der trotz seiner absoluten Minorität im Lande herrschende ungarische Protestantismus im Jahre 1868 eine Schranke aufzurichten gewußt, welche den freien Willen der Eltern unter ein schweres Joch beugt und die eben jetzt die nächste Ursache des ausgebrochenen Streites in Ungarn ist.

Ohne an dieser Stelle in die allerdings interessante und lehrreiche Geschichte der gemischten Ehen und der hierauf Bezug nehmenden gesetzlichen Verfügungen des Näheren einzugehen, begnügen wir uns mit der Anführung einiger Thatsachen, welche den heutigen Zustand erklären, und zwar beschränken wir uns auch hierin auf die Frage der Kindererziehung in gemischten Ehen.

Bis 1868 war in Ungarn (ohne Siebenbürgen) hinsichtlich der religiösen Zugehörigkeit und Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen der Gesetzartikel 26 vom Jahre 1791 § 15 maßgebend, demzufolge in einer gemischten Ehe mit katholischem Vater die Kinder beiderlei Geschlechts in der

katholiſchen Religion erzogen werden mußten, ſelbſt in dem Falle, wenn nach dem Tode des Vaters die akatholiſche Mutter die Erziehung fortſetzte. War jedoch in der gemiſchten Ehe die Mutter der katholiſche Theil, dann folgten bloß die Mädchen dem Glauben der Mutter, die Knaben jenem des Vaters; doch war letzteres nicht ausdrücklich anbefohlen, eine Vereinbarung der Eltern in dieſer Beziehung ſomit geſetzlich erlaubt. Daraufhin geſtattete denn auch die Inſtruktion des Cardinal-Staatsſekretärs Lambruſchini auf Grund des päpſtlichen Breves vom 30. April 1841 den katholiſchen Seelſorgern in Ungarn bei Schließung einer gemiſchten Ehe die aktive Aſſiſtenz, wenn der akatholiſche Theil ſich verpflichtet, daß die aus dieſer Ehe ſprießenden Kinder beiderlei Geſchlechts im katholiſchen Glauben erzogen werden ſollen.

Die Ausfertigung ſolcher Reverſalien verbietet nun der heute in Kraft befindliche Geſetzartikel 53 von 1868, welcher augenſcheinlich unter dem Einfluſſe eines ältern Geſetzes des vorwiegend akatholiſchen Siebenbürgens zu Stande gekommen iſt. Der ſiebenbürgiſche Geſetzartikel 57 vom Jahre 1791 ſchreibt nämlich vor, daß in gemiſchten Ehen die Kinder nach ihrem Geſchlechte der Confeſſion ihrer Eltern zu folgen haben und daß es den Ehetheilen verboten iſt, eine anders lautende Vereinbarung oder Verpflichtung einzugehen. Ein jeder ſolcher Akt entbehrt der Rechtsgiltigkeit.

Ganz denſelben Geiſt des ſtarren Druckes und der Bindung der natürlichen Willensfreiheit athmet auch der ungariſche G.-A. 53 v. 1868 über die „Reciprocität unter den geſetzlich anerkannten chriſtlichen Glaubensbekenntniſſen.“ Die §§. 12 bis 18 regeln die religiöſe Erziehung der Kinder aus gemiſchten Ehen folgendermaßen: Von den Kindern aus gemiſchten Ehen folgen die Knaben der Religion des Vaters, die Mädchen der Religion der Mutter. Alle mit dieſer Vorſchrift im Widerſpruch ſtehenden Verträge, Reverſalien oder Aenderungen ſind ungiltig und beſitzen keinerlei Rechts-

kraft. Die confessionelle Erziehung der Kinder kann weder der Tod eines Elterntheiles noch die gesetzliche Auflösung der Ehe verändern. Treten die Eltern zu einem anderen Glaubensbekenntnisse über, so folgen die Kinder unter sieben Jahren je nach ihrem Geschlechte den Uebertretenden. Die vor der Ehe geborenen und durch die nachträgliche Ehe legitimirten Kinder unterstehen hinsichtlich ihrer religiösen Erziehung denselben gesetzlichen Vorschriften wie die legitim geborenen. Dasselbe ist der Fall bei illegitimen Kindern, wenn sie von ihrem Vater anerkannt werden; geschieht dies nicht, dann folgen sie der Religion ihrer Mutter.

Prüft man die Bestimmungen des ungarischen Gesetzes 53 vom Jahre 1868 nicht vom religiös-kirchlichen, sondern nur vom rein rechts- und staatsphilosophischen Standpunkte: so kommt man zu dem Resultate, daß die Gesetzgebung hier ihre Competenz überschritten und ein ihr fremdes Territorium beschritten habe. Denn (so äußert sich ein ungarischer Jurist, Dr. Stefan Bangha in der ungarischen Fachzeitschrift „Jog", Nr. 19 l. J.) „es ist klar, daß es nicht im Berufe des Staates liegen könne, vorzuschreiben, seine Bürger mögen dieses oder jenes der recipirten Glaubensbekenntnisse als das beste anerkennen; er ist nicht berufen zu verbieten, daß seine Bürger als Eltern nach ihrem Gewissen jene Religion ihren Kindern einflößen, deren Lehren sie als die richtigsten und für das Seelenheil der Kinder als die günstigsten erachten; endlich kann der Staat nicht den Beruf haben, in seinen Schulen einen Religionsunterricht zu oktroyiren, der mit dem Willen der Eltern im Widerspruche steht . . . Ja das Gesetz geht noch weiter. Es fordert von den Eltern, daß sie dem einen ihrer Kinder diese, dem andern jene Religionslehren ertheilen; daß sie z. B. dem Sohne als Wahrheit lehre, der katholische Glaube sei der allein wahre, der calvinische aber Ketzerei; der Tochter jedoch das Gegentheil für wahr erklären".

Das Gesetz überschreitet auch die berechtigten Ansprüche der staatlichen und socialen Gemeinschaft. Denn die hier

enthaltene Einschränkung der persönlichen Freiheit liegt weder im Interesse der Gesellschaft, noch wird sie von einem Staatszwecke gefordert. Der Staat befindet sich ja solchen Religionsbekenntnissen gegenüber, welche er ohne Unterschied als gesetzlich gleichberechtigt anerkannt hat; wie kann er demnach seinen Bürgern ihre natürlichsten Rechte entziehen wollen? Thut er dieß, dann muß man fragen, ob man hier noch in einem Rechtsstaate lebe?

Dr. Bangha hebt hervor, daß in Hinsicht der Grenzen eines rechtlichen Gesetzes das „finstere" Mittelalter und das „graue" Alterthum gereinigtere Anschauungen besaßen, als Ungarn seit dem Jahre 1868. Es sei deshalb kein Wunder, wenn dieses Gesetz das allgemeine Rechtsgefühl verletzte und deshalb von den Eltern und von den Seelsorgern häufig außer Acht gelassen wurde. Das natürliche Rechtsgefühl bewog die Eltern in gemischten Ehen, daß sie trotz des Verbotes durch das Staatsgesetz sich ihr gutes Recht, die religiöse Erziehung ihrer Kinder zu bestimmen, nicht nehmen lassen wollten.

Daraus mußten dann Conflikte entstehen, um so mehr, als die liberalistische Staatsgesetzgebung auf der betretenen Bahn weiterschritt und im Jahre 1879 den Bestimmungen des G.-A. 53: 1868, §. 12 die dort mangelnde Strafsanktion hinzufügte. Das 1879 geschaffene Strafgesetz über die Uebertretungen (G.-A. 40: 1879) verfügt im §. 53: „Wer eine minderjährige Person, welche das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet hat, entgegen den Bestimmungen des Gesetzartikels 53 vom Jahre 1868 in eine andere Religions-Genossenschaft aufnimmt, ist mit Arrest bis zu zwei Monaten und an Geld bis zu dreihundert Gulden zu bestrafen." Damit hat die „lex imperfecta" von 1868 die von akatholischer Seite heiß ersehnte Ergänzung erlangt und jetzt konnte die Maßregelung der Geistlichen ihren Lauf nehmen. Zur Erleichterung und Beschleunigung dieser löblichen Absicht bot der damalige Cultusminister, August Trefort, gerne die Hand.

Der ungarische Episkopat hatte sich nämlich bald nach der Schaffung des Strafgesetzes hinsichtlich des § 53 dieses Gesetzes an das Centrum unserer Kirche, nach Rom, gewendet und von dort unter dem 21. Juli 1880 ein Dekret empfangen, in welchem den katholischen Seelsorgern anbefohlen wird, „ne praetextu vitandi poenas a lege civili sancitas contra sacerdotes in Ecclesiae sinum recipientes eos, quos ipsa eadem civilis lex sectis haereticorum devovet, aliquem respuant sive a baptismo, sive a catholica educatione, sive a ceteris Sacramentis.“ Unter Einem wurde aber auch untersagt die Ausstellung von Matrikular-Auszügen (Taufscheine), wodurch solche katholisch getaufte Kinder aus gemischten Ehen gewissermaßen aus dem Verbande der Kirche freigegeben würden; denn hiedurch, meint die Instruktion, „non solum totam rationem cautionum pro Ecclesia subverteret, sed cautionem constitueret pro haeresi.“

Es kamen somit auch nach dem Strafgesetze von 1879 und seinen Strafbestimmungen fortgesetzt Taufen von Kindern aus gemischten Ehen durch Geistliche eines andern christlichen Religionsbekenntnisses vor; die Mehrzahl derselben mußte seitens katholischer Pfarrer und ihrer Kapläne vollzogen werden, weil ja die Katholiken an den gemischten Ehen in Ungarn numerisch zumeist betheiligt sind. Zieht man nämlich die Eheschließungen des Lustrums von 1881 bis 1885 in Betreff des confessionellen Charakters der Ehetheile in Betracht, so waren unter durchschnittlich 10,000 gemischten Ehen in ganz Ungarn die Katholiken in 8135 Fällen betheiligt, wobei wir nur die Ehen zwischen Katholiken und Protestanten oder griechisch-Orientalischen als eigentliche „gemischte“ Ehen annehmen, weil ja die eheliche Verbindung zwischen römischen und griechischen Katholiken nicht als eine „confessionell-gemischte“ Ehe betrachtet werden darf.

Die Folge dieser Thatsache war, daß die katholischen Seelsorger von dem Strafparagraphen am meisten bedroht und der gerichtlichen Verfolgung hauptsächlich ausgesetzt

waren. Der G.-A. 53 vom Jahre 1868, sowie auch das Strafgesetz vom Jahre 1879 sprechen zwar nirgends von der Taufe als einer strafbaren Handlung; allein in dem Strafgesetze ist von der widergesetzlichen Aufnahme in eine andere Religions-Genossenschaft die Rede. Das legten nun die Untergerichte und selbst das Cultusministerium in der Weise aus, daß hiermit der Taufakt gemeint sei, und also dieser als eine „strafbare" Handlung erscheint, weil er mit den Vorschriften des G.-A. 53 vom Jahre 1868, die allerdings darüber schweigen, im Widerspruche stehe. Allein die Obergerichte waren anderer Meinung und entschieden in concreten Fällen dahin, daß die Taufe eines Kindes christlicher Eltern durch einen Geistlichen einer anderen Confession nicht gleichbedeutend sei mit der Aufnahme des betreffenden Kindes in die Glaubensgemeinschaft des taufenden Geistlichen. Wir wollen diesen jedenfalls eigenthümlichen Entscheid der Obergerichte keiner nähern Prüfung unterziehen; vom katholischen Standpunkt aus scheint er unhaltbar; für die ungarische Regierung hatte er jedoch bindende Bedeutung und es mußte nun den „wegtaufenden" katholischen Seelsorgern gegenüber ein anderer Strafgrund gesucht werden. Ein solcher wurde denn auch bald gefunden.

Minister Trefort erließ nämlich am 11. Juli 1884 eine Verordnung, welche es den Seelsorgern, im Falle diese sich durch die Umstände genöthigt sehen, an neugeborenen Kindern, die nach dem Gesetze zu einer andern Confession gehören, die Taufe zu vollziehen, zur Pflicht machte, einen solchen Taufakt nicht in ihre Matrikel aufzunehmen, sondern innerhalb acht Tagen davon denjenigen Seelsorger zu verständigen, der nach dem G.-A. 53 vom Jahre 1868 zur Vornahme der Taufe berufen wäre. Wer diese Verständigung unterläßt, verfällt der im Strafgesetze § 53 angedrohten Strafe.

Jetzt war also die Eintragung in die Matrikel resp. die Nichtanzeige des vollzogenen Taufaktes die strafbare Handlung geworden. Der Episkopat wendete sich im Jahre 1885

mit einer Gesammtvorstellung an den Cultusminister und wies darin nach, daß dieser Ministerial-Erlaß gegen die aus der Religion fließende Gewissenspflicht sich vergehe und in den letzten Consequenzen gerade jenen religiösen Frieden gefährden müßte, den zu wahren der Zweck jenes Erlasses sein sollte. Die dringliche Bitte des Episkopats um Zurücknahme des Erlasses hatte keinen Erfolg, wohingegen der Episkopat die Publicirung des Erlasses an den Klerus ablehnte.

Unter Anwendung weitgehender Nachsicht hatte der Episkopat um des Friedens willen und zur Schonung der unterstehenden Seelsorgegeistlichkeit in Bezug auf gemischte Ehen und religiöse Erziehung von Kindern aus solchen Ehen ohnehin einen duldsamen modus vivendi eingeführt. Aber diese milde Praxis sagte den protestantischen Eiferern nicht zu: sie drängten den neuen Cultusminister, Graf Albin Csáky, zu verschärften Schritten gegen den Klerus, und der Minister konnte leider diesem Andrängen keinen Widerstand leisten. Immerhin verdient es Anerkennung, daß er von der Verschärfung des ministeriellen Verfahrens den betreffenden Erlaß dem Cardinal-Fürstprimas zur Begutachtung mittheilte. Se. Eminenz Dr. Johann Simor äußerte sich in einem Schreiben vom 14. November 1889 über die Absicht des Ministers in entschieden abmahnender Weise. Unter Berufung auf die Vorgänge und Erfahrungen in Bezug auf den Erlaß des früheren Ministers vom 11. Juli 1884 wiederholt der greise Kirchenfürst „in noch höherem Maße, daß auch der (in Aussicht genommene neue) Erlaß nicht den gewünschten Erfolg bringen, sondern im Gegentheil solche Religionsstürme im Lande hervorrufen könnte, wie es deren seit dem 30jährigen Kriege keine gesehen habe."

Würde nämlich durch den neuen Erlaß der in Uebung stehende modus vivendi als strafbar unmöglich gemacht, dann würde die Dispensationsgewalt des ungarischen Episkopats, der in der Interpretation derselben ohnehin schon bei der äußersten Grenze angelangt ist, völlig aufhören, die römische

Curie aber würde eine noch weitergehende Ermächtigung nicht ertheilen, weil sie eine solche überhaupt nicht geben könnte. Die Folge hievon wäre, daß die katholischen Bischöfe Brautleuten verschiedener Confession niemals Dispens ertheilen könnten, was im ganzen Lande große Unruhe verursachen würde, für welche man natürlich den Episkopat nicht verantwortlich machen könnte. Ferner wäre der Episkopat in Folge solcher (ministeriellen) Verfügung genöthigt, die Geistlichkeit anzuweisen, mit jenen Gläubigen, welche sich weigern, die Kirchengebote zu beobachten, derart vorzugehen, wie die Gesetze der Kirche es vorschreiben; dagegen würden aber sowohl die Gläubigen als auch die mit ihnen die Ehe eingehenden Protestanten remonstriren, ohne daß der Episkopat Abhilfe schaffen könnte. Der Klerus würde kaum freiwillig die zu bemessenden Strafen zahlen; dieselben müßten daher im Exekutionswege eingetrieben werden; der Erläuterung dessen aber, welche gehässigen Zustände diese fortwährenden Pfändungen schaffen würden, glaubt der Cardinal-Fürstprimas enthoben zu sein.

Der Schluß des höchst interessanten Schreibens lautet: „Den gegenwärtigen Zuständen, welche, wie ich Ew. Excellenz versichern kann, für die Katholiken viel gravaminöser sind als für die Protestanten, kann insoferne radikal nicht abgeholfen werden, als die ungerechten Verfügungen des 53. G.-A. von 1868 bestehen und bis die ungarische Legislative bezüglich der Religion sich nicht auf den Standpunkt des von Gott gegebenen natürlichen Rechtes der Eltern stellt. Die Gravamina der Protestanten sind nichts Anderes, als ein seit Jahrhunderten zur Gewohnheit gewordenes Wehegeschrei, welches heutzutage in Ungarn keine rechtliche Basis mehr hat. Die Katholiken wären in vielen Fällen viel mehr berechtigt, die Politik der Gravamina zu befolgen, als jene, und die ihrerseits vorgenommenen ‚Wegtaufungen' selbst stellen sie selber nicht in Abrede; aber die Katholiken halten das natürliche Recht der Eltern, welches durch kein positives Gesetz

confiscirt werden kann, in Ehren; sie schlagen deswegen keinen Lärm, belästigen Ew. Excellenz nicht und denunciren auch die protestantischen Geistlichen nicht bei den Gerichten. Wenn auch bei den Protestanten so viel Gefühl für den religiösen Frieden vorhanden wäre wie bei den Katholiken, dann würden sie gewiß mit den Beschwerdeführungen aufhören und im Frieden den Segen der für sie ohnehin günstigen kirchenpolitischen Verhältnisse genießen."

Diese mahnenden und warnenden Vorstellungen des Hauptes der katholischen Kirche in Ungarn scheinen im Cultusministerium keinen besonderen Eindruck gemacht zu haben; man meinte dort unter Hinweis auf die bisherige duldsame Praxis in Angelegenheit der Mischehen, daß man den katholischen Seelsorgeklerus unter polizeiliches Strafregiment stellen könne. Der Cardinal erhob deshalb unter dem 1. Dezember 1889 neuerdings seine Stimme und verwies darauf, daß der nachsichtige modus vivendi in Sachen der gemischten Ehen nur deshalb möglich war, weil im G.-A. 53 vom J. 1868 „weder von einer Wegtaufung noch von Ausfolgung von Matrikel-Auszügen" die Rede sei; all diese Dinge seien erst nachträglich den Protestanten zuliebe in's Gesetz hinein interpretirt worden. Da nun aber Minister Trefort und auch der in Absicht genommene neue Ministerial-Erlaß die Nichtausfolgung der Matrikel als strafbar dekretire, so erlösche dadurch der bisherige modus vivendi und es treten all die Consequenzen ein, welche der Cardinal-Fürstprimas in seinem Schreiben vom 14. November v. J. dem Minister bereits angedeutet habe. Der projektirte neue Erlaß sei im Wesen mit dem Trefort'schen Erlaß v. J. 1884 identisch; in Hinsicht auf die Competenz des amtshandelnden Forums und hinsichtlich des Strafausmaßes bestehe aber zwischen beiden Erlassen ein Unterschied, der zu Gunsten der Trefort'schen Verordnung ausfalle; denn das neue Forum, welches wider die Geistlichkeit vorzugehen berufen sein soll, sei für die Sache noch gefährlicher, als das ordentliche Ge-

richt, da die Geistlichen in Ermangelung eines Verwaltungsgerichts eines Appellationsforums entrathen werden, an das sie sich mit der Frage wenden könnten, ob der angezogene Ministerial-Erlaß den Intentionen des Gesetzes entspreche.

Man geht wohl kaum irre, wenn man annimmt, daß die wiederholten ernsten Mahnworte des Cardinal-Fürstprimas im Cultusministerium doch nicht ohne Eindruck geblieben sind; zum mindesten wurde mit der Veröffentlichung des bereits fertigen Erlasses gezögert. Seit dem zweiten Primatial-Schreiben vom 1. Dezbr. 1889 verstrichen nahezu drei Monate, ohne daß die neue Strafverordnung des Cultusministers an's Tageslicht getreten war. Mittlerweile dürften aber neue und mächtige Faktoren es vermocht haben, daß knapp vor dem Rücktritte des Ministerpräsidenten Tisza der vorbereitete Erlaß unter dem 26. Februar l. J. in die Welt gesetzt wurde.

Die wesentlichsten Verfügungen dieses Erlasses, welcher in der Innergeschichte der katholischen Kirche Ungarns von epochaler Bedeutung sein wird, sind folgende: Ein Seelsorger, der ein nach dem Gesetze einer andern Confession angehöriges Kind tauft, hat binnen acht Tagen die Bescheinigung des Taufaktes (den Matrikel-Auszug) dem competenten Seelsorger zu übersenden. Trägt der taufende Geistliche einen solchen Taufakt in seine Matrikel ein, dann hat er in einer Anmerkung zu verzeichnen, welchem Pfarrer er von der Taufe Anzeige gemacht hat und wann dies erfolgt ist. Der competente Seelsorger ist verpflichtet, auf Grund der ihm zugegangenen Anzeige, den Taufakt in seine Matrikel einzutragen und nur er, nicht der taufende Geistliche, darf die Taufscheine für Täuflinge dieser Kategorien ausstellen. Wer die Anzeigepflicht nicht erfüllt, ist durch die politischen Behörden zu einer Geldstrafe von 10 bis 50 fl., im Wiederholungsfalle bis zu 100 fl. zu verurtheilen.

Beim ersten Blick auf den Erlaß zeigt sich deutlich, daß derselbe weder mit dem G.-A. 53 v. 1868, noch mit

dem Strafgesetze v. 1879 begründet werden kann; denn in keinem dieser Gesetz-Artikel ist von der Taufhandlung oder von der Matrikel-Eintragung und der nachherigen Anzeigepflicht die Rede. Der Erlaß des Cultusministers v. 26. Febr. l. J. ist deshalb schon aus Mangel einer gesetzlichen Grundlage hinfällig. Er erscheint in dieser Richtung als eine willkürliche Ausdeutung und Erweiterung der Gesetzesbestimmungen.

Der Erlaß enthält somit eine Ueberschreitung der Competenz des Ministers und ist außerdem in mehrfacher Hinsicht sehr anfechtbar. Er involvirt nämlich auch einen Eingriff in die innere Leitung der Kirche; er verfügt über den Seelsorgeklerus in pfarramtlichen Dingen, ja er greift durch die anbefohlene Anzeigepflicht des Taufaktes und Auslieferung der katholisch Getauften an die akatholischen Seelsorger die Lehre der Kirche selbst an und fordert eine Verletzung des priesterlichen Eides und der katholischen Satzung. Endlich umgeht der Erlaß die competenten kirchlichen Oberbehörden und muthet dem Curatklerus zu, daß er in einer eminent innerkirchlichen Angelegenheit sich den Weisungen und Strafandrohungen der politischen Behörden fügen solle.

Wie also durch den G.-A. 53 v. 1868 die Eltern der Freiheit beraubt wurden, vor und nach der Eheschließung über die religiöse Erziehung ihrer künftigen Kinder nach ihrem Gewissen zu verfügen: so verschärft der Erlaß die ohnehin schwierige Lage noch dadurch, daß er die Seelsorger zwingen will, durch Eid und Gewissen verbotene Amtshandlungen zu verrichten. Die tiefgehende Wirkung eines solchen Versuchs konnte denn auch nicht ausbleiben. Das verletzte katholische Gewissen und die bedrohte heilige Berufspflicht des Klerus erhoben sich gegen die Zumuthungen des Ministerial-Erlasses.

Vor allem erachtete es der Episkopat für geboten, in gemeinschaftlicher Berathung über die Haltung und die erforderlichen Schritte der Kirche Ungarns in dieser Frage

ſchlüſſig zu werden. Unter Vorſitz des Cardinal-Fürſtprimas fand am 12. April l. J. in Ofen eine Biſchofs-Conferenz ſtatt, an welcher außer dem Cardinal noch der Erzbiſchof von Erlau, Dr. Samaſſa, und zehn Diöceſanbiſchöfe theilnahmen. Nach reiflicher Erwägung ſämmtlicher Umſtände und gemäß dem Beiſpiel der Vorfahren haben die verſammelten Biſchöfe ſich vor Allem darin geeinigt, die ganze Angelegenheit der Beurtheilung des heiligen Stuhls zu unterbreiten, dem allein es zuſteht, in Dingen des Glaubens und der Moral zu urtheilen, weil (wie der hl. Anſelmus ſagt) „was immer in der Kirche in Betreff des katholiſchen Glaubens auftauchen mag, es am beſten dem hl. Stuhl vorgelegt werden ſolle, um in Uebereinſtimmung mit dem Anſehen der Kirche geregelt zu werden."

Damit aber die Curatgeiſtlichkeit auch einſtweilen nicht einer ſolchen Weiſung entbehre, an welche ſie, um größere Uebelſtände zu vermeiden, ſich halten könne, ſo wurde von der Conferenz beſchloſſen, den oftерwähnten Miniſterial-Erlaß den Seelſorgern einfach zur Kenntniß zu geben und ſie anzuweiſen, daß über jene Kinder, von denen die Verordnung handelt, zwar nicht von Amtswegen und nicht formelle Matrikel-Auszüge, ſondern nur Atteſte über die Thatſache der Taufe ausgeſtellt und der in der miniſteriellen Verordnung feſtgeſetzten Stelle übermittelt werden ſollen und zwar nach folgendem Formular:

„Auf Verordnung des königlich-ungariſchen Cultus- und Unterrichts-Miniſters vom 26. Februar 1890, Zahl 10,086. . . . N. N., Sohn (Tochter) der Eltern, X., römiſch-katholiſch, und X., helvetiſcher Confeſſion (Augsburger Confeſſion), wohnhaft zu X., geboren am . . . . . des Jahres 18 . ., iſt nach den Ceremonien der römiſch-katholiſchen Kirche in Gegenwart der Taufpathen getauft und immatrikulirt worden.

Datum (Ort). Unterſchrift."

Der Epiſkopat wollte hiermit nur einen proviſoriſchen modus vivendi ſchaffen, namentlich aus dem Grunde, um

die Curatgeiſtlichkeit vor Vexationen und Strafen zu bewahren, und es wurde auch ausdrücklich betont, daß dieſer Modus nur ſo lange Geltung haben ſolle, bis der heil. Vater die Frage mit ſeinem maßgebenden Urtheile gelöst haben werde.

Unter Einem erging aber ſeitens der Biſchöfe an den unterſtehenden Klerus die Mahnung und Bitte, die Lehre der Kirche von den gemiſchten Ehen bei jeder Gelegenheit, von der Kanzel, beim Religionsunterricht, in der Schule, im Beichtſtuhl einzuprägen, namentlich daß die Kirche dieſe Ehen niemals gebilligt habe und ſie auch jetzt nicht billige, ſondern nur dulde als das geringere Uebel zur Verhütung größerer Uebelſtände. Das Volk ſei darüber zu belehren, daß die gemiſchten Ehen die Neſter und Pfleger des von der Kirche ſo ſehr verdammten religiöſen Indifferentismus ſeien; daß es im Hinblick auf die Zeitverhältniſſe und in Folge der ſchädigenden Verfügungen der Geſetze faſt unmöglich ſei, die aus ſolchen Ehen entſproſſenen Kinder im katholiſchen Glauben zu erziehen und daß auch der in gemiſchter Ehe lebende katholiſche Theil einer ſteten Gefahr, ſeinen Glauben zu verlieren, ausgeſetzt ſei.

Einzelne Biſchöfe fügten dieſen vereinbarten Weiſungen an ihren Curatklerus noch beſondere Belehrungen bei; von hervorragender Bedeutung erſcheint darunter der Hirtenbrief des Biſchofs von Veßprim, Dr. von Hornig, der ſeiner eigenen perſönlichen Auffaſſung über die in Rede ſtehende Angelegenheit ebenſo freimüthigen als zutreffenden Ausdruck verleiht.

Vor Allem ſtellt er in Abrede, daß die Publicirung des Miniſterial-Erlaſſes mit Umgehung des Epiſkopats die Wirkung haben könne, als wäre der Curatklerus dadurch verpflichtet, den Erlaß als eine amtlich promulgirte Verfügung in Betracht zu ziehen. In derartigen Fragen dürfe der katholiſche Pfarrer nur von ſeiner kirchlichen Obrigkeit, von ſeinem Biſchofe, eine Inſtruktion annehmen; denn im ent-

gegengesetzten Falle hörte jede Ordnung und Disciplin auf. Der Bischof hörte auf, Bischof zu sein, und an seine Stelle träte der Cultusminister und in weiterer logischer Entwickelung hörte auch die Einheit und Reinheit des Glaubens auf, sobald es dem Herrn Minister in den Sinn käme, die Publikation eines Dogma entweder zu verbieten (was ja auch schon versucht worden sei) oder nach seiner persönlichen Exegese anzuordnen und dieses Verbot oder diese Verordnung im Wege der Verwaltungsbehörden der Curatgeistlichkeit zur Darnachachtung, event. gegen Strafe in einem Cirkular-Erlaß mitzutheilen.

Die zwangsweise Ausfolgung des Taufscheines kann sehr tiefgehende Folgen nach sich ziehen. Denn nach der Ansicht des Bischofs von Veßprim würde mit dieser Ausfolgung der Taufatteste auch die letzte Hoffnung verschwinden, ein aus einer Mischehe stammendes Kind selbst beim besten Willen des protestantischen Theiles der Eltern der katholischen Kirche zu retten. Denn wenn sie auch das Kind in der katholischen Religion erziehen würden, so würde die protestantische Confession das Kind dennoch auf Grund des in den Händen des betreffenden protestantischen Pastors befindlichen Taufatteste für sich fordern. Damit würde für den Bischof aber auch die Möglichkeit aufhören, fürderhin in Mischehefällen das bisher übliche Absolutorium zu ertheilen. Es entfiele demnach die feierliche Einsegnung einer gemischten Ehe von Seite des katholischen Pfarrers, da eine solche Einsegnung von der bindenden Zusage der katholischen Kindererziehung bedingt ist.

Endlich weist der Bischof seinen Curatklerus unter Berufung auf die Entscheidung der S. Congreg. S. R. N. Inquisitionis vom 19. Januar 1886 darauf hin, daß die Taufe eines Kindes durch einen katholischen Geistlichen, von welchem es gewiß ist, daß dasselbe nicht im katholischen Glauben erzogen werde, mit der Beschränkung „praeterquam in periculo mortis“ verboten sei. Deshalb bleibe es bis zur

Entscheidung des hl. Stuhles dem Ermessen des Curatklerus überlassen, ob er solche Kinder, die nach dem positiven Staatsgesetze Protestanten werden müßten, taufen wolle oder nicht. Die drohende Todesgefahr natürlich ausgenommen.

Damit entfiele auch die Frage der Ausfolgung von Tauf-Certifikaten. Uebrigens weist der Bischof zum Schlusse seines Hirtenschreibens noch auf jenen Modus hin, durch welchen seiner Ansicht nach bis zur Schaffung eines gerechteren Gesetzes ein duldbares Auskommen hätte gefunden werden können: wenn nämlich der protestantische Theil der Eltern verpflichtet würde, den Taufschein seines eventuell katholisch getauften Kindes mit Berufung auf das Gesetz selbst herauszunehmen und dem betreffenden protestantischen Geistlichen zu übermitteln.

Die ungarische Staatsbehörde hatte es leider nicht für gut erachtet, sich mit dem Episkopat über diese Frage zu verständigen, und so ist denn durch ihr eigenmächtiges Vorgehen ein Conflikt entstanden, über dessen Tragweite der Minister selber wohl kaum eine Ahnung haben mochte, die ihm aber jetzt bereits deutlich zu Bewußtsein gekommen sein dürfte.

Im Schoße des Curatklerus erhob sich nämlich sofort nach der Bekanntmachung des Sachverhaltes durch die katholische Tagespresse, namentlich durch deren Hauptorgan, den „Magyar Allam" (der ungarische Staat) in Budapest, ein Sturm der Entrüstung, der sich insbesondere auf den Frühjahrs-Conferenzen der einzelnen Dekanatsdistrikte in allen Diöcesen des Landes durch mehr oder minder entschiedene Verwahrungen und Proteste kund gab. Nach dem Vorbilde der hauptstädtischen Curatgeistlichkeit erklärten diese Versammlungen nahezu ausnahmslos, daß sie gegen die in dem Ministerial-Erlasse enthaltene Zumuthung, sie sollten ein durch das Sakrament der hl. Taufe in die Gemeinschaft der katholischen Kirche aufgenommenes Kind „von Amtswegen" einer akatholischen Confession überantworten und damit den

katholisch Getauften aus der Kirche hinausweisen, ernstlich protestiren und sie entschieden ablehnen. Unter Einem erklärte der Curatklerus, er werde auch in Hinkunft auf Wunsch der Eltern die Taufhandlung an Kindern aus gemischten Ehen ohne Unterschied des Geschlechtes nach Pflicht vornehmen, und den Getauften in die Matrikel eintragen, ohne jedoch die vom Minister geforderte Anzeigepflicht zu erfüllen. Endlich fordern die meisten Dekanats-Distrikte eine baldige Revision des G.-A. 53 vom Jahre 1868, § 12, zu Gunsten des natürlichen Rechtes und der Willensfreiheit der Eltern in Bezug auf die religiöse Erziehung ihrer Kinder.

An diese Protestbewegung des Curatklerus schließt sich dann die andere, derzufolge der Reichstag in Petitionen um Revision des G.-A. 53 vom Jahre 1868 angegangen und den Abgeordneten der betreffenden Wahlkreise bedeutet wird, sie hätten diese Petitionen zu unterstützen, widrigenfalls sie bei den Neuwahlen auf den Beistand des Pfarrklerus nicht rechnen dürften. Ebenso zeigt sich unter den Mitgliedern des Magnatenhauses wachsende Neigung, den gravaminösen Ministerial-Erlaß vom 26. Februar zu beseitigen und eine Revision des Gesetzes-Artikels 53 vom Jahre 1868 herbeizuführen.

In den breiten Schichten der katholischen Bevölkerung herrscht hinsichtlich der Bedeutung und Tragweite der in Rede stehenden Angelegenheit leider nur geringes Verständniß und deshalb auch nur schwache Theilnahme. Langjährige Versäumnisse rächen sich hier in empfindlicher Weise, umsomehr, als der landesübliche Liberalismus und die in dessen Diensten stehende Tagespresse eifrig bemüht sind, die Sache als eine reine „Pfaffenfrage“ hinzustellen und die Geistlichkeit als eine gegen das Gesetz sich auflehnende und darum strafbare Klasse zu denunciren. Der Mangel einer ausreichenden, entsprechend geleiteten und verbreiteten katholisch-conservativen Journalistik in Ungarn tritt bei diesem Anlaß gleichfalls wieder recht klar und deutlich zu Tage. Die liberalistischen

und judaiſtiſchen Stimmen drohen dem Epiſkopat mit der Einziehung der Kirchengüter, dem Klerus mit der Einführung der Civilehe und ſcheuen ſich nicht, ſelbſt die Krone in den Streit zu mengen, indem ſie behaupten, Se. Majeſtät mißbilligen die energiſche Haltung des Klerus in der Vertheidigung kirchlicher Lehre und Freiheit.

Allein alle dieſe Manöver dienen nur dazu, das erweckte katholiſche Gewiſſen zu größerer Thatkraft anzuſpornen und in den Katholiken Ungarns endlich die Ueberzeugung zu befeſtigen, daß ſie im eigenen Lande, deſſen ſtaatlicher Aufbau und Erhaltung im Weſentlichen der katholiſchen Kirche zu danken iſt, weiterhin nicht mehr die Diener und Handlanger des Akatholicismus ſein dürfen, ſondern im Verein mit dem Epiſkopat und dem Klerus die Rechte und Freiheiten ihrer Kirche zu vertheidigen die heilige Pflicht haben. Wenn die im Zuge befindliche Bewegung zu dieſem Reſultate führt, dann war der ſonſt überaus bedauerliche Erlaß des ungariſchen Cultusminiſters vom 26. Februar der Kirche zum Segen.

III.

Dr. Kolde und die Schrift Majunke's über Luther's Tod.

So eben lese ich,[1]) daß aus Veranlassung der Schrift Dr. Majunke's über „Luther's Lebensende"[2]) ein protestantisches Nürnberger Blatt in einer Polemik gegen die „ultramontane" Presse in Bayern Majunke's Schrift als „Symptom für die schriftstellerische Verrohung des deutschen Ultramontanismus" angeführt habe.

Es liegt mir ferne, in den durch diese Schrift veranlaßten literarischen Streit einzugreifen und zu demselben Stellung zu nehmen. Nur das formale Moment jener Aeußerung will ich ins Auge fassen.

Ich begreife, daß das Thema, welches zu beweisen Majunke sich vorgesetzt hat, den Lutheranern unangenehm ist. Ich begreife auch, daß man sich alle Mühe gibt, seine historische Beweisführung zu entkräften. Aber ich begreife nicht, wie man die Schrift als „Symptom für schriftstellerische Verrohung" bezeichnen kann. Man kann die Frage erheben, ob es opportun war, dieses Thema gerade jetzt zur Sprache zu bringen, wo es nothwendig erscheint, daß die positiv gläubigen Elemente sich enger aneinander anschließen zum

---

1) Münchener Fremdenblatt u. Kölnische Volksztg. v. 16. Juni 1890.

2) Mainz, Kupferberg. 1890. Dritte, vermehrte Auflage.

Kampf gegen den so keck auftretenden Unglauben. Uebrigens bezeichnet Majunke selbst seine Schrift als Repressalie, welche provocirt war durch den „Evangelischen Bund“ und dessen Deklamationen über „schlechte Päpste“, „römischen Uebermuth“, „römische Tücke“ und den bei den „Thümmeleien“ verübten Unfug. Und wer unbefangen die Geschichte der letzten 20 Jahre überschaut, wird zugeben müssen, daß die „Angriffe“ nicht von den Katholiken ausgegangen sind. Man kann ferner fragen, ob es Majunke gelungen sei, seine Behauptung zu beweisen; und ich finde es selbstverständlich, daß man sein Beweismaterial scharf ins Auge faßt. Aber eine „Verrohung“ kann ich darin nicht finden, daß er eine historische Frage, welche thatsächlich vor drei Jahrhunderten bereits einmal auf der Tagesordnung gestanden war, wieder zur Sprache bringt; man müßte denn auch die Untersuchungen Baumgartner's über Göthe's und Lessing's inneres und äußeres Leben als „Verrohung“ bezeichnen, was allerdings vielleicht von Manchen geschieht, welchen es als ein Majestätsverbrechen erscheint, wenn man an die „Heroen der Kunst und Literatur“ den Maßstab der christlichen Moral anzulegen wagt. Ebenso wenig kann ich „Verrohung“ finden in der Form von Majunke's Darstellung. In Beziehung auf diese hat er sogar möglichste Rücksicht walten lassen und Alles, was sich in anständiger Gesellschaft nicht deutsch sagen läßt, mit dem Latein der Originalschriften gegeben.[1])

1) Gegenüber der Klage über die „schriftstellerische Verrohung des deutschen Ultramontanismus“ betrachte man folgende Anzeige: „Der kleine Geschichtsfälscher oder Janssen in der Westentasche. Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. 150. Band: Die Geschichte der Gegenwart. Erste bis neunhundertundneunundneunzigste Auflage. Mit Porträt des Geschichtsforschers Janssen. Von Dr. Quellebold Falsifinsky Jesuitowitsch.“ Verlag von D. B. Wiemann in Barmen, welcher evangelisch-bündlerische Verlag durch Pastor Thümmel bekannt geworden ist. S. „Augsburger Postzeitung“ Nr. 139 vom 19. Juni 1890.

Noch weniger aber begreife ich, wie die besagte Nürnberger Zeitung Majunke und dessen ihr auffällige Schrift dem „deutschen Ultramontanismus“ an die Rockschöße hängen kann. Soll der „deutsche Ultramontanismus“, oder sagen wir lieber, sollen alle deutschen Katholiken für Alles verantwortlich sein, was jeder einzelne deutsche Katholik öffentlich spricht und schreibt? Majunke selbst fällt es nicht ein, sich als autorisirtes Organ der deutschen Katholiken zu bezeichnen. Er hat ehrlich seinen Namen auf seine Schrift gesetzt und in derselben Form eine Duplik erlassen, und zwar mit einer Auseinandersetzung gegen die „Kritiker auf katholischer Seite“ an der Spitze. Hat er sein Thema bewiesen, so hat er eben eine umstrittene Frage als historische Thatsache erhärtet; werden ihm Irrthümer in Benützung seines Beweismaterials nachgewiesen, so hat er die Verantwortung allein zu tragen, und dazu ist Majunke Manns genug. Darum ist das oben berührte Generalisiren unberechtigt und unredlich.

Weit bedenklicher, als dieses Vorgehen eines anonymen Zeitungscorrespondenten ist die Kampfesweise des Dr. Th. Kolde, Professors der historischen Theologie in Erlangen, welcher gegen Majunke schrieb: „Luthers Selbstmord. Eine Geschichtslüge P. Majunkes“ (Erlangen und Leipzig 1890, 3. Aufl.), mit welchem Autor wir uns etwas eingehender zu beschäftigen haben. Majunke selbst findet,[1]) daß „schon der Titel zum Mindesten eine Ungeschicklichkeit verrathe“. Das ist sehr milde geurtheilt. Eine Behauptung, welche 1593 in Druck gelegt wurde, kann man nicht ohne Weiteres im Jahre 1890 dem Dr. Majunke auf Rechnung schreiben. Wenn jene Behauptung bereits vor längerer Zeit sicher und klar als „Geschichtslüge“ nachgewiesen worden wäre, dann hätte man etwa von einer durch Majunke „reproducirten Geschichtslüge“

1) „Die historische Kritik über Luthers Lebensende. Von Paul Majunke.“ Mainz, Kupferberg. S. 37, Note.

reden können; aber die Faſſung des Titels, welche Dr. Kolde gewählt hat, entſpricht wohl kaum der hiſtoriſchen Akribie, welche man von einem Profeſſor der hiſtoriſchen Theologie fordern darf.

Wir wollen nicht beſonders betonen, daß Kolde in der Vorrede „von den römiſchen Geſchichtslügen“ ſpricht, obſchon er es im Context nur mit einer einzigen Behauptung zu thun hat. Auffallender iſt, daß er u. A. als Motiv für die Abfaſſung ſeiner Schrift bezeichnet, daß „Majunkes Schmähſchrift, wie in Bamberg, ſogar ſchon in den Arbeiterkreiſen gefunden wird“. Nun, eine öffentlich angezeigte Schrift kann Jeder, der ſich um dieſelbe intereſſirt, kaufen. Demgegenüber wollen wir aber daran erinnern, daß bei dem vor einigen Jahren gefeierten Luther-Jubiläum zahlloſe Feſtſchriften in proteſtantiſchen, wohl auch in confeſſionell gemiſchten Schulen officiell und gratis ausgetheilt worden ſind, und Herr Kolde wird es uns zu gute halten, wenn wir der Anſicht ſind, daß auch die zahmſte Luther-Biographie Schmähungen gegen die katholiſche Kirche in Menge enthält.

Charakteriſtiſch iſt der Satz: „Es mag ſchlimm ſein, daß die Schandlitteratur des 16. und 17. Jahrhunderts von den Römern wieder ausgegraben wird und man ſich ernſthaft damit beſchäftigen muß.“ Die „Römer“ werden doch nicht ihre eigene „Schandlitteratur“ wieder ausgraben. Alſo iſt damit wohl Janſſen gemeint, welcher die Belege für ſeine hiſtoriſchen Ausführungen durchgehends proteſtantiſchen Autoren entnimmt. Janſſen wird erfreut ſein, zu vernehmen, daß ein Profeſſor der proteſtantiſchen hiſtoriſchen Theologie im Urtheil über die Qualität der von ihm benützten proteſtantiſchen Quellen ſo rückhaltlos mit ihm übereinſtimmt.

Der citirte Satz macht uns übrigens auf eine eigenthümliche Erſcheinung in Kolde's Schrift aufmerkſam, daß er nämlich äußerſt ſelten von „Katholiken und katholiſch“, faſt immer nur von „Römern und römiſch“ ſpricht. Herrn Prof. Kolde geht es offenbar gewaltig contre cœur, uns

das Epitheton „Katholiken" zu geben. Wie es scheint, gibt er sich besondere Mühe, in seiner kirchengeschichtlichen Terminologie sich an dem bekannten Wort des hl. Augustinus[1]) vorbeizudrücken: „Wir müssen festhalten an der christlichen Religion und an der Gemeinschaft mit jener Kirche, die da katholisch ist und die katholische genannt wird, nicht blos von den Ihrigen, sondern auch von allen ihren Feinden. Denn selbst die Häretiker und Anhänger von Spaltungen nennen dieselbe, wenn sie nicht mit den Ihrigen, sondern mit Auswärtigen sprechen, ob sie wollen oder nicht, die katholische. Sie würden ja gar nicht verstanden werden, wofern sie dieselbe nicht mit dem Namen bezeichneten, womit sie von der ganzen Welt benannt wird."

Warum nun nicht von Herrn Kolbe? Ist ihm die Erklärung des Optatus von Mileve in seiner Schrift gegen Parmenio: „Die (römische) Kirche wird eben deshalb die katholische genannt, weil sie allenthalben verbreitet ist" — so besonders Angst erregend? Es ist nicht blos ein Ehrentitel, sondern eines der vier Merkmale der wahren, von Christus gestifteten Kirche, daß sie katholisch, allgemein, sei. Selbst die schismatischen Griechen behaupteten, dieses Merkmal noch zu besitzen; und zum Unterschied von ihnen, die längst in Landeskirchen sich getheilt haben, nennen wir unsere Kirche mit Stolz und Nachdruck „römisch-katholisch": katholisch, weil sie ihrer Aufgabe nach die Heilsanstalt ist für alle Zeiten, und weil nur die Grenzen der Erde die Peripherie ihrer räumlichen Ausdehnung sein sollen; römisch-katholisch, weil ihr Centrum Rom ist, der Sitz des Nachfolgers des hl. Petrus, der Sitz des unfehlbaren Lehrers der Kirche. Das Prädikat „katholisch" lassen wir uns von Kolbe nicht wegdisputiren; denn es ist älter als der Beisatz „römisch". Wie werthvoll es erscheint, das zeigen, wie bemerkt, die Griechen; Guerike spricht in seiner Kirchen-

1) De vera religione c. 7. n. 12.

geſchichte ſogar von einer proteſtantiſch- oder evangeliſch-katholiſchen Kirche; dazu kommen in neuerer Zeit die Deutſch-katholiken, die Altkatholiken und die chriſtkatholiſche Kirche in der Schweiz, wie ſich die dortigen Gegner des Vatikanums zu nennen belieben — alles ein lächerlicher Widerſpruch zu dem Begriff der zeitlichen und räumlichen Katholicität. Wir aber brauchen für unſere Kirche keine nähere Determination. Uns genügt das Wort des hl. Pacianus: Christianus mihi nomen, Catholicus cognomen.[1]) Aber die Art und Weiſe, wie Kolde dieſes Prädikat ignorirt und andere ſubſtituirt, iſt eine Mißachtung und eine beabſichtigte Beleidigung.

Wir begreifen, daß es bei Betrachtung der troſtloſen Zerfahrenheit der proteſtantiſchen Confeſſion, die ſich in zahlloſe ecclesiolas auflöst, und wo nach dem Princip der freien Schriftforſchung ſchließlich jeder einzelne Centrum und Peripherie ſeines Kirchenweſens iſt, einem proteſtantiſchen Theologen ſchwer fällt, bei einer andern Glaubensgenoſſenſchaft das anzuerkennen, was er an der eigenen vermißt; und wir nehmen gerne an, daß er es ſchmerzlich vermißt. Aber ein ehrlicher Mann wird es doch thun, und beſonders ein Profeſſor der hiſtoriſchen Theologie wird ſelbſt in der Polemik eine Religionsgenoſſenſchaft, welche 200 Millionen Mitglieder zählt, mit dem Namen nennen müſſen, welchen ſie hiſtoriſch ſeit vielen hundert Jahren führt.

Fügen wir noch etwas Weiteres bei. Wir wiſſen nicht, was für ein Landsmann Herr Kolde iſt. Jedenfalls iſt er Profeſſor an der k. bayeriſchen Univerſität Erlangen. Als ſolcher hat er den Eid auf die bayeriſche Verfaſſung abgelegt und folglich dieſelbe gewiß auch geleſen. Dann muß er aber wiſſen, daß dieſelbe keine „Römer, Römlinge, Papiſten“, ſondern eine „katholiſche Kirche“ kennt und

1) So zu leſen auf jedem Umſchlag der Zeitſchrift „Katholik“.

nennt.[1]) Und der Rector Magnificentissimus der Universität Erlangen, welcher zugleich bayerischer Landesherr ist, und als solcher sogar Summus episcopus der protestantischen Landeskirche, nennt sich Katholik, nicht aber „Römer, Römling, Papist", wie Herr Kolde statt des ihm so unbequemen Wortes „katholisch" substituirt. Wenn derselbe Vorstehendes zu Gesicht bekommt — vielleicht hat die Verlagshandlung die Aufmerksamkeit, dieses Heft ihm zuzusenden — so wird er das wohl eine „freundliche Denunciation" nennen, wie er Aehnliches gegenüber dem Domcapitular Röhm äußerte. (Siehe Kolde p. 7, Note 3.) Schadet aber nichts. Da der Herr keinen kirchlichen und wissenschaftlichen Anstand kennt, so wird vielleicht die Erinnerung an das Subordinationsverhältniß ihm für die Zukunft einige Rücksicht auferlegen.

Es wäre sehr zu verwundern, wenn die 45 Seiten starke Schrift Kolde's nicht einen kleinen Seitenhieb auf die Jesuiten enthielte. Ich blättere sie noch einmal durch, und richtig finde ich auf Seite 8: „Luther muß sich in jesuitischer Weise ausgelassen haben." Und gleich daneben: „So etwas — nämlich daß Majunke sich möglicherweise darauf hinausreden werde, daß er nur von Luther's ‚Meinung', nicht von Luther's ‚Worten' rede — war bisher in Deutschland nicht üblich. Sollte man auf dem collegium germanicum, wo sich Majunke seinen Doktorhut geholt hat, Derartiges lehren?" Die armen Jesuiten! sollen sie sogar für das verantwortlich sein, auf was „vielleicht" Majunke „sich hinausreden wollte?" Uebrigens können wir Herrn Dr. Kolde versichern, daß Majunke nicht Zögling des collegium germanicum war; jedenfalls sollte er aber wissen, daß das collegium germanicum nur ein Studienseminar ist, nicht aber eine Hochschule, welche akademische Grade verleiht.

Natürlich darf auch der Papst nicht fehlen. Seite 8:

---

1) Aber auch keine „evangelische", wie Dr. Kolde fast durchgehends schreibt, sondern eine „protestantische".

„Jedenfalls darf man gespannt sein, ob der Papst auch diese Leistung, wie die berüchtigten ‚Geschichtslügen', an denen Majunke einen hervorragenden Antheil haben soll, mit seinem Segen begleiten wird."

Doch nun genug. Wir wiederholen, wir haben es nur mit der Form, nicht mit dem kritischen Inhalt der Schrift Kolde's zu thun, insofern wir kein Urtheil über die Haltbarkeit der Beweisführung Majunke's fällen. Aber diese Form ist nicht die der vornehmen Ruhe und der wissenschaftlichen Noblesse, welche man von einem akademischen Lehrer erwarten darf.[1]) Man wird es uns wohl auch nicht als freventlichen Argwohn anrechnen, wenn wir annehmen, daß Herr Dr. Kolde in ähnlichem Tone auf dem Katheder spricht, wie er schreibt. Noch mehr: die auf protestantischen Generalsynoden besprochenen Themata,[2]) die Broschüren des „Evangelischen Bundes", die Reden Stöckers ꝛc. — Alles athmet „Kampf gegen Rom", und zwar meistens nicht in

1) Auch das historische Jahrbuch der Görres-Gesellschaft schreibt (Heft 2, S. 375), nachdem es Majunke's Beweismaterial für unzulänglich erklärt: „Leider hat Kolde in seinen Ausführungen einen Ton confessioneller Verbitterung gegen die ‚römische Geschichtsschreibung' der jungkatholischen Schule unter Janssens Führerschaft' angeschlagen, dabei die stilistische Form mehrfach so sehr vernachlässigt, daß seine Schrift den Anspruch, als eine würdige wissenschaftliche Leistung zu gelten, dadurch verliert."

2) Man vergleiche z. B. folgende Resolution der jüngst in Nürnberg versammelten „Pastoralconferenz evangelisch-lutherischer Geistlicher Bayerns": Dieselbe „erkennt an, wie wohlberechtigt die Bestrebungen des Evangelischen Bundes Rom gegenüber sind, muß jedoch den wirklichen Eintritt in denselben den einzelnen Gliedern anheimgeben; dabei ist sie der festen Ueberzeugung, daß alle treuen Glieder unserer Kirche nicht bloß die Gefahren von Seiten Roms gerade in der Gegenwart erkennen, sondern auch mit vereinten Kräften in ganzem und vollem Ernst demselben zu begegnen wissen werden."

ruhigem, maßvollem, sondern in aufgeregtem und aufregender Ton. Und nun denke man sich die Wirkung, welche di „Geistesnahrung", in solcher Form dargeboten, auf junge 20 bis 23jährige protestantische Theologie-Candidaten übe wird! Das gibt dann wohl „Rufer im Streit", nicht abe Seelsorger, Lehrer, die nicht das den christlichen Confessione Gemeinsame pflegen, um es im Kampf gegen den Unglaube zu verwerthen, sondern die, wie Luther selbst, das Wese ihrer Confession in den Kampf gegen Rom und den Pap setzen, während sie blind sind gegen den Subjektivismus Rationalismus und Indifferentismus, der im Schooß de eigenen Glaubensgenossenschaft sich breit macht. Viderin Pastores!

IV.

Zeitläufe.

Rückblicke auf die neuesten Vorgänge in Bayern.

Den 24. Juni 1890

Wollte Gott, es wäre wieder einmal eine angenehm Aufgabe, über die bayerischen Dinge sich öffentlich zu äußern Aber seyn muß es doch, nachdem alle Zeitungen davon reden und insbesondere die liberalen Stimmführer mit wachsen dem Vergnügen in die Hände klatschen. Wenn ein Vorgang aus der letzten Zeit der auswärtigen Presse sogar den Aus ruf in den Mund gelegt hat: „So etwas sei nur in Bayern möglich!"[1]) so läßt sich dieß zwar nicht widerlegen, wohl aber läßt sich der Zusammenhang erklären.

1) „Die Katholikentage in Bayern" ꝛc., Band 104, Seite 624 ff.

Diese „Blätter“ haben am 12. Oktober 1889 eine Beobachtung über die damaligen Vorgänge in Bayern mit den Worten geschlossen: „Sie bedeuten unzweifelhaft einen Minister in Verlegenheit. Er wollte nach der schrecklichen Katastrophe im Starnberger See der Regentschaft rathend und helfend zur Seite stehen bleiben; und das war nicht mehr als billig und recht, hat sich ihm auch reichlich gelohnt. Aber ein staatsmännischer Blick mußte den Moment voraussehen lassen, wo er die Regentschaft selber in die Verlegenheit verwickeln würde. Es wäre auch klug gewesen, es nicht zur Wiedererweckung anstößiger Erinnerungen aus jenen Schreckenstagen kommen zu lassen. In beiden Beziehungen hätte sich der rechtzeitige Rücktritt als ein Akt hochherziger Schonung gegenüber der Regentschaft empfohlen, und wäre als ein Opfer für den ehrlichen Frieden im Lande in weiten Kreisen anerkannt worden.“

Der Minister hat ausgeharrt und erst seine Entlassung erbeten, als er ein todtkranker Mann war; und er hat sie unter dem 31. Mai erhalten „einzig und allein“ aus diesem Grunde, wie es in dem allerhöchsten Handschreiben heißt. Uebrigens muß doch schon seit längerer Zeit Alles für den Fall vorbereitet gewesen seyn; denn kaum war das Entlassungsgesuch, am Tage nach der Rückkehr des Prinz-Regenten von der Wiener Reise, eingelaufen, so war über Nacht das Ministerium ohne Herrn von Lutz vervollständigt und neu gebildet. In der Sitzung vom 21. März d. Js. hatte der Minister Freiherr von Crailsheim, der seit dessen Erkrankung vier Monate hindurch bei den Placetdebatten des Landtags mit bewunderungswerther Ausdauer als Stellvertreter im Cultusministerium fungirte, in der zweiten Kammer erklärt: Freiherr von Lutz werde sich nicht drängen lassen, seinen Abschied zu nehmen; würde er durch seinen Rücktritt den Frieden im Lande herbeiführen können, so würde er morgen sein Portefeuille niederlegen, aber er würde dadurch nicht nur ein wichtiges Princip opfern, „sondern auch erst recht

den Unfrieden im Lande nähren." Es muß sich nun zeigen, ob der Minister sich nicht doch überschätzt hat.

Uebrigens scheint die Stellung des Herrn von Lutz damals schon nicht so fest gewesen zu seyn, wie allgemein angenommen wurde. Bei der Person des Regenten allerdings; aber auch in München, wie seinerzeit in Berlin, gab es, allem Anscheine nach, „Gegen-" und „Unterströmungen" hinter dem Rücken des „dauerhaften" Ministers. Es wird ein eigenthümlicher Beleg dafür angeführt, und wenn das auf Wahrheit beruht, so gereicht es dem Takte des abgetretenen Staatsmannes zur Ehre. Er soll nämlich die Veröffentlichung der beiden allerhöchsten Handschreiben, desjenigen vom 15. April 1889 wegen Zustimmung zu der ministeriellen Beantwortung des bischöflichen Memorandums und des jüngsten vom 17. Mai wegen Beseitigung der katholischen Generalversammlung in München, beidemal nicht nur nicht veranlaßt, sondern entschieden mißbilligt haben. Er hätte hienach schon die erstere Veröffentlichung für „constitutionell nicht unbedenklich" gehalten; bezüglich der letzteren, durch öffentlichen Polizeibericht erfolgten, Bekanntmachung waren auch andere Leute derselben Meinung, und soll der Ministerpräsident überhaupt erst durch die Zeitungen von der Existenz des Handschreibens erfahren haben.

Die Veröffentlichung desselben durch den Polizei-Präsidenten geschah selbstverständlich im Einverständniß mit der Geheimkanzlei der Regentschaft, einer Einrichtung, die man früher als „Kabinetssekretariat" bedauert hat, die aber jetzt sogar eine militärische Spitze hat. In der Sitzung der Abgeordnetenkammer vom 26. Juni 1886 bemerkte Herr von Lutz in Vertheidigung seines Verfahrens gegen den unglücklichen König Ludwig: „Was den persönlichen Verkehr (der Minister mit dem Monarchen) angeht, so ist die Einrichtung des Kabinetssekretariats keine ideale, und ich spreche die Hoffnung aus, daß sie zu einer historischen gehört. (Bravo!)" Leider war das Gegentheil der Fall. Sonst

hätte schon die Veröffentlichung des Handschreibens vom 15. April v. Js., welche die nothwendige Folge hatte, den Regenten selbst in alle die persönlichen Verbitterungen hineinzuziehen,[1]) ohne Wissen des Ministeriums und seines Präsidenten nicht stattfinden können. Aber letzterer hatte doch selbst mit einem solchen Zwischenbureau lange Jahre hindurch die Geschäfte seiner Diktatur gemacht, bis es in der neuen Ausgestaltung endlich seine eigenen Wege kreuzte.

Sein Nachfolger ist nun eben der Herr Polizeipräsident geworden, der bis dahin den größten Einfluß in der Geheimkanzlei gehabt haben soll. Ist das wahr, so wird er sich am besten gegen die Erfahrungen seines Vorgängers zu sichern wissen. Als gewichtigste „Mittelsperson" aller der Unterströmungen wird ferner ein Herr genannt, den die Zeitungen zugleich als „Beichtvater des Prinz-Regenten" bezeichneten. Daß er das sei, konnte die Welt natürlich nur von ihm selbst wissen, und es stund Jedermann frei, an einen Herrn zu denken, der in der That schon aus Anlaß seiner Berichte von der ersten Besuchsreise des Hofes nach Berlin als „Seelsorger Seiner Königlichen Hoheit" sich zu erkennen gegeben hat. Eine solche Mission war in Bayern bis dahin strengstens Vertrauenssache, niemals mit staatlicher Beamtung oder überhaupt öffentlich rechtlicher Stellung verbunden, und am wenigsten hätte man sich dieselbe in Verbindung mit einem Brutnest geheimer Zwischenträgereien und Hintertreppenpolitik denken können.

Uebrigens hat der abgetretene Minister selber die Saat ausgestreut; auch er hatte geheime Vertrauensmänner zu Diensten, und gerade auch vom geistlichen Stande. Daß der neue Minister für ein Portefeuille ausersehen war, ist längst kein Geheimniß gewesen, aber die Ernennung für den Cultus war eine Ueberraschung. Es ist gut so; denn er steht nun selber im Brennpunkte aller der leidigen Wirrnisse und

1) Vergl. oben angeführte Abhandlung S. 626.

Treibereien. Wenn es wahr ist, daß er, im Gegensatz zu dem damals maßgebenden Minister, noch vor einigen Monaten die Errichtung eines königlichen Hausministeriums betrieben habe,[1]) so wäre das ein Beweis, daß er überhaupt die alte Verfassung des Hofes für reformbedürftig hält, was allerdings schon durch die thatsächliche Erledigung des Thrones nahe gelegt ist. Man darf überhaupt begierig seyn, den neuen Minister an der Arbeit zu sehen. Jedenfalls hat er Eines für sich: er ist nicht mit einer gehässigen Vergangenheit belastet, wie sein Vorgänger mit einer solchen zu kämpfen hatte bis an's Ende.

Es war doch ein tragisches Schauspiel, wie Herr von Lutz bei den langen Verhandlungen in beiden Kammern des Landtags über die kirchlichen Beschwerden diesen Kampf führte, bis ihn die Erkrankung wie eine Erlösung überfiel und dann sein College vom Auswärtigen in die Lücke treten mußte. Der kühne Angreifer von ehedem war in die Vertheidigung zurückgedrängt, nicht nur gegen den tapfern Ansturm des Centrums mit seinen paar Stimmen Mehrheit, sondern geradezu gegen sich selber. Seit 1871 hatte er bei jeder Gelegenheit die Lehre von der Infallibilität als „staatsgefährlich" erklärt und zu erweisen gesucht. In der Sitzung vom 8. November v. Js. hatte er sich zwar bereits auf das „Generalepiskopat, das im Vatikanum auch Anerkennung gefunden habe", und wonach der Papst z. B. über alles Kirchenvermögen verfügen könnte, zurückgezogen; aber er fügte doch noch bei: „Ich drücke das, was ich hier im Sinne habe, damit aus, daß die Regierungen das Vatikanum als staatsgefährlich erklärt haben, und noch auf diesem Standpunkt stehen". In der Sitzung vom 21. März d. Js. aber wurde von Seite der Rechten constatirt: „erst ganz kürzlich habe der Hr. Minister von Crailsheim die Güte gehabt, im Finanz-

1) Münchener Correspondenz der Berliner „Germania" vom 5. Juni 1890.

ausschusse zu erklären, daß diese Auslassung des Herrn von Lutz nicht so streng gemeint gewesen sei, daß ihm dieselbe eben nur so — entschlüpft sei".

Praktisch hat sich der ganze Streit um das Placet in der Altkatholikenfrage ausgedrückt, und hier hat Herr von Lutz endlich einen Ausweg gesucht und gefunden, über den man hellauf lachen könnte, wenn die Sache nicht so bitter ernst wäre. Er beschloß, die Altkatholiken preiszugeben, aber nicht wegen ihrer Auflehnung gegen den Concilsbeschluß, sondern weil sie auch in anderen Lehren und Einrichtungen sich von der katholischen Kirche getrennt hätten. Es scheint fast, daß der Minister, der übrigens diesen Ausweg schon am Schlusse seiner Rede vom 6. Novbr. v. Js. angedeutet hatte, sich dabei eine Aeußerung des Prinzen Ludwig im Ausschuß der Reichsrathskammer zu Nutzen zu machen suchte. Se. k. Hoheit, die überhaupt bei den ganzen Verhandlungen bis zum Ende eine offene Stellung eingenommen hat, für welche Kammer und Land unserem künftigen König nicht genug dankbar seyn konnten, hat nämlich am 6. Februar erklärt: die Altkatholiken gehörten der Kirche nicht an, weil sie Lehren der Kirche, nämlich das Vatikanum, nicht angenommen hätten; außerdem hätten sie auch noch andere Lehren verworfen und sich eine eigene Hierarchie gegeben. Letzteres wußte zwar Jedermann schon lange, und Herr von Lutz am allerbesten; aber er that, als wäre ihm dieß ganz neu und müßte er darüber erst von kirchlicher Autorität belehrt werden. Die diplomatischen Schritte, welche zu diesem Ziele führten, sind nicht völlig entschleiert, aber plötzlich lief eine Eingabe des Capitular-Vikars der Erzdiöcese, scheinbar ohne die höhere Veranlassung, ein, worin nachgewiesen war, daß die Altkatholiken das Vatikanum, aber auch andere Lehren und Einrichtungen der Kirche verworfen hätten. Jetzt war der Minister der Sache sicher, und er dekretirte unter dem 15. März, daß „schon die Läugnung des Dogma's von der unbefleckten Empfängniß" (welches

übrigens in Bayern auch nicht ausdrücklich placetirt ist) „allein Seitens der Altkatholiken für einen vollständig ausreichenden Grund zu erachten sei, die deshalb von der Kirche verfügte Ausschließung derselben auch für das staatliche Gebiet als wirksam anzuerkennen.“

Es liegt in der eigenthümlichen Pedanterie des Mannes, daß er diese Anerkennung zunächst auf die Erzdiöcese München beschränkte und auf die Diöcesen, welche sich der gedachten Vorstellung noch anschließen würden. Zwei bayerische Bischöfe thaten dieß aber nicht, und so ergibt sich die wunderliche Folge, daß die Sektirer in ihren Diöcesen vor den Augen des Staats Katholiken, in den anderen eine Privatgesellschaft sind. Auch würde die Frage wieder aufleben, wenn der nächste beste Kaplan erklärte: ich glaube Alles, einschließlich der Immaculata, aber ich verwerfe das Vatikanum. Merkwürdig ist es auch, wie sicher der Minister seiner Altkatholiken war; er glaubte nicht besorgen zu sollen, daß da oder dort einer ihrer Conventikel erklären könnte: auch wir verwerfen nur das Vatikanum, glauben aber sonst Alles, einschließlich des Dogmas von 1854. Es meldete sich wirklich kein solcher Schwerenöther. Daß die Befriedigung über eine solche Lösung weder in der Kammer, noch beim heiligen Stuhl eine „vollkommene“ war, ist klar. Aber der Minister konnte sagen, daß er das schreiendste Aergerniß aus dem Wege geräumt, und dabei doch nicht nur seine liberaljuristische Seele, sondern auch „die Krone mit ungeschmälerten Prärogativen für den Nachfolger“ gerettet habe.

Die Liberalen wurmte es allerdings, den Minister seinen ergebenen Freunden den Stuhl also vor die Thür gesetzt zu sehen, und die Altkatholiken selbst klagen mit Recht, daß sie gerade im Vertrauen auf ihn und die Autorität der bayerischen Regierung ihre Stellung eingenommen haben. Aber haben sie alle ihn auch nur selber für einen Mann von Charakter gehalten? Sie hatten ihm ja schon vor acht Jahren eine „vergoldete Ehrenschaukel“ zugedacht. Er ver-

stand es stets, den Mantel nach dem Wind zu hängen, nur so konnte er sich auch, trotz der schwersten über Bayern hereingebrochenen Krisen, über zwanzig Jahre in seiner Stellung und bei deren materiellen Ergebnissen erhalten.

In der Altkatholikenfrage war er ohne Zweifel durch den verstorbenen König weiter vorgeschoben worden, als ihm selber lieb war, im Uebrigen leuchtete sein Leitstern, seit dem Unglücklichen auf dem Throne sein Sedan aufgedrungen war, aus Berlin. Es sollen hier nicht noch einmal die königlichen Briefe an Döllinger von 1870 und 71 angeführt werden;[1]) man kann daraus entnehmen, welche Gesinnung gegen die Kirche vom Throne aus der Regierung eingeflößt werden wollte. Es ist in den Sitzungen der zweiten Kammer vom 6. bis 8. November mehrfach von einem Gutachten des Ministers vom Frühjahre 1871 die Rede gewesen, welches sich auf die Gründung einer „deutschen Nationalkirche" im Zusammenhange mit der altkatholischen Bewegung bezogen, und das den Gedanken einer Nationalkirche als nach Umständen allerdings „eines ernsten Strebens und kräftiger Unterstützung würdig" erklärt habe. Der Minister, sehr verstimmt über das Bekanntwerden des vertraulichen Aktenstücks,[2]) erklärte unter Anderm: „Als die Bewegung zuerst in Fluß kam, hat sich selbstverständlich auch das bayerische Ministerium mit der Sache befaßt, es wurde nachdrücklich genug dazu genöthigt." Von wem der Gedanke ausging und wer allein die „Nöthigung" zu üben vermochte, kann nicht zweifelhaft seyn.

Die anfängliche kluge Vorsicht des Ministers, die auch in der Kammer anerkannt wurde, entwickelte sich indeß bald zu scharfem Eingreifen, und zu diesen Maßregelungen gehörte auch der Vollzug des Jesuitengesetzes vom 4. Juli 1872.

---

1) „Die Katholiken-Tage in Bayern" a. a. O. S. 633.

2) In Vering's „Archiv". 1878. S. 90.

In Bayern konnte das Reichsgesetz nur die Redemptoristen als angeblich den Jesuiten verwandten Orden treffen, und gemäß Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 20. Mai 1873 wurden sie ausgewiesen. Die Bitte der bischöflichen Denkschrift vom 14. Juni 1888 um Rückgängigmachung dieser Maßregel war vom Minister kurzweg abgewiesen: „es bestehe dermalen keine Aussicht auf Abänderung des Bundesraths-Beschlusses." Nachdem indeß durch den Reichsrath Grafen Conrad Preysing der Prinz-Regent selbst für die Frage interessirt war, lief die Verhandlung beim Landtag ziemlich glatt ab, und versprach das Ministerium, sich beim Bundesrath unter dem Nachweis zu verwenden, daß eine Verwandtschaft beider Orden irrthümlich angenommen worden sei. Aber warum hat denn Herr von Lutz im Bundesrath, anstatt, wie er behauptet, sich majorisiren zu lassen, nicht die Incompetenz der Reichsgesetzgebung geltend gemacht? In Religionssachen hat das Reich verfassungsmäßig in Bayern nichts zu befehlen, und trotz aller Schwärmerei für die „Bewegung" hätte der König sich gewiß auf's hohe Roß gesetzt, wenn der Minister die eigene Liebedienerei für's Reich beiseite zu schieben gewagt und ihm die Einwendung der Competenz vorgeschlagen hätte.

Trotz aller Vorbehalte und der Halbheit der ministeriellen Zugeständnisse war nun doch, wie seinerzeit durch die culturkampfmüde preußische Regierung, ein „Zugang zum Frieden", um das treffende Wort Sr. Heiligkeit zu gebrauchen, eröffnet. Da trat, ehe noch der Landtag auseinandergegangen war und zu Jedermanns Ueberraschung, ein Ereigniß ein, das alle alten Bitterkeiten von Neuem erweckte. Es war die Verhinderung der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands, kommenden Herbst's in München zu tagen.

Auf die erste Nachricht davon glaubte man, wenigstens im Auslande, es sei auch das wieder eine der Leistungen des Herrn von Lutz, und erst nachträglich habe „der Prinz-Regent selber für das geschlagene Ministerium das Wort

ergriffen".[1]) Man weiß jetzt, daß der Minister eher von dem Schritte abgerathen hätte, wenn er Kenntniß davon gehabt hätte, und daß die Form des ersten Vorgehens zu einer wahren Komödie der Irrungen führte, deren Opfer zunächst der Herr Erzbischof in den ersten Wochen seiner Amtsführung wurde. In der irrthümlichen Annahme, daß die Anmeldung der Versammlung bei dem Diöcesanbischofe nicht bloß eine Anstandspflicht sei, sondern die Wahl des Orts statutenmäßig von seiner Genehmigung abhänge, war ihm nämlich die Hintertreibung aufgetragen, aber Alles bloß mündlich oder durch Zwischenträger.

Darauf bezieht sich die Stelle in der Erklärung des Fürsten Löwenstein, die er unter dem 19. Mai in der Eigenschaft als ständiger Commissär der Generalversammlung veröffentlichte: „Ich war vom ersten Augenblicke an, da mir von dem entgegenstehenden Wunsche Sr. k. Hoheit des Prinz-Regenten eine Andeutung gemacht wurde, sofort entschlossen, auf Abhaltung der Versammlung in München Verzicht zu leisten, jedoch nur, wenn dieser allerhöchste Wunsch öffentlich ausgesprochen werden dürfe, da ich keinenfalls gesonnen war, vor der Oeffentlichkeit die Verantwortung für die mir so bedauerlich erscheinende Verlegung auf mich zu nehmen. Sr. k. Hoheit habe ich dieß in einem unterthänigen Schreiben auch seinerzeit ausgesprochen". Dieses Schreiben datirte vom 29. April; am 3. Mai erfolgte die Antwort durch den Generaladjutanten, Chef der geheimen Kanzlei. Ueber den „geradezu sackgroben" Ton[2]), in welchem dem fürstlichen Standesherrn das allerhöchste Befremden über die Behelligung Sr. k. Hoheit ausgedrückt und derselbe „zu gebührender Achtung an das schon bekannte Urtheil von nächstberufener autoritativer Seite" verwiesen wurde, bestand nur Eine Meinung. Der Herr

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 20. Mai 1890.

2) Stimmen des Auslandes s. „Kölnische Volkszeitung" vom 22. Mai 1890.

Erzbischof hatte sich indeß doch nicht veranlaßt gefunden, ein direktes Verbot auszusprechen, und erst jetzt (am 17. Mai) erfolgte das allerhöchste Handschreiben, welches ihn anwies, sich nochmals mit katholischen Männern und insbesondere mit dem Domcapitel zu besprechen, „ehe Ich weitere Maßnahmen zu der Meinen Rechten und Pflichten gemäßen Wahrung des Friedens in's Auge fasse".

Die Liberalen spendeten natürlich hellen Beifall, aber doch nur die bayerischen und selbstverständlich die Wiener Juden. Die preußischen Nationalliberalen vergönnten zwar dem Herrn Dr. Windthorst den Schabernack, andererseits aber empfing sogar das Münchener Weltblatt einen Bericht aus Berlin über die Beurtheilung in den Reichstagskreisen, welcher wesentlich anders lautete: „Das Fehlen einer Gegenzeichnung unter dem Handschreiben hat in hiesigen conservativen Kreisen, besonders im rechten Flügel derselben, entschiedene Bedenken hervorgerufen. Man sagt sich, daß, wenn die Maßregel wirklich nothwendig war, die Minister für dieselbe hätten eintreten müssen. Es sei nicht richtig, in einer Angelegenheit von so großer Tragweite die Person des Regenten zu exponiren; die Minister hätten mit offenem Visir vortreten müssen u. dergl. m. Auch die Hindeutung auf ‚weitere Maßnahmen' hat Kopfschütteln hervorgerufen. München steht nicht wie Berlin in kleinem Belagerungszustande, das Versammlungs- und Vereinsrecht ist unbehindert, und man meint, jener Münchener Katholikencongreß hätte aller Wahrscheinlichkeit nach einen Verlauf genommen, wie andere Congresse vorher: d. h. man hätte geredet und Resolutionen gefaßt, und die Welt wäre in ihren alten Bahnen weiter gewandelt. Wieder in anderen Kreisen hörten wir darauf hinweisen, daß gerade jetzt, wo München eben zwei Socialdemokraten in den Reichstag geschickt habe, das Vorgehen gegen die bayerischen Klericalen jedenfalls nicht opportun sei, der Schwerpunkt falle auch dort in die sociale Frage." Der Berichterstatter selber meint: das allgemeine Urtheil

gehe dahin, die Zeiten seien nicht darnach, den Luxus innerer Conflikte in den Bundesstaaten als erlaubt erscheinen zu lassen, und so gehe der Wunsch dahin, „daß eine Versöhnungsformel gefunden werde, welche die schwebenden Gegensätze ausgleiche". [1])

Angesichts des Handschreibens hat man viel hin und her gerathen, was es für Störungen des „von ruhig Denkenden aller Kreise der Stadt dringend gewünschten" Friedens gewesen seyn mögen, die bei Hofe befürchtet wurden. Das Schreiben deutete auf den vorjährigen Bayerischen Katholikentag: „gerade in der unmittelbaren Folge auf denselben gewinne die beabsichtigte Versammlung einen besonderen Charakter". Aber jener Tag war eine Protestversammlung, und abgesehen davon, daß dieselbe im Uebrigen Niemand beunruhigt hat, trägt die deutsche Generalversammlung einen ganz anderen Charakter, hat auch seit 52 Jahren noch nirgends den Frieden gestört. Wenn aber das Schreiben fortfährt: „neben derselben könnten daher auch leichter als sonst Bewegungen Platz ergreifen, welche neue Störungen des Friedens mit sich bringen", so muß man fragen: wen hat da die Polizei im Verdacht gehabt, die Liberalen oder die Socialdemokraten? Die letzteren sind die Gescheidteren; die ersteren haben allerdings gegen die Mehrheit beim vorigen Landtag mit Straßenlärm und dergleichen demonstrirt: aber sollen die Katholiken es mit Entziehung ihres guten Rechtes büßen, wenn Andere den Frieden stören?

Die Maßregel gegen die katholische Generalversammlung, im Zusammenhang mit der wunderlichen Veranstaltung der ganzen Aktion, hat gerade die ruhig Denkenden unter den Katholiken am meisten aufgebracht. Die anderen waren ja ohnehin auf Alles gefaßt; unter den sogenannten „Gemäßigten" aber sah man manchen Mann entrüstet auffahren: das sei denn doch zu arg! Und gerade unter diesen Eindrücken,

---

1) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 20. Mai, A.-Bl.

die der Sache der Veranstalter nicht ungünstiger hätten seyn können, trat der Plan an's Licht, eine Spaltung der bayerischen Centrumspartei, von deren Führern „der kirchlichen und weltlichen Autorität die schuldige Ehrerbietung, sowie theilweise sogar der Gehorsam versagt worden sei", herbeizuführen und zwar durch Bildung einer „gemäßigt ultramontanen" Partei. Etwas dergleichen war offenbar schon länger im Werke. Ein bekanntes Münchener Blättchen, das sich — was mag man wohl in Berlin dazu denken? — bereits vollständig in die Rolle eines bayerischen Hof- und Staats-Berichtigers eingelebt hat,[1]) hatte den Plan noch an dem Tage vertreten, wo der Aufruf in der „Allgemeinen Zeitung" vom 31. März erschien, allerdings in der Richtung, daß eine neue, vom Reichstags-Centrum unabhängige, bayerische „Patriotenpartei" gebildet werden sollte. Als die erste Andeutung von einem Verbot der Generalversammlung in München auftauchte, hat dasselbe Blatt von solcher Kleinlichkeit nichts wissen wollen; als aber die Absicht sich bestätigte, da war es Feuer und Flamme dafür. Als nun die neue Partei sich ankündigte, da war das Blatt wieder besser unterrichtet, es commandirte ab: mißverstandene Information, nichts weiter!

Nichts ist übrigens bezeichnender für die wahre Lage der Dinge, als die Art dieser Ankündigung. Der Aufruf

---

1) Es war allerdings ein bedeutsames Zusammentreffen, daß gerade um diese Zeit eine den Herausgeber betreffende Neuigkeit bekannt wurde. Als Ihre Majestät die Königin-Mutter durch den Tod von ihrem Marterleben erlöst war, hatte derselbe über sie, „die Preußin", einen empörenden Artikel veröffentlicht. Das Gericht erkannte auf „groben Unfug", und der Verfasser wurde durch alle Instanzen zu einer Geldstrafe und in die Kosten verurtheilt, auf Ansuchen aber vollständig begnadigt. Merkwürdiger Weise wurde die Thatsache sowohl in den Polizeiberichten, als in dem sonst sehr pünktlichen Hofbericht der „Allgemeinen Zeitung" verschwiegen. Vgl. „Augsburger Postzeitung vom 4. Juni.

erschien anonym und erbat unter Zusicherung „strengster Diskretionswahrung“ schriftliche Beitrittserklärung unter Couvert und mit der Aufschrift „Autorität“ bei den Expeditionen der betreffenden Zeitungen. Die Heimlichkeit wurde mit der Voraussicht begründet, daß „eine gewisse Presse jeden Theilnehmer derartiger Bestrebungen, wie gewohnt, persönlich verunglimpfen werde, weshalb beschlossen worden sei, die strengste Diskretion hinsichtlich der Angehörigen der Vereinigung zu wahren.“ Als aber die öffentliche Meinung das feige Versteckenspiel sich denn doch nicht gefallen lassen wollte, zumal ein hervorragendes Mitglied des bayerischen Adels fälschlich verdächtigt worden war, und Namensnennung gefordert wurde, da fuhr dem namenlosen Comité der Schreck in die Glieder. Es scheint sich aufgelöst zu haben; die Herren werden wissen: warum? Auf das erste Gerücht von der neuen Parteibildung hatte man sich in liberalen Kreisen vergnügt die Hände gerieben; die Freude dauerte nicht lange, schon am 2. Juni schrieb das Berliner Hauptorgan: „Der Aufruf zur Begründung einer neuen Partei ist heute erschienen; er lautet aber derart, daß man das Ganze beinahe für einen Witz der Klerikalen halten könnte.“ [1])

Was nun weiter folgen soll, bleibt abzuwarten. Es ist schon peinlich genug, zumal in so finster drohenden Zeiten, sich mit solchen Verwickelungen beschäftigen zu müssen, deren Ursprung immer wieder auf Persönlichkeiten hinausläuft, die Alles wagen dürfen und Nichts zu verantworten haben. Aber wir leben nun einmal wie in einer Familie, deren einzelne Glieder nicht müde werden, sich gegenseitig den voraussichtlichen Concurs vorzuwerfen. Gott bessere es!

1) Aus der „Nationalzeitung“ in der Berliner „Germania“ vom 3. Juni 1890.

V.

Zur Kirchen- und Culturgeschichte Bayerns.

In der Profangeschichte stand früher die Darstellung des äußeren Ganges der Ereignisse im Vordergrunde. Die Geschichte der Fürsten, der Schlachten, der Friedensschlüsse, höchstens noch des Verfassungslebens bot den Stoff für die Historiker. Die Gegenwart dagegen wendet sich mit Vorliebe der Culturgeschichte, dem inneren Leben der Völker zu. Ganz ähnlich ist der Gang der Forschung bei der Kirchengeschichte. Die Forscher lehnten sich an das Leben der Päpste an oder boten eine Darstellung der Glaubensstreitigkeiten, der Ketzereien und Spaltungen. Aber auch auf dem Gebiete der Kirchengeschichte tritt heute die Darstellung der inneren Entwickelung immer mehr in den Vordergrund. Zu den interessantesten Erscheinungen auf diesem Gebiete zählt unzweifelhaft die „Geschichte der kirchlichen Liturgie des Bisthums Augsburg von F. A. Hoeynk", Pfarrer in Kleinerdlingen.[1])

Der Verfasser untersucht zuerst die Elemente der Augsburgischen Liturgie. Er findet in derselben Spuren des Ambrosianischen Ritus und vertritt deshalb die Ansicht, daß die älteste Liturgie in Augsburg die ambrosianische gewesen sei. Dagegen weist er die bisher geltende Ansicht zurück, als ob die alte

1) Geschichte der kirchlichen Liturgie des Bisthums Augsburg. Mit Beilagen: monumenta liturgiae augustanae. Von F. A. Hoeynk. Augsburg 1889. Literar. Institut von Dr. M. Huttler (Michael Seitz). 438 S.

gallikaniſche Liturgie jemals im Augsburger Bisthum acceptirt worden ſei, vielmehr erbringt Hoeynk den Beweis, daß aus Gallien durch fränkiſche Vermittlung der gelaſianiſche Ritus eingeführt wurde, wovon gleichfalls noch Spuren ſich erhalten haben. Seit Pipin und Karl dem Großen wurde in Uebereinſtimmung mit Papſt Hadrian im karolingiſchen Reiche die römiſche Liturgie eingeführt, um ſeitdem allein maßgebend zu ſein. Nur Mailand hat ſeine eigenthümliche Liturgie ſich erhalten.

Weil in der mittelalterlichen Liturgie Augsburgs noch zahlreiche ambroſianiſche Texte vorkommen, ſchließt Hoeynk, daß nicht blos die älteſte Liturgie in Augsburg die mailändiſche geweſen ſei, ſondern auch daß Augsburg urſprünglich zum Metropolitanverbande Mailand's gehört habe. Die erſtere Annahme wird man zugeben können, ohne indeß die Thatſache zu bezweifeln, daß im 6. Jahrhundert Augsburg zur Metropole Aquileja gehörte. Es geht nicht an, ein ſo klares und beſtimmtes Zeugniß, wie es in dieſem Schreiben der auf einer Synode in Aquileja im Jahre 591 verſammelten Biſchöfe an den Kaiſer Mauritius enthalten iſt, abzuweiſen. Die Synode beklagte ſich,[1]) daß Biſchöfe Galliens in drei Kirchen des metropolitaniſchen Verbands von Aquileja, in Seekirchen-Salzburg, Tiburnia und Augsburg Oberhirten eingeſetzt haben. Sie baten den Kaiſer Mauritius um Schutz zur Aufrechterhaltung des Metropolitanſprengels Aquileja gegenüber den Uebergriffen der fränkiſch-galliſchen Kirche. Hoeynk ſtellt die Identität der ecclesia Augustana mit Augsburg in Abrede und will nach Friedrich's Hypotheſe in der ecclesia Augustana Lorch erblicken. Zumpt wollte nämlich eine Colonia Augusta Laureacensis entdeckt haben, worauf Friedrich ſofort die Hypotheſe[2]) ſtützte, die ecclesia augustana ſei nichts

1) in tribus ecclesiis nostri concilii: Beconiensi, Tiburniensi et Augustana Galliarum episcopi constituerant sacerdotes; et nisi tunc divae memoriae Justiniani Principis jussione commotio partium nostrarum remota fuisset, pro nostris iniquitatibus paene omnes ecclesias, ad Aquilejensem Synodum pertinentes, Galliarum episcopi Sacerdotes pervaserant.

2) Das wahre Zeitalter des hl. Rupert, S. 11 ff.

anderes als Lorch. Allein die Lesart Zumpt's war eine irrige Er las Laureacensis ſtatt Taurinensis (Turin) und damit fäll auch die Friedrich'ſche Hypotheſe. Lorch war keine Colonie de Auguſtus. Hätte Friedrich das Synodalſchreiben von Aquilej ſich etwas genauer angeſehen, ſo hätte er im Schreiben ſelb einen unzweifelhaften Beleg für die Lage der ecclesia augustan gefunden. Die Biſchöfe conſtatiren nämlich, daß Biſchoffitze welche zu Aquileja gehören, den Grenzen des fränkiſch-galliſche Reiches *naheliegen*.[1]) Gerade auf Augsburg paßt die weit Entfernung von Aquileja und die verhältnißmäßige Näh Galliens. Das Schreiben erwähnte ferner ausdrücklich, daß e ſich um Biſchofsſitze handelte, welche nicht, wie Aquileja ſelbſt zum oſtrömiſchen Reiche gehörten, ſondern im Gebiete von un abhängigen Völkern lagen (ecclesiae in gentibus).[2])

Die ganze Kirchengeſchichte von der Völkerwanderung bi zur Bekehrung der germaniſchen Stämme iſt deßhalb ſo i Verwirrung gerathen, weil maßgebend gewordene Hiſtorike von zwei unrichtigen Vorausſetzungen ausgingen. Erſten ließ man die römiſche Bevölkerung, zweitens mit de römiſchen Bevölkerung auch das Chriſtenthum gänzlich ver ſchwinden. Beide Annahmen ſind falſch. Reſte der römiſche Bevölkerung ſind überall in Schwaben, Bayern, Oeſterreich da ganze Mittelalter hindurch nachweisbar und haben ſich i Perſonen- und Ortsnamen bis zur Stunde erhalten. Die erſte Schankungen, welche die Rupert'ſche Stiftung in Salzburg er hielt, waren die Dörfer und Diſtrikte einer romaniſchen Be völkerung. Das Eigenthum ging an die Salzburger Kirch über, die romaniſche Bevölkerung blieb ſeßhaft, trat aber i

1) Quia Galliarum archiepiscopi *vicini* sunt, ad ipsorum sin dubio ordinationem accurrent, et dissolvetur Metropolitan aquilejensis ecclesia, sub vestro imperio constituta, per quar Deo propitio ecclesias in gentibus possidetis.

2) Die ecclesia Beconiensis iſt ſehr wahrſcheinlich als Seekirche bei Salzburg (ecclesia Petena) zu erklären. In Seekirche hatte der hl. Rupert zuerſt ſich niedergelaſſen, ehe er definiti den Biſchofsſtuhl in Salzburg begründete. Vgl. Hiſtor.-poli Blätter Bd. 83, S. 693 ff.

Hörigkeitsverhältniß. Ganz ähnlich wird es bei den weltlichen Großen zur Zeit der Besitznahme durch den Stamm der Bayern gewesen sein. Die Eigenthumsverhältnisse änderten sich, aber die romanische Bevölkerung blieb und vermischte sich allmählig mit den Eroberern.

Die romanische Bevölkerung war christlich. Man lese die Zeugnisse der Kirchenväter und man wird finden, daß zwar zwischen Constantin und Theodosius noch starke heidnische Elemente sich vorfanden, daß aber nach Theodosius die gesammte Bevölkerung des römischen Reiches christlich war. Und nicht blos die alten Provinzen, Italien und Griechenland, das römische Asien und Afrika, auch die gallischen und keltischen Provinzen am Rhein und an der Donau waren durchaus christlich. Bei Salvian, welcher eine so genaue Beschreibung von Trier, Köln u. s. w. gibt, ist nur die bittere Klage zu constatiren, daß trotz des christlichen Bekenntnisses die Lebensweise überwiegend eine heidnische geblieben ist. Aber heidnisches Bekenntniß wird man bei Salvian vergeblich suchen. Die ganze Mosel- und Rheingegend unter römischer Herrschaft war christlich. Es beruht auf gänzlicher Unkenntniß der interessanten culturhistorischen Schilderungen Salvian's, wenn neueste Kirchenhistoriker, wie Albert Hauck, die Bekenner des Christenthums am Rhein in der Römerzeit auf eine geringe Zahl reduciren und ihnen nur einige Kapellen zuweisen. Dem Bekenntnisse nach war vielmehr die gesammte Bevölkerung des Römerreiches christlich. Wenn Salvian ein so erschütterndes Sittenbild entwarf, so darf man nicht vergessen, daß das Christenthum damals noch nicht so tief in das Volksleben eingegriffen haben konnte, wie heute, nach der Erziehung der Nationen durch die Kirche im Laufe von so vielen Jahrhunderten! Man muß ferner bedenken, daß Salvian den strengsten Maßstab des Mönchslebens an die damalige Christenwelt anlegte. Würde heute ein Salvian das Leben der Großstädte schildern, er würde sicherlich dieselben dunkeln Farben auftragen, wie z. B. bei der Charakteristik des christlichen Trier's seiner Zeit. Trotz tausendjähriger christlicher Erziehung sind heute die öffentlichen Belustigungen in Theatern, Ballsälen u. s. w. noch ebenso vom Geiste der Welt und der Sünde getragen, wie damals. Doch

ein weiteres Eingehen hierauf gehört nicht zum Zwecke dieſer Beſprechung.

Wie am Rhein, ſo war auch die römiſche Bevölkerung an der Donau durchaus chriſtlich. Bei Severin findet ſich nicht eine Spur von Heidenthum auf römiſchem Boden. Ueberall iſt eine geordnete Seelſorge bezeugt, vom Biſchofe an bis zum Küſter herab. Auch gottgeweihte Jungfrauen, welche durch Gelübde ſich verbunden haben, ſind erwähnt.[1]) Heiden und Arianer kennt Severin's Biograph nur außerhalb des römiſchen Reiches, auf dem linken Donauufer, bei den germaniſchen Stämmen. Bei Severin finden wir zwei Biſchöfe erwähnt, Valentin für Rhätien, Conſtantius für Norikum in Lorch. Woher ſind dieſe Biſchöfe gekommen? Die Antwort darauf gibt uns die erwähnte Synode von Aquileja. Sie conſtatirt, daß bis zur Zeit des Kaiſers Juſtinian (527—565) bei den Völkern, welche zwiſchen Aquileja und dem fränkiſchen Reiche ſaßen, die Biſchöfe von Aquileja aus geſandt wurden. Bei Valentin iſt dies ausdrücklich erwähnt, indem es in ſeiner Lebensbeſchreibung heißt, er ſei vom Meere (ab oceano) gekommen.

In die Regierungsperiode des Kaiſers Juſtinian fällt die Anſiedlung des bayeriſchen Stammes in dem ehemaligen Rhätien und Norikum. Die bayeriſche Herzogsfamilie war mit der fränkiſchen Königsfamilie durch Bande des Blutes verbunden. Von Franken kamen Glaubensboten, welche den bisher heidniſchen Stamm der Bayern zum Chriſtenthum zu bekehren ſuchten. Dem hl. Rupert gelang es wirklich, den Herzog und einen Theil der Großen zum katholiſchen Glauben zu bekehren und in Salzburg ein Bisthum zu gründen. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß dieſe Glaubensboten die bereits chriſtliche Bevölkerung der Romanen, welche in Bayern anſäſſig waren, in den Bereich ihrer Thätigkeit zogen. Sie beſchränkten ſich nicht darauf, ſondern ſuchten — im offenbaren politiſchen Intereſſe der eingewanderten Bayern und der verbündeten Franken — auch die bisher von Aquileja aus beſetzten Biſchofsſtühle, wie Augsburg, Tiburnia u. ſ. w. mit fränkiſchen Prieſtern zu verſehen. Dieſe Zeit wird

1) Vita S. Severini, cap. 41: professionis sanctae propositum.

vom Gesichtspunkte der kirchlichen Interessen Aquileja's aus als Verwirrung und Verfall (conturbatio et compulsio) bezeichnet.

Wir haben das Auftreten des hl. Rupert in die Regierungszeit Justinian's (527—565) gesetzt. Dies ist die alte und älteste Tradition, welche constant das Erscheinen des hl. Rupert um das Jahr 540 ansetzte. Im Leben der Kirche hat die lebendige Tradition unseres Erachtens einen viel höheren Werth, als mehr oder minder unklare, mißverständliche oder gar zweifelhafte Aufzeichnungen, welchen nicht selten ein prozessualisches Interesse zu Grunde lag.

Diese unsere Zeitbestimmung wird nicht bloß durch das Schreiben der Synode von Aquileja gestützt, sondern auch durch die Thatsache erhärtet, daß die Herrscherfamilie Bayerns das Christenthum angenommen hatte, wie das Beispiel der Theodolinde beweist, welche als eifrige Bekennerin des katholischen Glaubens in der Geschichte mehr als hinlänglich bezeugt ist.[1]) Die Kinder des Herzogs Garibald waren katholisch.

War der hl. Rupert der Apostel der Bayern, dann mußte seine Thätigkeit vor der Königin Theodolinde fallen; setzt man Rupert, wie es die moderne Geschichtschreibung thut, erst in den Anfang des 8. Jahrhunderts, dann kann man ihm nicht mehr den Titel „Apostel der Bayern" geben.

Nach dem Tode des hl. Rupert muß eine längere Verwirrung in Bayern und ein abermaliges Erstarken des Einflusses der Kirche von Aquileja erfolgt sein, wie das Schreiben der Synode von 591 andeutet.[2])

Unseres Erachtens beweisen die Zeugnisse der Synode von 591, daß auch nach den Umwälzungen der Völkerwanderung in der früheren römischen Bevölkerung Rhätiens und Norikums der katholische Glaube und die bischöfliche Succession, wenn auch mit Unterbrechungen, von Aquileja her sich erhalten haben, bis

1) Theodolinde heirathete 589 den Longobardenkönig Autharich und führte die Bekehrung der arianischen Longobarden zum katholischen Glauben herbei. Ihr Bruder Gundewald war gleichfalls katholisch.

2) Si conturbatio ista et compulsio piis jussionibus vestris remota non fuerit. . . .

die Bekehrung der eingewanderten Bayern durch den fränkisch
Klerus erfolgte. Im 6. Jahrhundert rang der kirchliche Besi
stand von Aquileja gegen das Vordringen des Einflusses d
fränkischen Kirche. Von da ab sind zwei sich feindliche kirchli
Strömungen zu bemerken, welche sich gegenseitig die Rec
mäßigkeit der Weihe streitig machten und sich auch der Ketze
beschuldigten. Dieser Zustand des Zwiespaltes, wobei der fränkis
Klerus auf die neubekehrten Bayern, die vom Meere, v
Aquileja, kommenden Bischöfe und Priester auf die altansässi
christliche Bevölkerung sich stützten, dauerte ein volles Jah
hundert, nach dessen Ablauf Gregor II. einen völligen Verfa
des kirchlichen Lebens und einen theilweisen Rückfall in d
Heidenthum constatirte. Erst mit Bonifazius, dem großen Ordn
der Kirche Deutschlands, wurde die kirchliche Hierarchie n
begründet und in direkte Verbindung mit dem apostolisch
Stuhle in Rom gebracht. Wenn Bischof Aribo von Freisi
die Bayern des 8. Jahrhunderts als Neophyten bezeichnete,
war eine solche Charakteristik am Platze für die neue Ordnun
der Dinge, welche das 8. Jahrhundert gegenüber dem Verfal
des vorigen Jahrhunderts auszeichnete. Aber es ist damit ke
Beweismittel gefunden gegen die erste Bekehrung des bayerische
Stammes durch den hl. Rupert in der Mitte des 6. Jah
hunderts.

Wir haben hiemit unsere Auffassung der älteren bayerische
Kirchengeschichte nochmals ausführlicher dargelegt, um berufe
Kreise zu einer Neuaufnahme der Studien über diese dunk
Periode zu veranlassen und um einige Hypothesen, welche un
durchaus unbegründet erscheinen, nicht als angebliche Thatsache
einbürgern zu lassen.

Der interessanteste Theil des Werkes von Hoeynk begin
mit der Darstellung der Augsburg'schen Liturgie vo
8. Jahrhundert bis zum 17. Jahrhundert. Mit einer außer
ordentlichen Beherrschung des umfassenden Materials zergliede
er den Ritus der hl. Messe in allen ihren Theilen, zeichn
Umfang und Entwicklung der kanonischen Tageszeiten, schilde
die Spendung der hl. Sakramente und der Benediktionen, sowi
die Abhaltung der Prozessionen. In einem Abschnitte beschäftig
sich der Verfasser mit den Festkreisen des Kirchenjahres (Weih

nachts-, Fasten-, Oster-, Pfingst-Zeit). Sehr belehrend ist ein weiterer Abschnitt über die Heiligenfeste des Augsburger Kalendariums, nach Monaten geordnet, sowie über den Rang der Feste. Bemerkenswerth ist die vielfache Uebereinstimmung eines Augsburger Direktoriums (Breviariums) aus dem 13. Jahrhunderte mit dem Kirchenkalender, welcher bei Albert Behaim um das Jahr 1246 sich findet.[1])

Der dritte Theil des Hoeynk'schen Werkes behandelt die Einführung des reformirten römischen Ritus in der Augsburger Diözese durch die Bischöfe des 17. Jahrhunderts, namentlich durch Mandate der Bischöfe Johann Otto und Heinrich V. „Mit der Annahme des römischen Ritus war das Kalendarium der römischen Kirche für Augsburg maßgebend geworden. Weil aber der Diözesankalender manche Heilige aufwies, welche im Römischen nicht vorkamen, und welche man gleichwohl nicht wollte fahren lassen, so ergab sich die Nothwendigkeit, dem römischen Missale und Brevier ein Proprium anzuhängen, wie es auch andere Kirchen in gleichen Verhältnissen gethan hatten. Das erste Proprium Augustanum erschien gleichzeitig mit dem Mandate des Bischofs Johann Otto im Jahre 1597. In demselben war ziemlich stark aufgeräumt." Ein zweites Proprium erschien im Jahre 1605 und hatte zwölf Feste wieder aufgenommen, welche im Proprium von 1597 ganz ausgelassen oder auf die römische Commemoration herabgedrückt waren.

Im Anschlusse an den römischen Kirchenkalender und das Augsburger Proprium bespricht Hoeynk auch die festa pro foro in dieser Zeit bis zur Gegenwart. Im Anhange bietet der Verfasser eine Uebersicht über die gedruckten liturgischen Bücher der Diözese Augsburg: Missalien, Breviere, Ritualien, ferner sind unter dem Titel: monumenta liturgiae Augustanae (theilweise zum erstenmal gedruckte) Formulare der alten Augsburger Liturgie, aus allen Theilen des hl. Officiums ausgewählt, beigegeben.

Das Hoeynk'sche Buch behandelt das wichtigste Thema des inneren Lebens der Kirche und bietet eine Fülle culturhistorischer Untersuchungen. Dasselbe wird deßhalb nicht blos für den

1) Vgl. „Histor.-polit. Blätter" Bd. 103, S. 617 ff.

Klerus ein werthvolles Hilfsmittel zur Bereicherung der Ken
nisse auf dem Gebiet der Liturgie bieten, sondern für alle
jenigen, welche Sitten und Gebräuche der Vorzeit erforsch
als eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung dienen. Hoffent
findet der Verfasser in anderen Diözesen ebenbürtige Nachfolg
Damit ist dann eine der wichtigsten Vorarbeiten für eine Kirch
geschichte Deutschlands geschehen, welche leider dem katholisc
Theile noch immer mangelt.

Hoeynk hat viele Thatsachen culturhistorischer Bedeut
besprochen, wovon wir z. B. auf die Geschichte des Wetterseg
(S. 171 ff.) verweisen, ferner auf die kirchlichen Anordnun
zu den Zeiten der Tartarengefahr und Türkenkriege. Bei d
Einfalle der Tartaren in Schlesien bestimmte das Main
Provinzialconcil, daß alle Monate eine Prozession gehalten
daß an diesen Prozessionstagen (Sonn- und Feiertage a
genommen) gefastet werde. In allen Predigten soll der Tarta
erwähnt und das Volk ermahnt werden, ihnen zu widerstel
und Gott um Gnade zu bitten. Die Priester sollen bei
Messen nach dem Offertorium und vor dem Kanon mit
anwesenden Klerikern den Psalm 78: Deus venerunt gentes .
beten sammt dem Vaterunser und der Collekte: Deus a q
sancta desideria . . . und zwar knieend und zu Boden
worfen. Die Pfarrgeistlichen sollen dem Volke in der Mutt
sprache zurufen: Thuet Buße, dann sich zu Boden werfen u
das Vaterunser beten. Zur Abwendung der Türkennoth ordn
Bischof Peter von Augsburg im Jahr 1456 jeden Samstag
Amt und eine Prozession innerhalb der Kirche, und an jed
ersten Monatstage eine Prozession, wie in der Kreuzwoche,
Von da ab wurde auch Mittags, nicht blos, wie früher, fr
und Abends, das Läuten zum Beten des Ave Maria angeord
(vgl. S. 181 und 318).

Von den Benedikttionen war für die Vorzeit die für
Wallfahrer (benedictio pro peregrinantibus) von Wichtigk
Nachdem die Wallfahrer gebeichtet und unter der hl. Me
communicirt hatten, wurden die Reisetaschen und Pilgerstä
eingesegnet. Durch diese Segnung wurden die Pilger unt
päpstlichen Schutz gestellt und erfreuten sich vieler Privilegie
Zum Ausweise erhielten sie von dem zuständigen Pfarr

Empfehlungsbriefe. Die beliebteſten Wallfahrtsorte in der Ferne waren die Apoſtelgräber in Rom, St. Jakob in Compoſtella, Mutter Gottes in Aachen, Einſiedeln und Loretto, Antonius in Vienne, endlich das hl. Grab in Jeruſalem. Dazu kamen lokale Wallfahrten zu einzelnen bevorzugten Kirchen an zahlloſen Orten.

Das Werk von Hoeynk wird ſich durch den reichen Inhalt und die überſichtliche Darſtellung nicht blos beim Klerus, ſondern bei Allen, welchen die Kenntniß der Vorzeit ein Bedürfniß iſt, ſicherlich zahlreiche Freunde erwerben. Dr. G. R.

VI

Der Handſchriftenkatalog der Wolfenbütteler Bibliothek.

Der Handſchriftenſchatz der Wolfenbütteler Bibliothek beſteht nicht aus einer einzigen großen Sammlung, welche nach irgend welchen ſachlichen und wiſſenſchaftlichen Geſichtspunkten geordnet wäre, ſondern vielmehr aus ſieben einzelnen Abtheilungen, welche im Laufe der Zeit ſelbſtändig angelegt und nach und nach zuſammengekommen ſind. Es ſind dies die Helmſtedter, Auguſteiſchen, Weiſſenburger, Gudeſchen, Blankenburger Handſchriften, ſowie die ſogenannten Extravaganten und die Manuscripta nova. Eine jede dieſer Abtheilungen bildet eine abgeſchloſſene Sammlung für ſich mit fortlaufenden Nummern. Die Helmſtedter Abtheilung wurde von den Herzögen Julius († 1589) und Heinrich Julius († 1613) begonnen. Herzog Julius führte, wie bereits in dieſen Blättern (Bd. 89) des Näheren dargelegt iſt, nach dem Tode ſeines Vaters Heinrich d. J. in ſeinem Lande Braunſchweig und dem ihm zugefallenen Theile des Stiftes Hildesheim das Lutherthum ein. Die Klöſter ließ er in veränderter Weiſe als Verſorgungsanſtalten für beſtimmte Stände beſtehen; eine Bibliothek war

in diesen sogenannten Klöstern ferner nicht mehr nothwendig. Die Bücherschätze derselben wanderten nach Wolfenbüttel, wo sie der von ihm schon früher begründeten Bibliothek einverleibt wurden. Selbstverständlich bestand der größte Theil sämmtlicher Klosterbibliotheken aus Handschriften. Somit wurde in Wolfenbüttel schon damals eine nicht unbedeutende Handschriftenbibliothek gesammelt. Zehn Klöster lieferten Handschriften nach Wolfenbüttel: Amelunxborn (Cisterzienser), Dorstadt (Augustinerinen), Georgenberg bei Goslar (Augustinerchorherren), Heiningen (Augustinerinen), Clus bei Gandersheim (Benediktiner), Lamspringe (Benediktinerinen), Marienberg bei Helmstedt (Augustinerinen), Nordheim (Benediktiner), Steterburg (Benediktinerinen) und Wöltingerode (Cisterzienserinen).[1]) Ueber den Verbleib der Bücherschätze aus Riddagshausen bei Braunschweig (Cisterzienser), Königslutter (Benediktiner), Walkenried (Cisterzienser), Ringelheim (Benediktiner), der Klöster in der Stadt Braunschweig u. a. ersehen wir nichts.[2]) Zu diesen Handschriften aus den Klöstern kamen im Jahre 1587 diejenigen, welche Wilhelm von Braunschweig, der uneheliche Sohn Erichs II. von Calenberg, aus Braunschweig'schen und Hildesheim'schen Klöstern geholt und nach Fritzlar verbracht hatte. Ferner fügte Herzog Julius die Handschriften hinzu, welche er zwischen 1577 und 1580 von Aurifaber's Wittwe aus dessen Nachlasse käuflich erwarb, eine Anzahl von Luther'schen Autographen und anderer auf die Reformation bezüglicher Aktenstücke. Weit bedeutender noch war der Erwerb, welchen sein Sohn und Nachfolger Herzog Heinrich Julius 1597

1) Mit Ausnahme von Nordheim gehörten sämmtliche Klöster der Hildesheimer Diöcese an.

2) Das Augustinerchorherrnstift Riechenberg hat seine literarischen Schätze damals gerettet und behalten bis zur Aufhebung. „Im Jahre 1807 wanderte die reichhaltige Bibliothek nach Frankreich, die, wie Sachkundige noch versichern und wie die für diesen Zweck prachtvoll im 15. Jahrhundert für sie erbauten, theilweise als Ruinen noch erhaltenen Hallen auch schließen lassen, einen großen Schatz der werthvollsten Schrift- und Drucksachen enthielt." — Die mittelalterlichen Baudenkmäler Niedersachsens (Hannover 1861) I, 61.

machte, indem er von seinem Hof- und Consistorialrath Heinrich Petrus, welcher sich mit der Wittwe des Mathias Flacius Illyricus verheirathet hatte, die von diesem und seinem Freunde Marcus Wagener zusammengebrachte Bibliothek erkaufte. Diese bestand fast nur aus Manuscripten, welche Flacius und seine Genossen in deutschen und außerdeutschen Ländern erworben hatten. Es befinden sich darunter Handschriften aus ganz entlegenen Gegenden, selbst aus Schottland. Dieser literarische Nachlaß des Flacius wurde mit 1095½ Thalern bezahlt. Friedrich Ulrich, der Sohn und Nachfolger von Heinrich Julius, schenkte 1614 diese ganze Manuscriptensammlung, welche seine beide Vorfahren in Wolfenbüttel gesammelt hatten, der Universität Helmstedt zunächst unter Vorbehalt des Eigenthums- und Rückforderungsrechtes, vier Jahre später aber zu vollständig freiem Eigenthum. Durch Kauf und Schenkung ist nun diese Sammlung noch vermehrt; den bedeutendsten und letzten Zuwachs erhielt sie, als ihr 1803 bei Aufhebung des Ludgeriklosters in Helmstedt die diesem Kloster zugehörenden Handschriften überwiesen wurden. Die westfälische Zeit hob die Universität Helmstedt auf. Auf Anordnung der Machthaber in Kassel wurde ihre Manuscriptensammlung theils zur Universitätsbibliothek in Marburg, theils zu der in Göttingen abgeführt. 1817 wurden sämmtliche Handschriften an die Braunschweig'sche Regierung zurückgegeben und kamen wiederum nach Wolfenbüttel, wo sie seitdem in der inzwischen vom Herzoge August d. J. begründeten Bibliothek unter den Handschriften die Abtheilung der Helmstadienses führen. Es sind 1562 Bände.

Die zweite Abtheilung der Wolfenbütteler Handschriften ist die Augusteische, welche ihren Ursprung und Namen dem Herzog August d. J. (1634 bis 1666) verdankt. Dieser, ein Freund der Wissenschaft, war auch selbst als Schriftsteller thätig. Bereits vor seinem Regierungsantritte soll er zu Hitzacker im Besitze von 80,000 Büchern gewesen sein; seine 1645 nach Wolfenbüttel gebrachte Bibliothek zählte 116,350 Werke in 28,415 Bänden. Wo er nur Bücher erwerben konnte, da geschah es. Die Bibliothek des bekannten Historikers Marquard Freher wurde von August ganz, die Corviniſche Bibliothek in Ungarn zum großen Theile erstanden. Unter den Bücherschätzen befanden sich viele werthvolle Handschriften. Bereits fünf Jahre vor dem Tode des

Herzogs belief sich die Zahl derselben auf 2003 Bände und seitdem ist noch manches hinzugekommen. Diese Augusteische Sammlung ist sowohl der Zahl der Bände als auch dem inneren Werthe nach die bedeutendste unter den sechs Abtheilungen.

Sein Sohn und Nachfolger Rudolf (1666 bis 1704) brachte die Weissenburger Abtheilung hinzu, 103 werthvolle Handschriften aus dem Kloster Weissenburg im Elsaß, welche von dem kaiserlichen Appellationsgerichtspräsidenten Heinrich Julius von Blum zu Prag auf Veranlassung des damaligen Bibliothekars Kaspar Adam Stenger 1689 angekauft wurden.

Der bekannte Convertit Anton Ulrich, welcher als Mann von 71 Jahren seinem Bruder Rudolf in der Regierung folgte, ließ es ebenfalls an Eifer für die Bibliothek nicht fehlen. Er kaufte vornehmlich auf holländischen Auktionen, der bedeutendste Erwerb aber war der Ankauf der Handschriften des dänischen Staatsrathes Marquard Gude, eines eifrigen Bücherliebhabers und Sammlers. Die Handschriften waren größtentheils in Italien zusammengebracht, im Ganzen 468 Bände, darunter 114 griechische Manuscripte. Anton Ulrich erbaute dann auch ein schönes Bibliotheksgebäude. — Im Jahre 1753 kam die Blankenburger Abtheilung hinzu, indem zwei Drittheile derjenigen Bibliothek, welche Herzog Ludwig Rudolf auf dem Schlosse Blankenburg am Harze angelegt hatte, der Wolfenbütteler überwiesen wurden. Es befanden sich 328 Handschriften darunter.

Außer diesen fünf Abtheilungen waren auch kleinere Gruppen von Handschriften oder einzelne Exemplare an die Wolfenbütteler Bibliothek gekommen. Alles was auf diese Weise, sei es durch Kauf oder Schenkung, die Bibliothek erhalten hatte, das vereinigte seit 1782 der Bibliothekar Ernst Theodor Langer zur Klasse der Extravaganten, indem er darüber zugleich einen genauen und sorgfältig gearbeiteten Katalog anlegte. — Seit dieser Zeit gab es abermals neue Zugänge an Handschriften in Wolfenbüttel. Der gegenwärtige Oberbibliothekar Otto v. Heinemann, welcher dieselbe bei seinem Amtsantritte „völlig ungeordnet und unverzeichnet in einem großen Haufen übereinander geschichtet“ vorfand, ordnete dieselbe zu einer weiteren Abtheilung, die der manuscripta nova. Dieselbe umfaßt über 1500 Handschriften. Abgesehen von der Klasse der Extravaganten besitzt

somit die Wolfenbütteler Bibliothek über 5000 Handschriften-Bände.

Ein allen Anforderungen der Wissenschaft entsprechender Katalog über den Handschriftenschatz der Wolfenbütteler Bibliothek existirte bislang nicht. Als die seit dem Jahre 1873 ernstlich gefaßten Pläne der Braunschweigischen Regierung, an Stelle des ungenügenden, von Anton Ulrich erbauten Bibliothekgebäudes ein neues zu errichten, 1879 dem Landtage vorgelegt wurden, stellte der Referent auch zugleich den Antrag, die Mittel zur Herausgabe eines Handschriftenkataloges zu bewilligen, was denn auch einstimmig geschah. Der Oberbibliothekar Heinemann wurde mit der Ausführung des Unternehmens beauftragt, welcher uns bis jetzt drei Bände des Handschriftenkataloges geliefert hat.[1]) Dieselben umfassen die 1562 Nummern der Helmstedter Abtheilung. O. von Heinemann hält sich selbstverständlich an die Eintheilung der Handschriften, wie sie mit der Zeit geworden ist, eine neue Gruppirung derselben nach Sprachen in orientalische, griechische, lateinische und deutsche oder gar nach einem wissenschaftlichen Systeme in theologische, juristische, medicinische ꝛc. wäre nicht blos sehr mühevoll gewesen, sondern hätte auch die so interessante Entwickelungsgeschichte der Bibliothek völlig verdunkelt, ohne daß dem praktischen Interesse ein großer Vortheil entstanden wäre. O. v. Heinemann wird also in seinem Kataloge der Reihe nach die sieben Abtheilungen des Wolfenbütteler Manuscriptenschatzes beschreiben.

Die Grundsätze, nach denen die Bearbeitung vorgenommen wird, gibt der Verfasser folgendermaßen an. „Eine jede durch besonderen Einband selbständig charakterisirte Handschrift ist am Rande durch eine fortlaufende Nummer bezeichnet, zugleich ist aber auch am Kopfe der kurzen Beschreibung, welche jede Nummer einleitet, die gebräuchliche Bibliothekbezeichnung (Zahl mit dem Zusatze: Helmst.) angegeben worden, unter welcher Marke diese Handschrift bisher in der gelehrten Welt bekannt

1) Die Handschriften der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, beschrieben von Dr. Otto von Heinemann, Oberbibliothekar. Erste Abtheilung: die Helmstädter Handschriften. Wolfenbüttel bei Zwißler. Bd. I. 1884, Bd. II. 1886, Bd. III. 1888.

gewesen ist. Die sich daran schließende kurze Charakteristik der Handschrift gibt Auskunft über das Material, auf welchem sie geschrieben ist, über ihre Größe nach dem Centimetermaß, über die Blattzahl, die Zeit, der sie angehört, endlich über den in ihr etwa vorkommenden Bilderschmuck oder sonstige besondere Eigenthümlichkeiten. Dann folgt die genaue Inhaltsangabe, wobei zu bemerken ist, daß die Rückseite der Blätter durch einen Accentstrich bezeichnet ist. Die Hauptstücke des Inhaltes sind durch fette Schrift hervorgehoben. In Bezug auf ihn bin ich soweit als irgend möglich gegangen, indem ich selbst ganz kleine und unbedeutende Sachen, Gedankenspäne, Verse, Räthsel, Schreiberscherze u. s. w., wie sie sich namentlich in den Handschriften des 15. Jahrhunderts so häufig finden, nicht unterlassen habe zu verzeichnen. Es folgt dann eine Angabe über die Herkunft und die früheren Schicksale der betreffenden Handschrift und endlich eine solche über den Einband, da bei der jetzt auf kunstgewerblichem Gebiete herrschenden Bewegung auch diese für den einen oder anderen Benutzer von Bedeutung sein konnte. Die Uebersichtlichkeit, welche ich bei den meisten ähnlichen neuerdings in Deutschland erschienenen Werken vermisse, habe ich durch die Druckeinrichtung zu fördern gesucht und zwar einmal durch Verweisung der durchlaufenden Nummern an den Rand und durch Trennung der einzelnen Handschriften mittelst eines Striches, sodann durch die schon erwähnte Hervorhebung der Haupttheile des Inhaltes mittelst fetten Druckes, endlich durch Anwendung von kleineren Lettern bei den Bemerkungen über Provenienz und Einband. Außerdem ist das zu beachten, daß durchweg der Grundsatz befolgt worden ist, das aus dem Text der Handschriften Entlehnte durch Antiqua, die Zusätze und Bemerkungen des Herausgebers aber durch Cursivschrift zu kennzeichnen." Bemerkt muß noch werden, daß auch stets angemerkt ist, wenn der Inhalt des Codex oder ein Theil desselben bereits gedruckt ist.

Ich habe mehrere Handschriftenkataloge anderer Bibliotheken mit unserem vorliegenden verglichen, der Vergleich ist nach jeder Seite zu Gunsten des letzteren ausgefallen. Ausführlichkeit und Uebersichtlichkeit sind die beiden Eigenschaften, welche v. Heinemann's Arbeit vortheilhaft auszeichnen. Die Verlags-

handlung hat durch eine noble Ausstattung den Werth des Werkes noch erhöht. Der breite Rand ermöglicht es, daß der Benutzer sich Notizen machen kann. Aus den durch Alter und Schönheit hervorragenden Handschriften sind eine Anzahl facsimilirter Blätter eingefügt. Der erste Band enthält Schriftproben aus einem lateinischen Codex des 12. Jahrhunderts, einem griechischen des 6. Jahrh. (Homilien des Joh. Chrysostomus), einem lat. des 13. Jahrh., einem lat. des 9. Jahrh., einem lat. des 10. Jahrh., einem lat. des 10. Jahrh. (Erklärung des Markusevang. von Beda), einem lat. des 9. Jahrh. und einem lat. des 13. Jahrh. Illustrationsproben sind aus einem Evangeliencodex des 12. Jahrh. und einem gleichen des 10. Jahrh. gegeben. — Der zweite Band bietet uns Schriftproben aus einem lat. Cod. des 13. Jahrh., einem lat. des 8. Jahrh., einem lat. des 15. Jahrh., einem griech. des 15. Jahrh. und einem lat. des 12. Jahrh. Eine Illustrationsprobe aus einem lat. Cod. des 13. Jahrh., welchen eine Nonne in Wöltingerode geschaffen hat, zeigt uns, daß die Kunst auch in den Frauenklöstern gepflegt wurde. Der Codex mit vielen Bildern und Initialen auf Goldgrund ist in allen Theilen ein Prachtwerk (II, 10). — Der dritte Band enthält Schriftproben aus einem lat. Cod. des 11. Jahrh., einem lat. des 12. Jahrh., einem gleichen des 12. Jahrh., einem lat. des 14. Jahrh., einem gleichen aus dem 14. Jahrh., einem lat. des 14. Jahrh. mit Noten, einem lat. des 14. Jahrh. und aus Goslarer Wachstafeln des 14. Jahrh. Außerdem ist dem ersten Band eine Ansicht des alten Bibliothekgebäudes, welches Anton Ulrich gebaut hatte, dem zweiten Band eine Ansicht der Bibliothekarswohnung, welche Lessing seiner Zeit inne gehabt, beigegeben, während uns der dritte Band die neue Bibliothek im Bilde zeigt.

Der dritte Band bringt sorgfältig gearbeitete Register und zwar erstens ein „Autoren- und Sachregister“ (S. 211—267), zweitens ein Verzeichniß der Schreiber der Handschriften (S. 268—271), drittens die „Einbinder der Handschriften“, viertens eine Aufzählung der „Handschriften mit bemerkenswerthen Miniaturen, Zeichnungen und Initialen“, sowie fünftens eine gleiche der „merkwürdigen Einbände“; dann folgt sechstens

ein „Verzeichniß der datirten Handschriften bis 1500“ und endlich siebentens eine alphabetische Uebersicht der „Vorbesitzer der Handschriften.“

Aus diesen Registern ersieht man sofort, daß das Bücherschreiben durch die kirchliche Reform der Klöster im 15. Jahrh. neuen Aufschwung erhielt. Von den 1562 Handschriften der drei Bände führt Heinemann 267 datirte an. Aus dieser Zahl gehören 20 der Zeit von 822—1400, 247 aber der Zeit von 1400—1500 an. Blättert man aber in dem Kataloge nur flüchtig umher, so sieht man sofort, daß von den nicht datirten Handschriften ein sehr großer Theil als dem 15. Jhrh. angehörend bezeichnet ist. Ich habe dieselben gezählt und gefunden, daß ca. 500 Handschriften als aus dem 15. Jahrhundert herstammend aufgeführt sind. Es ist mithin fast die Hälfte aller Helmstedter Manuscripte im 15. Jahrh. geschrieben. Aufgefallen ist mir ferner, daß ein so großer Theil dieser Handschriften religiösen und ascetischen Inhalts ist; eine Menge plattdeutscher Gebete findet sich, was alles darauf hinweist, daß in den Klöstern der Diöcese Hildesheim ein guter Geist herrschte. Diese Thatsache der steigenden Bücherproduktion im 15. Jahrh. zeigt uns übrigens nicht blos der Wolfenbütteler, sondern jeder Handschriftenkatalog und beweist uns, daß die kirchliche Reform in der That neues geistiges Leben in die Klöster brachte.

Ebenso ersehen wir auch aus dem Wolfenbütteler Kataloge, daß die Klöster, auch selbst die Frauenklöster, im Besitze von Bibliotheken waren, welche für die damalige Zeit bedeutend zu nennen sind. Nicht von allen Handschriften konnte Heinemann die Herkunft feststellen, ebensowenig läßt sich nachweisen, ob alle Bücher aus den Klöstern nach Wolfenbüttel gekommen sind. Nach dem, was die Register nachweisen, sind in der Helmstedter Abtheilung 26 Handschriften aus dem Kloster Grauhof, 34 aus der Clus bei Gandersheim, 34 aus Nordheim, 16 aus Dorstadt, 32 aus Hüningen, 27 aus Stederburg, 85 aus Wöltingerode. Auch Pfarrer und Weltpriester erscheinen vielfach als Besitzer von Büchern. Doch genug dieser Bemerkungen. Möge der schöne Handschriftenkatalog die Benutzung der Wolfenbütteler Schätze und damit die Wissenschaft fördern.

K. Grube.

VII.

Dom Mabillon und die Mauriuercongregation.

VIII. Iter italicum (1685 und 1686).

Der Erzbiſchof von Rheims, der nach Colberts Tod dem König beſonders naheſtand und mehr denn irgend Einer die Gelehrſamkeit und Arbeitskraft Mabillons zu ſchätzen wußte, erwog ſofort, als er Kenntniß von den glänzenden Reſultaten der deutſchen Reiſe erhalten, bei ſich die Vortheile, die aus einer ähnlichen Reiſe des gelehrten Benediktiners ins klaſſiſche Land der Alterthümer und ſchönen Künſte für die Geſchichtswiſſenſchaft und Alterthumskunde erwachſen würden. Gelang es, den König zu beſtimmen, die Koſten zu tragen, ſo war dieſe Reiſe ſo viel wie beſchloſſen; Ludwigs Beihilfe aber war um ſo mehr zu erwarten, da man italieniſche Bücher und Handſchriften für die königliche Bibliothek bedurfte.

Wie Ruinart in ſeinem Leben Mabillon's (Vetera Analecta ed. Paris. 1723. p. 13) berichtet, ſchlug Charles Maurice Le Tellier, Erzbiſchof von Rheims, dem König die Reiſe vor und Ludwig XIV. erklärte ſofort, er ſelber würde Mabillon mit der Miſſion betrauen und ſämmtliche Koſten derſelben tragen. Leider verfiel der gelehrte Mauriner gerade um dieſe Zeit in eine Krankheit, ſo daß ſein „tendimus in Latium" verſchoben werden mußte. Nachdem er ſich etwas erholt, ſchickten ihn ſeine Obern in Begleitung Ruinarts nach der

Normandie, damit er die Monumente der dortigen Klöster besichtige und durch diese angenehme Zerstreuung seine Gesundheit kräftige. Wie hoch Mabillon seinen talentvollen, sanftmüthigen Begleiter schätzte, ersehen wir bereits aus den vertraulichen Briefen, die er von Deutschland aus an ihn gerichtet. Beide, Lehrer und Schüler, schienen nur ein Herz und eine Seele zu sein. Und wie sie auf dem Gebiete der christlichen Tugenden mit einander wetteiferten, so nicht weniger auf jenem der Wissenschaft, wie Ruinarts bedeutende Werke, seine Ausgabe der Acta martyrum (Paris 1689), die Historia persecutionis Vandalicae (Paris 1694 ff.), S. Gregorii Turonensis opera omnia (Paris 1699) und verschiedene kleinere Schriften, darunter ein Leben des seligen Urban II., noch heute bezeugen.

Nicht sobald war Mabillon aus der Normandie zurückgekehrt, als die Vorbereitungen zur italienischen Reise getroffen wurden; sie sollte ein volles Jahr in Anspruch nehmen.[1]) Alles schien sich günstig für dieselbe zu gestalten, bis auf Eines — das gespannte Verhältniß zwischen Ludwig XIV. und dem römischen Hofe. Ließ ja die feste Haltung des heiligmäßigen, dem deutschen Kaiser Leopold geneigten Papstes Innocenz XI. gegenüber der Willkür und Anmaßung des absoluten Herrschers, der mit seinem „l'état c'est moi" nicht bloß die politischen, sondern unter dem Vorwand „gallikanischer Freiheit" auch die kirchlichen Fragen entscheiden

1) Vgl. als Quellen dieser Reisebeschreibung Iter italicum, tom. I, pars I., pag. 1—244. Paris 1687; und Correspondance de Mabillon, Paris. Bibl. nat. Fonds français. Nr. 19600 ff; und die von Jadart in seinem Werk l. c. S. 115—120 namhaft gemachten Quellen. Wir folgen hier, wie in den vorhergehenden Abschnitten und überhaupt im ganzen Essay nicht sowohl der Darstellung Broglie's, die an manchen Orten der Berichtigung bedarf, als vielmehr den Schriften Mabillons und der Mauriner, welche die Quellen bilden. Nur den Rahmen und die der Pariser Bibliothek entnommene Correspondenz entlehnen wir Broglie.

die kirchliche Gewalt in seiner Hand vereinigen wollte, …chten, daß es demnächst zu einem gewaltsamen Bruch …chen Rom und Frankreich kommen würde.

„Da ich keine Aussicht mehr habe, an der italienischen …ise vorbei zu kommen", schreibt Mabillon an einen seiner …itbrüder, „so glaube ich Ihnen mittheilen zu müssen, daß …r am 1. oder 3. April mit der Post unsern Weg nach …yon nehmen werden. Urtheilen Sie selbst, wie sehr ich des …ebetes bedarf; übrigens weiß ich zum voraus, daß Sie mir einen guten Antheil an dem Ihrigen schenken werden." In der That sollte diese Reise eines der wichtigsten Ereignisse in dem so ruhigen, einzig dem Gebet und Studium gewidmeten Leben des großen Mönches sein. Handelte es sich ja diesmal nicht um Privatinteressen oder um die Interessen eines Ministers. Er hatte vom König selber eine Mission übernommen und wagte in seiner Demuth kaum, sich der Hoffnung hinzugeben, er würde im Stande sein, sie in allen Stücken zur Zufriedenheit des Monarchen zu erfüllen.

Le Tellier seinerseits gab ihm folgende Weisung:

„P. Mabillon nehme bei seiner Ankunft in Lyon die Adresse des Buchhändlers Anisson, und sobald er in Italien angelangt, schicke er alle für mich bestimmten Briefe an den besagten Anisson, der sie pünktlich mit der Post an meine Adresse befördern soll. Dasselbe gilt für die angekauften Bücher. Verläßt er eine Stadt, so lasse er sofort die dort erworbenen Bücher nebst seinen Briefen auf dem vorgenannten Wege an mich gelangen. Jede Woche erwarte ich einen Brief, worin er mir mittheile, was für Bücher er gekauft, was für werthvolle Handschriften er vorgefunden oder erworben und was für Erlebnisse ihm zugestoßen. So oft er auf die ihm mitgegebene Anweisung Geld erhoben, mache er mir Mittheilung, wie viel er erhoben, damit ich durch den Bankier Clerex die Summe bezahle. Bei seiner Abreise von Mailand sowie in Venedig thue er mir zu wissen, an welchem Tage er in Rom anzukommen hoffe."

Mit Geld und Empfehlungsschreiben versehen, verließ Mabillon mit seinem Begleiter, P. Michael Germain, am

Sonntag Lätare, den 1. April 1685 unter den Glückwünſchen ſeiner Freunde und Mitbrüder die franzöſiſche Hauptſtadt und erreichte theils zu Wagen, theils auf der Saone zu Schiff in fünf Tagen Lyon, wo ſeiner bereits unzählige Begrüßungsbriefe aus den verſchiedenſten Städten Italiens harrten. Nach dreitägigem Aufenthalt bei dem genannten Aniſſon gings zu Pferd nach Turin. Mabillon führte, wie auf der deutſchen Reiſe, ein Tagebuch. Der Leſer erwarte aber nicht moderne, in Landſchaftsbildern und Naturſchönheiten ſchwelgende Touriſtenberichte oder eingehende Abhandlungen über die politiſchen und ſocialen Verhältniſſe oder die zahlreichen intereſſanten Heiligthümer der heſperiſchen Halbinſel; „denn“, ſchreibt der gelehrte Mauriner, „was könnten wir all dem, was tauſend ältere und neuere Schriftſteller bereits über Italien berichtet, noch Neues beifügen? Iſt ja hier zu Land nicht bloß keine Stadt und kein Dorf, ſondern nicht einmal ein Landhaus, das nicht ſeinen Schriftſteller, Lobredner und Helden gefunden. Faſt jeder Stein weist ſeinen Interpreten auf.“ Statt des pittoresken, politiſchen und ſocialen entwirft er uns vielmehr ein Bild des literariſchen, gelehrten Italiens, ein Bild, das um ſo werthvoller iſt, da nur Wenige jene Zeitperiode von dieſer Seite im Detail kennen.

Der Uebergang über den Mont Cenis mit ſeinen Abgründen und Schneekuppen war für unſere Reiſenden nicht ohne Gefahr; indeß kamen ſie in den kritiſchen Momenten zumeiſt mit dem bloßen Schrecken davon. „Nur mit Mühe,“ ſchreibt P. Germain, „bin ich dem Tode entronnen.“ (Broglie I. 352.) Bei Seguſium (Suſa) befand ſich ein Collegiatſtift, das auf die Autorität des Baronius und Rudolf Glabers geſtützt, ſich im Beſitz der Leiber des hl. Maurus und des hl. Martyrers Juſtus glaubte. Mabillon mochte der erſte ſein, der dieſen Glauben mit gediegenen Argumenten erſchütterte. Ueber eine damals von Feuillanten bewohnte alte Abtei in der Nähe von Novalice ſchreibt

P. Michael Germain in dem oben erwähnten Briefe an seinen Freund Placidus Porcheron: „Abbo, der Gründer derselben, dessen ausgedehnte Stiftungsurkunde Sie in der ‚Diplomatik' nachsehen können, hätte kein großes Opfer gebracht, selbst wenn er dreihundert solcher Berge verschenkt hätte, indem sie keine dreihundert Lire einbringen würden; dagegen bietet die vor unsern Blicken sich entfaltende Ebene reichlichen Ersatz für diese öden, kalten Höhen."

Noch vor Anbruch des Palmsonntags hatte man Turin erreicht. Die Stadt war kurz zuvor vom Herzog Emmanuel II. um die Hälfte erweitert und durch prächtige Bauten zur großen Residenz umgeschaffen worden. Einen weniger erfreulichen Anblick bot die Bibliothek, wo in Folge eines Brandes noch Alles in wilder Unordnung lag. Mabillon erwähnt aus den zahlreich vorhandenen werthvollen Handschriften nur einen Codex des Apologeticum Tertullians und ein griechisches Menologium nebst fünf Büchern des „Hegesippus" de excidio Jerusalem aus dem 9. oder 10. Jahrhundert.[1]) Anderes mag ihm unzugänglich gewesen sein. Ein Ausflug nach Savigliano machte sie mit dem unter König Konrad I. von Abellonius und Ameltrudis gegründeten Benediktinerkloster St. Peter bekannt. Dann brach die Charwoche an, die sie unter frommen Uebungen in der Stadt verbrachten. Nicht wenig überraschte sie am Charfreitag die in der Kathedrale vor der Bußprocession vorgenommene allgemeine Geißelung, die an Lebhaftigkeit zu gewinnen schien (ictuum grandine in humeros laceratos denuo saevitum), als der Fürst in die Kirche trat. „Dieser Gebrauch", meint Mabillon, „würde alles Lob verdienen, wenn er mehr aus Bußgeist und Reueschmerz, denn aus Ostentation geübt würde."

---

1) Diese aus dem 4. Jahrhundert stammende Schrift wird von einigen Kritikern als eine Jugendarbeit des hl. Ambrosius bezeichnet. Vgl. Migne P. L. XV. 1962 ff. inter opp. S. Ambrosii.

Der Ostermontag brachte unsere Reisenden durch d herrlichste Frühlingslandschaft nach Casale, einer stark zu Montferrat gehörigen Festung am Po. Da die Nac eingebrochen war und sie die Stadtthore bereits verschloss fanden, blieb ihnen nichts übrig, als in einem an den Ufe des Po stationirten Wachtschiff Herberge zu suchen. „D Holzboden diente uns zum Lager, der Hunger und d widerliche Tabaksgeruch zum Abendessen, während wir i ganze Nacht statt erquickenden Schlafes, den zweifelhaft Genuß von Militärmusik hatten."

In Vercelli besichtigten sie die Kirche des hl. Eusebiu des großen Bekenners aus dem 4. Jahrhundert, „der zue unter allen abendländischen Bischöfen den Versuch mach zwei an und für sich verschiedene Dinge, die klösterliche E haltsamkeit mit der kirchlichen Disciplin zu vereinigen" zu diesem Zwecke wählte er all seine Priester aus dem Mönch stande und errichtete ihnen an seiner Kirche ein Kloster. den werthvollsten Schätzen von Vercelli rechnet Mabill den lateinischen Pergament-Codex mit den Evangelien d hl. Matthäus und Markus; er soll vom hl. Eusebius († 3 selber geschrieben sein[2]) und von dem norditalischen Kö oder Kaiser Berengar laut einer Inschrift um das Jahr 8 eine neue mit kostbarem Beschläge versehene Einbanddecke halten haben.

In Novara, dessen vormaliger Bischof Benel Odescalchi um diese Zeit unter dem Namen Innocenz (1676—1689) den Stuhl Petri inne hatte, sahen sie in ei von der Kathedrale getrennten und dem hl. Johannes Bapti

1) Qui primus diversa inter se conjunxit, monasterii co nentiam et disciplinam Ecclesiae. S. Ambros. epist. 25 Vercellens. al. ep. 63. No. 66. Migne P. L. XVI. 1207.

2) Vergl. über diesen äußerst werthvollen Codex das Urt Bianchini's bei Migne P. L. XII. 73—77; und Mabill Iter ital. l. c. S. 9. Das Evangelium quadruplex P. L. XII. 141 ff.

geweihten Kapelle zum ersten Mal eines der uralten Baptisterien, wo zur Zeit der italienischen Reise noch sämmtliche Täuflinge der Stadt das Sakrament der Wiedergeburt empfingen.

Mailand, das unsere Reisenden am 26. April erreichten, bot eine dreifache Aussicht auf literarische Beute: es hatte sehr alte Kirchen, einen von der römischen Kirche abweichenden Ritus und eine Menge alter Schriften und Bücher. Mabillon schwelgt denn auch buchstäblich in den Schätzen der ambrosianischen Bibliothek. Er gibt uns zuerst eine summarische Geschichte derselben, beschreibt dann die vorzüglichsten aus Bobbio stammenden lateinischen und griechischen Codices reverendae antiquitatis, beurtheilt einzelne derselben, wie den sogenannten Codex Egesippus, quem Ambrosius episcopus de Graeco transtulit (Iter ital. l. c. S. 19), und verzeichnet die daselbst befindlichen Autographa des Leonardo da Vinci. Am weißen Sonntag bot ihnen das Hochamt im Dom Gelegenheit, die mailändische Liturgie aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Er verzeichnet seine Beobachtungen hierüber eingehend im zweiten Theil des Musaeum ital. de ritu Ambrosiano, während er sich in Iter italicum mit der Angabe der Hauptmomente begnügt: das Kyrie folgt nach dem Gloria, die Epistel ist eine doppelte (Propheta et Apostolus), zwei Greise und zwei Matronen bringen als Stellvertreter des Volkes Brod und Wein an den Altar, das Credo folgt der Opferung, das Lavabo unmittelbar vor der Consecration. Die erste Predigt findet nach dem Evangelium des Hochamtes statt, die zweite unter dem Namen „Lectio" als Bestandtheil des Vesper-Officiums in der Vesper, wo eine Stelle aus der hl. Schrift verlesen und nach dem dreifachen Sinne erklärt wird.[1])

Während seines Aufenthaltes in der lombardischen Hauptstadt machte Mabillon persönliche Bekanntschaft mit

1) Siehe hierüber Museum Italic. I. 2. p. 106 und 101.

einem seiner hervorragenden Correspondenten, dem Grafen Mezzabarba. Derselbe genoß sehr hohes Ansehen nicht blos wegen seiner socialen Stellung; er stand im Ruf umfassender Gelehrsamkeit und war der Verfasser zweier bedeutender numismatischer Werke. Nichts in der Welt hätte ihm eine so freudige Ueberraschung bereiten können wie die Begegnung mit dem berühmten Mauriner. Er stellte sich ihm denn auch ganz zur Verfügung und bot all seinen Einfluß auf, um ihm Zugang selbst zu den geheimsten Archiven zu verschaffen. Freilich gelang ihm letzteres nicht immer. Als sie nach Besichtigung der Basilika des hl. Ambrosius am Vercellithor (Basilica Ambrosiana major) um Einlaß in die den Cisterziensern anvertraute Bibliothek und Archive baten, machte sich der Archivar geschickt aus dem Staube, um seine Urkundenbücher nicht vorzeigen zu müssen. Mabillon, dem solche Begegnisse nichts Neues waren, hatte alle Mühe, um den entrüsteten Mezzabarba von einem heftigen Auftritt zurückzuhalten. Im Garten sahen sie die Stelle, wo der hl. Augustin das „Tolle lege“ gehört haben soll. Als besondere Gnade erachtete es der fromme Mauriner, in der Krypta über dem Grab des hl. Ambrosius die Messe gelesen zu haben. Die Altarbilder, in der Mitte den hl. Kirchenlehrer, zu seiner Rechten den hl. Vater Benedikt, zur Linken die hl. Scholastika darstellend, sollen im 8. oder 9. Jahrhundert vom Abte Gaudentius gefertigt worden sein. Einen bessern Eindruck als die Bußprocession in Turin scheint die am Feste Kreuzerhöhung zu Mailand stattgefundene Procession mit dem hier aufbewahrten hl. Nagel auf Mabillon gemacht zu haben.

In der Abtei St. Peter de Glaciate[1]) nahmen sie Einsicht von einer im Besitz des Abtes Ambrosius Cruceus be-

1) Es bestanden damals noch zwei Benediktinerabteien in Mailand: St. Simplician und St. Peter de Glaciate. Placidus Puccinellus, Dekan von Monte Cassino, schrieb die Geschichte der letztern.

fündlichen, aus dem 4. oder 5. Jahrhundert ſtammenden Handſchrift der Werke Virgils. Bei Gelegenheit eines Beſuches in der 3 bis 4 Stunden von Mailand gelegenen Ciſterzienſerabtei Caravallis bemerkt der gelehrte Herausgeber der Werke des hl. Bernard, daß in mehrere Ausgaben des hl. Lehrers ſich irrthümlich der Name Claravallis und darum die Ueberſchrift des Briefes ad Novitios Claravallenses de Mediolano ſtatt Caravallensis eingeſchlichen habe.

Zu Arona befand ſich in dem ehemaligen Benediktinerkloſter, das der hl. Karl in ſeiner Eigenſchaft als Commendatarabt den Jeſuiten zugewieſen, eine vom P. Roſſignoli im Jahre 1579 dorthin verbrachte Handſchrift der 4 Bücher de Imitatione Christi, in welcher Johannes Gerſen, Abbas als Verfaſſer verzeichnet ſtand. Der Rektor des Jeſuitencollegs zu Mailand ſchrieb an ſeine Mitbrüder von Arona, man möge den beiden Maurinern bei ihrer Ankunft den beſagten Codex zur Einſicht vorlegen. „Indeß," ſo erzählt Mabillon mit einer gewiſſen Ironie, „als wir in Arona ankamen, waren die Patres Jeſuiten recreationis causa abweſend, während der Rektor, der gerade im Begriffe ſtand nach Mailand abzureiſen, nichts von der Exiſtenz einer ſolchen Handſchrift wiſſen wollte. Wir warteten auf die Rückkehr der Patres und überreichten den einzelnen die uns übergebenen Empfehlungsſchreiben; aber vergebens: wir erhielten dieſelbe Antwort und zogen unverrichteter Sache weiter. Doch kaum hatten wir unſern Kahn beſtiegen, als zwei Patres uns nacheilten mit der Kunde, der Codex ſei gefunden, wir möchten zurückkehren und für die Nacht bei ihnen Herberge nehmen. Wir mußten uns mit einem flüchtigen Einblick in die Handſchrift, deren Verfaſſer und Alter nicht außer Zweifel ſtehen, für diesmal begnügen. Bald darauf ließ uns der P. Provinzial eine Abſchrift davon nach Mailand ſchicken. (Iter ital. l. c. p. 21.)

Nachdem unſere Reiſenden ihre Ankäufe nach Paris abgeſandt, nahmen ſie, mit zahlreichen Empfehlungsſchreiben

versehen, nach vierwöchentlichem Aufenthalt von der Lombardenstadt Abschied. Ihr Weg führte über Bergamo, Brescia und Verona nach Padua, wo sie die berühmte Abtei St. Justina, die Geburtsstätte der im Anfang des 15. Jahrhunderts entstandenen cassinesischen Benediktinercongregation besuchten.[1])

Den mit Villen und Palästen besetzten Ufern der Brenta folgend, erreichte man am 22. Mai Venedig. So sehr sich Mabillon in seiner Schilderung über die Herrlichkeiten der Lagunenstadt von Bewunderung hinreißen läßt — eine Schilderung, die dem Leser übrigens nichts Neues bieten dürfte: die Schätze der Bibliotheken standen ihm höher, und alles Aeußere vergessend, lebte er einzig den Büchern und Handschriften, die ihm eine so ungewöhnliche Ernte versprachen.

Unter den venetianischen Klöstern scheint die Abtei St. Georgio Maggiore die beiden Mauriner am meisten gefesselt zu haben. Dom Michael Germain schreibt darüber Folgendes in die Heimath (vgl. Valéry, S. 63; Broglie, I. 366):

„Eine Schilderung von Venedig mögen Sie anderswo lesen; ich berichte nur von der Benediktinerabtei St. Georgio Maggiore. Die Kirche und die verschiedenen Theile des Klosters sind wie ich nie etwas Schöneres gesehen. Da ist eine Treppe, die fast zu großartig erscheinen möchte. Die Väter dieses Klosters beobachten die hl. Regel gewissenhafter als manche andere in Italien; besonderes Lob verdient ihr Officium. Die Zahl der Mönche beläuft sich wohl auf 60 ohne die Laienbrüder. Ihre Bibliothek erscheint,

1) Es sei uns verstattet, hier auf die interessante Schilderung aufmerksam zu machen, welche Fr. Dittrich im Histor. Jahrb. der Görresges., 1884, Heft 3 nach dem Dominikaner Fabri über die Benediktiner von St. Justina macht. Vgl. auch Studien des Bened.-Ordens 1886. I. S. 207—208 von P. B. Wolff.

wenn ich so sagen soll, fast in Miniatur gemalt. Ueber jedem Schrank sieht man bildliche Darstellungen der darin enthaltenen Autoren. Die kunstreiche Decke, die Gemälde, Goldornamente und der kostbare Schmuck der Bücher machen Einem den Aufenthalt in dieser Bibliothek zur wahren Wonne. Um uns eine besondere Freude zu bereiten, lud man uns ein, hier zu Mittag zu essen." — Mabillon seinerseits bewundert außer der Bibliothek besonders die Chorstühle, die in Sculpturen das Leben des hl. Vaters Benedikt darstellen, sowie ein Gemälde von Paul Veronese im Refektorium, die Hochzeit zu Kana, das er pictura exquisitissima nennt. „Eine solche Pracht und Eleganz," fügt er bei, „brauchen wir freilich nicht, aber es wäre doch sehr zu wünschen, daß man in unsern französischen Kirchen mehr auf Reinlichkeit hielte. Findet man ja bei uns die schmucklosen Wände der Kirchen mit Staub und die Fenster mit Spinnengewebe bedeckt. Nur zu oft machen uns dies die Italiener, insbesondere aber die Deutschen und Belgier, bei denen Alles hübsch und proper ist, zum begründeten Vorwurf."

In dem Benediktinerkloster, St. Nikolaus am Ufer, celebrirten sie die hl. Messe. Nikolaus Justiniani zur Zeit Alexanders III. (1181) war hier Mönch gewesen; hier wohnten der Doge und der Patriarch mit ihrem Gefolge alljährlich am Feste Christi Himmelfahrt bei Gelegenheit der interessanten Feier der Vermählung des Meeres mit der Stadt dem vom Abte celebrirten Pontifikalamt bei.

Bemerkenswerth ist der Besuch, den sie in Begleitung des französischen Gesandten de la Haye dem Procurator Johann Baptist Cornelius Cornaro Piscopi abstatteten, dem Vater der kurz zuvor verstorbenen Philosophin Helena Lucrezia, welche die ganze Welt durch ihr ungewöhnliches Wissen in Staunen gesetzt hatte. Geboren am 5. Juni 1646 verrieth Helena schon von frühester Kindheit an die glänzendsten Anlagen. Studium und fromme Uebungen waren ihre Wonne. Mit sieben Jahren lernte sie latein, griechisch und hebräisch.

Das Leben der Heiligen, insbesondere des hl. Aloysius von Gonzaga entflammte derart ihren Eifer für die Herzensreinheit, daß sie mit elf Jahren das Gelübde der Jungfräulichkeit ablegte. Nach Beendigung der humanistischen Studien begann sie unter Leitung eines gelehrten Oratorianers Philosophie und Theologie, welche Studien sie so gründlich betrieb, daß nur canonistische Bedenken ihre Zulassung zur Prüfung für das Doktorat der Theologie vereitelten. Dagegen wurde ihr die öffentliche Prüfung in der Philosophie gestattet.[1])

Am 25. Juni 1678 (sie war 32 Jahre alt) hatte sie in der Muttergotteskapelle der Kathedrale von Padua von einem Lehrstuhl aus in Gegenwart der Universitätsprofessoren und einer gewählten Versammlung bestimmte Thesen aus der Philosophie zu vertheidigen. Ihre jungfräuliche Schüchternheit schien ihr beim Anblick der imposanten Versammlung allen Muth zu benehmen; doch nach kurzem Gebet zu Füßen der Himmelskönigin bestieg sie furchtlos den Lehrstuhl und erklärte mit solcher Eleganz der Sprache und Tiefe der Gedanken nach damaliger Sitte den Text des Aristoteles, daß die Schiedsrichter ihr einstimmig den Titel Magistra liberalium artium und Doktor der Philosophie zuerkannten. Papst und Kaiser sandten ihr Glückwunschschreiben; Ludwig XIV. beauftragte die Cardinäle von Bouillon und Estrees, sie zu besuchen und ihm zu berichten, ob die überschwängliche Fama sich bewähre. Kaum 6 Jahre zuvor hatte Molière in seinem „Femmes savantes" die pedantische Gelehrtthuerei der französischen Damenwelt dem Gespött des Publikums preisgegeben.

Bei all dem Erfolge blieb die junge Patricierin stets das demüthige, gottverlobte Mädchen. Umsonst suchte sie ihr Vater zu einer glänzenden ehelichen Verbindung zu bestimmen; alles, was er erreichte, war, daß sie auf den längst

1) Mabillon, Museum ital. I. 35—36.

gefaßten Entschluß, in den Benediktinerorden zu treten, verzichtete und sich demselben unter dem Namen „Schwester Scholastika“ nur als Oblatin oder Mitglied des dritten Ordens anschloß. Als solche betete sie täglich das Benediktinerbrevier, empfing an den Ordens-Festen die hl. Sakramente und suchte in möglichster Zurückgezogenheit ihr Leben ganz nach der Regel des Patriarchen von Monte Cassino umzugestalten. Gott, der ihre Seele für den Himmel reifen wollte, nahm sie von jetzt an in seine eigene Schule. Bis zu ihrem Tode, der am 26. Juli 1684 erfolgte, war sie fast beständig krank und oft die Beute so entsetzlicher Leiden, daß Jedermann ihre siegreiche Geduld und Stärke bewunderte. Ihr Grab befindet sich auf dem Friedhof der Mönche des Justinaklosters zu Padua. Noch nach ihrem Tode feierten die Akademien Italiens ihr Lob. Ihr Leben wurde geschrieben, ihre Werke veröffentlicht und ihr Grab mit einem prächtigen Mausoleum und pomphaften Inschriften geschmückt.[1])

Es ist begreiflich, daß der Vater der kaum vor einem Jahr hingeschiedenen Jungfrau, „die nur für Gott und die Wissenschaft gelebt,“ mit der Gesprächigkeit der Vaterliebe und des Alters den beiden Maurinern gar Manches von ihr zu erzählen und vorzuzeigen hatte.

Während seines Aufenthaltes in Venedig erhielt Mabillon die schmerzliche Kunde vom Tode seines geliebten Lehrers und geistlichen Vaters, P. Lukas d'Achery. Eine dreifache Ehrenkrone schmückt das Grab dieses unermüdlichen Arbeiters: er hatte die große französische Gelehrtenschule des 17. Jahrhunderts gegründet; er hatte einen Mabillon herangebildet und den Maurinern jene Liebe zu den tiefgehenden Studien eingeflößt, die Frankreich, dem Benediktinerorden und der

---

1) Das Mausoleum ließ ihr Vater setzen, sowie auch er es war, der ihre Werke veröffentlichte. Dieselben erschienen 1686 zu Padua und 1688 zu Parma. Vgl. Ziegelbauer, Histor. rei litter. O. S. B. III. 514—528; IV. 666.

ganzen Kirche ſo vielfältige Ruhmestitel eintragen ſollten. Dieſe Trauernachricht beſtimmte unſere beiden Gelehrten dem lachenden Venedig Lebewohl zu ſagen und über Padua ihren Weg nach dem Süden zu nehmen.

Für die Reiſe nach Rom wurden in Padua zwei Wagen gemiethet, die laut der an die königliche Kaſſe gelangten Rechnung nicht weniger als 370 L. beanſpruchten.[1]) Ferrara mit der berühmten Muttergottesкirche, einer prächtigen Abtei und dem Grabmal des Ludovico Arioſto berührten unſere Reiſenden, um ſobald als möglich Ravenna zu erreichen, nur flüchtig.

Ravenna, die Hauptſtadt des römiſchen Kaiſerreiches und Reſidenz der Oſt- und Weſtgothenkönige, erinnert Mabillon an die Verſe des Sidonius Apollinaris, der mit nicht wenig Humor ſchreibt: Ibi nusquam vel aquaeductuum liquor integer, vel cisterna defaecata, vel fons irriguus vel puteus illimis (lib. I. epist. 5). Uebrigens, ſo fährt er heiter fort, kamen wir gar nicht in die Lage, mit dem ſchmutzigen Waſſer Bekanntſchaft zu machen, indem der Herr Erzbiſchof, dem wir durch den Cardinal Caſanata empfohlen waren, uns guten Florentiner-Wein und alle möglichen Erfriſchungen in unſere Wohnung ſchickte. Von hohem Intereſſe erſchienen unſern Reiſenden die zahlreichen Denkmale altchriſtlicher Architektur, die Baſilika des hl. Vitalis, die von Galla Placidia erbaute Baſilika des hl. Evangeliſten Johannes, die Kapelle der hh. Nazarius und Celſus, die berühmte Apollinariskirche ſowie die aus der Oſtgothen- und Lombardenzeit ſtammenden, faſt im Sumpf ſteckenden Mauſoleen, von denen derſelbe Sidonius Apollinaris (I. 8.) ſchreibt: Sitiunt vivi, natant sepulti. Der Erzbiſchof ſelber

1) Wer ſich über derartige Ausgaben, den Preis von Lebensmitteln u. ſ. w. in damaliger Zeit näher zu orientiren wünſcht, leſe Jadart's Vie de Mabillon. Reims. 1879. App., und Broglie, I. 357, 372, 388.

zeigte seinen beiden Gästen die Schätze der Kathedrale. An Stelle des bei Ravenna gelegenen, schon zur Zeit Gregors des Großen bekannten und im Mittelalter hochberühmten Klosters Chiasso (monasterium Classense) fanden unsere Reisenden nur mehr Ruinen.

Ueber Cesena, wo Pius VII. unter dem Namen P. Barnabas Chiaramonti einst Mönch gewesen, über Rimini, Pesaro und Ancona erreichten sie Loretto, und hatten das Glück, in der aedicula sacra das hl. Meßopfer darbringen zu können. Unter den Votivgeschenken bewundert Mabillon besonders eine silberne Engelsgestalt, welche der Muttergottes ein Knäblein aus gediegenem Gold zum Opfer bringt — eine Weihegabe der Mutter Ludwig's XIV., der Königin Anna von Oesterreich. Zum Dank für seine Befreiung aus der schrecklichen Gefangenschaft von Vincennes hatte der Prinz von Condé der Himmelskönigin ein silbernes Miniaturbild seines Kerkers geschenkt, das ebenfalls unter den Votivgaben zu sehen war.

Hocherbaut über die andachtsvolle Haltung der gedrängten Volksmenge verließen die beiden die denkwürdige Stätte, um über Foligno, Spoleto, Terni, Otricoli und Civita Castellana die hl. Stadt zu erreichen. Um jeden feierlichen Empfang von Seiten ihrer römischen Freunde zu vereiteln, übernachteten sie am letzten Ort, um in Fasten, Wachen und Gebet ihre Herzen zum Besuch der Apostelgräber sowie der cathedra veritatis in centro unitatis würdig zu stimmen.[1])

(Fortsetzung folgt.)

1) Mabillon, Iter ital. Mus. I. n. 7.

VIII.

Cardinal Bellarmin in altkatholiſcher Beleuchtung.

II.

Zu derſelben Zeit (1589) veröffentlichte Bellarmin die drei Bücher: De translatione Imperii Romani a Graecis ad Francos, welche gegen den Proteſtanten Flacius Illyricus gerichtet waren, ſowie einige kleinere Schriften, die unter den Opuscula ſtehen.

Als im Jahre 1589 der Cardinal Gaetano als Legat nach Frankreich geſandt wurde wegen der ſehr bedenklichen Unruhen in dieſem Reiche, wurde Bellarmin von Papſt Sixtus V. mit ihm geſchickt. In Frankreich war Bellarmins Name wegen der von ihm herausgegebenen Controverſen nicht mehr unbekannt, und Viele wünſchten ihn zu ſehen und beſuchten ihn oft. Auf der Reiſe fragte der Legat Bellarmin, wie lange der Papſt wohl noch leben werde; er antwortete, der Papſt werde noch in dieſem Jahre ſterben. Dieſes wiederholte er oft zu Paris, während der Legat feſt glaubte, er werde länger leben.

Als der Legat mit ſeinem Gefolge zu Dijon in Burgund war und dieſe Stadt zu verlaſſen gedachte, um nach Paris zu reiſen, verbreitete ſich das Gerücht, der Herr Graf Tavannes liege an einem Scheidewege mit tauſend Reitern in einem Hinterhalt, um den Cardinal gefangen zu nehmen; aber

gleichzeitig hörte man auch, dieſe Nachricht ſei nur erdichtet, um die Reiſe des Cardinals zu verhindern. Da nun der Cardinal die Wahrheit durch ein menſchliches Mittel nicht erfahren konnte, warf er, als alle reiſefertig waren, nachdem er die Meſſe gehalten, heimlich zwei Zettelchen in den Kelch, von denen eines mit „Reiſen", das andere mit „Nichtreiſen" beſchrieben war, und zog dann, ſeine Sache Gott empfehlend, das heraus, worauf „Nichtreiſen" geſchrieben war. Bald darauf wurde bekannt, daß das Gerücht von dem Hinterhalte wahr geweſen.

Zu Paris blieben wir, erzählt Bellarmin weiter, vom 20. Januar 1590 bis Anfang September. In dieſer Zeit konnten wir faſt nichts thun, litten aber Vieles. Denn da am 12. (richtiger 14.) März der Herzog von Mayenne von dem Könige in einer Schlacht (bei Dreux in der Ebene von Ivry) beſiegt wurde, befiel uns Furcht und Zittern. Da der König eine ſo große Stadt (wie Paris war) nicht durch Erſtürmung zu Grunde richten laſſen wollte, ſchloß er ſie ein, und wir Alle führten, von Lebensmitteln entblößt, ein ſehr elendes Leben; denn eine mit Hundefleiſch gekochte Suppe wurde ziemlich theuer bezahlt. Der Geſandte des Königs von Spanien ſchickte uns als ein großes Geſchenk einen Theil ſeines Pferdes, welches er hatte ſchlachten laſſen. Bellarmin that dort nichts, als was ihm der Cardinallegat auftrug. Er ſchrieb einen lateiniſchen Brief an die franzöſiſchen Biſchöfe, worin er ſie vor einem Schisma warnte, weil es hieß, ſie wollten eine Nationalſynode halten und einen von dem apoſtoliſchen Stuhl unabhängigen Patriarchen wählen, und dieſes wurde verhindert.

Anfangs September wurden dem Cardinal Briefe aus Rom gebracht, die zur allgemeinen Verwunderung in die ringsum eingeſchloſſene Stadt gelangt waren, und da über dieſe Briefe, ehe ſie der Cardinal aufbrach, der Eine dieſes, der Andere jenes ſagte, und faſt Alle etwas Uebles ahnten, weil der Papſt gegen den Cardinal und auch gegen den

Sekretär und gegen Bellarmin, da er in dessen Büchern die Behauptung gefunden hatte, der Papst sei nicht der direkte Herr der ganzen Welt,[1]) feindlich gesinnt war, sagte Bellarmin: in diesen Briefen stehe der Tod des Papstes Sixtus V., und obschon Alle ihn auslachten, weil nichts von einer Erkrankung Sixtus' verlautet hatte, war doch, was Bellarmin behauptete, richtig, und Alle wunderten sich.

Auf der Rückreise nach Rom erkrankte Bellarmin sehr schwer zu Meaux, wo eine gefährliche Dysenterie herrschte, an der fast Alle, die davon befallen wurden, starben. An dieser Dysenterie fing Bellarmin die erste Nacht zu leiden an; dazu kam ein sehr heftiges Fieber, und er konnte nichts genießen und nicht schlafen. Der Cardinal blieb einen ganzen Tag und berieth sich dann mit den Seinigen, was mit Bellarmin geschehen solle. Endlich gab Gott dem Cardinal den guten Entschluß ein, den Kranken nicht zurückzulassen, sondern ihn mitzunehmen. Er ließ also eine Sänfte zurechtmachen und Bellarmin hineinlegen. Gott gefiel es, daß sich Bellarmins Befinden, nachdem man die Stadt verlassen, bald besserte und in der Zeit von acht Tagen, während welcher er in der Sänfte lag oder saß, völlig genas. Auf der Reise kam er durch Basel, wurde aber nicht erkannt. Als man später hörte, Bellarmin sei dort gewesen, sollen Viele es bedauert haben, ihn nicht gesehen zu haben; ob sie ihm zu schaden oder ihn zu ehren beabsichtigt, ist ungewiß. In Rom kam er am 11. November 1590 an.

---

1) „Sondern besitze in weltlichen Dingen eine nur indirekte Gewalt." Wegen dieser Aeußerung setzte Sixtus V. den ersten Band von Bellarmins Controversen mit „donec corrigatur" sogar auf den Index. — Auf den Cardinallegaten war der Papst böse, weil er mit dessen in Paris befolgter Politik nicht einverstanden war. Im Juli sagte der Papst zu dem venetianischen Gesandten: „Der Legat sucht die Einwohner zum Widerstande (gegen den König) zu ermuthigen; aber bei der nächsten Niederlage Mayenne's werden sie mehr an ihren Vortheil denken, als an die Ermahnungen des Legaten."

Als im Jahre 1591 Gregor XIV. darüber nachdachte, was mit der von Sixtus herausgegebenen Bibel zu machen wäre, in welche sehr viele verkehrte Aenderungen aufgenommen waren, fehlte es nicht an angesehenen Männern, welche der Ansicht waren, jene Bibel müsse öffentlich verboten werden. Aber Bellarmin bewies in Gegenwart des Papstes, die Bibel müsse nicht verboten, sondern so corrigirt werden, daß sie ohne Beeinträchtigung der Ehre des Papstes Sixtus V. verbessert herausgegeben werden könne; das könne ausgeführt werden, wenn man möglichst rasch die verkehrten Aenderungen beseitige und die Bibel unter dem Namen desselben Sixtus neu drucken lasse, mit Beifügung einer Vorrede, in welcher angedeutet werde, in die erste Ausgabe Sixtus' hätten sich in Folge der eiligen Herstellung einige Fehler, sei es der Setzer, sei es Anderer, eingeschlichen. Und so vergalt Bellarmin dem Papste Sixtus Böses mit Gutem. Denn Sixtus hatte wegen jener Ansicht von der direkten Herrschaft des Papstes über den ganzen Erdkreis seine Controversen in den Index der verbotenen Bücher gesetzt, bis sie verbessert würden; aber nach seinem Tode befahl die hl. Congregation der Riten, seinen Namen in dem Index zu streichen. Der Rath Bellarmins gefiel dem Papste Gregor, und er befahl, daß eine Commission gebildet würde, um rasch die Sixtinische Bibel zu revidiren und der gewöhnlichen Bibel, namentlich der Löwener, wieder gleichförmig zu machen. Das geschah zu Zagarola im Hause des Marcantonio Colonna in Anwesenheit des Cardinals Colonna selbst, des englischen Cardinals Allen, des Magister Sacri Palatii, Bellarmins und drei oder vier Anderer, und nach dem Tode Gregors und Innocenz' (IX.) gab Clemens VIII. die revidirte Bibel unter dem Namen Sixtus' heraus, mit einer Vorrede, welche derselbe Bellarmin verfaßte.

So erzählt Bellarmin die Geschichte der Entstehung der officiellen Ausgabe der Vulgata. Bekanntlich stellte das Concil von Trient in seiner vierten Sitzung vom 8. April 1546

den Canon der hl. Schriften fest und bezeichnete weiterhin von den lateinischen Ausgaben der Bibel die Vulgata als die authentische, welche Niemand zu verwerfen wagen dürfe. Ferner beschloß das Concil und verordnete, daß alsbald die hl. Schrift, besonders aber diese alte und allgemein übliche Ausgabe (der Vulgata) möglichst fehlerfrei gedruckt würde. Auf Grund dieses Beschlusses wurde die Herstellung einer von dem hl. Stuhle selbst zu veröffentlichenden, möglichst correkten Ausgabe der Vulgata ins Auge gefaßt. Die Arbeiten der hiezu noch unter Papst Pius IV. aus Cardinälen und Theologen gebildeten Congregatio pro emendatione Bibliorum, welche vom 28. April bis 7. Dezember 1569 sechsundzwanzig Sitzungen hielt, nahmen jedoch einen sehr langsamen Fortgang.

Auch die theologische Facultät der Universität Löwen hatte die Herstellung einer möglichst correkten Ausgabe der Vulgata unternommen, welche bei Christoph Plantin zu Antwerpen gedruckt wurde und gewöhnlich die Löwener Ausgabe heißt. Als diese in Rom anlangte, beschloß die genannte Congregation, ein Exemplar derselben nach den von ihr gefaßten Beschlüssen zu corrigiren. Dieses Exemplar ist noch in Rom vorhanden, der von der Congregation festgestellte Text entsprach allen Anforderungen, die man damals an eine correkte Ausgabe der Vulgata stellen konnte, war jedenfalls bedeutend besser als der Löwener Text. Mit den von der Congregation getroffenen Aenderungen war jedoch Papst Sixtus V. nicht einverstanden; er machte selbst mit Beihilfe des Jesuiten Franz Toletus, den er bei schwierigen Stellen zu Rathe zog, „ohne ihm jedoch zuzusichern, daß er sich nach seinem Rathe richten wolle," einen neuen Text zurecht, der sich weniger von dem Löwener entfernte und weniger gut war, als der von der Congregation hergestellte. Nach diesem Texte wurde sodann die Vulgata von Aldus Manutius jun. gedruckt; der Papst las selbst die Correkturbogen. Die Ausgabe erschien im Jahre 1590 in drei Folio-

bänden unter dem Titel: „Biblia Sacra Vulgatae Editionis Sixti V. P. M. jussu recognita.“ Etwa dreißig Druckfehler wurden nachträglich theils mit der Feder, theils durch Ausradiren von Buchstaben und Ueberdrucken der richtigen oder durch aufgeklebte Zettelchen verbessert; außerdem mögen noch etwa fünfzig Druckfehler stehen geblieben sein.[1]) An der Spitze der Ausgabe steht eine sehr umfangreiche, von Sixtus V. selbst verfaßte, vom 1. März 1589 datirte Bulle. In derselben sagt der Papst u. A.: Er habe, um das Dekret des Trienter Concils zur Ausführung zu bringen, gelehrte Männer mit den Vorarbeiten für eine Ausgabe der Vulgata beauftragt, die endgiltige Festsetzung des Textes aber sich selbst vorbehalten.

„Wir sind der wahre und rechtmäßige Nachfolger des Apostelfürsten Petrus, für welchen unser Herr und Erlöser ... nicht einmal, sondern immer gebetet hat, daß sein Glaube, der ihm nicht durch Fleisch und Blut, sondern durch denselben Vater geoffenbart worden war, niemals abnehme, dem auch der Herr geboten hat, die übrigen Apostel in demselben Glauben zu befestigen, der endlich, wie Wir vertrauen, den göttlichen Beistand, welcher der katholischen Kirche bis zum Ende der Zeiten verheißen ist, für Uns zu erflehen nicht aufhört. Da Wir nun durch Gottes Fügung auf den Stuhl desselben hl. Petrus, auf welchem dessen Gewalt und Auctorität fortlebt, erhoben sind, so steht Uns dieses Urtheil[2]) eigentlich und besonders zu. Nach flehentlicher Anrufung der Hilfe des allmächtigen Gottes und im Vertrauen auf die Autorität der Apostelfürsten haben Wir Uns darum um des öffentlichen Nutzens der hl. Kirche Gottes willen der Mühe unterzogen, unter den anderen Geschäften Unserer päpstlichen Sorge auch diese nicht geringe Arbeit des sorgfältigen Studiums zu übernehmen und alles durchzulesen, was Andere gesammelt und vorgeschlagen haben, die Gründe für die verschiedenen Lesarten zu erwägen, die Aussprüche der

1) Vergl. Döllinger-Reusch, S. 113 f.

2) Nämlich über die endgiltige Festsetzung des Textes.

hl. Kirchenlehrer zu prüfen, was vor anderem den Vorzug verdiene, zu entscheiden, so daß bei dieser sehr mühevollen Verbesserung, auf welche Wir täglich mehrere Stunden verwenden zu müssen geglaubt haben, die Arbeit Anderer im Rathertheilen, die unsrige aber in dem Auswählen des Besten bestand, so jedoch, daß Wir den alten, seit vielen Jahrhunderten in der Kirche recipirten Text durchaus beibehielten . . . Zum Lobe also und zur Verherrlichung des allmächtigen Gottes, zur Erhaltung und Mehrung des katholischen Glaubens und zum Nutzen der hl. allgemeinen Kirche verordnen und erklären Wir durch diese Unsere Constitution, die ewig gelten soll, nach dem Rathe und mit Zustimmung Unserer ehrwürdigen Brüder, der Cardinäle der hl. römischen Kirche, welche über die vatikanische Druckerei gesetzt sind und deren Hilfe Wir bei dieser Verbesserung der Vulgata, namentlich bei wichtigeren Punkten in Anspruch genommen, und aus sicherer Wissenschaft und kraft der Fülle Unserer apostolischen Gewalt: daß die von Uns jetzt veröffentlichte Ausgabe ohne alle Anzweiflung und Bestreitung als die Vulgata anzusehen ist, welche das Trienter Concil als authentisch recipirt hat, indem Wir verfügen, daß dieselbe, nachdem sie früher durch die allgemeine Uebereinstimmung der hl. Kirche und der hl. Väter, dann durch das Decret des allgemeinen Trienter Concils, jetzt endlich auch durch die apostolische von Gott Uns übertragene Autorität approbirt worden ist, als wahr, gesetzlich, authentisch und unzweifelhaft bei allen öffentlichen und privaten Disputationen, Vorlesungen, Predigten und Auslegungen angenommen und festgehalten werden soll."

Papst Sixtus V. starb (27. August 1590), als ein verhältnißmäßig kleiner Theil seiner Bibel zur Ausgabe gelangt war. Sein Nachfolger Urban VII. starb am 26. September 1590, elf Tage nach seiner Erwählung. Ihm folgte am 15. Dezember Papst Gregor XIV., und diesem trugen zu Anfang des Jahres 1591 die Mitglieder der Congregatio pro emendatione Bibliorum ihre Klagen über die Nichtberücksichtigung ihrer Vorschläge und die dadurch veranlaßten Mängel der Sixtinischen Ausgabe vor. Es fehlte nicht, berichtete Bellarmin, an angesehenen Männern, welche der

Ansicht waren, jene Bibel müsse öffentlich verboten werden. Bellarmin selbst zeigte indeß, daß eine solche Maßregel nicht nothwendig sei. Es wurde eine Commission eingesetzt, als deren Aufgabe Bellarmin bezeichnet: rasch die Sixtinische Bibel zu revidiren und der gewöhnlichen Bibel, namentlich der Löwener, wieder gleichförmig zu machen. Als die Arbeiten dieser Commission einen nur langsamen Fortgang nahmen, erwirkte der Vorsitzende derselben, Cardinal Colonna von dem Papste, daß die Revision ihm und dem Cardinal Allen und acht Consultoren übertragen wurde. Diese vollendeten nun auf dem Landgute Colonna's zu Zagarola ihre Arbeit und kehrten Anfangs Oktober 1591 nach Rom zurück. Am 15. dieses Monats starb jedoch der Papst. Dessen Nachfolger Innocenz IX. regierte nur zwei Monate und so war die endliche Vollendung der Bibelausgabe eine der ersten Arbeiten des am 30. Januar 1592 gewählten Papstes Clemens VIII. Dieser beauftragte die Cardinäle Valier und Borromeo, sowie den Jesuiten Toletus, ihm über die Vorschläge der Commission von Zagarola Bericht zu erstatten. Toletus verzeichnete deren Vorschläge mit seinen eigenen Bemerkungen auf den Rändern eines Exemplars der Sixtinischen Ausgabe und wurde am 28. Oktober mit dieser Arbeit fertig. Hierauf legte er dieselbe den beiden Cardinälen vor. Der Papst beauftragte Toletus, auch den Druck der neuen Ausgabe zu leiten; noch vor Ablauf des Jahres 1592 erschien die neue Ausgabe unter dem Titel: „Biblia sacra Vulgatae editionis Sixti V. P. M. jussu recognita et edita.“ Vorgedruckt ist lediglich das Druckprivilegium, welches der Papst unterm 9. November 1592 ertheilte; außerdem aber auch eine Vorrede, welche Bellarmin, wie gesagt, beantragt und selbst verfaßt hat.

In dieser Vorrede erzählt Bellarmin die Geschichte der Herausgabe der Vulgata wie folgt: „Als die unter Sixtus V. vollendete Ausgabe schon gedruckt war und der Papst sie veröffentlichen wollte, bemerkte er, daß sich in die Bibel

durch die Schuld der Drucker (preli vitio) nicht wenige Fehler eingeschlichen, die eine nochmalige Revision nöthig machten, und er beschloß und verordnete darum einen neuen Druck des ganzen Werkes. Da ihn aber der Tod an der Ausführung hinderte, unternahm Gregor XIV. dessen Absicht zur Ausführung zu bringen, indem er einige Cardinäle und Gelehrte damit beauftragte. Da aber auch er und sein Nachfolger Innocenz IX. nach sehr kurzer Zeit aus diesem Leben abberufen wurden, so ist endlich im Anfange des Pontifikates Clemens' VIII., der jetzt das Steuerruder der ganzen Kirche hält, das von Sixtus V. beabsichtigte Werk mit Gottes Hilfe vollendet worden."

Diese wenige Zeilen haben Bellarmin den Tadel, ein lügenhafter Mensch zu sein, eingebracht. Vor allem „bestätige er", sagt Döllinger (S. 119), „durch diese Darstellung zunächst gegen besseres Wissen die Angabe des Titelblattes, daß das Buch, vor welchem seine Vorrede steht, den von Sixtus V. festgestellten Text der Vulgata, lediglich von Druckfehlern gesäubert, biete." Diese Vorstellung wollte indeß Niemand erwecken. Man bezeichnete die Bibel offenbar deshalb als die Sixtinische, weil Papst Sixtus persönlich viele Mühe auf deren Herausgabe verwandt, täglich mehrere Stunden mit der Prüfung der verschiedenen Lesearten zugebracht, endlich sogar selbst die Correkturbogen des ersten Druckes gelesen hatte. Durch jene Beziehung glaubte man eine Ehrenschuld gegen den um die Förderung des Unternehmens hochverdienten Papst abzutragen. Keiner seiner Nachfolger hatte mehr persönlich an die Bibel Hand angelegt. Daß es dem Papste und den Cardinälen, Bellarmin eingeschlossen, ferne lag, jene falsche Vorstellung zu erwecken, möchte auch daraus erhellen, daß bereits an die katholischen Majestäten Exemplare abgegangen, überhaupt ein Theil der Auflage bereits ausgegeben war. Dazu kommt, daß die Commission von Zagarola ihren Arbeiten ein Exemplar der Sixtinischen Ausgabe zu Grunde legte; das

Ergebniß ihrer Berathungen, ſagt Döllinger ſelbſt (S. 117), wurde in der Weiſe fixirt, daß auf den Rändern eines Exemplares der Ausgabe Sixtus' V. ihre Aenderungsvorſchläge aufgezeichnet wurden. Auch Toletus verzeichnete die Vorſchläge dieſer Commiſſion mit ſeinen eigenen Bemerkungen auf den Rändern eines anderen Exemplares der Sixtiniſchen Ausgabe. Zweifellos wurde die neue Auflage nach dieſem letzteren auch gedruckt, ſo daß dieſelbe im Grunde noch die Sixtiniſche, aber eine revidirte und verbeſſerte war.

„Unwahr iſt ferner die Behauptung", fährt Döllinger fort, „die Ausgabe Sixtus' V. ſei fertig gedruckt geweſen, aber nicht veröffentlicht worden". Das behauptet jedoch Bellarmin zufällig nicht. Er ſagt: „Als die unter Sixtus V. vollendete Ausgabe ſchon gedruckt war und der Papſt ſie veröffentlichen wollte, bemerkte er, daß ſich in die Bibel durch die Schuld der Drucker nicht wenige Fehler eingeſchlichen, die eine nochmalige Reviſion nöthig machten." Thatſächlich ließ der Papſt etwa 30 Druckfehler theils mit der Feder corrigiren, theils radiren und überdrucken, theils ſogar durch aufgeklebte Zettelchen verbeſſern. Nachdem dies geſchehen war, mochte er mit der Verſendung der Dedicationsexemplare beginnen. Zur gleichen Zeit mochte er aber auch die erſten ungünſtigen Urtheile über die Ausgabe zu hören bekommen haben; denn es läßt ſich denken, daß die Mitglieder der Congregatio pro emendatione Bibliorum, welche vom Papſte etwas wegwerfend behandelt worden waren, ſofort, als ſie die Ausgabe zu Geſicht bekamen, deren Schwächen aufdeckten und auch dem hl. Vater gegenüber nicht damit zurückhielten. Iſt es eine Unmöglichkeit, daß angeſichts dieſer Sachlage Papſt Sixtus, der in die endliche Herſtellung einer officiellen Vulgata-Ausgabe eine nicht geringe Ehre ſetzte, nun ſelbſt den Neudruck des ganzen Werkes anordnete? Gewiß nicht! Allerdings findet ſich für dieſe Annahme nirgends ein Anhaltspunkt als in Bellarmins Vorrede; iſt

man aber deshalb berechtigt, die bezügliche Mittheilung des Cardinals als unwahr zu bezeichnen?

Wenn Bellarmin weiter sagt, Sixtus habe den Neudruck der Bibel wegen der Druckfehler, die sich in den ersten Druck eingeschlichen, angeordnet, so bezeichnet dies nach Döllinger „einen bedeutenden Fortschritt auf der Bahn der Lüge". In der Selbstbiographie erzählt Bellarmin, er habe vorgeschlagen, man solle in einer Vorrede andeuten, in die erste Ausgabe Sixtus' hätten sich in Folge der eiligen Herstellung einige Fehler, sei es der Setzer, sei es Anderer eingeschlichen.[1] In der Vorrede nun, mit deren Abfassung er betraut wurde, spricht er nur von „preli vitio". Unläugbar theilt hier Bellarmin nicht die volle Wahrheit mit; er hielt es wahrscheinlich einerseits mit der dem verstorbenen Papste schuldigen Ehrerbietung nicht verträglich, anderseits auch nicht nothwendig, den ganzen Sachverhalt bis ins Einzelnste kundzugeben; faßt er ja die lange Geschichte der Entstehung der officiellen Ausgabe der Vulgata in wenige Zeilen zusammen. Was aber ferner zur Rechtfertigung Bellarmins anzuführen bleibt, ist, daß für den Papst Sixtus thatsächlich die stehengebliebenen Druckfehler den Hauptgrund gebildet haben mögen, einen Neudruck ins Auge zu fassen. Nach seinem Tode hielt dann freilich die mit dem Neudruck beschäftigte Commission die materielle Verbesserung der Bibel für wichtiger.

Sei dem wie ihm wolle, eine Bemerkung kann ich nicht unterdrücken. Bellarmins Vorrede zur Vulgata-Ausgabe hat von jeher die Bewunderung der Exegeten hervorgerufen. Döllinger hat kein Wort des Lobes dafür. Wie wenn er Bausteine zu einer Chronique scandaleuse des Jesuitenordens herbeischaffen müßte, bemüht er sich, das, was er an einzelnen Mitgliedern des Ordens für mangelhaft hält, sorgfältig zu sammeln und zu forciren. Dieses Verfahren ist

1) „in prima editione Sixti prae festinatione irrepsisse aliqua errata vel typographorum vel aliorum".

ans nur erklärlich, wenn wir bedenken, daß die Geschichte der Entstehung der ersten Vulgata-Ausgabe in gewisser Beziehung mit dem Infallibilitätsdogma selbst zusammenhängt. Es ist nothwendig, daß ich auf diesen Punkt noch in Kürze eingehe.

„Der für die päpstliche Autorität bedenklichste Punkt wird merkwürdiger Weise weder von Bellarmin, noch in den seine Seligsprechung betreffenden Aktenstücken erwähnt. Es ist die Bulle Sixtus V., die offenbar eine ex cathedra erlassene ist." So schreibt Döllinger (S. 123). Der Papst berief sich allerdings in der an der Spitze der Ausgabe befindlichen Bulle auf seine vom Apostelfürsten erhaltene Gewalt und Autorität; er that dieses sicherlich mit Rücksicht auf die Cardinäle, deren Widerstand er durch diese Berufung auf seine Macht leichter zu brechen hoffte. Er war indeß nicht berechtigt, sich bei Herausgabe einer officiellen Bibelausgabe auf seine persönliche Unfehlbarkeit in Sachen des Glaubens oder der Sitten zu berufen. Döllinger selbst erklärt, daß Kaulen in seiner „Geschichte der Vulgata" (S. 453) ganz richtig sage: „Daß der Papst statt auf seine wissenschaftliche Befähigung zur Kritik des Textes vielmehr auf die dem Nachfolger Petri verheißene Untrüglichkeit im Glauben recurrirt, ist der Sachlage durchaus nicht entsprechend. Die Gewißheit nämlich, daß diese oder jene Lesart dem ursprünglichen Texte angehöre, ist eine rein historische Wahrheit, deren Ermittlung nicht durch übernatürlichen Gnadenbeistand, sondern durch Anwendung menschlicher Kräfte geschieht. Dieß ist um so gewisser, weil der Papst selbst erklärt, daß bei all den verschiedenen Lesarten, zwischen denen die Wahl vorzunehmen war, nichts den Glauben oder die Sitten Berührendes vorfindlich war. Indem also Sixtus sich auf ein Gebiet begab, das der Competenz des Kirchenoberhauptes nicht unterstand, setzte er sich gewiß der Gefahr aus, zu irren, und die Beschaffenheit seines Textes zeigt, daß er dieser Gefahr unterlegen ist." War jedoch der Papst

nicht berechtigt, in dieser Sache sich auf seine Unfehlbarkeit zu berufen, so konnte er dieselbe auch nicht zum Gegenstande einer Entscheidung ex cathedra machen. Es ist mir unerklärlich, weshalb Döllinger diese Folgerung nicht zieht, sondern sagt: „Jedenfalls liegt hier ein Fall vor, wo ein Papst in dem, was er unter Berufung auf die dem Nachfolger Petri verheißene Untrüglichkeit im Glauben erklärt, geirrt hat." Geirrt hat er faktisch, aber in keiner Entscheidung ex cathedra; um eine solche konnte es sich nicht handeln.

(Fortsetzung folgt.)

IX.

Die ehemalige pfälzische Kapuzinerordensprovinz und das Schicksal ihrer Klöster in der Oberpfalz.

(Beitrag zur Säkularisationsgeschichte.)

Kurz nach dem Beginn der Reformation in Deutschland wurde in Italien durch Matthäus von Bassi der Kapuzinerorden gegründet. Waren es die Jesuiten, welche in jenen den Glauben so sehr gefährdenden Zeiten durch die Macht ihres Geistes und durch ihre Beredsamkeit die höheren Stände an der Mutterkirche festhielten, so übten die Kapuziner durch die Einfachheit ihres Lebens, durch ihre Armuth, durch ihre heilige Strenge, durch ihre ganz dem niederen Volke angepaßte Wirksamkeit einen weitgehenden Einfluß auf die niederen Stände aus. Wie sehr ihr Auftreten einem Bedürfnisse der Zeit entgegenkam, beweist am besten ihre allseitige Ausbreitung in Europa. Noch war das 16. Jahrhundert nicht zu Ende gegangen, da bot man ihnen Häuser in Frankreich, Spanien und Deutschland an. Innsbruck war die erste Stadt

auf deutschem Boden, in der sie von Italien aus festen Fuß faßten im Jahre 1593. Von hier aus legten sie den Grund zur Tyroler Ordensprovinz, um sich dann immer weiter auch in Bayern, Schwaben und Franken zu verbreiten. 1668 mußte die Tyroler Provinz wegen ihres allzu weiten Umkreises bereits getheilt werden. Von den bisherigen Klöstern blieben siebzehn bei der alten Provinz, während mit den übrigen fünfundzwanzig Klöstern und vier Hospitien die neue bayerische Provinz gegründet wurde.

Von der bayerischen Provinz sonderte sich die fränkische zu selbständiger Existenz ab im Jahre 1711. Nun war allmählich die Zeit nicht mehr ferne, wo an den europäischen Höfen über Säkularisationsprojekte verhandelt wurde. Und da letztere nicht nur von politischen Rücksichten und Habsucht, sondern ebenso sehr von dem aufgeklärten klosterfeindlichen Geiste der Zeit eingegeben waren, so mußten bald auch die armen Kapuziner jenen verderblichen Windzug verspüren, der fortschreitend zum Klostersturme der Säkularisation anwuchs. Vom Jahre 1749 an, wo sich Kurfürst Max Joseph überreden ließ, die Kapuziner in ihrem Almosen zu schädigen, brachte jedes Jahrzehnt einige neue Maßregeln, welche es auf die Einschränkung und das Verderben der Kapuziner, die wie überhaupt die Mendikanten dem aufgeklärten Geiste der Zeit am wenigsten entsprachen, abgesehen hatten.

In einem Erlasse des kurfürstlich bayerischen Consistoriums vom 30. Dezember 1769, durch welchen die religiösen Körperschaften in wesentlichen Punkten störend betroffen wurden, war unter anderem die Forderung gestellt, die Orden sollen ihre Verbindungen mit dem Auslande lösen und nur die innerhalb der kurbayerischen Landesgrenze liegenden Klöster eines Ordens sollen sich als zusammengehörig betrachten. Diese Verordnung war es, welche die Veranlassung zur Gründung der zuletzt entstandenen deutschen, der pfälzischen Ordensprovinz der Kapuziner gab. Von ihrem bayerischen Ordensverbande mußten sich nämlich die sieben

Klöster Eichstätt, Berching, Burglengenfeld, Schwandorf, Dinkelsbühl, Schwäbisch-Gmünd und Ellwangen und ebensoviele Hospitien, nämlich Kreuzberg b. Schwandorf, Höchstädt, Neustadt a. d. W.-N., Sulzbach, Weiden, Vohenstrauß und Parkstein lostrennen. All diese Convente nun, welche zusammen 116 Patres, 6 Kleriker und 38 Laienbrüder zählten, wurden durch ein am 19. April 1770 in Eichstätt versammeltes Kapitel vereinigt und unter dem Titel der unbefleckten Empfängniß zunächst zu einer Custodie erhoben.[1]) Einen Zuwachs erhielt diese Custodie durch eine ähnliche Verordnung, welche für die österreichischen Landestheile erlassen wurde. Die schwäbischen Klöster Augsburg und Dillingen, sowie das Hospiz Höchstädt waren nämlich bisher immer noch der ursprünglichen Tyroler Provinz einverleibt gewesen. Sie mußten sich jetzt (1781) trennen und wurden vom Generalminister des Ordens an die neue Custodie gewiesen. Zur eigentlichen Provinz jedoch wurden diese Klöster insgesammt erst 1789 und zwar durch die Verwendung des Fürstbischofs Clemens Wenzeslaus von Augsburg und des Kurfürsten Karl Theodor von Bayern erklärt, und da die Mehrzahl der Klöster in der Oberpfalz und Pfalz-Neuburg lag, so wurde die junge Provinz die pfälzische genannt.

Bis dahin waren aber die Säkularisationsprojekte, welche diese Provinz als solche geschaffen hatten, bereits soweit gediehen, daß sie dieselbe auch wieder auflösen konnten (es verflossen darüber nur mehr 13 Jahre), und wie rasch und gründlich das geschah, das zeigt uns am besten ein Bericht, welcher Anfangs des Jahres 1803, wie es scheint, an das fürstbischöfliche Generalvikariat in Augsburg von einem dem Orden allem Anscheine nach sehr nahestehenden Verfasser eingeschickt wurde und sich jetzt unter den im bischöflichen Ordinariatsarchiv in Augsburg aufbewahrten Säkularisations-

1) Pöckl, Die Kapuziner in Bayern. Sulzbach 1826. S. 20.

akten befindet.[1]) Zwar bezieht er sich nicht auf die ganze Provinz, sondern fast ausschließlich auf die in der Oberpfalz gelegenen Klöster. Desungeachtet verdient er als Beitrag zur Geschichte der Säkularisation hier verwerthet zu werden.

Das Vorgehen gegen die Kapuziner in Pfalz-Neuburg und der Oberpfalz war im Allgemeinen das nämliche wie in Kurbayern. Wie unwürdig hier die Commissäre gegen die Klöster vorgingen, ist längst durch Pöckl in seiner „Geschichte der Kapuziner in Bayern" mitgetheilt. Er schildert, wie die Commissäre, geleitet von dem Wahne, verborgen aufgehäufte Schätze zu finden, sich zuerst der weltlichen Sachverwalter der Klöster, der sogenannten geistlichen Väter, durch einen Eid versicherten; wie sie sich in den Klöstern selbst ohne Wissen der Vorstände an das weltliche Dienstpersonal heranmachten und es unter einem Schwure verpflichteten, ihnen über den Vermögensstand des Klosters und seiner Insassen Aufschluß zu geben, bis sie zu den Klosterobern selbst kamen, alle Schränke und Pulte obsignirten und ihre Hand selbst auf das vorhandene Meßstipendiengeld legten. Es ist des ferneren bekannt, wie die in den Ordenshäusern befindlichen Ausländer mit wenigen Gulden Reisegeld versehen womöglich innerhalb zweimal vierundzwanzig Stunden unerbittlich außer Landes sein sollten, die inländischen Laienbrüder aber ohne Rücksicht auf die Eigenart ihres Ordens in die einheimischen Prälaturklöster geschickt wurden.[2])

Die Regierung arbeitete, wie aus dem Verlauf der Sache klar hervorgeht, an dem Plane, innerhalb des Jahres 1802 das ganze neuburgisch-oberpfälzische Gebiet von Kapuzinern frei zu machen. Die ersten Häuser, welche diesem Plane

1) Der Bericht ist überschrieben: „Einige Anmerkungen über die aufgehobenen Klöster, die Violaturen ꝛc., förderst die erloschene Provinz ‚pfälzische' der Kapuziner betreffend". Anno 1802.

2) Vgl. Pöckl, a. a. O. S. 168 ff. Brück, Geschichte der kathol. Kirche im 19. Jahrhundert. I. Bd. 1887. S. 168 ff.

zum Opfer fielen, waren jene zu Parkstein, Vohenstrauß und Weiden. Es waren dies die drei Missionen der Kapuziner in der Oberpfalz. Einstens waren diese Missionen von den Jesuiten dreißig Jahre lang versehen worden. Nach deren Abzug hatte Herzog Wolfgang Wilhelm von Neuburg die Kapuziner berufen. Diese lebten der Regel ihres Ordens, derzufolge sie terminiren mußten, zugleich besaßen sie aber pfarrliche Rechte. So kam es, daß sie in Parkstein und Vohenstrauß je einen Zehendstadel besaßen.

Ihre Missionsthätigkeit betreffend hatten die Patres bei ihrer Ankunft in Parkstein nur zwölf Katholiken angetroffen, die Filiale Demmenreuth mitgerechnet. Aehnlich stand es in dem größeren Bezirk von Vohenstrauß. Doch schon nach zwei Menschenaltern ungefähr hatte sich der katholische Glaube wieder soweit ausgebreitet, daß sich nur mehr in Vohenstrauß und Altenstadt Protestanten aufhielten. In Weiden erreichten die Kapuziner wenigstens die Einführung des Simultaneums.[1] 136 Jahre hatten sie so gewirkt, „und nun wurden sie auf einmal aufgeladen, von Weiden und Parkstein ihnen 1 fl. 30 kr. Zehrgeld vom Commissär gereicht und in ein Kloster (Burglengenfeld) überführt, wo sie mit den andern das schwarze Bettelbrod essen mußten, welches diesen Herrn, wie unser Berichterstatter hinzufügt, auf ihre pfarrliche Kost nicht schmecken wollte. Die Pfarrei wurde mit Weltpriestern besetzt."

Auch in Sulzbach waren die Kapuziner mit Seelsorge beschäftigt. Sie hatten „alle Sonntage um 6 Uhr in ihrer Kirche für die Dienstboten unter der Messe eine christliche Lehre zu halten, einen Beichtvater für die allda wohnenden Salesianerinen zu stellen, die Stadtoperationen und an den Feiertagen die Kanzel meistentheils zu versehen." „Es waren ehemals vor der Ankunft Franciscä, des wirklichen Kur-

1) Chronica bavaricae capucinorum provinciae. Aug. Vind. Huttler 1869. p. 24.

ſten in Pfalzbayern durchlauchtigſter Frau Mutter, nur r Patres und ein Laicus im Hoſpize. Alsdann aber wurde mit zweien vermehrt, weil ſie täglich in der Schloßkapelle ba Meſſe leſen mußten und dieſes abends um 4, in den ten Jahren auch 5 Uhr. Sonſt war ſie aber eine ſehr dige Frau und gab ihnen vieles Almoſen." Bei der Auf- ung „wurden die Patres, vier an der Zahl, nach Burg- uſen, den 28. Juli, deportirt, zwei aber blieben allda, des abits entkleidet, Alters und Krankheit wegen und erhielten hrlich 50 fl. aus dem Religionsfond." Hoſpiz und Kirch- ein wurden von der ſimultanen Bürgerſchaft gekauft und in n Spital verwandelt.

Etwas früher war das zu Pfalz-Neuburg gehörige Hoſpiz Höchſtädt aufgehoben worden. Die dortigen pfälziſchen Patres wurden nach Burglengenfeld gewieſen. Hier gefiel es ihnen jedoch nicht, ſie gingen zu ihren Brüdern n Günzburg und Weißenhorn, weshalb ihnen kurzweg „die Anzeige gemacht wurde, daß ſie in das Vaterland keinen Zutritt mehr erhalten werden, oder wenn auch dieſe Gegenden in die Hände ſeiner kurfürſtlichen Durchlaucht ge- langen ſollten, ſo müßten ſie abermal emigriren."

Eines der bedeutendſten und wegen der ſehr beſuchten Wallfahrt auf dem Kreuzberge bevölkertſten Klöſter des Ordens in der Oberpfalz war Schwandorf mit dem nahen Hoſpiz Kreuzberg. Seiner größeren Ausdehnung wegen war jedoch Schwandorf nie in ein Centralkloſter umgewandelt und organiſirt worden, vielmehr wurde ihm am 13. Oktober 1802 ſeine völlige Aufhebung und die Deportirung der zehn noch vorhandenen Patres und der zwei Laienbrüder nach Wemding angekündigt. Wie hart das katholiſche Volk dieſe Ordensmänner verlor, beweiſt der Umſtand, daß zu ihrem Abzuge trotz der frühen Morgenſtunde — es war morgens um 4 Uhr — von mehreren Stunden her ſich die Leute nach Tauſenden zuſammengefunden hatten, und ihr lautes Weinen in der Morgenruhe auf weite Fernen vernommen

wurde. In grellem Gegensatze zu dem Verhalten des Volkes stand allerdings jenes des dortigen Landrichters, welcher den Kapuzinern vor ihrem Abzuge zum Theil selbst die vorhandenen Nahrungsmittel entzogen hatte, um darnach täglich, wie der Bericht sagt, im Kloster zu schmausen und zu verzehren, was Küche und Keller boten, und ein sammelnder Bruder, welcher zur Abreise erst hatte heimgeholt werden müssen, eben erbettelt hatte. Ein würdiges Pendant dazu auf Seite des Volkes weiß der Berichterstatter nur von einem lüderlichen Schuster zu erzählen, welcher die Studentenkanzel erstanden hatte und nun vor seinem Hause predigte, während sein Weib mit Kelchpurifikatorien und den Velen der Ciborien auf dem Lande umherging und sie zu Haubenzeug anbot. „Das Kloster wurde verkauft und zwar zu 7000 Gulden, im Ganzen aber haben sie erhalten gegen 14,000 Gulden."

Das Kloster Neumarkt in der Oberpfalz erfreute sich einer besonderen Beliebtheit von Seite der Ordensleute in der ganzen Provinz; andererseits zeigten aber auch die Bewohner von Neumarkt eine besondere Anhänglichkeit an ihre Kapuziner. Aber „obschon die Neumarkter alles anwendeten und selbst Deputirte nach München schickten — und wie man behaupten will, der Kurfürst sie mit diesen trostvollen Worten entlassen: „Gehet nur nach Hause und ihr werdet mehr Kapuziner bekommen, als euch lieb sind!" — wurde die Aufhebung doch durchgeführt. Denn „ganz eine andere Sprache redete Bernmüller, — denn dieser soll nach allgemeiner Aussage Proponent in der pfälzischen Kapuzinerangelegenheit gewesen sein: Wie, sprach er, wenn es auch der Churfürst hundertmal verspricht, so müssen sie doch fort." So geschah es. Sie wurden nach Altötting abgeführt und zwar, weil man einen Aufstand befürchten mußte, unter militärischem Geleite.

Nun bestand von all den Klöstern und Hospizen der ehemals nach der Pfalz benannten Provinz in der Pfalz

ſelbſt nur mehr eines, Burglengenfeld. Hieher waren die Inſaſſen von Parkſtein und Weiden gebracht worden. Am 17. Sept. 1802 war es organiſirt worden. Doch die Organiſation ſollte nicht lange dauern. Die Zahl der Bewohner war allmählig — vermuthlich durch Dislocirung — auf 4 Patres und 4 Fratres herabgeſunken. Kurz vor Schluß des Jahres wurde ihnen ihre Entfernung angekündigt, am 27. Dez. 1802. Am folgenden Tage mußten ſie Morgens um 3 Uhr bei verſchloſſenen Thüren die hl. Meſſe leſen, dann das Kloſter verlaſſen und in drei Tagen in Waſſerburg eintreffen. So war die ganze Provinz nicht nur „in Trümmer gegangen, ſondern auch die ganze doppelte Pfalz bis auf den letzten Mann ausgeleert."

Dies iſt das Schickſal der ehemaligen oberpfälziſchen Kapuzinerklöſter, von denen unſeres Wiſſens ſeit der Aufhebung keines mehr den urſprünglichen Beſitzern zurückgegeben wurde. Wohl ſchwebten vor Jahren zwiſchen Biſchof Ignatius von Seneſtrey von Regensburg und der bayer. Regierung Verhandlungen bezüglich der Wiedereinführung der Kapuziner auf dem Kreuzberg bei Schwandorf; allein ſie waren damals nicht von dem erwünſchten Erfolge begleitet. In neueſter Zeit ſind die unbeſchuhten Karmeliter auf dem Kreuzberge eingezogen.

Augsburg 1890. E.

X.

Die confessionelle Statistik, die Parität und die Minderung der Katholiken in Deutschland.

Nach amtlichen Ausweisen haben sich von 1871 bis 1885 die Protestanten in Deutschland um 14,82, die Katholiken um 12,88, letztere also um 2 Procent oder ein Siebentel weniger als die Protestanten gemehrt. Im Jahre 1871 wurden gezählt: 25,581,709 Protestanten, 14,867,091 Katholiken; 1885: 29,372,918 Protestanten, 16,781,972 Katholiken. Hätten sich diese aber ebenso stark gemehrt als die Protestanten, so wären es 17,070,393 gewesen. Es fehlen also 288,421 Katholiken, um gleichen Fortschritt mit den Protestanten zu halten. In 15 Jahren eine Minder-Mehrung von 288,421 Seelen macht jährlich einen Verlust von 19,228 Seelen, in einem Jahrhundert einen Abgang von 1,922,800 Seelen, also fast zwei Millionen. Wir haben allen Grund, einen solchen Verlust anzunehmen, denn die Ursachen desselben sind heute ebenso, wenn nicht in noch stärkerem Grade, vorhanden.

Seit einem Jahrhundert sind alle katholischen Staaten Deutschlands verschwunden und ist ihre Bevölkerung unter protestantische Regierungen gestellt worden. Damit erlangten die Protestanten in allen bis dahin ausschließlich katholischen Landestheilen nicht blos freie Religionsübung, sondern sie hatten sofort auch jegliche Unterstützung des Staates für sich. Die protestantischen Fürsten setzten überall, ja fast ausschließlich protestantische Beamten in katholische Gegenden, sorgten für protestantischen Gottesdienst und Schulen. Oft wurden den

katholiken zu diesem Zwecke Kirchen und kirchliche Stiftungen weggenommen, überall mußten dagegen die bis dahin ganz katholischen Städte und Gemeinden für die Unterhaltung der kirchlichen und Schul-Einrichtungen der Protestanten beitragen.

Die protestantischen Regierungen und ihre Anwälte vertheidigen dergleichen Maßnahmen mit dem Grundsatze der Gleichberechtigung. Aber sie hüteten sich wohl, denselben Grundsatz auch auf die protestantischen Landestheile anzuwenden. Während die Protestanten seit 1815 in allen Theilen Deutschlands freieste Religionsübung besitzen, dazu ausgiebige Unterstützung und Zuschüsse des Staates wie der Gemeinden genießen, haben die Katholiken erst seit 1848 in den protestantischen Gegenden freie Religionsübung, nicht aber Vortheile Seitens des Staates erlangt. In einigen Landestheilen, z. B. in Braunschweig, entbehren die Katholiken heute noch der ihnen zustehenden Freiheiten und Rechte. Die einzelnen Geistlichen werden nur nach vielen Schwierigkeiten zugelassen, die Gründung neuer Kirchen und Schulen möglichst erschwert und verhindert, überhaupt nur unter Einschränkungen gestattet. Ueberdies unterstehen die Katholiken dem unerhörtesten Pfarrzwange; sie müssen nicht blos den protestantischen Predigern Stolgebühren zahlen, sondern dürfen auch ihre Kinder nicht taufen, sich nicht in der katholischen Kirche trauen lassen ohne schriftliche Ermächtigung des Predigers und der Behörden. Nach langem Ringen sind endlich 1867 die katholischen Pfarrstellen Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt staatlich anerkannt, in Holzminden und Harzburg katholische Geistliche zugelassen worden. In letzter Zeit ist die Regierung sogar wieder schwieriger geworden. In Blankenburg besteht eine kleine Kirche und monatlicher Gottesdienst für die 5 bis 600 Katholiken der Stadt und Umgegend. Aber die Zulassung eines katholischen Priesters wird immer wieder abgelehnt; 30 bis 40 Kinder sind ohne Religionsunterricht. In Schöningen, der Vaterstadt des großen Mainzer Erzbischofs Willigis, sind 300 Katholiken, ebensoviel in der Umgegend; aber es wird ihnen trotz wiederholter Gesuche nicht gestattet, eine Gemeinde zu bilden und einen Priester anzustellen, für dessen Unterhalt sie allein 1000 Mark aufbringen wollten.

In Brandenburg, Pommern, Preußisch-Sachsen, Ostpreußen bestanden vor 1848 nur die wenigen aus der Kirchenspaltung geretteten und außerdem einige wegen der angeworbenen katholischen Soldaten (z. B. in Berlin, Potsdam, Stettin, Königsberg) gegründete Kirchen. Aber die an denselben angestellten Priester hatten keinerlei Pfarrrechte, durften gar nicht oder doch keine Kinder aus Mischehen taufen, gemischte Paare nicht trauen. Selbst die Trauung katholischer Paare war ihnen oft untersagt oder mit ungemeinen Schwierigkeiten verknüpft. Schulen gab es wenige oder gar keine. In Schleswig-Holstein ist erst seit 1864 einige Freiheit für die Katholiken eingetreten, in Mecklenburg unterliegen dieselben ebenfalls noch manchen Beschränkungen. Aehnlich steht es in den andern protestantischen Gegenden Norddeutschlands. Ueberall haben die Katholiken mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, wenn sie für ihre kirchlichen Bedürfnisse sorgen wollen.

Vor 1848 ist daher in all diesen Landestheilen fast der gesammte Nachwuchs, selbst aus rein katholischen Ehen, der Kirche verloren gegangen. Auch seither ist es nur theilweise besser geworden. Die amtlichen, kürzlich von der „Statistischen Correspondenz" zusammengestellten Ausweise bestätigen denn auch, daß in Preußen bis 1867 die Protestanten sich stärker mehrten als die Katholiken. Von 1871 bis 1885 sind in Preußen die Protestanten um 13,74, die Katholiken um 16,35 Procent gestiegen. Aber das ist nur eine Verschiebung, da, wie wir gesehen, im ganzen Reiche die Protestanten sich um ein Siebentel stärker gemehrt haben als die Katholiken. Auch vor 1867 haben sich die Protestanten in dem nichtpreußischen Deutschland stärker gemehrt als die Katholiken. Es darf daher mit Recht angenommen werden, daß die Kirche in Deutschland seit einem Jahrhundert durch geringere Mehrung eine Einbuße von zwei Millionen Seelen erlitten hat. Anstatt $16^3/_4$ müßte es heute 19 Millionen Katholiken in Deutschland geben.

Wahrhaft erschreckend sind besonders die Ziffern in Süddeutschland. Von 1871 bis 1885 mehrten sich: in Bayern die Katholiken um 10,82, die Protestanten um 13,30 Procent; in Württemberg Katholiken 8,07, Protestanten 10,36 Procent; in Baden Katholiken 6,55, Protestanten 15,34; Elsaß-Lothringen

Katholiken 2,01 Procent Minderung, Protestanten 15,60 Procent Mehrung. In Hessen zeigen die Katholiken 16,95, die Protestanten 9,99 Mehrung. Aber vor 1871 war auch in Hessen das Gegentheil der Fall. In Sachsen haben sich die Katholiken um 62,57, die Protestanten um 23,36 Procent gemehrt. „Leider" kann man hier fast sagen; denn diese Mehrung der Katholiken ist fast ausschließlich der Einwanderung, meist aus Schlesien und Oesterreich, zu verdanken und wird schließlich nur zur Stärkung des Protestantismus und zu Verlusten für die Kirche führen. Denn in Sachsen ist seit mehr als 40 Jahren keine neue katholische Pfarrei gegründet worden. Die jetzt gegen 90,000 Seelen zählenden, über das ganze Land zerstreuten Katholiken sind auf 26 Pfarreien angewiesen; also kirchlicher Nothstand im vollen Sinne des Wortes. Die Gründung neuer Schulen und Kirchen ist mit großen Hindernissen und Schwierigkeiten verknüpft. Als der Graf von Schönburg-Glauchau-Penig (1869) katholisch wurde, hatte er, obwohl Standesherr, seine liebe Noth, bevor er unangefochten auf seinem Schlosse einen Hausgeistlichen und eine Hauskapelle halten konnte. Der Hausgeistliche war noch nicht lange im Amte, als auch schon, auf Grund mehrerer Anklagen und Lärmens in den Zeitungen, Commissäre in Vorderglauchau erschienen, um eine hochnothpeinliche Untersuchung wegen gesetzwidriger Proselytenmacherei vorzunehmen.

Die Statistische Correspondenz weist nach, daß in Preußen der Ueberschuß der Geburten über die Todfälle bei den Katholiken stärker ist, als bei den Protestanten. Von 1877 bis 1887 kamen auf 1000 Lebendgeborene bei den Protestanten 678,66, bei den Katholiken nur 648,53 Todfälle. Die durchschnittliche eheliche Fruchtbarkeit ist bei den Katholiken höher als bei den Protestanten, sie beträgt nämlich 5,276 gegen 4,403 Geburten auf jede Ehe. Doch heiratheten von 1000 Katholiken im Durchschnitt jährlich 0,76 weniger als von derselben Zahl Protestanten. Unter den katholischen Kindern sind nur 3,738 Procent Todtgeborene, unter den protestantischen 4,168. Die natürliche Mehrung der Bevölkerung, durch den Ueberschuß der Geburten über die Todfälle, stellt sich daher in einem Menschenalter ($33^1/_3$ Jahren) für je 1000 protestantische Ehen an

1355,9, bei den Katholiken auf 1785 Köpfe. Die natürliche Mehrung ist also bei den Katholiken um ein Viertel stärker als bei den Protestanten. An diesem großen Unterschied hat die sehr hohe eheliche Fruchtbarkeit und die sehr geringe Zahl der Todtgeburten der polnischen Bevölkerung in Westpreußen, Posen und Schlesien hervorragenden Antheil. Die Zunahme der Katholiken, fährt die „St. C." fort, in Preußen würde noch größer sein, wenn denselben nicht viele aus Mischehen stammende Kinder verloren gingen und zahlreiche Uebertritte aus der römisch-katholischen Kirche zu der protestantischen Landeskirche, zur „apostolischen Gemeinde" und den Dissidenten stattfänden. Zur preußisch-protestantischen Landeskirche traten über: von 1882 bis 1887: 11,240 Katholiken, 1078 Juden, 3434 Dissidenten. Es traten aus: 1364 zu den Katholiken, 59 zum Judenthum, 6687 zu anderen Bekenntnissen. Der katholischen Kirche gehen also jährlich durch Glaubenswechsel etwa 1660 Personen mehr verloren als sie gewinnt.

Ganz besonders traurig verhält es sich mit den Mischehen. Unter den 1886 geschlossenen 231,588 Ehen befanden sich 16,990 Mischehen, also 7,33 Procent. Bei 9058 Brautpaaren war der Mann katholisch, bei 7932 protestantisch. Die meisten Mischehen zählen Rheinland und Schlesien, welche allein über die Hälfte der obigen Zahl aufweisen; dann folgen Westpreußen, Berlin, Westfalen, Posen, Sachsen, Brandenburg, Ostpreußen und Pommern. Nach dem Ausweis der k. Oberkirchenrathes wurden von den 9058 Paaren mit protestantischer Braut 4312 in der protestantischen Kirche eingesegnet, von den 7932 Paaren mit katholischer Braut nur 2979. Protestantisch getraut wurden also 7291 Mischpaare, freilich nicht die Hälfte. Aber von den übrigen sind unzweifelhaft gar viele, wohl einige Tausend, gar nicht kirchlich getraut worden. Die Protestanten sind dabei um so weniger im Nachtheil, als nach dem Beschluß des Oberkirchenrathes die eigentliche Trauung auf dem Standesamt stattfindet, die Handlung in der Kirche keinerlei Wirkung auf die Ehe hat. Die Kinder dieser blos standesamtlichen Ehen fallen jedesmal viel eher dem Protestantismus als der Kirche zu.

In der That weist der Oberkirchenrath nach, daß 1887 von den Kindern aus Mischehen (zur Hälfte gerechnet) 83,65

Procent, 1888: 85,62 Procent protestantisch getauft wurden. In der Provinz Sachsen wurden 95,42 Procent der Kinder aus rein protestantischen Ehen, aber 101,64 Procent der Mischehen (zur Hälfte gerechnet) protestantisch getauft. In Berlin sind es 87,64 Procent bei protestantischen, aber 108,05 Procent (zur Hälfte berechnet) bei Kindern aus Mischehen. Von 200 Kindern aus Mischehen wurden also 108 protestantisch, von den übrigen 92 viele gar nicht getauft. Dabei ist bei den Berliner Mischehen der Vater viel öfter katholisch als die Mutter.

In Süddeutschland sieht es noch viel schlimmer aus. Von 1486 Mischehen in Bayern im Jahre 1886 wurden 895 protestantisch geschlossen, nur 404 Paare, kaum etwas mehr als ein Viertel, verpflichteten sich zu katholischer Kindererziehung. Von den übrigen 187 Paaren begnügten sich gewiß auch einige mit dem Standesamt. Eine Aufstellung von 1882, welche die „Deutsche evangelische Kirchenconferenz" besorgte, gibt an, daß in Preußen 42,6, in Bayern 54,6, in Sachsen 90, in Württemberg 69,3 Procent der Mischpaare protestantisch eingesegnet werden. In Bayern übt das von oberen Stellen gegebene Beispiel offenbar seine Wirkung. Die vorhin mitgetheilten amtlichen Angaben beweisen, daß die Dinge in Preußen und Bayern noch weit ungünstiger stehen.

Ueber das Bekenntniß der Kinder aus Mischehen wurden zum ersten Male bei der Volkszählung von 1885 in Preußen Feststellungen vorgenommen. Es gab unter 4,796,510 Ehen damals 237,979 Mischehen oder 4,96 Procent. Es lebten in Mischehe: 107,204 protestantische Männer und 129,774 protestantische Frauen, 126,416 katholische Männer und 105,476 katholische Frauen. Von den Dissidenten und Juden ꝛc. kann hier abgesehen werden. Von 1000 Protestanten lebten 12 Männer und 14 Frauen in Mischehe, von 1000 Katholiken 26,64 Männer und 21,63 Frauen. Wegen verschiedener Schwierigkeiten wurden nur die unter 16 Jahre alten Kinder der Mischehen gezählt, welche im elterlichen Hause lebten. Es fanden sich in 171,474 Mischehen 437,503 solcher Kinder, von denen 338,866 protestantisch, 195,288 katholisch, 1200 dissidentisch, 677 jüdisch waren. Während sich unter den Eltern in Misch-

ehe 49,81 Procent Protestanten befanden, waren 54,60 Procent der Kinder protestantisch getauft; dagegen waren 48,83 Procent der Eltern, aber nur 44,64 Procent der Kinder katholisch. Nach dem Verhältniß der Eltern hätten etwa 214,000 Kinder katholisch sein müssen, aber es waren davon nur 195,200 katholisch. Folglich ist hier ein Verlust von 19,000 Köpfen vorhanden, der sich durch Hinzurechnung der übrigen Kinder sicher auf 30,000 erhebt.

Da in Süddeutschland mehr als zwei Drittel der Mischehen protestantisch geschlossen werden, ist dort der Verlust auch entsprechend größer. In Baden, worüber kein Ausweis zu Gebote steht, ist das Verhältniß gewiß nicht günstiger. Die Mischehen sind unzweifelhaft eine wesentliche Ursache der viel stärkeren Mehrung der Protestanten in Süddeutschland. Durch die Mischehen werden überhaupt unsere alten katholischen Städte mehr und mehr protestantisirt, während die protestantischen Städte nicht entsprechend katholisirt werden. Das Beispiel Berlins und Sachsens zeigt, daß dort der größere Theil der Mischehen zu Gunsten des Protestantismus ausfällt. In Köln waren 1802 erst 700 Protestanten, 1864: 88,141 Katholiken, 9942 Protestanten; letztere bildeten nicht ganz ein Zehntel. 1885 waren es 130,401 Katholiken, 25,115 Protestanten, letztere bildeten fast ein Fünftel. Die Protestanten haben sich fast verdreifacht, die Katholiken noch lange nicht verdoppelt. 1885 gab es 61,930 männliche, 68,783 weibliche Katholiken, 14,224 männliche, 10,891 weibliche Protestanten. Männliche Protestanten werden massenhaft als Beamte, Offiziere und Soldaten eingeführt. Der starke Ueberschuß katholischer Frauen kommt, wenigstens zum Theil, davon her, daß die katholischen jungen Leute sich vielfach nach auswärts und dem Auslande wenden müssen, weil sie in der Heimath weniger Aussicht haben, da ihnen die öffentlichen und Offizierstellen so gut wie verschlossen sind. Bonn hatte 1802 gar keine, heute 6000 Protestanten.

Ein Theil des Abfalls ist jedenfalls auf ähnliche Ursachen zurückzuführen. In allen deutschen Staaten werden die zum Protestantismus abfallenden oder demselben ihre Kinder zuführenden Katholiken geschützt und gefördert. Protestanten, welche zur Kirche zurückkehren, haben eher das Gegentheil zu

gewärtigen, wie ebenfalls viele Beispiele zeigen. Daß der Besuch protestantischer oder gemischter, d. h. gewöhnlich überwiegend protestantischer oder unkatholischer Schulen die katholischen Ueberzeugungen nicht fördert, bedarf keines Beweises. Solche Schulen verflachen und verwischen die kirchlichen Ueberzeugungen, bereiten zur Gleichgiltigkeit und zum Abfall vor. Die in solchen Schulen Erzogenen gehen am ehesten Mischehen ein, bei denen sie ihre Kinder dem Protestantismus überantworten.

Dr. Schneider, Rath im Cultusministerium, und der Statistiker Dr. Petersilie haben ein Werk über das gesammte preußische Volksschulwesen herausgegeben, welches durchweg auf amtlichen Ausweisen und Urkunden beruht. Nach demselben gibt es in Preußen 4,838,000 Schulkinder, wovon 3,062,800 protestantisch, 1,730,400 katholisch sind. Von den 34,014 vorhandenen Volksschulen sind 23,122 protestantisch, 10,061 katholisch. Im Verhältniß zur Kinderzahl aber müßten die Katholiken 13,000 Schulen besitzen, sie kommen also um 3000 zu kurz. Die protestantischen Schulen zählen 48,589 Classen, und mit den ihnen gleichzustellenden Simultan- oder Mischschulen, 51,971 Classen mit 44,080 protestantischen Lehrern. Die katholischen Schulen zählen 22,672 Classen und 20,049 Lehrer, wozu noch 1151 Lehrer an den Mischschulen kommen. Die Katholiken sind daher um 7000 Classen und 4000 Lehrer im Nachtheil. Die Folge davon ist, daß 147,915 katholische Kinder, d. h. 8,55 Proc. in nichtkatholische Schulen gehen müssen, aber nur 25,878 protestantische Kinder oder 0,84 Procent in katholische. Für diese protestantischen Kinder ist überall ausgiebig für Religionsunterricht gesorgt, die Gemeinden werden zur Besoldung der betreffenden Lehrer oder Prediger angehalten, nöthigenfalls tritt der Staat ein. Meldeten doch vor einiger Zeit die Blätter, daß in einem Orte der Provinz Posen für 3 protestantische Kinder ein benachbarter Lehrer mit der Ertheilung des Religionsunterrichtes beauftragt wurde, wofür er aus der Staatskasse 120 Mark erhält. Dagegen werden in Weißensee, vor den Thoren Berlins, 114 katholische Kinder zum Besuch der protestantischen Schule gezwungen und erhalten Religionsunterricht durch einen Missionspriester, welcher nichts vom Staate

und nichts von der Gemeinde erhält. Die Gemeinde hat da Gesuch der Katholiken, einen katholischen Lehrer anzustellen abgelehnt und die Regierung hütet sich wohl, sie dazu z zwingen. In Reinickendorf, ebenfalls vor Berlin, werden 9 bis 100 katholische Kinder sogar zur Anwohnung des pro testantischen Religionsunterrichtes gezwungen.

Die protestantische Stadt Gummersbuch besoldet für 12 katholische Kinder Einen Lehrer, die katholische Stadt Heinsber für 21 protestantische Kinder Einen Lehrer. Im Regierungs bezirk Danzig sind 6828 katholische Kinder in protestantische Schulen, im Regierungsbezirk Marienwerder 9722. In erstern gibt es 11,764 Protestanten mehr als Katholiken, aber 38 protestantische und 286 katholische Schulen. Der Bezirk Marien werder zählt 145,351 Katholiken mehr als Protestanten, abe 605 protestantische und nur 473 katholische Schulen. Dabe werden fortdauernd protestantische Lehrer an katholischen Schule eingeschoben. In Rosenthal waren drei katholische Lehrer fü 250 Kinder; aber da sich auch 3 protestantische Kinder ein fanden, wurde ein katholischer Lehrer durch einen protestantische ersetzt und der Einspruch dagegen von der Regierung abgewiesen In Mrozno sind von 214 Kindern 12 protestantisch; die neu geschaffene dritte Lehrstelle wurde mit einem Protestanten besetz In Miloschewo sind 76 Kinder katholisch, 17 protestantisch, de Lehrer ist Protestant. In Klein-Katz sind zwei Drittel der Kinde katholisch, beide Lehrer aber protestantisch. In Rommen 10 katholische, 12 protestantische Kinder, der Lehrer Protestant Aehnliche Beispiele lassen sich zu Hunderten anführen.

Zu Ahaus in Westfalen unterhält die Stadt für 21 pro testantische Kinder einen Lehrer, wie denn überall für die pro testantischen Minderheiten ausgiebig gesorgt wird; aber wie steh es mit den katholischen Minderheiten in protestantischen Städten Im preußischen Abgeordnetenhause führte (am 22. März 1890 der Abg. Bachem aus: „In dem (zu einem Drittel protestant ischen) Regierungsbezirk Coblenz besuchen nur 435 protestantisch und 481 katholische Kinder Schulen des andern Bekenntnisses In dem fast ausschließlich protestantischen Regierungsbezir Gumbinnen dagegen müssen 1144 katholische Kinder protestantisch Schulen besuchen, aber kein einziges protestantisches eine katholisch

Schule. (Es gibt in diesem Bezirk überhaupt nur 3 katholische Schulen und 10 katholische seit 1848 mühsam gestiftete Missionsstellen). Die Stadt Königsberg hat für 438 katholische Kinder nur zwei katholische Lehrer, während das katholische Braunsberg für 400 protestantische Kinder 13 protestantische Lehrkräfte, Allenstein für 353 protestantische Kinder sechs protestantische Lehrer bezahlt. Im protestantischen Kreise Rastenburg sind für 367 katholische Kinder zwei katholische Lehrer, im katholischen Kreise Rössel für 348 protestantische Kinder zehn protestantische Lehrer angestellt. Bezüglich der Frage, wie es mit den öffentlichen protestantischen Schulen in katholischen Gegenden steht, sei aus Westfalen Folgendes angeführt: In Brilon, Büren, Dülmen, Erwitte, Lüdinghausen, Lippspringe, Niedermarsdorf und Steinheim mit protestantischen Minderheiten von 12 bis 40 Kindern ist die betreffende protestantische Privatschule zu einer öffentlichen Schule erklärt worden (wodurch den betreffenden Stadtgemeinden die Pflicht auferlegt wird, deren Unterhalt zu bestreiten). Umgekehrt gibt es in Sachsen (Provinz) 40 meist von einer beträchtlichen Zahl katholischer Kinder besuchte Schulen, deren Unterhalt trotz aller Bemühungen nicht von den betreffenden Gemeinden übernommen worden ist. In Weißenfels, Wanzleben, Wollmirstädt sind über 100, in Nordhausen sogar über 200 katholische Kinder, für deren Unterricht die Gemeinde nichts leistet. Sollte die starke Hand der Staatsregierung nicht ausreichen, hier Wandel zu schaffen? Es ist in diesen Tagen so viel von Duldung geredet worden. Wir müssen dieselbe aber auch auf staatsbürgerlichem Gebiete üben. Mir ist kein Fall bekannt, wo ein Gemeinderath in den ganz überwiegend katholischen Gegenden der Rheinprovinz sich geweigert hätte, dem Anspruch protestantischer Minderheiten entgegenzukommen. Die Befugnisse des Ministers, einzugreifen, damit den Katholiken gegenüber ebenso gehandelt werde, gehen fast so weit, als er will."

In seiner Antwort sagte der Cultusminister v. Goßler u. A.: „Im Jahre 1821 hatten die Evangelischen 227 Lehrer auf 100,000 Seelen, während nur 140 auf 100,000 Katholiken kamen. Heute haben die Evangelischen 238, die Katholiken 216 Lehrer auf je 100,000 Seelen. Es ist also auf katholischer Seite entschieden stärker gearbeitet worden als auf evangelischer.

Es ist nicht richtig, daß die Katholiken in allen Fällen Parität üben. In Sigmaringen ist es nicht möglich, für die 100 evangelischen Kinder eine Schule zu gründen. Das Gleiche gilt von einer Reihe Orte Westfalens, von Scherfelde, Ahaus, Haltern u. s. w. Es gibt in Preußen 311 katholische Schulen, welche weniger als 30 Kinder zählen. In Haus-Escherde, Kreis Hildesheim, gab es sogar eine katholische Schule, welche 1888 nur drei Schüler hatte; die 34 lutherischen Schüler desselben Ortes hatten aber eine halbe Stunde bis zu der Schule des Nachbarortes zu gehen. Die katholischen Schulen werden ohne jede rechtliche Verpflichtung fast ganz aus staatlichen Mitteln unterhalten." Der Minister klagte, daß die Uebernahme katholischer Schulen auf Rechnung der Gemeinde meist am Widerstande der Bischöfe scheitere, sagte aber nicht, daß die Gemeinden unannehmbare Bedingungen stellen und die katholischen Schulen ganz in ihrer Gewalt haben wollen.

Was Sigmaringen betrifft, so berichtigte der Abg. Dasbach sofort: „In Sigmaringen sind die Protestanten meist Beamte, die es unterlassen haben, sich in die Bürgergemeinde einzukaufen. Sie zahlen also nichts zu den Gemeindelasten als jährlich 3,50 M. Trotzdem hat der Gemeinderath sich bereit erklärt, jährlich 700 M. Zuschuß für die protestantische Schule zu leisten. Wenn er es abgelehnt hat, sämmtliche Ausgaben derselben zu übernehmen, so ist dies doch unter den dortigen Verhältnissen gerechtfertigt." Andererseits berichtigten die katholischen Blätter: Haus-Escherde sei ein Gut, welches einem Kloster gehörte. Als dieses zu Anfang des Jahrhunderts aufgehoben wurde, übernahm der Staat selbstverständlich die Pflicht, die dortige Schule zu unterhalten. Das Kloster hatte sein Gut stets an Katholiken verpachtet. Die hannover'sche Klosterkammer aber, welche das Gut seither verwaltet, zieht protestantische Pächter vor. Deshalb ist die Zahl der katholischen Kinder von 30 bis 40 auf drei zurückgegangen. Aehnlich verhält es sich auch mit den anderen 311 katholischen Schulen mit weniger als je 30 Schülern. Diese Anstalten sind alte katholische Stiftungen; ihre Schüler haben sich durch die seither vor sich gehende Verschiebung der Bevölkerung vermindert. Wenn der Staat diese Schulen unterhält, so ist es nur, weil er sich der betreffenden Stiftungen bemächtigt

hat, er also dazu verpflichtet ist. Von Wohlwollen oder Bevorzugung, Leistung über seine Pflicht, kann daher keine Rede sein.

Nirgendwo kommen die Protestanten zu kurz; ganz im Gegentheil. Sehr verdenken kann man es übrigens katholischen Gemeinden nicht, wenn sie sich nicht beeilen, protestantische Schulen zu übernehmen. Der „Germania" wurde (März 1889) vom Niederrhein geschrieben: „Die Herren aus Schlesien und Posen, welche im Landtage ein Wort mitzusprechen haben, wundern sich oft über die zärtliche Fürsorge der königlichen Regierung für die protestantischen Schulen. Das ist bei uns am Rhein gar nichts Neues. Im Kreise Cleve hatte die Gemeinde Keeken anno 1851 mit Prediger und Küster 20 Protestanten, welche alle bis auf ein uneheliches Kind großjährig waren. Der dortige Prediger zog dann eine protestantische Tagelöhnerfamilie aus der Grafschaft Moers heran, welche sieben Kinder mitbrachte, sammelte in Holland und vielleicht auch in Preußen die nothwendigen Gelder zum Neubau einer Schule und stellte darauf bei der Regierung den Antrag auf Anstellung eines protestantischen Lehrers und Erwirkung des Normalgehaltes aus der Gemeindekasse für denselben. Die königliche Regierung wußte den fast ausschließlich katholischen Gemeinderath bereit zu machen, das Normalgehalt dafür zu bewilligen, weil es unbillig sei, daß evangelische Kinder eine katholische Schule besuchen müßten, und indem in Aussicht gegeben wurde, daß über das Normalgehalt hinaus zu dem Zweck nie ein Mehreres verlangt werden solle. Aber noch in den fünfziger Jahren wurde dem protestantischen Lehrer das Gehalt zwangsweise erhöht, so daß seine Competenzen bessere wurden, als die des katholischen Lehrers, der 160 Kinder unterrichten mußte."

Bei Berathung der „Besoldung und Zuschüsse für katholische Geistliche", am 19. März, stellten die Abgg. Frhr. v. Huene und v. Strombeck den Antrag, diejenigen katholischen Seelsorgestellen, zu deren Erhaltung der Staat rechtlich verpflichtet und deren Einkommen ungenügend ist, entsprechend aufzubessern. Herr v. Strombeck begründete den Antrag: „Es widerstrebt uns Mitgliedern des Centrums im Princip, daß wir finanzielle Anforderungen an den Staat stellen. Wenn wir das gleichwohl thun, so zwingt uns dazu die Nothlage, in welcher ein nicht geringer

Theil unseres Klerus sich befindet, und die hauptsächlich du
den Staat hervorgerufen ist. Ich habe dabei die Säkularisatio
im Auge, zunächst die Säkularisation in den siebziger Jah
des vorigen Jahrhunderts, die französische Säkularisation
Anfange dieses Jahrhunderts und den Reichsdeputatio
Hauptschluß vom 25. Februar 1803. Letztere säkularisirte
Güter der Domkapitel und ihrer Dignitarien, sowie alle Gi
der fundirten Stifte, Abteien und Klöster. Ferner kam
große preußische Säkularisation von 1810, endlich verschied
kleinere Säkularisationen in den dreißiger Jahren. Der Umf
aller dieser Säkularisationen ist so groß, daß in den fünfzi
Jahren von anderer Seite gesagt wurde, wenn etwa die Kat
liken die Rückgabe aller dieser Güter verlangten, so würde
die Fundamente des Staates erschüttern. Es sind ja a
evangelische Güter von der Säkularisation betroffen wor
aber in viel geringerem Umfange. Auch ist bei ihnen bezüg
der Verwendung niemals in der Weise disponirt, daß davon
katholisch-kirchliche Zwecke irgend etwas geleistet wäre. And
verfuhr man mit den Erträgen der katholischen Güter, von de
namhafte Antheile für evangelische Kirchen- und Schulzwecke a
geworfen wurden. Von dem Neuzeller Fonds z. B., der Anfa
der fünfziger Jahre eine Einnahme von etwa 100,000 M. ha
wurde die Hälfte für evangelische Zwecke bestimmt, eine ähnl
Vertheilung fand bei dem Erfurter Kirchen- und Schulfonds st
Was die evangelischen Dotationen betrifft, so ist von der Stac
regierung behauptet worden, aus den Säkularisationen folge
Pflicht des Staates, die evangelische Kirche zu dotiren.
Cultusminister v. Raumer hat 1852 auch eine gewisse Ber
tigung einer Dotationserhöhung der katholischen Kirche anerka
Es hat sich aber geändert durch eine Erklärung des Minist
v. Goßler, welcher 1888 behauptete, daß die Staatsregier
fest daran halte, die Dotation der katholischen Kirche als e
geschlossene zu betrachten. Während also noch heute aus
Säkularisation evangelischer Güter gefolgert wird die Pflicht
Staates, die evangelische Kirche zu dotiren, wird umgekehrt
Säkularisation katholischer Güter benutzt, um die Dotation
die katholische Kirche für geschlossen zu erklären. Man ber
sich darauf, daß bezüglich der Säkularisation durch die Bu

salute animarum eine Art Uebereinkommen zwischen der preußischen Regierung und dem hl. Stuhle stattgefunden hat. Also die Säkularisationen werden dazu benutzt, um ein Rechtsfundament zu finden, der katholischen Kirche nichts mehr zu gewähren, während man umgekehrt bei den evangelischen Kirchen gerade aus den Säkularisationen die Dotationspflicht des Staates fordert. Zur Begründung des Billigkeitsanspruchs, den wir für die katholische Kirche erheben, will ich kurz anführen, in welchem Umfang thatsächlich die wachsende Dotation der evangelischen Kirche stattgefunden hat. Die Ansätze für den Oberkirchenrath sind von 1870 bis 1890 gewachsen von 76,700 auf 145,000 M., bei den evangelischen Consistorien von 614,000 auf 1,143,000 M., die Besoldung und Zuschüsse für evangelische Geistliche und Kirchen von 1,154,000 auf 1,490,000 M. Dagegen sind bei der katholischen Kirche die Staatszuschüsse für die Bisthümer und zugehörigen Institute nur gestiegen von 1,197,000 auf 1,255,000 M., die Besoldungszuschüsse für Geistliche und Kirchen sind sogar herabgegangen von 1,325,000 auf 1,241,000 M. Vielleicht ist allerdings dieses Minus nur ein scheinbares, indem Uebertragungen aus diesem Titel auf andere Etatstitel stattgefunden haben mögen. Jedenfalls steht fest, daß von 1870 bis 1890 die Staatsleistung für die evangelische Kirche sich um 941,000 M. gesteigert, die für die katholische um 26,300 M. verringert hat. Fast in jedem Etat finden sich Zuschüsse für neue evangelische Pfarrstellen, während solche Anforderungen nur sehr selten für die katholische Kirche vorkommen. Im gegenwärtigen Etat finden sich Forderungen für 28 evangelische Stellen im Betrage von zusammen 25,000 M., dagegen wird nur für eine einzige katholische Stelle eine Mehrforderung in Höhe von 240 M. erhoben."

Dies Alles gibt jedoch nur einen sehr ungenügenden Begriff von den religiösen und auch wirthschaftlichen Nachtheilen, welche den Katholiken durch die Säkularisationen und verwandte Maßnahmen zugefügt wurden. In Frankfurt a. M. nahm die stets sehr starr protestantische und katholikenfeindliche Stadtbehörde zu Anfang dieses Jahrhunderts Stiftungen und Klöster im Werthe von fünf Millionen Mark weg, ohne jegliche Gegenleistung. Für die katholischen Volksschulen sorgt die Stadt sehr knauserig, für

die protestantischen sehr freigebig. Der Bischof von Ermeland hatte 1771 bei Uebergang seines Landes an Preußen 68,743, das Domkapitel 34,371 Thaler Einkünfte. Heute bringt deren ehemaliges Besitzthum (darunter 154,700 Morgen Forsten, 80,600 Morgen Aecker, 26,715 Morgen Wiesen) wohl das Dreifache ein. Aber Bisthum, Domkapitel, Dompfarrkirche, Seminar, Emeriten- und Demeritenanstalt erhalten zusammen 35,08(Thaler oder 105,240 M., etwa ein Drittel des damaligen und schwerlich mehr als ein Zehntel des heutigen Ertrages. Aehnlich ging es in Westpreußen, Posen, Schlesien, Westfalen, Rheinland, Hannover, Hessen, Baden, überhaupt in allen katholischen Gegenden, welche unter protestantische Herrschaft gekommen sind.

Dazu kommt noch, daß der den katholischen Anstalten weggenommene Grundbesitz fast durchweg mit protestantischen Beamten und Pächtern besetzt wurde, also dazu diente, protestantische Siedelungen in katholischen Gegenden zu gründen; die einzelnen Protestanten, und nicht nur die Regierungen, haben daher auch noch wirthschaftliche Vortheile aus dem der katholischen Kirche genommenen Besitz. Auch milde Stiftungen gingen diesen Weg. So bestand in Ermeland ein sogenannter mons pietatis von 124,000 M. unter Verwaltung des Bischofs und Domkapitels, um nothleidenden Bürgern und Bauern Darleihen zu gewähren. Trotzdem diese Stiftung durch den Friedensvertrag verbürgt war, nahm die preußische Regierung dieselbe in Verwaltung. Wie dies geschieht, ist wenig bekannt; man erfährt überhaupt kaum etwas von der Stiftung. Doch wurde vor mehreren Jahren herausgebracht, daß die meist aus Beamten und Auswärtigen bestehenden protestantischen Kirchengemeinden in Mehlsack und Wormditt Darlehen aus derselben erhalten haben.

Der „Kuryer Poznanski" brachte (Januar 1889) eine Reihe von Artikeln unter dem Titel: „Wo sind unsere Stiftungen geblieben?" Dieselben beweisen eingehend Folgendes: Das Gymnasium Bromberg wurde von den Jesuiten gegründet und nach deren Aufhebung von der polnischen Unterrichtskommission unter König Stanislaus August übernommen; es war bis 1851 eine katholische Anstalt. Auch die Stipendien und Legate dieses Gymnasiums sind katholischen Ursprungs. Heute ist kein einziger

katholischer Lehrer an dem Bromberger Gymnasium angestellt. Auch das Realgymnasium zu Fraustadt ist aus rein katholischen Mitteln gegründet. Dasselbe wird als simultan bezeichnet, war aber bereits 1861 derart protestantisirt, daß den katholischen Schülern das Ansinnen gestellt wurde, den von ihnen verlangten katholischen Religionsunterricht selbst zu bezahlen. Das protestantische Gymnasium zu Lissa verdankt seine Entstehung der Ueberweisung des Vermögens des katholischen Gymnasiums zu Reisen an die Schule der Böhmischen Brüder, aus der das jetzige Gymnasium entstanden ist. Auch das Vermögen der höheren katholischen Schule in Pakosch wurde nach Lissa überwiesen. Das Gesuch der Stadt und der Stände des Kreises Inowraslow, an Stelle jener aufgehobenen Schule ein katholisches Gymnasium dort zu gründen, wurde abgeschlagen. Stadt und Kreis hatten sich zur Beihilfe erboten. Das protestantische Gymnasium zu Krotoschin und das protestantische Friedrich Wilhelm-Gymnasium zu Posen sind zum großen Theile aus katholischen Stiftungen gegründet.

Dergleichen Protestantisirungen sind in allen Provinzen vorgekommen. In Erfurt wurde das katholische Progymnasium aufgehoben, und mit Stiftungen der ehemaligen Universität dem protestantischen Gymnasium zugewandt. Dieses wurde als simultan erklärt, hat aber kaum je einige katholische Lehrer gehabt und ist längst wieder ganz protestantisch, hat eigentlich nie aufgehört es zu sein. In Höxter wurde in den sechsziger Jahren ein ohne Hilfe des Staates und der Stadt unterhaltenes katholisches Progymnasium aufgehoben und ein protestantisches Gymnasium auf Staats- und städtische Kosten an seine Stelle gesetzt, obwohl die Stadt zur Hälfte, die Umgegend ganz katholisch ist.

Diese Protestantisirung dauert unentwegt fort. In der Kammer (am 21. März) beschwerte sich Dr. Mosler, daß an dem Gymnasium zu Coblenz, welches stiftungsgemäß unzweifelhaft katholisch sei, nach der Anstellung mehrerer protestantischer Hülfslehrer, dem protestantischen Religionslehrer ein Ordinariat übertragen und jetzt auch noch ein protestantischer Oberlehrer angestellt worden sei. Dies habe große Mißstimmung hervorgerufen, zumal da in den Regierungsbezirken Coblenz und Trier nur zwei katholische Gymnasien für 930,000 Seelen, aber drei

für 300,000 Protestanten vorhanden seien. Der Cultusminister versicherte, daß er — der doch die Ernennungen vollzieht — den Fall nicht näher kenne. Ihm sei soeben nur mitgetheilt worden, daß in Coblenz unter 467 Schülern 300 Katholiken, 147 Evangelische und 20 Juden seien. Jetzt sei der zweite evangelische Lehrer an die Anstalt berufen, der jedoch Geschichte nicht lehren solle. Man sei bisher von dem Grundsatz ausgegangen, im Interesse der Minderheiten auch bei stiftungsgemäß confessionellen Anstalten einzelne Lehrer anderer Confession anzustellen, ohne daß damit der eigentliche Charakter der Anstalt geändert werde. Indeß werde er den Fall nochmal prüfen. Der sonst so schlagfertige Cultusminister wußte aber keinen Fall anzuführen, daß, seinem Grundsatze entsprechend, ein katholischer Lehrer an einer protestantischen Anstalt angestellt wurde, weil eben solches nie vorkommt.

Die Thatsache zeigt aber, wie unsere katholischen Städte protestantisirt werden. Coblenz war ausschließlich katholisch, als es unter preußische Herrschaft kam, sein Gymnasium wird noch heute vollständig aus katholischen Stiftungen erhalten. Der Protestantismus ist hauptsächlich durch die zahlreichen Beamten und Offiziere eingeführt worden, durch deren Mischehen nicht nur der Protestantismus auf Kosten des Katholicismus wächst, sondern auch vielfach das Vermögen katholischer Familien in protestantische Hände kommt. Die protestantischen Beamten und Offiziere schicken ihre Söhne in das katholische Gymnasium, wo sie bald ein Drittel der Schüler bilden. Ihnen zu Liebe wird erst ein protestantischer Hilfslehrer probeweise beschäftigt, dann fest angestellt und schließlich, da ihm andere nachgerückt, als ordentlicher und als Oberlehrer angestellt. So geht es ungestört weiter. Durch solche Lehrer werden immer mehr protestantische Schüler angezogen, die katholischen aber abgeschreckt und vermindert. Denn gar viele Eltern lassen ihre Söhne nur studiren in der Hoffnung auf deren geistlichen Beruf. Dieser aber wird durch protestantische Lehrer gewiß nicht gefördert. Je mehr protestantische Schüler, desto mehr protestantische Lehrer; das Gymnasium wird dann als simultan erklärt und erhält schließlich einen protestantischen Direktor. In derselben Sitzung rügte der Abg. Brandenburg, daß das Collegium Georgicum

in Lingen, obwohl es ſtiftungsgemäß für beide Confeſſionen beſtimmt ſei, nur Einen Katholiken unter elf Lehrern zähle, während 51 katholiſche und 59 proteſtantiſche Schüler vorhanden ſeien. Der Cultusminiſter antwortete nichts. Die Stadt Lingen iſt theilweiſe, die Umgegend faſt ganz katholiſch.

Wieder in derſelben Sitzung führte der Abg. Bachem aus: „Nach den vom Miniſter mitgetheilten Zahlen ſind an den höheren Lehranſtalten die evangeliſchen Schüler betheiligt mit 72, die Katholiken mit 17, die Israeliten mit mehr als 9 Procent Bezüglich der Univerſitäten ſind die Zahlen 70, 20 und 10 Procent. Die Katholiken machen dagegen 34 Procent der Bevölkerung aus, kommen alſo um die Hälfte zu kurz. Einer der Gründe dieſer geringen Betheiligung an den höheren Lehranſtalten iſt unzweifelhaft der, daß die Katholiken in unſeren höheren Staatsämtern verhältnißmäßig ſehr wenig vertreten ſind und zwar ſeit Generationen (Widerſpruch rechts). Ich könnte Ihnen reichlich mit Ziffern dienen, aber die Thatſache iſt ſo auffallend, daß es einzelner Ausführungen nicht bedarf. Das Beamtenthum ſtellt einen hohen Procentſatz für die höheren Schulen, da ſeine Söhne wiederum die Beamtenlaufbahn einſchlagen.“ Daß mit den Offizier- und Beamtenſtellen den Proteſtanten noch andere wirthſchaftliche Vortheile zufallen, bedarf keines Beweiſes. Aber das Fortkommen der Katholiken iſt dadurch ſelbſt in katholiſchen Gegenden erſchwert. Bei Vergebung öffentlicher Arbeiten, Lieferungen, Apotheken u. ſ. w. ziehen die proteſtantiſchen Behörden gar gerne ihre Glaubensgenoſſen vor.

Ueberhaupt ſind in Preußen faſt nur ſolche Gymnaſien katholiſch, welche, wie das Coblenzer, auf katholiſchen Stiftungen beruhen. Vor 1866 erhielten die proteſtantiſchen Gymnaſien über 300,000, die katholiſchen nur etliche 20,000 Thaler aus Staatsmitteln. Seither ſind, wie in Coblenz, auch in anderen urkatholiſchen Gymnaſien, z. B. in Münſter, proteſtantiſche Lehrer eingeſchoben wurden. Der Staat hat ſeither einige ſtädtiſche katholiſche Gymnaſien unter der Bedingung übernommen, daß die Städte einen feſten Beitrag leiſten, während er ſich alle Rechte vorbehält und keinerlei Bürgſchaft für die Erhaltung des katholiſchen Charakters (z. B. in Kempen) übernimmt. Wo katholiſche Städte Gymnaſien gründen, macht der Staat die Beſetzung

einiger Oberlehrerstellen mit Protestanten zur Bedingung, wenn er nicht den simultanen Charakter der Anstalt durchsetzt. Diese neueren simultanen Anstalten sind natürlich kaum von den protestantischen zu unterscheiden. Zum Beispiel: am Gymnasium in Kattowitz, welches 1888 114 katholische und 77 protestantische Schüler, 1889 sogar 122 katholische und 90 protestantische zählte, fiel 1890 die Zahl der katholischen Schüler wieder auf 114. Wundern darf dies nicht, da die Stelle eines katholischen Religionslehrers Jahr und Tag unbesetzt geblieben war, weil man den Bewerbern einen Abzug von 600 M. am Gehalte auferlegen wollte. Der Direktor aber, welcher über die Aufnahme der Schüler entscheidet, ist Protestant, ebenso alle Lehrer bis auf zwei. Also, trotz katholischer Schülermehrheit und simultanem Charakter thatsächlich für die Katholiken ein ungünstigeres Verhältniß, als für die Protestanten bei dem katholischen Gymnasium zu Coblenz. Was Wunder, wenn es da in Preußen 3 bis 400 katholische Philologen gibt, welche vergebens auf Lehrstellen warten, während die katholischen Stellen mit Protestanten besetzt werden? Was Wunder, wenn die Zahl der studirenden Katholiken abnimmt? Im Jahre 1859 zählten die Gymnasien 27,737 protestantische Schüler (65,5 Procent) und 12,814 katholische (28,6 Procent); 1881 dagegen 63,536 (74,1 Procent) Protestanten und 16,763 (17,9 Procent) Katholiken. Seitdem ist das Verhältniß nicht besser geworden, wie die vorhin gegebenen Ziffern beweisen. Die protestantischen Direktoren und Lehrer verscheuchen vorweg alle Schüler, welche auf den geistlichen Beruf hinzielen.

In den übrigen deutschen Staaten ist es nicht besser. Die Ursachen der Minderung der Katholiken sind überall dieselben. Wenn in Preußen, trotz der starken Bevorzugung der Protestanten, die Katholiken sich seit 1871 etwas mehren, so ist es, weil, wie oben nachgewiesen, ihre natürliche Mehrung größer ist. Außerdem stellen seit Jahren die protestantischen Provinzen (Pommern, Schleswig-Holstein u. s. w.) die meisten Auswanderer. Die Einwanderung dagegen ist in ganz Deutschland überwiegend katholisch. Oesterreich stellt allein über 100,000 der im deutschen Reich lebenden Ausländer. Polen ist von jeher stark vertreten gewesen, Frankreich zählt 18,000 Angehörige bei uns; in neuerer

Zeit mehren sich auch die Italiener in Deutschland. Luxemburg und Belgien stellen ebenfalls je einige Tausend katholische Einwanderer und sogar unter den in Deutschland lebenden Holländern bilden die Katholiken die größere Hälfte. Weit über die Hälfte aller Einwanderer ist also katholisch.

Die Minderung der Katholiken im Reichsland ist ausschließlich der Auswanderung nach Frankreich zuzuschreiben, welche hoffentlich einmal aufhören wird, obwohl die Regierung bis jetzt die rechten Mittel dazu nicht zu kennen scheint. Die ungemeine Mehrung der Protestanten ist durch den Nachschub aus Deutschland verursacht. Fast alle Beamten sind Protestanten, ebenso die Lehrer der als confessionslos bezeichneten höheren Schulen. Unter den 102 Professoren, mit denen die Straßburger Hochschule nach der Besitzergreifung besetzt wurde, befand sich ein einziger Katholik. Außerdem stehen in Elsaß-Lothringen zwei volle Armee-Corps, wodurch wiederum für die Protestanten ein Vorsprung von 15 bis 20,000 Köpfen entsteht.

In Baden ist die Minderung der Katholiken hauptsächlich den Anstrengungen der Regierung zuzuschreiben. Die Minister und Beamten sind fast ausschließlich Protestanten oder Namenskatholiken; die beiden Hochschulen sind protestantisirt, die höheren und niederen Schulen arbeiten vorwiegend zu Gunsten des Protestantismus. Durch Todttheilung der katholischen Bezirke ist es schon längst der katholischen Mehrheit des Landes unmöglich gemacht, sich auf gewöhnlichem Wege Recht zu verschaffen, indem sie eine katholische Mehrheit in die Kammer wählt.

Die Katholiken sind in allen deutschen Staaten mehr oder minder benachtheiligt, zurückgesetzt, in ihrer Freiheit und ihren angeborenen, durch alle Verträge verbürgten Rechten, wie in ihrem Besitz gekränkt und beschränkt. Die Lage ist überall dieselbe, nur in Einzelheiten und Nebendingen da und dort verschieden, weil bisher jeder Staat seine eigenen Wege ging. Durch das neue Reich ist eine größere Gemeinsamkeit hergestellt, und deshalb kann jetzt der Kampf eher gemeinsam, mit gegenseitiger Unterstützung geführt werden. Der gemeinsame Kampf wird uns noch in besonderer Weise aufgedrängt, da nicht bloß alle Regierungen, die herrschenden politischen Parteien und pro-

testantischen Landeskirchen einig sind gegen die Katholiken, sondern auch zahlreiche protestantische Vereine, welche sich über ganz Deutschland erstrecken, sich ausdrücklich die Niederkämpfung, die Vernichtung der katholischen Kirche als Ziel gesetzt haben. Denn etwas anderes bedeutet es doch nicht, wenn der „Evangelische Bund", der „Gustav-Adolf-Verein", der „Protestantenverein" auffordern, den „Romanismus" auszurotten, der Herrschaft Roms auf deutschem Boden ein Ende zu machen. In Reichs- und Landtagen, in städtischen und Gemeindevertretungen, in Vereinen nnd Versammlungen, in der Presse müssen sich die Katholiken gegenseitig stützen und gemeinsam kämpfen. Es ist für sie heiligste Gewissens- und höchste Ehrenpflicht, ganz und voll für Erhaltung ihres Besitzstandes in Deutschland einzutreten, der Minderung des katholischen Theiles der Bevölkerung ein Ziel zu setzen. Es nicht thun, heißt sich selbst aufgeben, den eigenen Boden, das Heiligthum ausliefern. Jeder deutsche Katholik trägt mit an der Verantwortung dafür, daß jährlich Tausende und Abertausende von Glaubensgenossen, oder deren Nachkommenschaft der Kirche verloren gehen, ja oft zu deren schlimmsten Feinden werden.

Der in seinem Glauben gefestigte Katholik, selbst wenn er höhere Bildung besitzt, übersieht gar zu leicht die Gefahren, von denen wir umgeben sind, verkennt ganz besonders die Macht und den Charakter des Protestantismus. Als Lehre ist derselbe nie etwas anderes gewesen, als eine Sammlung von Widersprüchen. Aber darin liegt gerade seine Stärke. Der Protestantismus legt ja so gut wie gar keine kirchlichen Pflichten auf; jeder kann thun und lassen, glauben und verwerfen, was er will, er bleibt doch ein guter Protestant und besonders auch ein mit Vorurtheilen und selbst mit Haß gepanzerter Kämpe gegen den Katholicismus. Unglauben und Lauheit, jegliche Irrlehre und Spaltung, Alles kommt in Deutschland dem protestantischen Geist zu Gute, stärkt ihn und hilft ihm wenigstens gegen die Kirche. Selbst der Socialismus gereicht dem Protestantismus zum Vortheile, da er sich mit demselben verträgt und verbündet, um den Katholicismus bekämpfen zu können, den er als seinen stärksten Gegner anerkennt. Wir Katholiken können in Wahrheit sagen: „Feinde ringsum", aber wir müssen auch sagen, „viel Feind', viel Ehr' und — Wehr."

Vergessen wir vor Allem auch die thatsächliche Hilfe, das Liebeswerk an unsern zerstreuten Brüdern nicht. Da die Katholiken bei den öffentlichen Aemtern und ähnlichen Stellungen meist zurückgesetzt werden, ist für sie der Kampf um's Dasein um so schwieriger. Sie können nicht wählerisch sein, müssen sich hinwenden, wo sich ihnen Arbeit und Unterkommen bietet, wo sie ihre Fähigkeiten verwerthen können. Daher wandern jedes Jahr mehr Katholiken nach protestantischen Gegenden, als umgekehrt. Für die Protestanten sorgen alle Regierungen viel eifriger, weshalb auch der unter dem Schutze protestantischer Fürsten und auch der bayerischen Regierung stehende Gustav-Adolfverein gar weit seine Wirkung erstrecken kann. Nach den „Deutsch-evangelischen Blättern" gibt es in den preußischen Rheinlanden 5 protestantische Gemeinden unter 100 Seelen; 15 von 101 bis 150; 16 von 151 bis 200; 14 von 201 bis 250; 18 von 251 bis 300 Seelen. In Westfalen gibt es 6 Gemeinden unter 150; 13 von 151 bis 200; 25 von 201 bis 300; 42 von 301 bis 450; 51 von 451 bis 600 Seelen. In solchen Gemeinden bleibt dem Prediger gewiß viel Zeit, um seinen Eifer zur Niederkämpfung oder Bekehrung der Katholiken zu bethätigen. Und dabei tritt er als Staatsbeamter, als Vertreter des Landesfürsten auf.

Die katholischen Städte und Gemeinden sind voller Rücksichten gegen protestantische Minderheiten; sie gewähren ihnen Schulen, sorgen oft besser für sie als für die katholische Mehrheit. In München getraute sich die „ultramontane" Gemeindevertretung für die höchst nothwendigen neuen katholischen Kirchen nicht anders einige Zuschüsse zu bewilligen, als indem sie zugleich auch den Protestanten eine entsprechende Summe gewährte. In protestantischen Städten wie Hamburg, Lübeck, Bremen wird nicht einmal etwas für katholische Volksschulen und Waisen gewährt, oder es werden letztere einfach protestantisch erzogen. In Bremen hob die Regierung sogar die blühende höhere katholische Schule auf, weil dieselbe einen Ueberschuß lieferte, welcher der katholischen Pfarrschule zu Gute kam.

Der St. Bonifaciusverein hat schon viel, sehr viel gewirkt, Tausenden die Erfüllung ihrer religiösen Pflichten ermöglicht. Aber es bleibt noch mehr zu thun übrig, sein Arbeitsfeld wird

and Lucius Aemilius Paullus, who had been consuls in the year 219 B.C. Paullus was the first to be impeached, and was fined a large sum of money. Varro, who was not present, was also fined, but the amount is not recorded. Livy says that Paullus was accused by Gaius Flaminius, tribune of the plebs, and that the charge was that he had not distributed the booty from the Illyrian campaign fairly among the soldiers. Varro was accused by Lucius Scribonius, tribune of the plebs, and the charge was that he had not properly supplied the army with provisions. Both men were condemned by the tribal assembly, which was convened by the tribunes. Paullus paid his fine and withdrew from public life. Varro, however, remained in Rome and continued to serve as a senator. He was later elected consul for the year 216 B.C., and was defeated by Hannibal at the battle of Cannae.

The trial of Paullus and Varro is significant because it was the first time that a consul had been impeached. It also shows that the tribunes of the plebs had the power to bring charges against the highest magistrates of the state. The fines imposed on Paullus and Varro were large, but they were not ruinous. Paullus was able to pay his fine and withdraw from public life, while Varro remained in Rome and continued to serve as a senator. The trial of Paullus and Varro is also significant because it shows that the Roman people were willing to hold their leaders accountable for their actions.

Vorstädten und anstoßenden, bis 70,000 Seelen zählenden Gemeinden zehn Kirchen und zusammen etliche vierzig Priester nothwendig, dann erst könnte von einer wirklichen Seelsorge die Rede sein. Die geistlichen Mitglieder des Reichs- und Landtages sind daher in Berlin stets willkommene Gäste, da sie öfters etwas aushelfen. Vermöchte der Bonifaciusverein einige Zeit hindurch jährlich 100 bis 150,000 M. für Berlin herzugeben, so wäre jedes Jahr der Grund zu einer neuen Stätte des Heils gesichert. Neben den Mitteln, welche in Berlin selbst aufgebracht werden, würde jedesmal ein Grundstück angekauft, eine Kapelle darin eingerichtet und ein Priester angestellt. Sobald ein Priester da ist, sammeln sich auch die Katholiken und steuern bei, sogar verhältnißmäßig viel; denn die meisten sind selbst arm, leben in bescheidenen Verhältnissen. In dieser Weise sind mehrere der jetzigen Pfarreien und Kapellen gegründet worden. Für die St. Sebastianskirche hat die Stadt den Bauplatz geschenkt, aber zu der auf 500,000 M. veranschlagten Bausumme sind trotz aller Anstrengungen und Sammlungen noch keine 200,000 zusammen.

Bis jetzt hat der St. Bonifaciusverein in ganz Deutschland 530 Stationen gegründet, von denen indeß ein großer Theil nur eine Schule und zeitweiligen Gottesdienst durch einen auswärtigen, meist nicht sehr nahe wohnenden Geistlichen hat. Nach dem letzten Rechenschaftsbericht hatte der Verein 1888 die vorher nie erreichte Einnahme von 1,232,884 Mark.

Aber es gibt in Deutschland mindestens noch 300 Orte, in denen die Gründung von Seelsorgestellen und Schulen für die zerstreuten Katholiken geboten, in vielen sogar äußerst dringlich ist. Bei der fortdauernden Verschiebung und Mischung der Bevölkerung werden in 15 bis 20 Jahren weitere 200 bis 300 solcher Stellen nothwendig werden. Deshalb wäre es unbedingt erforderlich, daß die Einnahmen des Bonifaciusvereins baldigst verdoppelt würden, was gar nicht so schwer wäre. Es müßte nur in allen Diöcesen Deutschlands ebenso eifrig für denselben gewirkt werden, wie in einigen derselben, z. B. in der Erzdiöcese Köln, welche 1889 allein 212,550 (oder 65,459 mehr gegen 1888 mit 142,101) M. aufgebracht hat. Wir dürfen nicht ruhen, bis der Bonifaciusverein in jeder

Diöceſe eingeführt, in jeder Kirche ein Opferſtock für denſelben aufgeſtellt iſt, in jeder Kirche wenigſtens einmal im Jahr für denſelben geſammelt und den Gläubigen die Noth der zerſtreuten Brüder an's Herz gelegt wird. Würde in jeder Pfarrei das St. Bonifaciusblatt (75 Pf.) verbreitet, dann wäre ſchnell Theilnahme erweckt. Der Pfarrer fände Helfer und Eiferer, um das Werk zu fördern, die Gaben einzuſammeln. Das Herz thut einem weh beim Leſen der vielen Bitten und Aufrufe in den katholiſchen Blättern, der kläglichen Schilderungen ſo vieler Miſſionspfarrer, welche Kirchen zu bauen, Schulen zu unterhalten, Waiſenkinder zu ernähren haben, und für jegliche, auch die kleinſte Gabe dankbar ſind. Aber die meiſten Leſer ſind ja nicht reich, können nur ein Geringes ſpenden; das Schicken iſt umſtändlich, verurſacht Koſten, ſo bequem und billig es auch die Poſtverwaltung beſorgt. Aber der Opferſtock in der Kirche iſt immer zur Hand, mahnt täglich, und der Einſammler, natürlich ſofern der Verein eingerichtet iſt, kommt von ſelbſt, um die Beiträge abzuholen. Oefters im Jahre kleine Gaben von Vielen, von allen Pfarreingeſeſſenen, machen ſchließlich eine hübſche Summe aus, ohne daß Jemand beſonders in Anſpruch genommen wird. Beſonders müſſen auch die Wallfahrtsorte für den Bonifaciusverein benutzt werden. In Frankreich ſammelt der Verein für Glaubensverbreitung jährlich 6 bis 7 Millionen durch Wochenbeiträge von 5 Pfennigen und hat dadurch auch mächtig zur Erhaltung und Hebung des religiöſen Lebens in eigenen Lande, zur Weckung des geiſtlichen und Ordens-Berufes beigetragen. Freilich, unſere franzöſiſchen Brüder gewöhnen ſchon die Schulkinder zur Theilnahme an dieſem Verein, ſowie an allen Werken der Nächſtenliebe. In allen Vereinen und Bruderſchaften wird für die Glaubensverbreitung gewirkt und geworben. An kirchlichen und gutgeſinnten Vereinen ſind wir aber in Deutſchland ſogar reicher, und die Entkirchlichung der Maſſen iſt bei uns nicht ſoweit eingeriſſen wie in Frankreich.

Der Rechenſchaftsbericht klagt über den Mangel an Prieſtern, weßwegen viele Stellen nicht beſetzt werden konnten. Aber der Culturkampf iſt nicht allein Schuld daran, ſondern auch die überwiegend in kirchenfeindlichem, unchriſtlichem Geiſte geleiteten höheren Schulen, die fortſchreitende Proteſtantiſirung des ge-

sammten öffentlichen Unterrichtes, Dank dem herrschenden Schulmonopol. Deshalb wird die Minderung der Katholiken in Deutschland aufhören, wenn in allen Staaten ihr gutes Recht wieder erkämpft, wenn die volle Freiheit für alle Lebensäußerungen von der Kirche wieder hergestellt, die Benachtheiligung der Katholiken von oben herab beseitigt sein wird.

XI.

Zeitläufe.

Die Tragweite des deutsch-englischen Abkommens und die Militärvorlage in Berlin und Pesth.

Den 12. Juli 1890

Es dürfte augenblicklich gerathen seyn, den Blick auf etwa fünf bis sechs Jahre zurückzuwerfen. Die Tage von Skiernewice hatten damals die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen. Der deutsche Kanzler hatte den letzten Versuch gemacht, den bekannten „Friedensbund" durch Herbeiziehung Rußlands auszubauen, und dem greisen Kaiser Wilhelm, der sich in einem Mächtebund ohne Rußland nie recht behaglich fühlte, den Vorsitz in einem Bunde der drei Kaiser zu verschaffen. Es waren zugleich die unfreundlichsten Tage für England. Fürst Bismarck hatte ein doppeltes Vergnügen daran, im herzlichsten Einvernehmen mit Frankreich das englische Kabinet Aegyptens wegen zu quälen; denn erstens stand ein eifersüchtiger Liebhaber Rußlands an der Spitze dieses Kabinets, und zweitens war dennoch keine Aussicht, daß England zur Besiegelung der neuen deutsch-russischen Freundschaft Constantinopel anbieten würde. Jetzt hat sich die Lage vollständig umgekehrt. Nur Eines ist, genau so wie damals, wiedergekehrt: das Wort und der Ge-

danke der Compensation. Merkwürdig ist das immerhin, wenn es sich auch zunächst nur um Afrika handelt.

„Die (neue) Constellation ist es auch zugleich, die selbst für den Fall, daß inner- oder außerhalb Europa's durch die Entwicklung der Verhältnisse die Nothwendigkeit irgendwelcher Veränderungen eintreten und aus dieser sich das Auftauchen von Compensations-Fragen ergeben sollte, dieß nicht nur Niemanden mehr beunruhigen wird, sondern friedliche Lösungen mit Sicherheit erwartet werden können. Eventualitäten, die man sich bis vor nicht langer Zeit nicht anders als von Conflagrationen begleitet denken konnte, verlieren unter den sich vor uns vollziehenden Gestaltungen den Charakter von Schreckbildern": so ließ sich das große Münchener Blatt vom 18. September 1884 von seinem Wiener Officiösen schreiben; und Skierniewice sollte das zuwege gebracht haben.

Die Frage von möglichen Compensationen wurde damals in der That vielfach, und insbesondere in dem ministeriellen Londoner Blatt, erörtert und zwar nicht von Compensationen in Afrika, sondern in dem seit den Ereignissen von 1866 und 1870 in zwei todtfeindliche Hälften zerfallenen alten Europa. Die Engländer erinnerten sich an die bekannten „dilatorischen" Verhandlungen Bismarck's, bei welchen es sich darum handelte, Holland und Belgien in die „großen Conglomerationen" einzubeziehen, welche der Minister Napoleons in Aussicht gestellt hatte. „Zu einer Zeit", sagte das Londoner Blatt, „wurde von Fürst Bismarck die Annektirung Hollands als deutsche Compensation für gewisse Acquisitionen, die er Frankreich empfahl, thatsächlich vorgeschlagen; sollte der Stand der Dinge sich wiederum einem solchen Punkte nähern, dann wird wahrscheinlich Holland dem Reiche einverleibt werden, wie es Bayern und Sachsen sind." [1]) Son-

1) S. „Histor.-polit. Blätter". 1885. Band 95. S. 238 ff.: „Die Colonialpolitik im Reichstage vom 10. Jan.; die Spannung mit England."

derbarer Weise könnte man meinen, dem neuen Kanzler sei Aehnliches in den Sinn gekommen, als er jüngst in der Colonialdebatte äußerte: „Das Phäaken-Daseyn eines kleinen europäischen Staates, der sich um die Nachbarn nicht kümmern zu dürfen glaube, habe ein Ende".

Es war gleichfalls eine Colonialdebatte in der Sitzung des Reichstags vom 10. Januar 1885, wo der vorige Kanzler das räthselhafte Wort fallen ließ: „das Reich könnte in die Lage kommen, die Gegner Englands unterstützen zu müssen, um irgendein do ut des herzustellen". Was war damit gemeint? Gewiß nicht Ostafrika, wo damals eben noch Dr. Peters die „Negerkreuze" afrikanischer Könige auf dem Papier einsammelte, wie der Kanzler selber gespottet hat. Nein, es war die Hoffnung auf eine Einigung mit Rußland, die aber nicht zu haben war, wenn Oesterreich nicht sein Lebensinteresse in den Balkanländern opfern wollte. Diese Hoffnung hat der alte Kanzler wie ein Verzweifelter festgehalten, und darum sein gegen alle Zumuthungen des Bundesgenossen an der Donau stets vorgehaltener Schild: „wir haben kein Interesse im Orient". Hat man aber auch jetzt noch, nachdem, allen Angaben zufolge, eine durchgehende Einigung mit England hergestellt ist, in Berlin kein Interesse im Orient? Das ist die große und entscheidende Frage!

Wenn es sich wirklich um eine Verständigung über die schwebenden europäischen Zerwürfnisse zwischen den beiden Mächten handelte, dann ist sicherlich die Abtretung der Insel Helgoland für die deutsche Nachgiebigkeit im Innern Afrika's, in Witu, den Somali-Ländern und in Sansibar nur das äußere Zeichen für die neuen Stellungen, und wäre andererseits die Achselträgerei gegenüber Rußland in Sachen des Orients damit nicht verträglich. Die Wuthausbrüche der russischen Presse über den deutsch-englischen Vertrag sind sicher nur der Widerhall der wohlverstandenen Stimmung in den officiellen Kreisen. Das Gewicht Oesterreichs, als des Wächters in Osteuropa, verstärkt sich ganz von selbst

im Schooße des Dreibunds, wenn die Bismarck'sche Schau zwischen England und Rußland zusammenbricht, und we auch in Berlin endlich die Einsicht durchbricht, daß die Ha barbarei an der Schwelle des Abendlandes nicht weni zum Himmel schreit, als die Vollbarbarei im schwarz Erdtheil.

Nach den bekannten Erklärungen des vorigen Kanzle besaß die orientalische Frage für Deutschland nicht den Wer eines einzigen deutschen Soldaten. Erst vor Kurzem ne hat er einem russischen Gaste gegenüber seiner Zuvorkomm heiten gegen Rußland in einer Weise sich gerühmt, die d Beweis liefert, daß es mit dem „Wettkriechen vor Rußlan seine volle Richtigkeit hatte. Das conservative Hauptorg in Berlin bemerkte zu jenen Aeußerungen: „Hienach mü der Dreibund bis zum Hinscheiden Kaiser Wilhelms I. (ein Pakt erscheinen, der nicht auf bleibenden Interessen drei Staaten aufgebaut, noch als eine politische Nothwend keit auf Generationen hinaus angesehen werden kon sondern von Deutschland zu dessen äußerer Sicherstellu nur so lange gewünscht wurde, als Rußland in Verkennu der ehrlichen Absichten der deutschen Politik seine feindsel Haltung Deutschland gegenüber bewahren würde."[1]) Neben hat der Fürst jetzt auch selbst gesagt, daß er sogar a die Besuchsreise des jungen Kaisers nach Constantinopel n gebilligt habe, da von vornherein feststand, daß dieselbe Petersburg sehr ungern gesehen werde. Sie wäre w auch unterblieben, wenn der Kaiser freundlichere Eindr von seinem eigenen russischen Besuche mitgenommen hätte. A allem Dem ist es sehr erklärlich, daß der Rücktritt des Kanzl nirgends so aufrichtig bedauert wurde, als an der Ne Erst jetzt fühlte man, was sein Verlust für Rußland bede

Ein bedeutsames Zeichen der allmähligen Wendung Berlin war schon die, allem Anschein nach von gewichti

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 24. Mai 1890.

Seite ausgegangene, Schrift „Videant consules“. Ihre scharfe Kritik der Bismarck'schen Politik trifft bis auf die Ausdrücke mit dem überein, was in diesen „Blättern“ seit Jahren ausgeführt worden ist: bequemes Nichtsthun, „politische Equilibristik“, das sei der Kern dieser „Friedenserhaltung“. Schärfer könnte sie ihrem inneren Charakter nach nicht bezeichnet werden, als durch folgende Sätze: ‚Wir haben keine mit denen Rußlands widerstreitende Interessen‘: ist ein immer und immer wieder gehörter Ausspruch. Aber dieser Ausspruch ist falsch; der Gegensatz ist nur noch nicht voll zur Geltung gekommen. Nein! Kampf des Germanenthums gegen den Panslavismus, das wird das Wahrzeichen der nächsten Geschichtsepoche seyn. Der Russe, das ist unser wahrer Nationalfeind, und er fühlt und bethätigt sich als solcher in seiner rohen Unterdrückung alles Deutschen. Wenn aber so, wie zweifelsohne der Fall, die Dinge liegen, dann müßte unsere ganze Politik von dem Einen Grundgedanken getragen seyn: mit Frankreich abrechnen und sich vergleichen, um alle lebendigen Kräfte des Volkes für die großen germanischen Culturaufgaben gegen Rußland in die Wagschale werfen zu können.“ [1])

Wer wäre damit nicht einverstanden? Da aber, wie der Verfasser selber gründlich nachweist, der rechte Zeitpunkt zur Abrechnung und Vergleichung versäumt ist, so bliebe nur die Wahl zwischen dem großen Krieg im Osten und Westen zugleich oder der — Compensation. Die Friedensmächte müßten zusammenstehen, um es zu machen, wie es in Afrika jetzt gemacht wurde. Man nimmt, was einem nicht gehört, und befriedigt damit einen Anderen. Dort sind es freilich blos Negerkönige und kleinere Sultane, die man hin und her verschenkt; aber an sich haben sie nicht weniger Existenzrecht als die schwächeren Potentaten in Europa. Da aber

1) Das conservative Hauptorgan in Berlin vom 26. April d. Js. erklärte seine vollständige Uebereinstimmung mit dem Verfasser.

wenigstens ein paar Schlachten vorausgehen müßten, um einer solchen Compensation Bahn zu brechen, so wuchs die Rathlosigkeit immer höher, und nöthigte endlich zu dem entscheidenden Schritt, der in dem deutsch-englischen Abkommen vorliegt. Mit Einem Wort: es will den Frieden und sorgt für den Krieg.

„So begreiflich der Wunsch auf Seiten des Dreibundes und besonders des deutschen Reiches war, gegenwärtig nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck durch ein möglichst weitgehendes Entgegenkommen den gänzlichen Bruch (mit Rußland) noch hinauszuschieben, so läßt sich doch verstehen, daß man endlich dahin kommen will, jeder Eventualität ohne Rücksichtnahme entgegensehen zu können. Aus diesem Grunde war die Nothwendigkeit gegeben, die Streitfragen mit England so schnell wie möglich zu erledigen. Auf deutscher Seite mag hiebei die Berechnung überwogen haben, daß ein Opfer für einen natürlichen Bundesgenossen Deutschlands, der England nach Lage der Verhältnisse nun einmal ist, für das nationale Empfinden und die Stellung unseres Volkes weit leichter zu tragen ist, als eine noch weitere Rücksichtnahme auf Rußland, welches glaubte, alle bisherigen Opfer seitens Deutschlands als einen fälligen Tribut hinnehmen zu können." [1])

Aus Allem zu schließen, hat das Abkommen weitaus größere Bedeutung für die europäischen Verhältnisse, als für den afrikanischen Colonialwirrwarr. Noch dazu kann man von einem eigentlichen „Opfer" auf deutscher Seite nicht reden; denn opfern kann man nur, was man besitzt und gebrauchen kann. Trotzdem nun einige kaiserlichen Schutzbriefe und Flaggenhissereien zurückgezogen sind, bleibt den Deutschen immer noch fast eine Million Quadratkilometer ostafrikanisches Gebiet, zweimal so groß als das ganze deutsche Reich, gewiß auf Generationen hinein genug zum Cultiviren und Ausbeuten, wenn überhaupt etwas daraus werden soll. Unsere Colonialfexen freilich sind außer sich vor Wuth; sie schreien

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 20. Juni d. Js.

über Verrath am Reich und an deſſen kommenden Geſchlechtern; ſie fordern Zerreißen des Vertrags mit England; ſie fordern Zuſammengehen gegen England mit dem Nationalfeind und dem „Erbfeind", damit ſo das Reich „die beſtimmende Macht in Afrika" werde. Es iſt doch zu bezweifeln, ob ſelbſt der alte Kanzler ſo weit gegangen wäre; aber ein hervorragender Abgeordneter unter den Nationalliberalen ſcheut ſich nicht, in ſeinem Organ folgende Sätze zu leiſten:

„Was Uganda betrifft, ſo vergeſſe man nicht, daß der Kaiſer Muanga ein Freund der Franzoſen und der Sendlinge Lavigerie's iſt, nicht aber ein Freund der Engländer, ſo daß Uganda, über welches man vom grünen Tiſche aus anſcheinend verfügen zu können glaubt, den Engländern thatſächlich verſchloſſen bleiben dürfte. In ganz Oſtafrika aber gehen die Deutſchen und Franzoſen Hand in Hand, und der deutſchen Diplomatie wäre es gewiß anzurathen geweſen, aus der Anbahnung dieſes glücklichen Verhältniſſes die weitgehendſte Conſequenz zu ziehen — bis nach Kairo in den Palaſt des Chedive." [1])

„Unſer Liebeswerben um England iſt gewiß nicht geeignet, die ruſſiſche Meinung für uns günſtiger zu geſtalten. Ein naiver Politiker aber ohne die Schule und ohne die Feſſeln der Tradition wäre gewiß im Stande, den Panſlavismus in Europa als einen Faktor anzuſehen, deſſen Freundſchaft ſchwerer wiegen könnte, als der engliſche. Vielleicht veranlaſſen uns ſpätere Erfahrungen zu dem Bedauern, die Möglichkeit und den Werth dieſer Wege ernſtlich niemals in's Auge gefaßt zu haben." [2])

Aber konnte man denn dieſen Weg ernſtlicher in's Auge faſſen, als es der Fürſt Bismarck von jeher gethan hat, vor und nach Skierniewice? Auch jetzt noch ſtand er nur mit

---

1) Das heißt: den Franzoſen behülflich zu ſeyn, die engliſche Schutzwache aus Aegypten hinauszujagen.

2) Otto Arendt's „Deutſches Wochenblatt". Berlin den 26. Juni d. Js. S. 306.

Einem Fuß im Zwei- und Dreibund; sobald es sich um de
Orient handelte, setzte er mit dem andern Fuß in die russisch
französische Liga über gegen die Bundesgenossen im Dreibun
und gegen England. Seine Officiösen mußten Jahr au
Jahr ein den Weltneid schüren gegen Alles, was „englisch
hieß, so daß sich allmählig selbst die katholische Presse i
die Gehässigkeit hineinlebte. Um so erfreulicher ist der jet
vollzogene Schritt zur deutsch-englischen Verständigung. Fü
die Zukunft zerstreut sie die schwärzesten Wolken und di
düstersten Besorgnisse, wenn sie auch für die Gegenwart un
die nächste Zeit die Gefahren der Lage eher vergrößert, a
vermindert. Der Schluß einer Betrachtung in diesen „Blättern
aus der Periode von Skierniewice trifft jetzt erst recht zu

„Welch wunderbare Zeit, in der wir leben! Man kan
ohne im Mindesten in die allerhöchsten und höchsten Versiche
ungen eines unerschütterlichen Friedenszustandes Mißtrauen
setzen, ahnen und glauben, daß wir nach wie vor in rein pr
visorischen Zuständen leben, und daß die Lage tückisch und u
heimlich genug sei, um über Nacht sogar wieder ein pa
continentale Mittelstaaten in den großen ‚Conglomeration
verschwinden zu lassen. Wer weiß, was sonst noch in der L
liegt, während das deutsche Publikum mit west- und ostafri
nischer Politik abgefüttert wird? Die hat uns allerdings üb
rascht; aber um so mehr sind wir entschlossen, uns von g
nichts mehr überraschen zu lassen, und wäre es selbst ein Re
folger des Fürsten Bismarck.“ [1])

Während die Verhandlungen zwischen Berlin und Lond
noch schwebten, saßen der deutsche Reichstag und die österreichi
ungarischen Delegationen in Pesth über den Militäreta
Daß hinter den üblichen allerhöchsten Friedensvertröstun
dießmal erst recht ein sorgenvolles Geheimniß lauern mü
brauchte man nicht erst aus den düstern Mienen des A

---

1) „Histor.-polit. Blätter“ 1885 vom 25. Januar a. a.
S. 243.

Dr. Windthorst zu lesen; die Vertreter der beiderseitigen Kriegsministerien selber traten in einer Weise auf, als wollten sie mit aller Gewalt dem Publikum endlich die Ueberzeugung beibringen: es sei, wie die Dinge nun einmal schlechthin unverbesserlich liegen, ein Ende mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende vorzuziehen.

Auf beiden Seiten des Dreibundes befindet man sich bezüglich der Militärlasten in einer Zwangslage bei der Forderung, wie bei der Bewilligung. Dieser entsetzliche „Friede" bedingt, daß das deutsche Reich den Franzosen gewachsen sei bis auf den letzten Mann, das letzte Pferd und die letzte Kanone. Oesterreich muß wenigstens nachhinken; nur Italien ist dispensirt, weil dem Nackten nicht gut in die Taschen zu greifen ist. Zweimal seit der letzten Feststellung der deutschen Friedenspräsenz auf 7 Jahre haben die Kriegsminister erklärt, daß es nun genug sei und keine neue Forderung mehr kommen werde, und wieder mußte das unvorsichtige Versprechen gebrochen werden. Es hatte sich herausgestellt, daß die französische Artillerie der deutschen voraus sei; folglich bedurfte das Reich abermals einer Vermehrung der jährlichen Rekrutenzahl um 6000 und der Friedenspräsenzstärke um 18,000 Mann mit einer jährlichen Mehrausgabe von 18 Millionen M. und einer einmaligen von 52 Millionen, Alles in Allem für sonstigen Rüstungsbedarf.

Verbreitete schon diese Vorlage, zu einer Zeit, wo die Reichsanlehen bereits unter pari sinken, gerechtes Aufsehen, so wurde der Schrecken zur Panik, als der Kriegsminister in der Commission den großen „Zukunftsplan", welcher die allgemeine Wehrpflicht zur Wahrheit machen werde, enthüllte, sein Commissär die dreijährige Kasernenkost als unentbehrliches Mittel zur Hebung der Volksgesundheit anpries, und der Schatzsekretär für den Herbst neue Steuervorlagen ankündigte. Es ist berechnet, daß die staffelweise Durchführung des angekündigten Planes zu einer Friedenspräsenzstärke von weit über einer Million Mann führen, eine jährliche Ausgabe

von 970 Millionen erfordern, und die Summe der einmaligen Ausgaben im Ganzen auf zwei Milliarden sich belaufen würde.

Der neue Reichskanzler scheint zwar von der voreiligen Darlegung des Zukunftsplanes nicht gerade entzückt gewesen zu seyn. Er bezeichnete ihn nur als eine „schätzenswerthe Idee", über die noch gar nichts feststehe, fügte jedoch bei, daß die gegenwärtige Vorlage nicht das letzte Wort der Regierung sei. Herrn Windthorst, der auf die „geradezu unerschwinglichen Kosten" hingewiesen hatte, welche durch alle diese militärischen Pläne dem deutschen Reiche erwachsen würden, erwiderte aber der Kanzler: „Ich habe zu constatiren, daß nach der Ueberzeugung der verbündeten Regierungen Sie noch nicht, noch lange nicht am Ende Ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit angekommen sind, wenn von diesen Leistungen die Sicherheit und die Existenz Deutschlands abhängt." In diesem Punkte nun unterschied sich die deutsche Militärvertretung sehr wesentlich von der österreichischen vor den Delegationen in Pesth, im Fordern für die Zukunft aber nicht.

Dort gestand der Kriegsminister offen zu: man befinde sich in einer Art von Finanzkrieg; „geschossen wird nicht, aber man ruinire sich; die jetzige Situation müsse zu einer Gesundung des Friedens oder zu einer Katastrophe führen." Aber auch er verlangte die Erhöhung des Friedenspräsenzstandes und für das nächste Jahr neue Ausgaben zu Rüstungszwecken: „es können 100 oder 120 Millionen oder auch mehr seyn." Alles, was bisher geschehen, sagte er, sei das „reine Flickwerk"; „überhaupt könne er das Ende der Mehrforderungen nicht voraussehen." So ist hüben und drüben mit dürren Worten erklärt, daß Niemand mehr, weder Kaiser noch Parlament, im Stande ist, dem Strom der Rüstungen Einhalt zu gebieten; der Bedarf für das Heer ist uferlos geworden und den Völkern erübrigt nur, in dumpfer Verzweiflung der Zukunft entgegen zu lungern. So viel kostet die Bismarck'sche Revision der Karte Europa's.

Im deutschen Reichstag lag die Entscheidung über die Militärvorlage in der Hand des Centrums. Das Centrum ist jetzt überhaupt die ausschlaggebende Partei, und Würde bringt Bürde. Die erste Probe war schwer, und einig ist die Partei aus derselben nicht hervorgegangen. Einig war sie über die von dem Abg. Windthorst empfohlenen Resolutionen; aber die Einen, namentlich Süddeutsche, wollten erst sehen, was daraus werden würde, ehe sie die Vorlage bewilligten, die Anderen glaubten, daß es pressire. Der greise Staatsmann an der Spitze des Centrums, unfraglich der allerbeste Wetterprophet im Reiche, ließ die Bemerkung einfließen: „In allen europäischen Staaten sehen wir diese Rüstungsvorbereitungen, die gar nichts Gutes bedeuten." An die Resolutionen hatte er augenscheinlich selber keinen rechten preußischen Glauben; denn er warf sofort in seiner prächtigen Rede die Frage von der allgemeinen Abrüstung und von dem internationalen Schiedsgerichte auf, wie kurz vorher Fürst Starhemberg in der österreichischen Delegation und der Abg. Bonghi in der italienischen Kammer gethan, wie es auch schon in Spanien, in Nordamerika geschehen ist und demnächst in England geschehen soll.

Das ist alles recht schön. Aber alle die, welche nicht zu den von der Bismarck'schen Revision der Karte Europa's Geschädigten oder sich geschädigt Fühlenden gehören, haben gut reden. Das Unglück dieser Revision war es eben, daß sie auf halbem Wege stehen blieb. Es fragt sich daher mehr als je, ob der Wiener Officiöse mit der tröstlichen Aussicht, die in den Tagen von Skierniewice sein Gemüth erheitert hat, Recht behalten wird. Merkwürdig ist es allerdings, daß gerade jetzt in Afrika der Begriff „Compensation" so glänzend zu Ehren kommt. Auf den bisherigen Wegen kann es im alten Europa doch nicht lange mehr gehen; irgend etwas muß sich endlich rühren, wenn nicht der sociale Umsturz das endgültige Schiedsgericht über die politischen Zerwürfnisse werden soll.

Der nächste Krieg könne ein 7jähriger, aber auch ein 30jähriger werden: hat Graf Moltke im Reichstag gesagt. Aber wo denkt der Herr hin? Nicht dreißig Wochen könnte die moderne Gesellschaft, wie sie seit zwanzig Jahren geworden ist, den Schrecken aushalten.

XII.

Jessopp über den englischen Staatsklerus.[1])

In einem früheren Werke „Arkadien, seine Licht- und Schattenseiten", versuchte der als einer der besten Essayisten Englands bekannte Verfasser ein wahrheitsgetreues Gemälde der Gewohnheiten, der Denkweise, des Aberglaubens, der Vorurtheile und der vielen Beschwerden des Landvolkes Ost-Englands zu geben, unter dem er als anglikanischer Pfarrer zu wirken berufen ist. Selbstverständlich erschienen dem reifen Mann, der nach langjähriger Wirksamkeit als Schulmann die Seelsorge in einer abgelegenen Landpfarrei übernahm, die Verhältnisse minder rosig, der Charakter seiner Pfarrkinder so abstoßend kalt und unempfänglich, daß sein Buch füglich als Anklageschrift gegen das Landvolk und die anglikanischen Landpfarrer gelten konnte, und daher in gewissen anglikanischen Kreisen eine große Verstimmung hervorrief.

Jessopp erklärt in der Einleitung zu diesem neuen Buche die Gründe für sein ungünstiges Urtheil über die religiösen

---

1) Jessopp, A., The Trials of a Country-Parson. London 1890. (Pr. 7 Sh. 6.)

und ſittlichen Zuſtände, und ſucht nun auch die guten Eigenſchaften des Volkes und ſeiner Hirten hervorzuheben, den Staatsklerus in etwas in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren. Er ſtellt dem Staatsklerus folgendes Zeugniß aus: „Nie hat eine Körperſchaft beſtanden, die mit ſolchem Eifer und ſolcher Loyalität ihre Pflicht zu erfüllen getrachtet, ſich ſo edelmüthig aufgeopfert hat für das, was ſie als ihre Pflicht erachtete, als der engliſche Staatsklerus der Gegenwart.“ Das Lob iſt ein bedingtes. Wie jeder Engländer es ſich zum Grundſatz macht, ſeine Pflicht zu thun, ſo auch die Pfarrer; leider herrſcht die größte Meinungsverſchiedenheit über die Aufgabe und Pflichten eines Pfarrers, leider iſt das gegenwärtige Syſtem ſo verkehrt und verderblich, daß nur wenige trotz des beſten Willens wahre Seelenhirten ſein können.

Jeſſopp zählt zu den Gemäßigten und doch geſteht er, daß eine gründliche Reform abſolut nothwendig ſei, wenn die Staatskirche ihren Einfluß nicht verſcherzen wolle. „Der Vorwurf laſtet auf uns“, ſagt er (Einleitung XIII), „und ich glaube, wir verdienen denſelben, daß wir viel zu bereit ſind, dem Fortbeſtehen von Aergerniß und Mißbräuchen das Wort zu reden, und daß wir, um etwaige Gefahr von unſerem Stande abzuwenden, jeder Aenderung aus dem Wege gehen. In keinem Beruf wird jemand ſo leicht als gefährlicher Charakter, als ein Menſch, dem es an Loyalität und Demuth fehlt, bezeichnet, ſobald man ihn im Verdacht hat, er befürworte Neuerungen, und ſei unzufrieden mit dem alten Schlendrian.“ Jeſſopp gehört offenbar nicht zu den Furchtſamen, nicht zu den blinden Verehrern des Althergebrachten; er ſcheut ſich nicht, gerade den wundeſten Fleck aufzudecken und Abhilfe zu verlangen. Als ſolchen bezeichnet er mit Recht die ganz anomale Stellung eines anglikaniſchen Pfarrers und Beneficiaten.

Während man in neuerer Zeit den Verkauf und Kauf von Aemtern und Würden abgeſchafft hat, von allen, welche eine Stelle bekleiden, die Erfüllung beſtimmter Pflichten verlangt, die, welche wegen Alters oder aus anderem Grund unfähig ſind, enthebt, iſt der anglikaniſche Kleriker allein ganz frei und unabhängig. Nach ſeiner Einführung ins Amt iſt derſelbe ein

Freisasse, verfügt über das Pfarrgut, als wäre es ein Freilehen, fährt fort die Einkünfte zu beziehen auch dann, nachdem er schon lange aufgehört hat, irgend etwas für die Gemeinde zu thun. Der englische Pfarrer verlangt nach erfolgter Bestallung alle Rechte eines Eigenthümers, und kann dieselben während seiner Lebzeiten nicht verlieren; weder der Bischof noch der Patronatsherr können ihn absetzen, alle Beschwerden der Gemeinde gegen ihren Pfarrer, so begründet sie auch sein mögen, sind machtlos. Der Geistliche hat sich vielleicht großer Vergehen schuldig gemacht, ist zu Gefängnißhaft verurtheilt worden, ist bekannt als Trunkenbold, als ein gefährlicher Mann, dadurch hat er sein Recht auf sein Amt und die Einkünfte seines Amtes nicht verwirkt. Er kann z. B. nachdem er die Strafe im Gefängniß abgesessen, in seine Pfarrei zurückkehren, die Kanzel besteigen, seine geistlichen Verrichtungen wieder aufnehmen. Das Gesetz schützt ihn im Besitze seiner Pfründe gegen Bischof und Gemeinde.

Trunksucht, unerbauliches Leben und entehrende Laster sind unter den Staatsgeistlichen schon deshalb nicht selten, weil dieselben ganz unabhängig von ihrem Bischofe und der Gemeinde sind. Der anglikanische Geistliche hat, nachdem er einmal eine Pfründe erlangt, nichts mehr zu fürchten und zu hoffen. Er ist nicht angewiesen auf die Beiträge seiner Pfarrkinder, wie der Prediger der Nonconformisten, das Verhältniß zur Gemeinde ist nicht so innig wie beim katholischen Priester; im Gegentheil sucht er den Verkehr mit seinen ungebildeten Pfarrkindern auf das allernothwendigste zu beschränken. Scham und Ehrgefühl, welche einem andern den Aufenthalt in einer Gemeinde, wo er Aergerniß gegeben, unerträglich machen würden, kommen nicht in Betracht gegen den materiellen Verlust. Dank dem unseligen Patronatswesen, ist die Versetzung eines Geistlichen ungemein erschwert, und wird meist nur gegen Zahlung einer bedeutenden Geldsumme gewährt. Der Pfarrer ist daher, wenn er kein Privatvermögen hat, moralisch gezwungen, auf seinem Posten auszuharren. Von moralischem Einfluß, von geistiger Wirksamkeit kann da nicht die Rede sein. Die Nachlässigen und Lauen, und sie bilden eine

Mehrheit, ſind vollkommen zufrieden, denn der Pfarrer, deſſen Schwächen bekannt ſind, wird ſie nicht beläſtigen; die Eifrigen ſind verſtimmt, während andere, welche vom Pfarrer perſönlich beleidigt worden, ſeine Gebrechen und Fehler ſchonungslos aufdecken. Sehr häufig ſind die Gemeinden viel nachſichtiger gegen die Laſter als gegen die Tugenden ihres Hirten, namentlich wenn derſelbe alte Mißbräuche abſchaffen will, wenn er auf den Beſuch der Predigt dringt, gewiſſe Sünden und Laſter tadelt. So findet der Geiſtliche ſpäter oder früher, daß alle Anſtrengungen erfolglos, und läßt daher alles beim Alten.

In der ſo reichen Staatskirche beſteht kein Reſervefond für alte arbeitsunfähige Pfarrer; die, welche von Haus aus nicht reich ſind, haben nichts zurückgelegt, nicht ſelten aber ſich in Schulden geſtürzt, ſie können daher weder reſigniren noch einen Stellvertreter bezahlen. Jeſſopp empfiehlt daher, daß den Pfarrern beſtimmte Procente abgezogen würden. Die Schwierigkeit wird jedoch hierdurch nicht gelöst, denn die Curaten haben eine ſo geringe Beſoldung, daß ſie nur nothdürftig davon leben können, beſonders wenn ſie, wie Jeſſopp klagt, ſehr früh heirathen, ſich von ehrgeizigen Mädchen, welche um jeden Preis eine höhere Stellung anſtreben, bethören laſſen. Der Verfaſſer gibt ſehr intereſſante Einzelnheiten über dieſen Punkt, über die Leiden der armen Pfarrgehilfen, über die verſchiedenen Mittel und Wege, durch welche ſie ein Auskommen ſuchen. Die Auskunftsmittel und Kunſtgriffe, welche hierbei angewendet werden, tragen nicht beſonders bei, die Curaten in der öffentlichen Achtung zu erhöhen. Man muß die bitteren Erfahrungen und Prüfungen dieſer Armen kennen, um die Weisheit der katholiſchen Kirche, welche den Cölibat vorſchreibt, auch unter dieſem Geſichtspunkte richtig würdigen zu können.

Zu einer Zeit, wie der gegenwärtigen, wo die Nonconformiſten für Abſchaffung der Staatskirche agitiren, und in Folge deſſen die Zahlung des Zehnten verweigert wird, ſind auch viele Pfarrer, welche reiche Einkünfte hatten, genöthigt, ſich einzuſchränken. Die Bildung eines Reſervefonds ſtößt demnach auf große Schwierigkeit. Die vielen Sammlungen für die Geiſtlichen, für die Wittwen und Kinder von Klerikern, welche keine Vorſorge für ihre

Ceres, 1801, 1802, 1803, 1804, 1805, 1806, 1807, 1808, 1809, 1810, 1811, 1812, 1813, 1814, 1815, 1816, 1817, 1818, 1819, 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1825, 1826, 1827, 1828, 1829, 1830, 1831, 1832, 1833, 1834, 1835, 1836, 1837, 1838, 1839, 1840,

Weniger bekannt ist die Thatsache, daß der Pfarrer mit dem Kirchengut nach Willkür verfahren darf, daß, wenn auch beschränkende Gesetze existiren sollten, dieselben ein todter Buchstabe geblieben sind. Der Pfarrer mag das Pfarrhaus verfallen lassen, er mag ruhig zusehen, wie die Kirche baufällig wird, er kann Gegenstände aus der Kirche, der Sakristei wegnehmen, er kann alte Urkundensammlungen sich aneignen, dieselben verkaufen oder zerstören: niemand kann ihm das verwehren. Er kann die Ländereien so ausnutzen, daß sie Jahre lang fast unbrauchbar sind. Unter einem armen oder geizigen Pfarrer sind ähnliche Verschleuderungen und Fehler gewöhnlich. Ein reicher Pfarrer wird wahrscheinlich ein ganz neues Haus bauen, oder das alte vergrößern; er wird Gärten und einen Park anlegen und zu diesem Zwecke das der Pfarrei zugehörige Land, das früher verpachtet wurde, zu einer Anlage machen. Nach seinem Tode kann zwar der Bischof die überflüssigen Gebäude, Treibhäuser ꝛc. niederreißen lassen, aber damit ist, abgesehen von den Kosten des Niederreißens, wenig erreicht. Er wird daher einen reichen Nachfolger suchen, der mehrere Gärtner unterhalten und 200 bis 300 Pfund für die Erhaltung der Gebäude und Gärten ausgeben kann. Das ist jedoch nicht immer leicht, besonders wenn das Dorf oder Städtchen eine Fabrikstadt geworden ist.

Sehr interessant ist das vierte Kapitel, das den Titel führt: „Quis custodiet" und über die Erhaltung der alten Denkmäler handelt. Die „Gesellschaft für Beschützung alter Denkmäler und Gebäude" hat wirklich viel Uebel verhindert und viel Gutes gestiftet; aber mit ihren Mitteln und ihrem Einfluß kann sie dem Vandalismus nicht Einhalt gebieten, der noch immer fortfährt die herrlichsten Denkmäler des Mittelalters zu zerstören. „Man kann getrost behaupten, nie gab es, und in aller Wahrscheinlichkeit nie wird es etwas auf der ganzen Welt geben, das sich mit unsern englischen Kirchen vergleichen ließe. Nie haben sich auf einem so beschränkten Flächenraum so unermeßlich reiche und große Kunstwerke gefunden als auf dieser Insel. Der geradezu fabelhafte und unberechenbare Reichthum, welcher in den Kirchen dieses Landes aufgehäuft war — sei es in Schnitzwerk,

Stickerei, Glasmalerei, Grabmälern von Marmor oder Alabaster, in heiligen mit Edelsteinen besäeten Schreinen, kostbaren Handschriften mit trefflichen Einbänden, Fresco's, Meßgewändern, herrlichen goldenen oder silbernen Kirchengefäßen: alles glänzende Erzeugnisse einer überwallenden Kunstliebhaberei, der Schaustellung zur Leidenschaft geworden ist — fand sich nicht bloß in den großen Klöstern und Kathedralen, sondern mehr oder weniger in jeder Pfarrkirche und bildete eine solch unermeßliche Fülle aller Arten von Kunstgebilden, daß unsere Einbildungskraft sich keine Vorstellung davon machen kann." (S. 150.)

Was sich aus dem rohen Fanatismus der Bilderstürmer des 16. und der ersten Hälfte des 17. und dem todten Formalismus des 18. Jahrhunderts hinübergerettet, das ist in vielen Fällen von den erleuchteten Männern unserer Tage zerstört worden. „Wie die Juristen, bemerkt J. nicht ohne Bitterkeit, sich befugt glauben, in theologischen Fragen ein endgiltiges Urtheil zu fällen, obgleich sie keine Theologie studirt haben, so meinen die anglikanischen Pfarrer, Kenntniß der Baukunst, Kunstgeschmack sei ihnen durch eine besondere Eingebung verliehen." (S. 154). Statt einen kundigen Baumeister zu Rathe zu ziehen, spielt der Pfarrer den Architekten, gesellt sich einen Maurer bei oder einen Lehrling, der einige Zeit Zeichenunterricht genommen, und verpfuscht im Bunde mit diesen unwissenden Menschen die altehrwürdige Kirche, statt dieselbe zu repariren, oder läßt sich gar überreden, Reparatur sei unmöglich, es bleibe nichts anderes übrig als Niederreißung der Kirche und ein Neubau. Es ist noch ein Glück, wenn der Pfarrer Angst bekommt und noch in zwölfter Stunde einen Sachkundigen befragt, oder vor den Unkosten eines Neubaues zurückschrickt. Alte Gemälde, Fresken, Schnitzwerk, Glasmalerei sind weniger geschützt gegen den Unverstand der Pfarrer, als die Gebäude, und so sind denn in diesem Jahrhundert viele herrliche Kunstwerke zerstört worden.

Seitdem die Steuer für Reparatur der Kirche nicht mehr erhoben wird, gilt der Pfarrer als Eigenthümer und kann nach Belieben schalten und walten. Die kunstverständigen Mitglieder der Gemeinde sind dem Pfarrer und den puritanisch angehauchten Geldprotzen gegenüber, welchen Papisterei ein Greuel ist, ohn-

mächtig. Ehrfurcht vor dem heiligen Orte, vor den Schöpfungen ihrer Vorfahren, welche im Mittelalter die Sucht, Neues an die Stelle des Alten zu setzen, in Schranken hielt, findet sich bei der protestantischen Bevölkerung in der Regel nicht. Was dieselbe in der Kirche sucht, ist Comfort, Bequemlichkeit, gut gepolsterte, hohe, mit Vorhängen versehene Kirchenstühle, in denen man ungestört schlafen, plaudern, gemächlich ruhen kann, Schutz gegen Durchzug, Kälte. Der Bequemlichkeit wird alles geopfert. Wenn ein Pfarrherr vorschlüge, die Kirchenfenster auf der einen Seite zumauern zu lassen, könnte er auf Zustimmung der Mehrheit der Gemeinde rechnen, denn die Kirche wäre so besser geschützt gegen Wind und Kälte. „Ein Ortsmagnat, sagt Jessopp, mit einem großen Säckel und dem Gewissen eines Gorilla mag thun, was ihm beliebt. Schon der Gedanke, was man aus unsern Landkirchen machen und ungestraft machen kann, erfüllt Einen mit Entsetzen" (p. XXIV). Mit Recht verlangt Jessopp eine Reform in dieser Hinsicht, die gesetzliche Bestimmung, wer für die Reparatur und Erhaltung der Kirche und aller Gegenstände in der Kirche verantwortlich sei, eine strenge Bestrafung aller Bilderstürmer und Zerstörer.

Der Staatsklerus hat der eigenen Unklugheit und Nachlässigkeit den weltlichen Sinn seiner Pfarrkinder zuzuschreiben, den Mangel an religiöser Ehrfurcht, das Aussterben des guten Geschmacks und Schönheitssinns, folgerichtig das Drängen, man solle die alten Kirchen niederreißen, die freien Plätze und Friedhöfe um die Kirche zu Bauplätzen verwenden. Die Zeit wird kommen, und sie ist nicht so fern, wie man vielfach annimmt, in welcher das Volk des durch die Schuld des Staatsklerus erlittenen Verlustes bewußt wird. Der anglikanische Klerus ist in der That einer der Hauptfaktoren in der Verdummung der Massen, der Zerstörung des Schönheitssinns unter dem Volke gewesen; hat nur in Ausnahmsfällen (wir sehen natürlich von den letzten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts ab) sich die Bildung und Entwicklung des ästhetischen Gefühles angelegen sein lassen.

Im fünften Kapitel verbreitet sich der Verfasser über die bischöflichen Archive, über die in Pfarrhäusern und anderwärts zerstreuten Dokumente und Urkunden. Die im „Record Office"

und im Britiſchen Muſeum angehäuften Schätze ſind ſo geheuer, daß eine weitere Vermehrung unpraktiſch wäre empfiehlt deshalb Sammlung der wichtigſten Dokumente Aufbewahrung derſelben in Provinzialarchiven. Die geeigi Lokalität hiefür ſind die großen Kathedralen, in denen herrliche Zimmer unbenützt ſind. Die „Hiſtorical-Manuſc Commiſſion“ hat viel für Bekanntmachung und Katalogiſi der öffentlichen und Privatarchive gethan, aber für die ſtellung der engliſchen Geſchichte, der Verfaſſung, der C ſind dieſe Schätze noch nicht ausgebeutet. Ganze Stöße li mit Staub bedeckt auf Söllern und Dachräumen. In der H ſtadt ſelbſt, in Lambeth, in der Paulskirche und anderswo der reiche Klerus die koſtbarſten Handſchriften vermodern l Der Fanatismus und das Vorurtheil gegen alles Katho tragen nicht die geringſte Schuld. Hoffen wir, daß Jeſſ geiſtreich geſchriebene Aufſätze Begeiſterung für das Stu der mittelalterlichen Geſchichte und Kunſt wecken, und ſeinen früheren Schriften zum beſſern Verſtändniß des M alters beitragen, daß namentlich einige von ihm vorgeſchla Reformen zur Ausführung gelangen. A.

Druckfehler-Berichtigung.

Im vorigen Hefte S. 61 Z. 16 v. o. anſtatt „52 leſen: „42“.

XIII.

Dom Mabillon und die Maurinercongregation.

VIII. Iter italicum (Schluß).

2. In Rom. Ausflug nach Neapel, Monte Cassino und Subiaco.

Am Morgen des 15. Juni 1685 schritt Mabillon nicht ohne tiefe Ergriffenheit mit seinen Begleitern durch die Thore der ewigen Stadt, „der Mutter aller Sterblichen", wie er sie nennt, „des Abbildes der ganzen Welt", „des Mikrokosmus", orbis epitome. Sie lenkten ihre Schritte zum Hospiz ihrer Mitbrüder auf dem Monte Pincio, wo sie Dom Claude Estiennot (Stephanotius) und Joannes Durandus durch ihre unerwartete Ankunft eine freudige Ueberraschung bereiteten. „Wir hatten sie", schreibt Estiennot nach Paris, „erst gegen Abend erwartet und wollten in Gesellschaft zahlreicher Freunde ihnen entgegengehen, welcher Ehre ihre Bescheidenheit zuvorzukommen wußte". Der überaus liebevolle und herzliche Empfang von Seite seiner Mitbrüder in Rom habe ihnen, schreibt Mabillon, unsägliche Freude gemacht, nicht bloß der Zugehörigkeit an dasselbe Vaterland und denselben Orden, sondern besonders des innigen Bandes gemeinsamer Studien und Forschungen wegen, das seit Langem ihre Herzen umschlungen.

Aus den Aufzeichnungen wollen wir Einzelnes hervorheben, das den Mauriner in seinem Verkehr mit Ge-

lehrten und hervorragenden Persönlichkeiten oder die damaligen Verhältnisse Italiens beleuchtet.

Nach dem Besuche beim Grabe des Apostelfürsten Petrus, dem sie ihr Anliegen zu Füßen legten,[1]) wurden sie vom französischen Gesandten, Herzog von Estrée, und dessen Bruder, dem Cardinal von Estrée empfangen. Die Beziehungen zwischen dem hl. Stuhle und dem französischen Hofe ließen damals viel zu wünschen übrig. Noch herrschte der Regalienstreit, und durch die Deklaration der gallikanischen Artikel (1682) war die Erbitterung auf's höchste gestiegen. Gegenüber dem Papst, der nicht geneigt war, des Königs Willen als eine Quelle des kirchlichen Rechts anzuerkennen, wurde Ludwig XIV. von Tag zu Tag hochfahrender und rücksichtsloser, während Rom sich weigerte, den in Paris vorgeschlagenen oder „ernannten" Bischöfen die kanonische Institution zu verleihen, solange der König bei seinen unberechtigten Ansprüchen beharre. Gleichwohl wurde die officielle Vertretung Frankreichs beim römischen Hofe beibehalten.

Die Ankunft des gelehrten Verfassers der „Diplomatik" erregte in den Gelehrtenkreisen der ewigen Stadt Aufsehen; ein Jeder wollte ihn sprechen. „Der Ruf", schreibt Estiennot an seine Mitbrüder in Paris, „den P. Johann Mabillon hier genießt, ist groß und seine anspruchslose Demuth steiget ihn noch".[2]) Die Cardinäle Casanata, Estrée, Ottoboni (später Papst Alexander VIII.), kurz die Kirchenfürsten und Gelehrten rechneten es sich zur Ehre an, ihn zu empfangen oder zu besuchen. Dagegen täuschte sie die Hoffnung, bei dem zur Zeit schwer erkrankten Papste Innocenz XI. eine Audienz zu erhalten. So groß darum der Eindruck war, den die Prozession am Frohnleichnamsfeste, die Betheiligung des Adels und die Andacht des Volkes auf Mabillon machte, so konnte er doch die Abwesenheit des Statthalters Christi kaum ver-

1) Ut decet ... votis nostris solutis. Mabill. Mus. it. I. 47.
2) Valéry, p. 67 bei Broglie, I. 378.

schmerzen. Der Anblick der Peterskirche und ihre riesigen Verhältnisse entlockt ihm einige Zeilen, die in klassischem Latein das Staunen wiedergeben, welches dieser Bau, ingens divinum quid spirans, auf den Beschauer macht (Iter ital. Seite 49).

Unter dem 25. Juni 1685 schreibt Dom Germain an einen seiner Mitbrüder in Paris: „Rom bringt unserem Mitbruder Mabillon noch mehr Ehre und Auszeichnung entgegen als Paris, wovon ich indeß schweigen muß; denn ahnte er, daß ich darüber schreibe, er würde mir den Brief zerreißen. Saturatur elogiis. Wir haben hier ein großes Arbeitsfeld mit reicher Ernte vor uns, und da wir vier nicht Müssiggänger sind, so hoffen wir in einem Monat schon ein ordentliches Stück zu bewältigen."

Sie sahen den Statthalter Christi das erste Mal in St. Peter, als der Connetable (comes stabuli) des Königreichs Neapel, ein Fürst Colonna, als übliches homagium einen Zelter mit 7000 Dukaten in den Vatikan brachte. Es wird eingehend über die Forschungen in den Bibliotheken berichtet, unter denen die der Königin Christina von Schweden, sowie der Cardinäle Chigi und Altieri besonders reiche Ausbeute boten. Das Grabmal des Cardinals Bona in St. Bernhard ad thermas gibt Mabillon Anlaß, manche historischen Irrthümer über die Päpste und die Ceremonien der Papstkrönung zu berichtigen.[1])

Zum 4. Juli verzeichnet unser Forscher den ersten flüchtigen Besuch in der Vatikanischen Bibliothek unter Begleitung des Archäologen Emmanuel Schelstrate, dessen Name bis heute guten Klang hat. Er gibt eine kurze, aber meisterhafte Beschreibung der Vaticana und gedenkt dabei besonders der Verdienste zweier Männer, des Venetianers Paul II., unter welchem die beiden deutschen Buchdrucker

1) So bezüglich der sedes stercoraria und sedes pertusae. Iter ital. l. c. 58, 59.

Conrad und Arnold in Rom die erste Typographie errichteten, und des großen Sixtus V., qui subjecit arma litteris. Die ersten Archäologen Roms, Ciampini und Fabretti, empfingen sie mit Freuden; letzterer zumal bot sich, diesen Männern gegenüber seine sprichwörtliche Reizbarkeit und Launenhaftigkeit vergessend, als Cicerone an, wie überhaupt allerorts die Gelehrten ihnen zu Diensten standen, und auch die verschiedenen Gelehrtenverbindungen es sich zur Ehre rechneten, Mabillon in ihrer Mitte zu begrüßen. Wir hören da von zwei Gesellschaften in Rom zur Erforschung der Geschichte und Lehrentwicklung der Kirche; die eine bestand aus Prälaten und Weltpriestern und hielt alle 14 Tage eine Sitzung in italienischer Sprache; die andere war aus Ordensleuten zusammengesetzt, versammelte sich monatlich und diskutirte in lateinischer Sprache. Auch Mabillon mußte hier erscheinen und einen Vortrag halten.

Die Briefe des P. Michael Germain an seine Mitbrüder in Paris liefern den Beweis für das rastlose Arbeiten und die erfreulichen Entdeckungen, die sie bei ihrem Studium machten, aber vorderhand verschwiegen, um nicht Mißtrauen oder Neid bei den Italienern zu erwecken; Broglie bemerkt, diese Vorsicht sei jedenfalls gegenüber dem nicht gar skrupulösen Baluze geboten gewesen, der sich zum Nachtheile Anderer gern Erstlingsfrüchte vindicirte. Dieselbe findet sich vorzugsweise in den Briefen des P. Germain; Mabillon theilt Ruinart mit Einfalt die Ergebnisse seiner Entdeckungen mit, erzählt ihm, was sie bereits gesammelt an Schriften von Kirchenvätern, mittelalterlichen Theologen, hebräischen und anderen Bibeln, und verspricht ihm für seine Arbeiten und Publikationen variantes lectiones verschiedener Werke mitzubringen. Unterm 2. Juli schreibt er ihm über das Manuskript der Imitatio Christi von Arona (Broglie I, 391), in welcher Frage übrigens Mabillon nicht glücklich gewesen ist.

In der Bibliothek der Oratorianer in Vallicella, wo die Benediktiner häufig einkehrten und mit P. Colloredo, dem

ſpäteren Cardinal, und P. Marquez innige Freundſchaft ſchloſſen, durften ſie eine Menge von Baronius und Raynald geſammelter Handſchriften copiren. Die Mittheilungen, welche die Mauriner über den Prozeß und die Verhaftung des berüchtigten Molinos machen, ſind für die Geſchichte und Verurtheilung des Quietismus nicht ohne Intereſſe, und es zeugen dieſe unverdächtigen, für vertraute Kreiſe beſtimmten Berichte von Augenzeugen für das umſichtige Vorgehen der römiſchen Curie.

Unſere beiden Autoren legten dem Papſt im Namen der Abtei St. Germain den vierten Band der Werke des hl. Auguſtinus und das prächtige Werk der Diplomatik zu Füßen. Als ſie aber der Königin von Schweden, ihrer Gönnerin, das Buch de liturgia gallicana überreichen wollten, verlangte dieſe vor Gewährung einer Audienz das Buch einzuſehen, um ſich zu vergewiſſern, in welchen Ausdrücken ſie in der Widmung erwähnt ſei. Wirklich fand ſie den Titel Serenissima ungenügend und ihrer Würde nicht entſprechend, und ließ durch ihren Bibliothekar auf Verbeſſerung dieſes Fehlers dringen. Bei der Audienz brachte dann Mabillon einige Worte der Entſchuldigung vor, was ſie aber nicht abhielt, wiederholt ihrer Unzufriedenheit über den Titel Ausdruck zu geben. „Mein Name iſt Chriſtina, ich bin Königin und darf meine Würde nicht ſchmälern laſſen; mein Name allein iſt mein Ehrentitel. Thun Sie alſo ſo etwas nicht mehr, und machen Sie die Pariſer aufmerkſam, daß ſie mir keinen andern Titel geben dürfen.“ Nach dieſem Zwiſchenfalle wurde die Unterhaltung freier und ſogar recht herzlich. „Die Königin iſt eine höchſt geiſtreiche Dame; ſie ſpricht die franzöſiſche Sprache mit einer Feinheit, als hätte ſie beſtändig am Hofe zu Verſailles gelebt. Zum Schluſſe bat ſie um Entſchuldigung für das unliebſame Vorkommniß, verſicherte uns ihrer Hochachtung vor dem Benediktinerorden, unſerer Congregation im beſonderen und, was werthvoller iſt, gewährte uns freien Zutritt zu ihrer Bibliothek.“

Das freundliche Entgegenkommen, welches unsere M bei den Gelehrten wie in hohen geistlichen Kreisen J fanden, ließ sie die Nachrichten aus Frankreich über di nahme der gallikanischen Doktrinen und der Pamphlete den heiligen Stuhl um so schmerzlicher empfinden. In Schreiben an P. Ruinart vom 14. August 1685 beklag P. Germain, daß man zu Rheims unter dem Vorsit Erzbischofs Le Tellier gefährliche Thesen vertheidigt und man die Werke Schelstrate's angreife und als unwi schaftlich bezeichne, ein Vorwurf, der leichter erhobe bewiesen sei. Nous sommes toujours Français, et les Ita auront toujours cela à vous reprocher.[1])

Der Auftrag von Seiten des Präfekten der J congregation, zwei Schriften von Isaak Vossius über Alter der Welt und die Universalität der Sündfluth z gutachten, erinnert Mabillon eines Wortes von Cicer Trebatium: se malle a Caesare consuli quam inau iter ital. p. 88. Daß bei den gespannten Beziehunge Frankreich dem französischen Benediktiner dieser Auftrag n ist wieder ein Beweis, daß Rom Wissenschaft und Ge samkeit stets zu schätzen weiß.

Der Bericht über den Besuch der Katakomben dem Forscher Anlaß zu interessanten archäologischen Exc (l. c. 90—93). Oft besuchten die frommen Pilger ehrwürdigen Zeugen des Lebens und Leidens der Erstli kirche und verweilten in ihnen stundenlang. Auf dem J wege zur Stadt kehrten sie dann manchmal bei dem fro und gelehrten P. Tommasi, Regularkleriker des Theat ordens und später Cardinal, ein. Tommasi war Sizilie Seine vornehmen Eltern — e principibus Lampedusa Palmae ortus Leocatae in Sicilia — hatten für ihre

1) Die Beschreibung der Feier des Ludwigsfestes und der J feier für die österreichischen Siege über die Türken Broglie I, 413.

Töchter auf ihrer Besitzung zu Palma ein Kloster gebaut, worin sie mit gleichgesinnten Genossinen ein frommes Leben nach der Regel des hl. Benediktus führten. Einer derselben, Isabella Tommasi, im Kloster Maria Crucifixa genannt, ward von der Kirche der Titel venerabilis serva Dei zuerkannt. Joseph Tommasi hatte seine Majoratsrechte an den jüngeren Bruder abgetreten und zu Palermo in dem Kloster der Regularkleriker vom hl. Cajetan um Aufnahme gebeten. Seine seltenen Kenntnisse in der Theologie, besonders in den alten Liturgien brachten ihn in das innigste freundschaftliche Verhältniß mit Mabillon und den gelehrten Benediktinern Benedikt Bacchini und Erasmus Gattula, beide später Aebte von Montecassino. Von Papst Clemens XI. zum Cardinal ernannt, führte Tommasi sein demüthiges und arbeitsames Leben unter dem Purpur fort und starb im Jahre 1713 im Rufe der Heiligkeit. Von Pius VII. wurde er selig gesprochen und sein Fest auf den 24. März gesetzt. Die verschiedenen Werke dieses großen Liturgikers und Patrologen wurden von seinem Ordensgenossen Vezzosi gesammelt und neu herausgegeben in sieben Bänden, Rom 1747. Manches, was Tommasi von seinen Aufzeichnungen hochherzig seinem Freunde von St. Germain mittheilte, ward von diesem dankbarst verwerthet.

In der Bibliothek der Augustiner, welche die von Lukas Holsten vermachten werthvollen Codices und darunter ein Antiphonale Gregorii Magni mit Angaben über verschiedene römische Stationen enthielt, in der Chigiana, kurz überall hebt Mabillon, einer emsigen Biene gleich, die Schätze und verarbeitete sie mit Meisterschaft.

Kurz vor der Abreise von Rom wurden mehrere Ballen Bücher, die sie großentheils aus der Hinterlassenschaft Morani's, des Curators der Bibliotheca Barbarina angekauft, für den König nach Paris gesandt. In Mabillon's Notizen finden sich dafür unter dem 6. Oktober 630 Lires und wieder 1480 Lires auf Rechnung des Königs einge-

tragen. Unter den kleineren Ausgaben bemerkt man: „für eine Brille 2 Lires, für ein Paar Schuhe für Dom Michel 9 Lires“.

Die letzten im Oktober 1685 aus Rom geschriebenen Briefe lassen die reichen Früchte des Aufenthaltes daselbst erkennen und enthalten interessante Urtheile über das italienische Volk und die römische Gesellschaft.

Am 15. Oktober 1685 traten die beiden Mauriner ihren Ausflug nach dem südlichen Italien an. „Neapel“, sagt Mabillon,[1]) „ist fünf Tagereisen von Rom entfernt“ — heute erreicht man es in vier Stunden — „und wäre es nicht die Sehnsucht, die schöne Neapolis zu sehen, nur wenige würden den beschwerlichen Marsch antreten. Selbst zu Pferd oder zu Wagen geht's nicht rasch von Statten, da man die sumpfigen, fiebererzeugenden Gegenden Italiens nur langsam durchziehen kann.“

„Die Italiener bewohnen,“ schreibt Dom Germain an Dom Ruinart (Broglie I, 424), „zwar ein fettes und ergiebiges Land, bebauen aber davon nur so viel, als zu ihrem Lebensunterhalte eben nöthig ist, und kennen kaum eine fortgesetzte sorgsame Cultur. Auch lieben es die Italiener nicht, dem Winzer in der Parabel gleich, vom Morgen bis zum Abend fortzuarbeiten; sie unterbrechen am Mittag die Arbeit wenigstens vier Stunden lang zum Schlafe; und nehmen sie dieselbe dann wieder auf, so geschiehts nicht, um sie bis zum Abend fortzusetzen; es gibt vielmehr zwischenhinein bald Ballspiel, bald ein Concertchen. Sieht man doch Wenige auf's Feld oder auf die Weide gehen, ohne die Guitarre unter dem Arm, um sich dadurch auf dem Hin- und Rückwege und mitunter auch bei der Arbeit in den Zwischenpausen zu ermuntern.“

Ueber Velletri, Piperno, Fossanuova, wo der hl. Thomas von Aquin 1274 seine sterbliche Hülle niederlegte, Terracina

1) Iter ital. Mus. I. pag. 99.

der Anxur und Fondi kamen sie nach Capua; alle diese merkwürdigen Ortschaften sind durch archäologische Notizen im Tagebuche Mabillon's bezeichnet. In Terracina, schreibt er, gehen die Einwohner blaß wie Leichen einher, in Folge der schlechten Luft. Von dem Kloster, dessen Plan der hl. Benedikt einst in einem nächtlichen Gesicht wunderbar mitgetheilt, weiß Niemand mehr eine Spur. Erst später in Montecassino hörten sie Näheres darüber. Es wird ein kleines Abenteuer berichtet in Fondi, wo nach dem Tode Gregor's XI. die französischen Cardinäle dem neuerwählten Urban VI. 1378 Clemens VII. gegenüberstellten und damit das verhängnißvolle Schisma einleiteten. Beim Abendtisch traten zwei bewaffnete Männer von verdächtigem Aussehen in die Wirthsstube und boten den Fremden einige Orangen zum Geschenke an. Den Zweck der Großmuth errathend und um Herren ihrer Börse zu bleiben, erwiderten die Mönche das Geschenk mit einigen blanken Julios. Als sie am folgenden Morgen noch vor Sonnenaufgang bereits auf der Weiterreise waren, ward plötzlich der Wagen von zwei Räubern angehalten, die indeß, in den Reisenden die Franzosen vom Vorabend wiedererkennend, ihnen glückliche Reise wünschten.

An Itra und Mola, dem alten Formiä vorüber, wo noch die Gärten Cicero's gezeigt werden, traten sie in die liebliche Ebene des Liris oder Garigliano, die sich wie durch Zauberschlag vor ihnen entrollte. Capua, ehemals so verführerisch für die weichlichen Römer, bot unsern Forschern reichen Stoff durch seine geschichtlichen Denkmäler.

„Die Landschaft von Capua nach Neapel", schreibt Mabillon, „ist ein wahres Paradies quasi jugis paradisus, in dessen Mitte die Stadt Aversa liegt. Bäume, Weingärten, Wiesen und üppige Fruchtfelder folgen sich in entzückendem, Aug' und Herz erfreuendem Wechsel." Noch ehe sie Neapel machten, kam ihnen ein Abgeordneter der Stadtbehörde entgegen, um sie in seinen Wagen aufzunehmen, ihnen ein

Hospiz anzuweisen und während ihres Aufenthaltes in Neapel sich ihnen auf das freundlichste zu Diensten zu stellen. Die Eindrücke, welche sie an diesem schönsten Punkte der Erde — fragmentum coeli delapsum in terram — empfingen, finden sich in Iter italicum p. 103—116. Der Ruf Mabillon's, sowie Empfehlungen von Rom erwirkten ihnen auch in den Gelehrtenkreisen Neapels überall die freundlichste Aufnahme. Außer der Hochschätzung wirkte indeß, wie Broglie II, 8 bemerkt, noch ein weniger ideales Motiv mit zur guten Aufnahme. Es ging das Gerücht, Gilbert Burnett, protestantischer Bischof von Salisbury, eine Art anglikanischer Bossuet für den Protestantismus, der eben Italien durchreist hatte, wolle seinen bitteren Zorn über italienische Zustände und Persönlichkeiten in einer Schrift ausgießen, die auch im Jahre 1686 erschien. In Mabillon begrüßte man nun den Mann, der den Pamphletisten mit Erfolg widerlegen könnte.

In der Abtei San Severino gewährte ihnen Abt Hippolyt freundliche Aufnahme. Dieses ehrwürdige, der Ueberlieferung gemäß vom römischen Senator Tertullus, Vater des hl. Placidus, gestiftete Kloster ist im Beginn dieses Jahrhunderts der Revolution zum Opfer gefallen, und die schönen Fresken des Zingaro werden heute nur noch von dem Beamtenpersonal des königlichen Archivs bewundert, welche die Stätte bewohnen. Der innere Klosterhof ist noch heute überdacht von einer stattlichen Platane, welche nach der Sage der hl. Placidus gepflanzt haben soll. Chroniken des 12. Jahrhunderts thun schon des Baumes Erwähnung.

Lehrreich ist der Bericht über die klassische Excursion nach Puzzuoli und Bajä (Iter ital. S. 107). Die berühmte Posilippo-Grotte verdankt ihren Ursprung und Namen dem römischen Kaiser Augustus, welcher dieser von dem reichen Asinius Pollio ererbten anmuthigen Villa wegen der prächtigen Lage, der herrlichen Bäder, Anlagen und Grotten den Namen Pausilypon, gramstillende (von παύειν und λύπη)

gab. Nahe am Eingang derselben fand Mabillon das Mausoleum seines Lieblingsdichters Virgil, des anmuthigsten und glücklichsten der römischen Dichter.

Nach der Tunnelfahrt durch die Grottenstraße — career longus nennt sie Seneka —, deren Länge Mabillon auf 2700 ulnas bemißt, und welche durch das widerhallende Schreien der Fuhrleute, die bei dem schwachen Laternenschein nur mit Noth einander auszuweichen vermögen, einen unheimlichen Eindruck macht, tritt der Wanderer in das balsamische Thal von Bagnoli. Rechts senkt sich der Felskamm des Vorgebirges von Posilippo in fast jähem Sturz in die smaragdene See, um sich weiter westlich als isola di Nisida wieder aus der zitternden Fluth emporzuheben. Bald verrathen Dämpfe von Schwefelquellen die Nähe Puzzuoli's, des alten Puteoli, wo der hl. Paulus als „Gefangener Christi" auf seiner Romreise landete. Die Kirche des hl. Proculus, ehemals heidnischer Tempel, die Reste des Amphitheaters, sowie der Molo oder Ponte di Caligula boten hier Mabillon großes Interesse, größeres als die modernen Sehenswürdigkeiten und der bezaubernde weite Ausblick, der hier, dem ehemals berühmtesten Hafen Italiens, dem Auge sich darbietet. Er sah auch das Dörfchen Bruili (bovile Rinderstall), den Avernersee, das üppige Bajä, deliciae quondam Romanorum, mit dem von Karl V. erbauten Castell, und die Stätte der einstigen Villa Cicero's, wo er die Quaestiones academicae schrieb; Misenum und Cumä, zwei durch Gregor d. Gr. vereinigte Bisthümer; die elysischen Felder mit ihren Grabdenkmälern, die Thermen und die Grotte der Sibylla, welche ihm Virgil und den hl. Martyrer Justinus in's Gedächtniß ruft. Von all diesem bleibt nichts als nuda nomina absque aedificiis.

Ein anderer Ausflug galt dem Kloster Cava. Diese geschichtlich so merkwürdige Stätte besuchten sie in Begleitung ihres Freundes Valetta und eines anderen Neapolitaners Franziskus Andreä. Ueber Pompeji, Herkulanum und

Nocera vorbei, gelangten sie am ersten Abend zur Herberge in ein Schloß St. Georg in den Apenninen. Während der Nacht wurden sie hier im Schlafe durch seltsames Stöhnen und Jammerrufen gestört. Nach vielen beunruhigenden Zweifeln und Beängstigungen stellte sich heraus, daß die Klagetöne von einem in den unterirdischen Räumen gefangen gehaltenen Wilddiebe kamen, der dann das Glück hatte, der Fürbitte der beiden Benediktiner seine Entlassung zu verdanken.

Cava[1]) war nächst Montecassino die berühmteste Abtei des Königreichs, eine Zeit lang sogar von ganz Italien. Der hl. Alferius, aus der lombardischen Familie Pappa-Carboni, unter St. Odilo Mönch in Cluny, hatte um 1025 (nicht 980, wie einzelne Chroniken angeben) dieses Kloster bei Salerno gegründet, welches seinen Namen Cava den dortigen Höhlen und Metallbergwerken verdankt. Zur höchsten Blüthe gelangte dasselbe unter dem dritten Abte, dem hl. Peter von Salerno oder Pietro di Cava, der die Stadt Corpo di Cava gründete und eine große Zahl von Klöstern stiftete oder reformirte und zu einer Congregation vereinigte. Dem Kloster gehörte auch der hl. Desiderius, Abt von Montecassino und Papst als Victor III. an, dessen Nachfolger Urban II. im Jahre 1092 die Basilika consekrirte.[2]) Unsere Pilger, denen die wildromantische Lage des Klosters (horridae tecti instar rupes) einen unvergeßlichen Eindruck machte, loben sehr die Bibliothek und Archive, welche ihnen reiche Ausbeute für die Acta Sanctorum (Vitae Patrum

---

1) Vgl. hiezu außer Mab. Iter ital. S. 117 ff. besonders Dantier, Les monastères bénédictins d'Italie. 2. éd. Paris 1867. II. 258 ff.

2) Die Schilderung dieser Feier und die Rede des Papstes sehe man bei Ughelli, Italia sacra I. 607 ff. und VII. 376 ff. zum Theil deutsch bei Digby-Kobler, Studien über die Klöster des Mittelalters. Regensburg 1867. S. 166.

Cavensium) boten. Auffallend war ihnen die Kleidung und zumal die Schuhe (pellem recentis corii bubuli) der dortigen italienischen Bauern.

Ueber Aversa, Capua und Teano, dessen antike Inschriften dem Berichte einverleibt sind, kamen sie durch das paradiesische Campanien, zeitweise aber auch durch unheimliche Schluchten und Wälder über Fels und Berg,[1]) in die Thäler von Gaeta und San Germano, die ein unvergleichliches Panorama vor ihren Blicken entfalteten. Ueber dem Städtchen San Germano mit dem Burgkastell des hl. Abtes Bertharius im Hintergrunde, erhebt sich die stattliche Bergkette, gekrönt von dem festungsartig ausgedehnten Klostergebäude, majestätisch überragt von der schönen Kuppel, die das Grab des Patriarchen der abendländischen Mönchsorden krönt. An Aquino, wo die Wiege des Engels der Schule gestanden, und Piumarola vorbei, wo die hl. Scholastika unter Leitung ihres gottbegnadigten Zwillingsbruders sich heiligte und die gesegnete Mutter unzählbarer geistlicher Töchter wurde, führte sie der Weg zum Fuße des Berges Cassino, wo von Cypressen überschattet heute noch die Kapelle steht, an welche sich die bekannte liebliche Erzählung von der letzten Unterredung des hl. Geschwisterpaares und des Wunders knüpft, welches der hl. Gregor d. Gr. im lib. II. Dial. verewigt hat.

In San Germano (einst eine altsabinische Stadt, Forum Cassinum von 60,000 Einwohnern) wurden sie in der äbtlichen Curie von Abt Sebastianus a Milano aufs freundlichste empfangen. Drei Stunden brauchten sie, wie Mabillon bemerkt, um den hl. Berg zu besteigen, und er theilt die Gefühle mit, welche seine Seele auf dem Wege zur Wiege seines Ordens erfüllten. Der hl. Benediktus erschien ihm wie ein christlicher Noe, der gegen die verheerenden Fluthen

1) Vgl. die anschauliche Schilderung in P. Germain's Briefe an seine Oberen bei Broglie II. 12—18 und Mabillon Iter ital. S. 120.

der Barbaren hier die Arche baute, welche für Gesittung, Wissenschaft und Kunst die Erstlinge des neuen Geschlechtes in sich bergen, den Völkern Lehrer und Apostel, den Königen Rathgeber, den Fürsten Erzieher, der Kirche hl. Würdenträger, Martyrer und Bekenner ohne Zahl geben sollte.

Wer zum Grabe des hl. Benediktus gepilgert, vergißt die Eindrücke nie mehr. Immer stattlicher und großartiger entfaltet sich vor den Blicken des Pilgers das mächtige Klostergebäude, und immer reizender dehnt sich, je höher man steigt, die paradiesische Landschaft zu Füßen aus. Allmälig verhallt jeder sterbliche Laut, der vom Städtchen Germano heraufdrang; es wird still und einsam wie aus Achtung vor dem Lehrer des Schweigens, der oben herrscht. An einigen Votivkapellen, dem Andenken an Begebenheiten aus dem Leben des großen Meisters des klösterlichen Lebens gewidmet, vorbei, führt der steile Weg über Felsen, von Steineichen und Cactuszäunen umsäumt, immer weiter aus der Welt, immer höher zu Gott, immer tiefer hinein in vergangene Jahrhunderte. Wie viele Päpste, Kaiser und Könige, wie viele Heilige und Gelehrte sind diesen Weg gepilgert; welch ein Stück Weltgeschichte spielt sich ab in diesen Bergen, haftet mit ihren Erinnerungen, guten und schlimmen, an diesen Mauern der ehrwürdigen Wiege des Benediktinerordens!

Endlich war das Heiligthum erreicht, und auf die Begrüßung der Ordensbrüder, welche an der Pforte die Besucher erwarteten, fand im ersten Augenblick Mabillon kein anderes Wort der Erwiderung, als: Adorabimus in loco, ubi steterunt pedes ejus — die hohe Freude und heilige Ehrfurcht ausgießend, an der hl. Stätte sich zu befinden, wo sein theurer Ordensvater gelebt, gelehrt, sich geheiligt und seine herrliche Regel geschrieben hat. Zehn Tage dauerte ihr Aufenthalt im Erzkloster, den sie wie für ihre Forschungen, so für Befriedigung ihrer Andacht möglichst ausnutzten. Wie innig und heiß mögen sie an der Gruft des theuren Ordens-

vaters gebetet und ihre Lippen der Marmorplatte aufgedrückt haben, welche das Grab des großen Heiligen deckt! Mabillon spricht mit Lob von der vortrefflichen Disciplin des Klosters und dem Eifer für das hl. Officium.[1]) In den Briefen aus Montecassino kehrt immer wieder das Lob der herrlichen Lage und der trefflichen Luft.

Als mein Begleiter, so berichtet ein Brief, am Morgen das Fenster der Zelle öffnete, entfuhr ihm unwillkürlich ein Schrei der Verwunderung. Oben ein wolkenloser blauer Himmel, im Osten die Sonne über den schneeglänzenden Abruzzen, die ganze herrliche Landschaft unten im Thale aber in ein auf- und abwogendes Nebelmeer verwandelt — ein treffendes Bild der Geschichte von Montecassino. Hier oben strahlte schon hell die Sonne der Civilisation, als unten ringsum noch alles im Nebel der Barbarei begraben lag. Von hier aus ward das Evangelium und mit ihm Gesittung, Wissenschaft, Kunst und jegliche Bildung hinausgetragen in nahe und ferne Länder und auch in die deutschen Wälder. Hieher zogen sich verschiedene Könige und Fürsten des Lombarden- wie des Frankenreiches, die seligen Karlmann und Ratchis, zurück; hieher pilgerten durch die Jahrhunderte unzählige Apostel, Bischöfe, Gelehrte, Künstler und Ordensleute, um sich neu zu beleben für ihren Beruf, um zu beten am Grabe des Patriarchen der Mönche des Abendlandes.

Ueber die Studienanstalt des Klosters berichtet Dom Germain Rühmliches und bezweifelt, daß die französischen Studenten den dortigen gewachsen seien.[2]) Die Bibliothek und das Archiv fanden sie überaus reich und in musterhafter Ordnung. Unter der großen Zahl von werthvollen Hand-

---

1) Quam laudabiliter viventes divina officia, si uspiam in Italia rectissime celebrant. S. 120.

2) Vgl. auch, was Mabillon Iter ital. S. 126 über die Collationes quae fiunt inter monachos de theologicis rebus et de Scriptura sacra bemerkt.

ſchriften heben ſie hervor eine dreifache vita des hl. Placidus, deren älteſte aus dem 9. oder 10. Jahrhundert Mabillon auf Pergamentblättern fand, die zum Einband anderer Codices verwendet worden waren; jüngeren Datums und weniger glaubwürdig erſchienen ihm die von Petrus Diaconus und Stephanus Anicienſis. Manches indeß, was ihm als aus der Zeit St. Benedikt's ſtammend vorgezeigt wurde, erkannte ſein archäologiſcher Blick als Erzeugniß ſpäterer Zeit. Noch heute übt der Abt von Montecaſſino biſchöfliche Jurisdiktion über etwa 80 Pfarreien — für Italien eine große Diöceſe — und das Kloſter ſetzt trotz der erlittenen Beſchränkungen ſegensreich ſeine Wirkſamkeit fort im Chor, in den Schulen, durch Pflege der Gaſtfreundſchaft und durch werthvolle Veröffentlichungen, unter denen die Bibliotheca Cassinensis beſonders erwähnt ſei.

Bewegten Herzens nahm Mabillon von der theuren Stätte und von der Kloſterfamilie (universo amantissimo Patrum coetu) Abſchied, die vollzählig ihm das Ehrengeleit bis zum äußeren Thore gab. Das demnächſtige Ziel der Reiſe war Subiaco. Ueber Froſinone und Quercina an den Quellen des Anio und der Trebia vorbei, kamen ſie am zweiten Tage zur Abtei St. Scholaſtika, die eine Terraſſe am Eingang der Schlucht krönt. Sie fanden dort nur 12 Mönche unter einem Regularabte, da dem Cardinal Barberini mit dem Titel des Abtes auch die Einkünfte in commendam verliehen waren. Die Abtei nimmt höchſt wahrſcheinlich die Stelle des erſten der zwölf Klöſter ein, welche von St. Benedikt dort erbaut wurden, und deren Lage zum Theil noch erkennbar iſt. Dom Germain, mit der Kritik und Ironie nicht ſparend, kann nicht umhin, ſeinem frommen Berichte ein ſtrenges Urtheil über das unheilvolle Commendenweſen einzuflechten.

Bei dem weiteren Pilgergange bergaufwärts zur hl. Grotte (sagro speco di San Benedetto) war Mabillon tief ergriffen und gibt die Eindrücke wieder, die er auf dieſem

Wege empfand, den der große Ordensstifter so oft gewandelt. Der reißende Gebirgsstrom Anio, der zu Füßen in der tiefen Schlucht braust, die er ins Felsgestein gegraben, das wild-romantische Thal, kurz dieser ganze Schauplatz, den sich vor fast vierzehn Jahrhunderten der fein erzogene Patrizier-jüngling zum Aufenthaltsorte wählte, die spärlichen Ruinen der Neronischen Prachtbauten,[1]) das kleine Rosengärtlein, einst wildes Dorngestrüpp, in welchem der hl. Benedikt das Feuer beginnender Leidenschaft durch schmerzliche körperliche Wunden tilgte — Alles sprach mächtig zum Herzen der Benediktiner. Endlich angelangt im Heiligthum, küßte Mabillon unter Thränen den Boden und den Fuß der Statue des Heiligen mit den Worten: Haec cunabula gentis nostrae; ista est petra, unde excisi sumus!

Auf Subiaco liegt wirklich ein eigener Reiz, der Monte-cassino abgeht. Das Erzkloster ist großartig, es ist die Stadt auf dem Berge, wo das Licht des Ordens leuchtete über die ganze Welt; Subiaco ist klein und beschränkt, aber einzig fromm, geheimnißvoll ergreifend; hier entsprang die Quelle, die zum großen Strome ward; und wie der denkende Geist gerne den Ursachen großer Wirkungen nachspürt, so klopft auch das Herz höher hier an der Wiege des großen Ordens. Ein erlauchter, mit dem römischen Purpur geschmückter Ordensbruder Mabillons, der leider zu früh gestorbene Cardinal Schiaffino, schrieb vor einigen Monaten wenige Tage vor seinem Tode in einem Briefe aus Subiaco diese Worte:

„Am Tage nach meiner Ankunft dahier feierte ich die hl. Messe in dieser Grotte. Nie habe ich sie mit einer solchen Fülle geistlicher Tröstung gelesen. Nachdem ich das hl. Opfer

1) Kaiser Nero, welcher in der Nähe eine Villa besaß, hatte daselbst drei künstliche Seen errichtet, aus denen sich das übereinanderliegende Wasser in prächtigen Wasserfällen ins Thal ergoß. Simbruina stagna. Taciti Annales 14,22. Benediktusstimmen 1885. S. 293.

vollendet, ging ich wieder an die hl. Grotte und kniete an
Statue des hl. Ordensvaters nieder. Ich konnte die Thrä
nicht zurückhalten, ich weinte und betete bei dem Gedan
daß ich an der Stätte kniete, wo unser Vater die Fundam
zu seiner Heiligkeit gelegt — und wie tief müssen sie nicht
wesen sein diese Fundamente, die seinem Orden solche Fe
keit gegeben und so reiche Früchte in der ganzen Welt her
gebracht haben! Es trat mir auch die gegenwärtige Lage
Kirche und der Gesellschaft vor die Seele, und unwillkü
bewegten sich meine Lippen zum Gebete: Excita, Dom
in Ecclesia tua Spiritum, cui beatus Pater no
Benedictus Abbas servivit, ut eodem nos repleti stu
amus amare, quod amavit, et opere exercere, quod doc
Ich legte unserm hl. Vater nebst meiner armen Congrega
auch die Ihrige[1]) zu Füßen. Ich gedachte dabei
meiner Mitbrüder, die unter der hl. Regel dienen, damit
der diese Regel geschrieben, uns die Gnade erlange, son
den Buchstaben als den Geist derselben recht zu verstehen.
Stunde, die ich in der Grotte verbracht, war eine paradiesi
und als ich sie verlassen hatte, fand ich, daß mein Herz
geblieben."

3. Rückkehr.

Subiaco verlassend, kehrten unsere Pilger zunächst
Rom zurück, wo sie nicht ohne kleine Abenteuer, die
gehend berichtet werden, im Dezember eintrafen. Nach
herrlichen Weihnachtsfesten, deren Mabillon in seinem T
buche umständlich gedenkt, nahmen sie mit erneuter K
ihre Forschungen wieder auf.

Erwähnen wir, daß der Mauriner gegen Ende Jan
in der Indexcongregation sein Votum über die vorgenan
wissenschaftlichen Fragen abzugeben hatte, eine Aufgabe,
er mit so gründlichem Wissen, hoher Klugheit und Mäßig
erledigte, daß die versammelten Cardinäle nur auf s

1) Das Schreiben ist an einen Abt der Beuroner Congrega
gerichtet.

dringenden Bitten von der Absicht abstanden, ihn in Rom zu behalten. Von einem Ausflug nach Farfa, Ascola und Porto kehrten die beiden Gelehrten mit ungeahnter Beute zurück.

In diesen Tagen wurde Mabillon durch die Pariser Nachricht überrascht, Bandelot, ein heute fast vergessener Gelehrter, habe einen Sturmlauf gegen die „Diplomatik" versucht. Das schien indeß seine Seelenruhe wenig zu trüben; er dankt am 25. Februar seinen Freunden für ihre Vertheidigung, hält es aber nicht der Mühe werth, selbst in die Schranken zu treten, weil der Kampf voraussichtlich zu keinem Resultat führe und statt zu überzeugen, nur Veranlassung biete, die Liebe zu verletzen. An Conflikten, fügt er bei, wird es unter den Menschen niemals fehlen; das einzige Heilmittel der dadurch verursachten Uebel besteht in der christlichen Geduld und wahrer Demuth.[1])

„Doch wir kämen niemals von Rom fort, wollten wir von Allem Einsicht nehmen und jede Merkwürdigkeit verzeichnen; drum valeat tandem Roma, valeant et Romani."

Am 5. März[2]) nach dem Empfang der geweihten Asche sagten unsere Forscher der ewigen Stadt Lebewohl und nahmen unter den Glückwünschen zahlreicher Freunde ihren Weg über Viterbo, Montefiascone und Siena nach dem kunstgepriesenen Florenz, der Residenz Magliabechi's. Dieser originelle Mann „wohnt in einem großen Haus", schreibt Germain, „das fast nichts enthält als Bücher: Gänge, Treppen, Tische, Stühle, Boden und Bett — Alles ist mit Büchern bedeckt." Die Freude des Florentiners über den Besuch kannte kaum Grenzen: allen Freunden stellte er Mabillon als „den ersten und größten Mann der Welt" vor. Seinem Einfluß mag es zu verdanken sein, daß Prinz Ferdinand, der Sohn des Großherzogs, dem französischen

1) Corresp. de Mabillon. Bibl. nat. fonds fr. 19659 fol. 86.

2) Nicht Februar, wie Broglie II 49 und 51 irrthümlich schreibt.

Gaste, dessen Verdienste er übrigens unabhängig von Magliabecchi zu schätzen wußte, eine Staatskarosse zur Verfügung stellte. Der gewandte Bibliothekar und der freundliche P. Noris, Augustiner und nachmaliger Cardinal, verstanden es meisterhaft unsern Benediktinern auch die verborgensten Schätze der Stadt zu erschließen. Auf Mabillons Zureden veröffentlichte Noris seine Geschichte der Donatisten.

Der Aufenthalt zu Florenz dauerte mehrere Wochen, doch wissenschaftliche Ausflüge nach Fiesole, La Sacra Eremo, Vallumbrosa, Arezzo, Monte Oliveto und Pisa würzten die angestrengten Tage mit angenehmer Erholung. In der letztern Stadt fesselte besonders die berühmte Prozession der toskanischen Ritter vom hl. Stephan unsere Reisenden.

Die Sympathie und ungezwungene Herzlichkeit, die Mabillon in Florenz vom verstaubten Bücherlabyrinth Magliabecchi's an bis hinauf zum Throne erfahren, machten ihm den Abschied fast schwer; doch die Ernte war vorüber, die Zeit drängte, man erwartete ihn in Bologna. Von jetzt an geht die Reise ziemlich flüchtig. Die letztere Stadt ergab verschiedene werthvolle Handschriften, doch werthvoller erschien hier dem frommen Mauriner die Gelegenheit, an der Stelle beten zu können, wo der hl. Dominikus seinen Flug zum Himmel genommen.

In Venedig gab es nochmals verschiedene Ankäufe für die Pariser Bibliothek. Der kurze Aufenthalt zu Mailand gestattete einen Ausflug nach Monza, wo sich Mabillon die eiserne Krone der Lombardenkönige und das berühmte Antiphonar Gregor's des Großen zeigen ließ. Zu Bobbio, der Grabstätte und letzten Stiftung des hl. Columban, wo Heinrich der Heilige im Jahre 1014 einen Bischofsitz errichtete (Iter ital. S. 215), fanden sie äußerst werthvolle Handschriften, darunter den ältesten Codex der gallikanischen Liturgie. In Pavia beteten sie am Grabe des hl. Augustinus und besuchten das des Boethius. Dagegen bot Genua wenig Interessantes, es sei denn die herrliche Lage der Stadt,

die prachtvollen Kirchen und großartigen Werfte. Wenn es ihnen als Franzoſen in dieſer Stadt bangte, ſo läßt ſich dies begreifen: noch überall wies ſie Spuren des traurigen Bombardements auf, das Ludwig XIV. aus Rache veranlaßt, weil die Genueſen den Algierern Hülfe geleiſtet. (Iter ital. S. 226.)

Am 18. Juni 1686 kündigte Mabillon von Turin aus dem heimathlichen Kloſter ſeine Rückkehr für den folgenden Monat an. Schon am 2. Juli erreichten ſie die Thore von Paris. Die Freude in den Cirkeln von St. Germain war groß und der Gang nach der Abtei glich einem Triumphzug. Die Trennung hatte 15 Monate gedauert; kein Wunder, daß Mabillon's Zelle Tage lang von Freunden und Verehrern belagert war. Nach kurzer Raſt begab er ſich nach Rheims, um dem Erzbiſchof Le Tellier über die Reiſe Bericht zu erſtatten, eine Gelegenheit, die es ihm ermöglichte, ſeinen greiſen Vater zu Pierremont noch einmal zu beſuchen. „Darauf," ſo ſchließt ſein Bericht, „kehrten wir nach Paris zurück. Beſſer iſt es, ich wende jetzt meine Gedanken von all dem ab, um mich in der Einſamkeit auf jene Reiſe vorzubereiten, von der der hl. Auguſtinus ſagt, ihr ſtetes Andenken bringe jede andere Reiſe in Vergeſſenheit."

Ein Jahr nach ſeiner Rückkehr, 1687 veröffentlichte er in zwei Quartbänden ſein Museum italicum, seu Collectio veterum scriptorum ex bibliothecis italicis. Dem Iter italicum im erſten Bande ſind 12 Homilien des hl. Maximus beigefügt; ein Supplement zum Liber diurnus Romanorum Pontificum; die Vita Hadriani von einem Mönch aus Nonantula ꝛc.; Belli sacri historia sub Urbano II.; ein wichtiger Brief des Johannes Diaconus nebſt einem Sacramentarium Gallicanum nach dem zu Bobbio aufgefundenen Codex aus dem 7. Jahrhundert. Merkwürdiger Weiſe iſt darin das Feſt der Assumptio seu Depositio B. Mariae Virginis am 18. Januar und die Cathedra Petri (ſonſt überall am 22. Februar), wie auch im Missale Gothicum

und Lectionarium Luxoviense[1]) noch vor der Assumptio in demselben Monat vermerkt.[2]) Der zweite Band enthält die Ordines Romani mit Commentar. Viele Stücke dieser hochbedeutenden Publikation sind in der Patrologia latina von Migne (Band 72, 78, 95, 105) abgedruckt.

Trotz seines sehnlichen Verlangens nach Zurückgezogenheit und seiner natürlichen Abneigung gegen Federkrieg und Hader hatte Mabillon, um den wissenschaftlichen Studien im Ordensstande seine Rechte zu vindiciren, den Kampf mit einem Mann aufzunehmen, der jede wissenschaftliche Thätigkeit der Ordensleute verwerfend, die Bußstrenge der alten Wüstenväter als einzigen Weg zur Vollkommenheit proklamirte.

(Schlußartikel folgt.)

XIV.

Aus dem Leben eines Jesuiten-Generals.

I.

Von einem Jesuiten-General haben viele Leute eine ganz absonderliche Vorstellung. Das ist aber nichts Neues. In einer weit verbreiteten Schmähschrift aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts werden die einzelnen Züge eines Jesuiten-Generals zu folgendem Bilde vereinigt: „Also was ein Bapst in den Römischen Kirchen ist, das ist der General bey seinen Jesuitern. Darneben, ist er allezeit dem Bapst à latere an der Seiten und sitzt in seinen geheimen Räthen. . . . Dergestalt ist der Jesuiter General, gleich wie des Bapsts Seel

1) Bei Mabillon Disquisitio de liturgia Gallicana.
2) Museum I, pars 2, pag. 273—396.

und Gaukelsack, ohne den der Bapst nichts handeln kann.... Was der Beelzebub under allen Teuffeln, und der Lucifer unter den verdampten hellischen Geistern ist, das ist der General in der Jesuiter oder der Teuffel Gesellschaft. Dieser General macht, daß die König auf Erden mit der großen Babylonischen Huren Hurerey treiben und trunken werden von dem Wein ihrer Hurerey".[1]) — Ganz besonders solchen, die von diesen oder ähnlichen Ideen befangen sind, möchten wir ein eingehendes Studium des Lebensbildes empfehlen, welches ein Sohn des berühmten Amsterdamer Professors Alberdingk Thijm veröffentlicht hat.[2]) Es ist das Lebensbild des Jesuiten-Generals P. Roothaan, des Vorgängers des vor einigen Jahren verstorbenen P. Beckx. Fast 25 Jahre lang hat P. Roothaan in sturmbewegter Zeit (von 1829 bis 1853) die Geschicke der eben erst auf dem ganzen Erdkreis wiederhergestellten Gesellschaft Jesu geleitet. Gewiß war es deshalb ein glücklicher Gedanke, uns bei Gelegenheit des Centenariums seiner Geburt (November 1885) die Persönlichkeit dieses Jesuiten-Generals näher zu rücken. Das Buch des holländischen Jesuiten ist sehr geeignet, uns einen tiefen Einblick in den Entwicklungsgang und die Gesinnungen P. Roothaan's zu gestatten. Das Material ist unanfechtbar: es sind meist vertraute Briefe an die Eltern oder den Bruder, die nur für den engsten Kreis bestimmt waren, wo also von „jesuitischer Verstellung und Heuchelei" keine Rede sein kann.[3])

Der Großvater des P. Roothaan war ein protestantischer Frankfurter, der zur Kirche zurückkehrte und sich in Amsterdam

1) Von der Jesuiten Gott u. jrer Geistlichkeit. Gera 1611. 3. Theil.

2) Levensshets van P. Joannes Philippus Roothaan, General der Sociëteit van Jezus. Met bijlagen, portret en facsimile door J. Alberdingk Thijm, S. J. Brugge 1886. 8° VI und 305 pp.

3) Für eine etwaige deutsche Ausgabe würde es sich empfehlen, noch manches aus den Beilagen in den Text zu verweben, anderes aus dem Text in die Beilagen zu verweisen, auch das Generalat selbst etwas ausführlicher zu schildern.

niederließ. Der Vater Mathias Roothaan übte das bürgerliche Gewerbe eines Barbiers und Chirurgen aus und ließ seinen Kindern eine gute und vor allem eine christliche Erziehung zu Theil werden. Am 9. Februar 1839 fragt P. Roothaan bei seinem Bruder an: „Hast du das Buch noch, aus welchem wir bei unserem Abendgebet stets eine Erwägung lasen (es waren die Exercitien des hl. Ignatius in der Bearbeitung von P. Nepveu). O wie nützlich war das! Diesem Buch habe ich in der That fast all mein Glück zu verdanken." Und in einem folgenden Briefe bemerkt er demselben Bruder: „Was du mir, lieber Bruder, aus unserer Jugend ins Gedächtniß zurückrufst, ist mir ein großer Trost. Ja, die göttliche Güte hat uns nicht aus dem Auge verloren. Trachten wir darnach, ihr so möglichst gut zu entsprechen, und stellen wir all unser Vertrauen auf die väterliche Barmherzigkeit." Engverbunden mit seiner Frömmigkeit war der Studieneifer Roothaans. In vier Jahren, Frühling 1796 bis Herbst 1800, absolvirte er die sechs Klassen des Amsterdamer Gymnasiums, mehrmals mit Ehrenpreisen belohnt. Die Schlußrede de praestantia hominis (Alberdingk-Thijm S. 199—210), welche Roothaan vor dem versammelten Rathe, den Curatoren und dem ganzen Gymnasium hielt, macht sowohl inhaltlich als auch formell den Studien des kaum fünfzehnjährigen Redners alle Ehre. Von 1800—1804 besuchte er dann das „Athenaeum illustre" seiner Vaterstadt, wo er die Vorlesungen des berühmten Philologen Jakob van Lennep hörte und an dessen philologischem Seminar theilnahm. Auf Anregung dieses Professors hielt der siebzehnjährige Student am 20. Juni 1803 in dem großen Saale des Athenäums eine größere lateinische Rede de litterarum Graecarum studio (l. c. S. 214—227). Was man nur Schönes von den Vorzügen der griechischen Klassiker sagen kann, wird hier im formvollendeten Latein geboten, besonders eingehend und treffend wird Homer gewürdigt. Wie Roothaan zum Schluß seiner ersten Rede über die

Vorzüge des Menschen zum Danke gegen Gott auffordert, so erhebt er auch gegen Ende dieser Rede seinen Blick zu Gott: „Faxit, inquam, Deus Optimus Maximus ut ad majorem Ipsius gloriam liberales artes magis magisque vigeant!“

Daß Gott nicht allein auf seiner Zunge sondern auch in seinem Herzen war, beweist der großmüthige Entschluß des Jünglings, der Welt zu entsagen und sich ganz dem Dienste Gottes zu widmen. Der Orden seiner Wahl war die Gesellschaft Jesus, von der ein stets lebenskräftiger Zweig in Weißrußland erhalten geblieben und durch das Breve Pius VII. „Catholicae fidei“ vom 7. März 1801 auch offiziell anerkannt worden. Lehrer, Freunde und Verwandte fühlten die Härte des Opfers, welches durch ein solches Scheiden für immer durch die Reise in das ferne eisige Rußland von ihnen gefordert wurde. Nicht weniger fühlte der junge Holländer selbst die ganze Härte des Opfers, Eltern, Blutsverwandte, Freunde und Vaterland verlassen zu müssen, wie aus einem Briefe vom November 1804 hervorgeht (S. 242 ff.). Aber alle Schwierigkeiten überwand er mit männlicher Entschlossenheit. Meinte er Anfangs, wie er in einem anderen Briefe schreibt, daß Gott ein großes Opfer von ihm fordere, so war er doch bald überzeugt, „daß dieser mein Stand nach dem Ruf zum wahren Glauben die größte Wohlthat ist, welche Gott mir erwiesen.“

Das Zeugniß, welches der protestantische Professor Jakob van Lennep dem jungen Roothaan unterm 15. Mai 1804 mit auf die Reise gab, ehrt in gleicher Weise den Lehrer wie den Schüler. In klassischem Latein geschrieben gibt es dem Vertrauen zu den Jesuiten Ausdruck und preist die Talente und glücklichen Charakteranlagen des vielgeliebten Schülers.[1]) Zum Schluß gibt Lennep der Hoffnung Aus-

1) Einige Worte seien hier angeführt: Noram equidem. noram profecto, quanta essent vestrae Societatis ab antiquo tem-

druck, dereinſt ſeinen Mitſchüler zurückkehren zu ſehen, geſtattet mit all den Gütern, zu deren Erlangung er eine ſo lange und gefährliche Reiſe unternehme.

Dieſe lange Reiſe trat Roothaan am 29. Mai 180[4] in Begleitung von zwei Prieſtern, die ſich gleichfalls Geſellſchaft Jeſu in Rußland anſchließen wollten. Die B[r] welche er vom Bord des Kauffarteiſchiffes an ſeine E[l] ſchreibt, geben Kunde von den vielfältigen Plagen der [S]reiſe, aber auch von dem frohen Muthe und der alles zwingenden Gottesliebe des jugendlichen Reiſenden. „Liebe macht uns die unangenehmſten Speiſen lecker, ſie wandelt den harten Strohſack in ein weiches Bett, mit iſt uns die Krankheit ſelbſt angenehmer, als uns ohne die Geſundheit wäre, mit einem Wort, ſie macht uns frieden auf dem Schiffe, ſo daß ich und Niemand von wieder nach Amſterdam verlangt. Das iſt die Wahrh Uebrigens habe ich mehr Sorge für Euch als für mich, [d] ich hoffe, daß Gott, der uns die Liebe zu den Eltern erſchaffen hat, und der mich nun, wie ich glaube, nach [I]land ruft, Euch ſtärken und tröſten wird ... Könnte ich meiner Rückkehr nach Amſterdam alle Annehmlichkeiten

---

pore in omnem literariam rempublicam, in omnes bonas a atque disciplinas egregia et nunquam obliteranda me Noram esse illud vestrae rationis atque institutionis de ut vel maximos nominis vestri obtrectatores subinde laudationem sui verteret; tum et veterem illam gloriam servare tuerique intactam, novis etiam meritis augere, c stans apud nos ferebat fama.“ Ueber Roothaan ſagt er u. „In Cicerone, Demosthene, Platone, Graecis etiam trag ita versatus est, ut accuratius fieri non possit. Aucto etiam veteres, non ad animi tantum oblectationem, sed usum etiam fructumque vitae legere nihilque non eo confe solet ... Animi vero dotes habet eas, ut pleniorem offi probitatis, humanitatis, mansuetudinis adolescentem, n modo nullum unquam viderim, sed ne cogitare quid possim.“ S. 228.

Welt erlangen, ich würde ihr doch nicht den Vorzug vor Rußland geben." Und „aus dem Sund" berichtet er am 10. Juni wieder von dem vielen Ungemach; mancher würde sich vielleicht darüber beklagen, wenn er es durchzumachen hätte, aber für ihn sei das anders. „Die Erfüllung des Willens Gottes hilft uns immer in unsern Leiden, sie wird, wie ich hoffe, auch Euch trösten in dem Schmerze, den meine Abreise Euch verursacht hat."

Am 20. Juni kam die Reisegesellschaft in Riga an, wo sie von den dortigen Jesuiten mit der größten Liebe empfangen wurde. Unter diesen Jesuiten trafen sie auch den P. Kränzl aus der ehemaligen bayerischen Provinz, der auf sein Canonikat in Neuburg verzichtet und drei Wochen zuvor in Riga eingetroffen war. Neun Monate vorher war ein anderer deutscher Jesuit dort angekommen, der 83jährige P. Anselm Eckart, der vor 50 Jahren Missionär in Brasilien gewesen, dann zum Lohn 18 lange Jahre in dem unterirdischen Gefängniß des Fort St. Julien in Portugal geschmachtet hatte.

Diesem verehrungswürdigen Greis hat Cardinal Pacca in seinen werthvollen „Nachrichten über Portugal" ein schönes Denkmal gesetzt. Der berühmte Cardinal schreibt: „Ich habe den Pater Eckarth in Deutschland gekannt, wo er einige Tage bei mir zubrachte. Er war aus der Stadt Bingen, die damals zum Kurfürstenthum Mainz gehörte, gebürtig, trat in die Gesellschaft Jesu und wurde zu den Missionen in Brasilien gesandt. Er befand sich daselbst, als auf Befehl des Königs Don Joseph alle Jesuiten festgenommen und gefangen nach Portugal gebracht wurden. Der Pater Eckarth wurde mit vielen andern in das Fort St. Giuliano am Ausflusse des Tajo in ein schreckliches Gefängniß geworfen, wo er 18 Jahre bis zum Tode des Königs blieb. Von der Königin Marie in Freiheit gesetzt, kehrte er in seine Vaterstadt Bingen zurück, wo er blieb, bis er hörte, daß der Papst Pius VII. auf Verlangen des russischen Kaisers Paul I.

durch ein Breve die Gesellschaft Jesu von neuem in dem Reiche jenes Monarchen hergestellt hatte. Er vergaß sogleich die bei den Missionen gehabten Beschwerden und Mühen, sein schreckliches 18jähriges Gefängniß, und in einem mehr als 80jährigen Alter unternahm er muthig die weite Reise von den Ufern des Rheins nach Rußland, um das Ordenskleid der ihm so theuren Gesellschaft wieder anzulegen. Ein seltenes und bewunderungswürdiges Beispiel von Standhaftigkeit im religiösen Berufe! Dies war jener Pater Eckarth, den das portugiesische Ministerium durch eine wunderliche Metamorphose in einen deutschen Ingenieur verwandelt hatte, der von seinen Mitbrüdern in Europa unter dem Ordenskleide abgeschickt worden war, um die Artillerie des jesuitischen Heeres in Amerika gegen die Truppen der Kronen von Spanien und Portugal zu befehligen."[1])

Der Ort, wo der junge angehende Jesuit mit dem ehrwürdigen Greis zusammentraf, war Dünaborg, wohin seit kurzem das Noviziat von Polotsk verlegt worden war. General der Jesuiten war damals ein Deutscher, P. Gabriel Gruber,[2]) Provinzialoberer P. Anton Lustig. In dem Noviziat von Dünaborg fand Roothaan, was er gesucht: ein hohes ideales Ziel, eifriges Streben nach christlicher Vollkommenheit, aufopfernde, brüderliche Liebe. Kein Wunder also, daß er seinen neuen Beruf mit Liebe und Begeisterung umfaßte. Am 30. November 1804 schrieb er an seine Eltern: „Gepriesen sei der Herr unser Gott, der mich in die Gesellschaft seines Sohnes unsers Herrn Jesu Christi geführt hat! Mit überaus großer Freude vernahm ich Eure Zufriedenheit mit der Wahl, die ich getroffen habe. Wenn Ihr mich wirklich liebet, so müßt Ihr Euch in der That freuen über meinen Stand. Die Freude, die ich genieße, weil ich meinem Berufe gefolgt bin, hat nicht abgenommen seit meinem ersten

1) Pacca, Nachrichten über Portugal. Augsburg 1836. S. 88.

2) Geb. zu Wien 6. Mai 1738.

Briefe, den ich von hier geschrieben habe, sondern sie wird vielmehr von Tag zu Tag größer, da ich darin je länger je mehr die große Gnade Gottes erkennen lerne. Kaum kann ich mir denken, daß seit jener Zeit schon fünf Monate verstrichen sind. Die Freude, in welcher ich lebe, und die fortwährenden Beschäftigungen sind die Ursachen davon. Ihr werdet es mir nicht übel deuten, wenn ich offenherzig bekenne, daß ich sehr wenig an Amsterdam denke . . . Am 1. Juli (nach Eurem Style am 13.), welcher gerade der Festtag des göttl. Herzens Jesu war, hatte ich die große Freude, mit dem Kleide unserer Gesellschaft bekleidet zu werden, und seit den fünf Monaten, während welchen ich dasselbe trage, mehrt sich stets meine Liebe zu demselben. Wir wurden zu unseren Mitbrüdern geführt, welche uns mit der herzlichsten Umarmung empfingen, nachdem das Veni Creator und die Litanei der allerseligsten Jungfrau Maria, der Königin, Beschützerin und Mutter unserer Gesellschaft, gebetet worden. Die Liebe, in welcher unsere Brüder, junge und alte, von verschiedenen Sprachen und Nationen vereint sind, verursacht uns die größte Freude. Der häufige Empfang der hl. Sakramente knüpft dieses Band der Liebe immer fester . . . . Mit einem Worte, ich lebe so glücklich, wie ich noch niemals gelebt habe. Wir haben einen Pater Rektor, der wirklich mit der größten Zärtlichkeit alles das thut, was der beste Vater nur zu thun vermöchte. Er sorgt nicht nur für die Seelen derjenigen, über welche er gestellt ist, sondern er sorgt auch für alle leiblichen Nöthen eines Jeden. Ist Jemand krank, so wird er alsbald gepflegt mit der größten Sorgfalt . . ." Einem späteren Briefe vom 28. April 1805 fügt er als Nachschrift bei: „Wundert Euch nicht, liebe Eltern, daß ich immer so spreche von meinem Glücke. ‚Wovon das Herz voll ist, läuft der Mund über.' Niemand kann dieses fassen, als derjenige, welcher es erfährt."

Diese innige Liebe zu dem erwählten Lebensstande ver-

ließ den Jesuiten nie. Als Magister der Rhetorik sc
Roothaan am 12./24. März 1809 an einen seiner frül
Bekannten: „Was meinen Lebensstand angeht, so kan
nur sagen, daß ich das Glück desselben täglich immer
einsehe und niemals meinem Gott für diese unvergleic
Gnade hinlänglich zu danken vermag.“ Auch als St
drohten, wankte er in dieser Liebe keinen Augenblick.
seinen Vater schrieb P. Roothaan am 24. Aug./5. Sept.
aus Orsa: „Wir sind noch weit entfernt, dasjenige
leiden, was unsere Väter gelitten haben, und was u
erster Vorsteher und Führer gelitten hat. Der Herr ha
gegeben, der Herr hat es genommen, sein heiliger Nam
gepriesen! So denke ich mit Gottes Gnade, und so de
meine Mitbrüder. Was auch jemals unserer Gesells
zustoßen kann, so denke nur niemals, lieber Vater, daß
meine Wahl gereuen könnte. Schon jetzt habe ich so
Wohlthaten Gottes in der Gesellschaft erfahren, daß
tausendmal Alles, was ich für diesen hl. Beruf thun
leiden konnte, ersetzt ist, auch wenn die Gesellschaft in di
Augenblicke ganz zerstreut oder vertilgt würde.“

Am 4. April 1809 traf Johannes Roothaan ein hc
Schlag durch den Tod seiner frommen Mutter, welchen
Vater ihm in einem rührend schönen Briefe mittheilte.[1])
der Antwort 4./16. Juli sucht der Jesuit seinen Vater
trösten und theilt ihm mit, wie er unabläßig für
Mutter bete, wie auch alle seine Mitbrüder ihn hi
unterstützen, im Refektor sei ihre Seelenruhe den Geb
Aller empfohlen worden. Später als er im Briefe
28. Jan./9. Febr. 1812 seine Priesterweihe mittheilt, schr

1) Der Vater schildert seine Gefühle bei der ersten Andeut
welche ihm seine Frau von ihrem bevorstehenden Tode ma
„Ik wierd verleegen, en zeide: wel hoe, zal ik d
voortan de waagen alleen trekken? Neen, n
zeide zij, weest toch niet droevig, God zal uw wel he
en ondersteunen.“

er, seine erste hl. Messe werde er am 2./14. Februar feiern. „Mich dünkt, daß diese der seligen Mutter zukommt, und darum werde ich dieselbe für ihre Seelenruhe (falls es noch nöthig sein sollte) der göttlichen Majestät aufopfern, auf daß sie die erste Frucht meines Priesterthums genieße, die ja auch am meisten Anspruch darauf hat, als diejenige, welche mich zur Welt gebracht." Uebrigens würden, so versichert er, auch die andern Verwandten von ihm am Altare nicht vergessen, besonders nicht der Vater, welchem er bei dieser Gelegenheit in der herzlichsten Weise seine kindliche Dankbarkeit ausspricht für alle Sorgen, welche er für ihn gehabt, für alle Kosten, die er aufgewendet, für alle Zeichen seiner väterlichen Liebe, die er ihm erwiesen. Wenn auch fern vom Vater, sei seine kindliche Liebe deshalb nicht geringer, im Gegentheil sei sie noch reiner nnd gottwohlgefälliger. Den Trost, welchen andere Eltern durch die Gegenwart ihrer Kinder finden, könne Gott durch seine Gnade reichlich ersetzen. Er vertraue auf die göttliche Güte, daß der von Gott an ihn ergangene Ruf, der nun der Gegenstand seiner täglichen Danksagung sei, einst in einer glückseligen Ewigkeit ebenfalls Gegenstand unabläßigen Dankes für seinen Vater werde, denn Gott sei gut und getreu, von seiner unendlichen Güte bleibe kein Opfer ohne reichlichen Lohn.

Als P. Roothaan 16 Jahre später die Nachricht von einer ernsten Erkrankung des damals 83jährigen Vaters erhielt, schrieb er am 16. Februar 1828 von Turin aus an seinen Bruder: „Sicher, lieber Bruder, je älter der Vater ist, um so kostbarer ist er uns, und besonders dir, der du das Glück hast, einige Jahre die väterlichen Sorgen eines so würdigen und guten Vaters durch kindliche Sorge soviel als möglich zu vergelten. Weil ich durch den Willen Gottes so fern von Haus bin, daß ich persönlich nichts anders thun kann, als dem lieben Gott, der überall ist, zu dienen, so mußt du, lieber Bruder, mit deinem ganzen Hause für uns beide thun, was zärtliche kindliche Liebe fordert. Ich danke dir

für meinen Antheil an allen zeitlichen und geistlichen Sorgen, die du für den Vater gehabt und noch hast, auch deiner lieben Gemahlin und deinem ganzen Hause. Gott wird allen reichlich vergelten. Kein Tag geht vorbei und wird vorbeigehen, so lange ich lebe und das Glück habe die heil. Messe aufzuopfern, ohne an unsern besten Vater und auch an dich und die lieben Deinigen besonders zu denken . . . Ich thue was ich kann und vertraue, daß der liebe Gott meine Wünsche und meine Gebete für einen solchen Vater nicht unerhört lassen wird. Sei so gut und schreibe mir bald, wie es dem Vater geht; dies liegt mir sehr am Herzen. . . Nun lieber Bruder lebe wohl, ich umarme dich im Geiste, viele Grüße an deine liebe Frau. Tausend herzliche Grüße und Umarmungen dem Vater, wenn mein Brief noch rechtzeitig ankommt." Der Brief traf den ehrwürdigen Greis nicht mehr am Leben. Schon am 14. Februar hatte er den Lohn empfangen für das große Opfer, seinen reich begabten Sohn in weiter Ferne dem Dienste des Allerhöchsten sich weihen zu lassen.

In einer kurzen Nachschrift zu dem angeführten Briefe bemerkt P. Roothaan: „Ich schreibe in großer Eile. Ich habe auch eine große Familie von 270 Personen. Viel Arbeit, viele Sorgen, viele Verdrießlichkeiten. Aber in Gottes Namen und zu seiner Ehre! Ad M. D. Gl."

Die große Familie, welche P. Roothaan hier erwähnt, ist das große Colleg zu Turin, zu dessen ersten Rektor er Sommer 1823 von P. Fortis ernannt worden. Nachdem nämlich P. Roothaan zum Priester geweiht worden und seine Studien im Jahre 1812 vollendet, wurde er bestimmt, im Anfang des nächsten Schuljahres an der Akademie von Polotsk den Lehrstuhl für Griechisch und Hebräisch einzunehmen Aber die göttliche Vorsehung fügte es anders. Im Juni 1812 zog Napoleon über den Niemen, und die Jesuiten sahen sich auf einmal der großen Armee gegenüber. Viel Noth und Elend war die Folge. In einem interessanten

Briefe vom 6. August 1814 berichtet Roothaan über seine Erlebnisse im Kriegsjahre 1812/13. Als die letzten Posten der Russen von Polotsk abzogen, wurde P. Roothaan mit mehreren anderen auf ein Landgut des Collegs geschickt. Was die Jesuiten im Colleg bei Ankunft der Franzosen gelitten, ist nach seinem Ausdruck „unmöglich zu beschreiben. Es hieß: ‚Hier ist für euch Jesuiten kein Platz mehr' u. s. w. Alles ist übrigens gut abgelaufen. Viele haben neben anderem Elend auch Hunger gelitten, aber keiner ist vor Hunger gestorben, obschon die großen Leiden, besonders die Pflege der Kranken und Gefangenen viele dem Grabe nahe gebracht haben."

Fern von der Heerstraße, vor den Franzosen in's Innere Rußlands fliehend, fand der Jesuit sein Glück darin, jetzt ganz allein auf die göttliche Vorsehung angewiesen zu sein. „Ich für meinen Theil kann wohl mit Wahrheit sagen, daß mein größter Trost war, alle meine Bücher u. s. w. zu Polotsk gelassen zu haben und von der göttlichen Vorsehung ganz allein abhängig zu sein. Wir haben auch in vielen Umständen die Wirkungen der göttlichen Vorsehung auf eine besondere Weise erfahren. Anfangs wurden wir an verschiedenen Orten von den Russen, die dort nie Jesuiten gesehen, fast als Feinde betrachtet, doch bald, nachdem unser Kaiser an die Gouverneure von vier Provinzen Befehl gesandt, den flüchtigen Jesuiten alle Hilfe angedeihen zu lassen, nahm man uns mit Wohlwollen auf". Bemerkenswerth ist, daß mitten in diesem furchtbaren Kriegsgetümmel die Obern der Jesuiten die Ausbildung der jungen Ordensmitglieder nicht aus den Augen verloren. „Im September, so fährt P. Roothaan fort, gerade als die Franzosen in Moskau eingezogen, erhielt ich die Weisung, nach Opocska (in das Gouvernement von Pleskow) zu reisen, wo ungefähr 30 der Unsrigen mit unserm P. Provinzial sich befanden. Letzterer sandte mich dann hierhin nach Pusza, um die Rhetorik unsern jungen Leuten vorzutragen, welche das Noviziat beendet. Hier ist

nun auch das Noviziat, welches vorher zu Dünaborg war. Anderthalb Jahre nämlich vor der Ankunft der Franzosen sahen sich die Unsern genöthigt, Dünaborg wegen des dortigen Festungsbaues zu verlassen. Das schien uns damals ein harter Schlag (obschon unser wirklich gnädiger Kaiser, Alexander I., eine Summe Geld der Schätzung gemäß bezahlte); aber kurz darauf mußten wir froh sein über die göttliche Vorsehung in dieser ganzen Sache, da nach anderthalb Jahren die Franzosen Dünaborg einnahmen und unser Colleg zerstörten. Ueber Pusza, das nicht weit von Dünaborg ist, hat eine ganz besondere Vorsehung gewacht. Der Feind war während mehr als drei Monaten nicht weiter als 7 bis 8 Meilen entfernt, und kein russisches Lager schützte diese Strecke: trotzdem hat man hier in Pusza keinen Feind gesehen, der doch überall weit umherstreifte, um Beute zu machen. Als ich Ende September hier ankam, konnte ich mich nicht genug wundern, daß hier die größte Stille herrschte, während sonst Alles von Soldaten wimmelte. Freilich war man noch nicht außer Gefahr; ich hatte auch Befehl, nach Opocska zurückzukehren, wenn ich unterwegs eine größere Gefahr bemerkte. Aber ich hatte keine andere Unannehmlichkeit, als daß uns ein großes Freiwilligen-Corps von achttausend Mann, die nach Polotsk marschirten, den Weg ein wenig erschwerte. Wir legten doch 30 Meilen in 2 Tagen und einer Nacht zurück. Ein Offizier von diesen Freiwilligen zählte uns an den Fingern die Tage ab, in welchen er auf die Räumung von Polotsk von Seiten der Franzosen hoffte. Bei meiner Ankunft war unser P. Rektor noch sehr besorgt, besonders als er von uns vernahm, daß die Franzosen in Moskau eingezogen. Und in der That, während ich hier war, rückten die Franzosen näher an uns heran, aber zur rechten Zeit erhielten sie Befehl, sogleich zurückzukehren, weil die Russen gerade Polotsk mit stürmender Hand genommen und den Franzosen eine furchtbare Niederlage bereitet."

Ueber das Verhalten der großen Armee den

Jesuiten gegenüber bietet dieser Brief noch manche interessante Einzelheiten. Alle Jesuiten-Collegien mit Ausnahme des von Pusza und St. Petersburg fielen in Feindeshand, aber nicht eine der Jesuitenkirchen wurde geplündert oder in ein Magazin verwandelt, wie dieses bei vielen anderen Kirchen der Fall war, z. B. in Polotsk selbst, wo die Franzosen in der Dominikanerkirche das Allerheiligste aus dem Ciborium über den Boden ausschütteten. In der Nähe von Polotsk gebrauchten sie zum Spott priesterliche Gewänder als Pferdedecken. Nicht einer von den Jesuiten wurde vom Feinde mißhandelt, wie es vielen weltlichen und geistlichen Personen geschehen ist.

Ergreifend und rührend ist es, was Roothaan über die Dienste schreibt, welche die selbst gehetzten Jesuiten besonders kranken und gefangenen Soldaten leisteten. „Unsere Patres haben an verschiedenen Orten und auch in den Collegien eine Menge kranker Kriegsgefangenen auf den Tod vorbereitet, vielen Gesunden die hl. Sakramente gespendet, welche dieselben seit vielen Jahren nicht mehr empfangen: so fanden sie durch Gottes Gnade gerade dort das Leben, wohin sie den Tod gebracht hatten. Es ist unglaublich, wie hier Alles überfüllt war mit armen Kriegsgefangenen aus allen Nationen. Ich habe auch viele Holländer gesehen und gesprochen. Zu Dpoczka habe ich auf meiner Durchreise das Glück gehabt, den Abend vor meiner Abreise die Beicht eines Brabanters zu hören, den kein anderer Pater verstehen konnte; dieselbe Nacht ist er gestorben. Diese geistlichen Dienstleistungen haben vielen unserer Patres das Leben gekostet. Unter diesen war auch P. Flajolet, mein guter Freund und beständiger Begleiter auf allen diesen Reisen. Er wurde auch nach Dpoczka gerufen, um den Kriegsgefangenen zu helfen. Mit einem so brennenden Seeleneifer widmete er sich dieser Arbeit, daß er in der Zeit von zwei oder drei Wochen in eine Krankheit fiel, die ihm das Leben kostete. Glücklich, wer in einer so herrlichen Arbeit sein Leben für seine Brüder geopfert hat! Solch eines Glückes bin ich nicht würdig gewesen."

Ueber dieſe aufopfernde Thätigkeit ſeiner Mitbrüde
richtet P. Roothaan auch in einem frühern Brief aus A
vom 26. Jan./7. Febr. 1813 mit noch weitern Einzelh
„Viele von den Unſrigen haben das Glück gehabt, ihr
aufzuopfern in der Pflege der Kranken und Verwundet
den Lazarethen. In dieſen letzten vier Mon
haben wir ſiebenzehn Perſonen verloren, w
drei oder vier ausgenommen, alle von den kranken Sol
angeſteckt worden und in Folge davon geſtorben ſind.
wurden von uns auf den Tod vorbereitet: Franzoſen, Deu
Brabanter, Holländer."

Am 7. Auguſt 1814 erlebte P. Roothaan zu Pusz
ſchönen Tag der Wiederherſtellung der ganzen Geſell
durch Pius VII. Aber dies vermochte die Jeſuiten in
land nicht davor zu ſchützen, daß die Ruſſen ihnen
ähnlichen Dank für die aufopfernde Pflege der verwu
Krieger erwieſen, welcher nach dem franzöſiſchen Krieg
deutſchen Jeſuiten von den Preußen abgeſtattet wurde.
in demſelben Jahre wurden die Jeſuiten aus St. Peters
fünf Jahre ſpäter aus dem ganzen ruſſiſchen Reiche verb
Als die rohe Knute ſich drohend über den Häupter
ruſſiſchen Jeſuiten erhob, ſchrieb P. Roothaan am 17.
1. März 1819: „Wird ſind in Gottes Hand, das menſ
Leben iſt ſo kurz; glücklich, wer es gut zubringt, un
allerglücklichſten, wer etwas zu leiden hat für den E
der ſoviel für uns gelitten hat." [1]) Am 13./25. März

1) Bei einer anderen Gelegenheit, als nämlich drei Jeſuit
Errichtung einer Miſſion nach Sibirien geſchickt wurde
einer derſelben auf dem Wege ſtarb, ſchrieb Roothaan (A
9. Febr. 1812): „Inzwiſchen iſt der Pater ſicher glückli
Gott ihm die Gelegenheit gegeben, noch kurz vor ſeinen
ein ſo herrliches Opfer zu bringen. Sein Loos iſt m
beneiden, als zu beklagen. Für Gott und den hl. Glaub
Blut zu vergießen, iſt eine ſo große Gnade, daß ich dieſel
hoffen darf. Aber wenigſtens bitte ich Gott, daß mein T
treffen möge bei einer zu ſeiner Ehre unternommenen
Wir haben nur ein Leben, wir können dasſelbe nur ei
opfern und ſicherlich nicht beſſer und nicht herrlicher als für

unterzeichnete Alexander I. den Ukas, welcher 350 unschuldige Männer aus dem Lande jagte. Waren denn wirklich die Jesuiten die Feinde des Vaterlandes? Am 13. März 1881 wurde Alexander II auf offener Straße nicht von Jesuiten, sondern von Nihilisten, den wüthendsten Feinden der Jesuiten, ermordet.

XV.

Die „gefallene Größe" in Friedrichsruh.

Als vor einigen Monaten der Kaiser beim Banquet der brandenburgischen Ritterschaft in einem Trinkspruch die Worte fallen ließ: „Wer sich seinen Plänen entgegenstelle, den zerschmettere er" — da waren es nur Wenige, welche dieses bis an die Adresse des Reichskanzlers gerichtet fanden. Daß aber diese Wenigen Recht gehabt, zeigt jetzt mit jedem Tage deutlicher der ehemalige Kanzler selbst.

Mit einer verblüffenden Offenheit erklärt er jedem fahrenden Literaten, der sich bei ihm anmeldet, gleichviel ob es ein Deutscher oder ein Ausländer ist, daß es Differenzen mit dem Kaiser gewesen, welche seine unfreiwillige Entlassung aus dem Amte zur Folge gehabt hätten. Ja die Geschichte des letzten Interviews, welches in Friedrichsruh stattgefunden, lehrt sogar, daß die sensationslüsternen Literaten noch zurückhaltender in ihren Mittheilungen sind, als der Kanzler. Denn erst nachdem der letzte Interviewer in eine Polemik mit einem andern gleichfalls nach Neuigkeiten aus Friedrichsruh haschenden Blatte gerathen war, theilte er der Welt die überraschende Kunde mit, der Kanzler (von dem er schon

zuvor erzählt, er habe erklärt, die internationale Arbeiterschutzconferenz nur zu dem Zwecke berufen zu haben, um den „arbeiterfreundlichen Elan unseres Herrn zu mäßigen“) habe „noch gesagt“: „Ich glaubte, daß auch die Rücksicht auf den Staatsrath, überhaupt auf Europa, den Kaiser veranlassen würde, die Erlasse (vom 4. Februar) aufzugeben.“

Daß dieses Spiel mit der Krone dem Fürsten Bismarck auch noch den letzten Freund rauben muß, ist einleuchtend. Die „Kreuzztg.“, welche sich den aus Friedrichsruh kommenden Offenbarungen gegenüber bisher noch die größte Reserve unter allen Blättern auferlegt hatte, erklärt jetzt — wenn auch noch in der Form einer Zuschrift „von beachtenswerther Seite“ —, daß „ein längeres Schweigen über die Aeußerungen des Fürsten Bismarck Verrath an der Losung der Conservativen: Mit Gott für König und Vaterland sein würde“. (Nummer v. 15. Juli 1890.)

Und die beiden Blätter, welche früher am getreuesten die Bismarck'sche Politik verfochten — aus welchen Nebenmotiven möge hier unerörtert bleiben — die „Köln. Zeitung“ und die Berliner „Post“, sind jetzt vom Kanzler als zur „feigen Presse“ gehörig abgethan, weil sie vorher den Kanzler von sich abgeschüttelt, so daß in der That mit einziger Ausnahme der „Hamburger Nachrichten“ — welche aus Geschäftsrücksichten gegenwärtig, aber wer weiß, wie lange, das Sprachrohr des ihnen benachbarten Einsiedlers sind — kein deutsches Preßorgan mehr auf Seiten des Entlassenen steht.

Im Ganzen und Großen ist ja das so der Welt Lauf. Schon der Dichter der Alten sang: Donec eris felix, multos numerabis amicos, Tempora si fuerint nubila, solus eris. Indeß mehr als durch den Kaiser hat sich Fürst Bismarck durch sich selbst „zerschmettert“, weil er sein Ungemach nicht mit Würde zu tragen versteht.

Der jugendliche Kaiser war im vorigen Jahre durch die Massenstrikes in Beunruhigungen versetzt worden, in Beunruhigungen, welche um so lebhafter werden mußten, als

sie gerade in das Centenarium der französischen Revolution fielen und die Erinnerungen an den Königsmord wachrufen mußten. In der Ueberzeugung, daß etwas zu Gunsten des Arbeiterstandes geschehen müsse, begegnete sich der Kaiser mit einem großen Theile solcher Persönlichkeiten unter Ministern und Abgeordneten, von denen ihm bekannt war, daß sie in gleicher Weise um Thron und Volk aufrichtig besorgt waren. Nachdem wir nun — hauptsächlich wieder durch die neuerdings von ihm selbst gegebenen Enthüllungen — wissen, daß der Kanzler lieber ein Freund der Arbeitgeber, als der Arbeiter sein wollte, daß er vorhatte, das Socialistengesetz nicht nur nicht aufzuheben, sondern noch zu verschärfen, so war es erklärlich, daß der Kaiser sein Entlassungsgesuch bewilligte.

Daß noch andre kleine Bäche den Strom des kaiserlichen Mißbehagens gespeist haben, ist nicht zu bezweifeln und so hat denn auch diese neueste welthistorische Thatsache der Kanzlerentlassung ihre ganz naturgemäße Ursache, wenn sie auch dem Fernerstehenden so unerwartet kam, daß man eher ein allgemeines Erdbeben für möglich gehalten hätte. „Bei lebendigem Leibe", sagt die Wiener „Neue Freie Presse" — dereinst auch unter den ehemaligen Anbetern des Kanzlers — „konnte man sich den Fürsten Bismarck nicht als einen ‚Amtsvorgänger' vorstellen". (Nummer v. 12. Juli 1890.)

Niemals hatte der Kanzler weniger Lust zum Gehen gehabt, als jetzt, und doch ging er; meist hatte er bei früheren Entlassungsgesuchen aufrichtige Neigung zum Gehen und doch blieb er immer. Und wo er blieb, da war er seit zwei Jahrzehnten der Mittelpunkt der Welt, in Berlin wie in Friedrichsruh, in Varzin wie in Kissingen. Zwar nicht so, als wenn das Zünglein der Wage immer in seiner Hand gelegen hätte; aber doch so, daß Jeder, der auf der weiten Welt Krieg oder Frieden plante, immer mit ihm rechnen mußte. Kam ein Deutscher in's Ausland, so wurde er diesseits wie jenseits des Meeres zuerst nach Bismarck, dann erst nach dem „alten Kaiser" gefragt.

Und erſt gar im Inland! Die ganze Staatsmaſ
wurde gelenkt von ſeiner „eiſernen" Hand; die Verſtaatlic
eines großen Theils des Handels und des öffentlichen
kehrs ſollte die noch vorhandenen ſelbſtändigen Exiſtenze
immer weiteren Kreiſen von ihm, dem Centralpunkt der
gierung, abhängig machen; „der Staat bin ich", konnt
über ein Jahrzehnt von ſich ſagen. Sogar die Mehrheit
gewählten Volksvertreter betrachtete er als auf ſeinen „Na
gewählt". Ja neben der Dynaſtie des kaiſerlichen Ha
ſuchte er eine erbliche Miniſter-Dynaſtie durch ſeinen S
zu begründen. Daß unter derartigen Umſtänden der Tita
ſturz mit ſolcher Ruhe, wie es geſchehen, ſich vollziehen kon
darüber kann man ſich füglich noch mehr verwundern,
über den Sturz ſelbſt.

Vor zwei Jahren, als es einmal den Anſchein h
daß Kaiſer Friedrich zur Entlaſſung der Kanzlers ſchr
wollte, machte ſich ſofort in einem Theile des Volkes
Bewegung geltend, worin in Wort und Schrift gegen
vermeinte Abſicht des Monarchen Proteſt erhoben wu
und ſehr leicht hätte damals der Titan, wenn er geſt
worden wäre, nur ein Elba, kein Helena gefunden. H
aber ſpricht Niemand für ihn öffentlich ein Wort und
Zahl Derjenigen, welche es bisher noch heimlich mit
hielten, wird von Tag zu Tag geringer. Er ſelbſt ſieht
daß er eine „gefallene Größe" iſt und daß kein Mi
vorhanden iſt, dieſer vom Falle wieder aufzuhelfen. So
ſeine bisherigen Allergetreueſten fliehen ihn nach ſeinem eig
Geſtändniß „wie die Peſt". In ſeinem Aerger bezichtig
dabei die ganze deutſche Preſſe im Gegenſatz zu der
Auslandes, welche zuerſt Vertreter in ſeine Einſamkeit
ſandt, der „Feigheit", und ſchon legen ſich außer den be
beſonders erwähnten Blättern „Köln. Ztg." und „P
hundert andere die Frage vor: Herr, bin ich es?

In der That haben ſie zu dieſer Gewiſſenserforſch
alle Veranlaſſung. Denn nicht aus der Gegenwart al

schöpft Fürst Bismarck seinen Unmuth, er gründet ihn vor Allem auf die Vergangenheit. Er kennt eben seine „Leute", um mit seinem Leibchronisten Busch zu reden, von früher her; er weiß, welch gesinnungsloses, Erfolge anbetendes, mammonsüchtiges Geschlecht in dem größten Theile der deutschen Presse regiert. Von dieser Seite hatte er doch heute kaum Unterstützung erwarten können; noch weniger von der großen Anzahl Derjenigen, deren Gesinnungen er durch den Reptilienfonds gewaltsam — geändert hatte.

Die „freisinnige" Presse bemüht sich jetzt, sich und die socialdemokratische Presse von dem ihr implicite gemachten Vorwurf der „Feigheit" zu entlasten. Die Geschichte der letzten zwanzig Jahre läßt aber diese Selbstrechtfertigung nicht zu. Es hat den Fürsten Bismarck im Jahre 1866 viel mehr Mühe gekostet, den Chefredakteur der „Kreuzztg.", Herrn Beutner, „herumzukriegen", als die Leiter der „liberalen" und fortschrittlichen Presse. Die Organe der letztern waren zum größten Theile in den Händen der Juden, welche schon beim ersten Kanonenschuß von Königgrätz aufhorchten und zusahen, nach welchem Modus fortan die besten Geschäfte zu machen seien. Herr Lasker, geboren zu Jaroczyn, erklärte damals im Namen der „deutschen Nation", daß Graf Bismarck der aus dem Kyffhäuser hervorgekommene Barbarossa sei; die „schwarzen Raben", so prophezeite er,[1]) würden auch bald aus dem „Vaterlande" vertrieben werden.

Und so war es. Als der Kampf gegen die „Schwarzen" losging, stellten sich alle Parteien von der äußersten Rechten bis zum linken Flügel der Linken dem Oberanführer Fürsten Bismarck zur willigen Verfügung. Man sprach nur von den „vereinigten liberalen Parteien", welche sich gegen das Centrum geeinigt hatten. Die „Vereinigung" reichte vom Grafen

---

1) In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 25. Nov. 1873 hatte er bekanntlich verrathen, daß dieser Plan schon vor dem Kriege von 1870 bestanden hatte.

Moltke bis zu Herrn Virchow. Herr Eugen Richter stin
Arm in Arm mit den „orthodoxen Junkern“ für die
änderung des Fundamentes constitutioneller Freiheiten,
preußischen Verfassung. Eindringlichst warnte v. Mallinck
vor den Folgen des nicht nur das Kirchenrecht, sondern eb
das Staats-, Natur- und Privatrecht beeinträchtigenden
nur zum Absolutismus eines allgewaltigen Ministers führen
Vorgehens; aber Alles war vergebens. Nur Hohngelä
von rechts und links war die Antwort auf die Mahn
des Patrioten; der Absolutismus des Allgewaltigen s
herbeigeführt werden!

Noch beklagenswerther, um nicht zu sagen schändlic
war das Verhalten der „liberalen“, speziell der fortsch
lichen Presse gegenüber den katholischen Blättern.
gegen letztere die Zahl der Prozesse zunahm, als z. B.
„Germania“ in einem Quartale allein vierundzwanzig Ankla
zugestellt erhielt, hatte auch nicht ein einziges der beson
für „Preßfreiheit“ schwärmenden „freisinnigen“ Berl
Blätter den Muth, gegen das vom Fürsten Bismarck
denn von ihm gingen alle Strafanträge aus — beso
System Einspruch zu erheben. Nur einmal nahm hierzu
Mitredakteur der nationalliberalen „National Ztg.“ ei
schüchternen Anlauf; die Folge war, daß er schon im näch
Vierteljahre seinen Abschied nehmen mußte.

Aehnlich verhielt es sich mit der katholischen Prov
Presse. Hier wie in Berlin kam noch zu Gunsten
Fürsten Bismarck der Umstand hinzu, daß auch die Richt
Collegien, welche den Urtheilsspruch zu fällen hat
meist eine unbegrenzte Verehrung für den Reichskan
besaßen und diese ihre Gesinnung auch im erkan
Strafmaß bekundeten.

Als zur Zeit des preußischen Verfassungs-Confli
ebenfalls auf Veranlassung Bismarcks zahllose fortschrittl
Blätter in Anklagezustand versetzt wurden, erfolgten doch
höchst seltenen Fällen Verurtheilungen, weil die Mehrz

der Richter den Standpunkt der Blätter theilten. Während des „Culturkampfes“ hingegen stand die Mehrheit der Richter ganz auf dem Standpunkte der Bismarckischen Politik. Eine „Bismarck-Beleidigung“ — damals ein specifisches Vergehen — wurde fast wie ein crimen laesae majestatis bestraft; es liegen gerichtliche Erkenntnisse vor, welche ausdrücklich betonen, daß Beleidigungen eines Ministers, der „an der Spitze des Staates“ stehe, schwerer zu ahnden seien, als Vergehen gegen einen gewöhnlichen Ressortminister ꝛc.

Daß aber Fürst Bismarck trotz aller dieser Maßregeln gar nichts bei der Centrumspresse und Centrumspartei erreichte, hat er selbst wiederholt eingestanden. Zeugniß ist hiervon nicht allein die letzte Herrenhausrede, die er anläßlich der Beilegung des „Culturkampfes“ gehalten, sondern es geht namentlich auch aus seiner mit dem apostolischen Stuhle gepflogenen und zum Theil veröffentlichten Correspondenz von 1880 bis 1884 die Thatsache hervor, daß er sich mehrfach vergebens in Rom über die Geistlichen, welche in Parlament und Presse thätig waren, beschwert hatte.

Wenn also Fürst Bismarck jetzt in Friedrichsruh erklärt hat, „die Presse hier zu Lande“ habe „keinen Muth“, sie sei „feige“, so kann man nicht zweifelhaft darüber sein, ob und welche Presse hierbei ausgenommen wurde. Die „freisinnige“ konnte es nach ihrer Gesammthaltung nicht sein, und die socialdemokratische hat schon deshalb keinen Anspruch auf „Muth“, weil ihre Leiter — vor wie nach dem Socialistengesetz — sich des bequemen Institutes der „Sitz-Redakteure“ bedienten.

Man hat den ehemaligen Reichskanzler oft einen „Menschenverächter“ genannt. Gewiß nicht mit Unrecht. Aber damit ist nur gesagt, daß von der großen Masse der Menschen, mit denen er im Leben zu thun hatte, wiederum die weitüberwiegende Mehrzahl der Verachtung werth war.

Als einst die Kunde vom Tode des seligen von Mallinckrodt zum Ohr des Kanzlers drang, erging er sich in

Ausdrücken der höchsten Anerkennung für den felsenfe
Charakter des Vollendeten. Später hat er dann die ga
Centrumsfraktion einen „unüberwindlichen Thurm“ genai
und dieses Anerkenntniß wird gerade ihm, der das st
Wort gesprochen: „Nach Canossa gehen wir nicht!“ — ge
nicht leicht geworden sein.

Es ist wirklich kaum erklärlich, daß man an alle d
allbekannten Dinge erinnern muß, lediglich, um der
entwickelnden Geschichtslüge, als habe der allgewaltige F
marck „nur“ vor dem „Freisinn“ und den Socialdemokra
Respekt gehabt, den Weg zum Geschichtsmonopol zu versperr

Im Uebrigen werden wir uns auch jetzt nicht durch
breiten Strom der „öffentlichen Meinung“, in dem in
Regel Einer dem Andern nachspricht, was er von ihm gehi
irre machen und unser Urtheil über den „Säcularmensch
beeinflussen lassen.

Haben wir seinerzeit nicht den Andern das Hosiann
nachgeschrieen, so werden wir auch jetzt nicht mit ihr
Kreuzige! rufen. Wir haben seinerzeit anerkannt, daß Fü
Bismarck in den Jahren 1886 und 1887 beim Abschluß
kirchenpolitischen Verhandlungen mit Rom eine relative u
gerade bei seinen weitgehenden Plänen doppelt ins Gewi
fallende Mäßigung bekundet hat. Freilich war das von i
Zugestandene das Minimum, welches kirchlicherseits geford
werden mußte und ohne welches der apostolische Stuhl s
tolerari posse nicht aussprechen konnte. Aber vorher n
dieses Minimum vom Kanzler und seinen bisweilen w
unzugänglicheren Helfershelfern nicht concedirt und Al
war aufgeboten worden, um die Kirche zur Unterwerfu
zu zwingen. Nachdem der Kanzler begriffen, daß er ni
Papst-Cäsar werden konnte, hatte er den Muth, das Fehl
hafte seiner bisherigen Politik öffentlich einzugestehen und
gut wie es unter den obwaltenden Umständen möglich wa
den modus vivendi mit der Kirche wieder herzustellen.

Auch bezüglich mancher wirthschaftlichen Fragen, z. B

hinsichtlich des Schutzzolls, hat er gleichfalls seine früheren Fehler eingestanden. Daß er jetzt noch mit einer Anzahl anderer Fehler, so namentlich in der Frage des Arbeiterschutzes, behaftet ist, liegt in der allgemeinen Unvollkommenheit der menschlichen Natur.

Aber nichts berechtigt uns zu der Annahme, daß er nicht durch seine Rathschläge, die mehr zu Gunsten der Arbeitgeber lauteten, als zu denen der Arbeiter, wenigstens subjektiv das Beste des Staates im Auge gehabt habe. Es hat doch vor ihm schon viele Staatsmänner gegeben, welche mehr die Revolution der Bourgeoisie, als die des dritten Standes fürchteten! Hatte doch gerade er Lassalle, Schweitzer und Genossen dazu gebraucht, um den Bourgeois-Fortschritt möglichst unschädlich zu machen!

Es mag einer späteren Geschichtsschreibung vorbehalten bleiben, noch weitere Fehler des Kanzlers aufzudecken. Insbesondere wird man auch darüber sich klar werden müssen, ob es ein verdientes oder unverdientes Geschick gewesen, daß der Kanzler hic et nunc seinen Abschied nehmen mußte. „Liberale" Blätter machen besonders darauf aufmerksam, daß er gerade von Demjenigen entlassen wurde, „auf dessen Erziehung vom Knabenalter an er einen so großen Einfluß geübt" und für dessen Haus, könnte man hinzufügen, er seit zwei Menschenaltern im denkbar größten Style gearbeitet hat.

Diese Fragen zu entscheiden, überlassen wir, wie gesagt, späteren Zeiten. Für jetzt bleibt nur das Eine zu constatiren: Die Weltgeschichte ist wiederum um Einen reicher, der „vor dem Tode nicht glücklich ist"; die Kirchengeschichte wieder um Einen, der den Felsen Petri „nicht überwältigen" konnte!

P. M.

Nachschrift.

In einem inzwischen stattgehabten neuen Interview mit einem Dresdener Journalisten hat Fürst Bismarck seine Aeußerung bezüglich der „Feigheit der deutschen Presse" dahin fixirt, daß so ziemlich die gesammte deutsche Presse der „Feigheit" zu bezichtigen sei.

Die socialdemokratischen Blätter, äußerte er, hätten es leicht, muthig zu sein, „denn sie erwarten von dem jetzigen Regierungssystem nichts und können darum rücksichtslos dreinreden“. „Die Presse der anderen Parteien“, fuhr er fort, „auch die der Fortschrittspartei“, denn diese hoffe „ja auch vielleicht einmal regierungsfähig zu werden“, habe „immer mit gewissen Rücksichten“ zu rechnen. Es gebe da „zu viel Streberthum und persönliche Rücksichtnahmen“.

Unter den Blättern, welche neben der „Post“ und der „Köln. Zeitung“ noch das besondere Mißbehagen des Fürsten hervorgerufen, wurde in specie die „Nordd. Allg. Zeitung“ erwähnt, welche früher von ihm „fast allein erhalten worden“ sei, jetzt aber es vermeide, auch nur seinen „Namen zu nennen, um nicht nach oben Anstoß zu erregen“.

So der Bericht des neuesten Interviewers. Wir wiederholen, daß der Fürst Bismarck recht gut wissen wird, welche Presse er von dem Streberthum auszunehmen hat: es sind diejenigen Blätter, gegen welche er in den letzten zwanzig Jahren die meisten Strafanträge gestellt hat und deren „Streberthum“ meist mit dem — Gefängnisse endete. Diese haben constant vor dem Fürsten Bismarck ihr Haupt zu beugen sich geweigert und ihn schon von Anfang an als solchen bezeichnet, wofür ihn jetzt alle Welt hält: als einen mit allen Fehlern und Schwächen des gewöhnlichen Sterblichen ausgerüsteten Geist, der nur durch die kritiklose und launenhafte „öffentliche Meinung“ zu einem außergewöhnlichen Heros aufgebauscht worden war.

Zur größten Genugthuung muß es den Leitern und Mitarbeitern der katholischen Presse gereichen, daß speciell die „Nordd. Allg. Zeitung“, das ehemalige Leibblatt des ehemaligen Kanzlers, jetzt so von diesem selbst charakterisirt wird, wie sie es stets gethan haben. Gerade in Folge der Polemik, welche katholische Publicisten mit der „Nordd. Allg. Zeitung“ zu führen hatten, sind zahllose Gefängnißstrafen verhängt worden, weil Fürst Bismarck stets mit seinen gedruckten Strafanträgen hinter seinem Blatte stand und die überwiegende Mehrzahl der Richter auf seiner Seite war.

Daß den so hart Verfolgten noch einmal Fürst Bismarck selbst als Rächer gegen die „Nordd. Allg. Zeitung“ erstehen würde, das hätten sie bei Lebzeiten gewiß nicht erwartet!

Der Verfasser.

XVI.

Zeitläufe.

ie Brüſſler Afrika-Conferenz und die beiden Sudan in Oſt- und Weſtafrika.

Den 24. Juli 1890.

Einmal wieder eine erfreuliche Thatſache auf politiſch-ocialem Gebiete! Sie iſt um ſo mehr zu verdanken, weil e nicht bloß aus einer Nöthigung im allgemeinen mate-iellen Intereſſe hervorging und nackte Rechts- oder Verkehrs-fragen betraf. Europäiſche und internationale Conferenzen ieſer Art ſind ſchon regelmäßig geworden; das alte Europa ann ihrer eben nicht entbehren; obgleich ſeine Nationen inander auf dem permanenten Kriegsfuß gegenüber ſtehen, iber ſolche Fragen müſſen ſie gerne oder ungerne in Gemein-amkeit friedlich verkehren. Die Brüſſler Antiſklaverei-Conferenz aber hatte eine höhere Bedeutung und Auf-gabe; ob gewollt oder nicht, ſie vollführte eine chriſtliche Kulturmiſſion, ein ſeltener Fall in der heutigen Welt.

An der Conferenz waren, was das Merkwürdigſte iſt, nicht nur die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Rußland, ſondern auch die Türkei, Perſien und das Sultanat Sanſibar betheiligt. So iſt die Conferenz eine vollſtändig neue Erſcheinung in der Weltgeſchichte geworden. Sie war der erſte Verſuch, auch uncultivirte und islamitiſche Länder für allgemein menſchheitliche Intereſſen heranzuziehen, und

der Verſuch iſt durch die Verſtändigung aller beru
Staaten aus vier Erdtheilen gelungen. Ohne eigentl
Programm iſt dieſer erſte Weltcongreß, der den Namen
dient, zuſammengetreten, und doch hat er nach meh
ſiebenmonatlichen Anſtrengungen am 30. Juni eine Gen
akte aufgeſtellt, von der man ſagen kann, daß ſie für
Orient im weiteſten Sinne den erſten Grund zum Menſ
recht lege, und der Miſſion des Chriſtenthums die Wege

Unwillkürlich ſagt man ſich: was könnte erſt dann
die leidende Menſchheit allüberall geſchaffen werden, n
im Brennpunkt der Culturwelt nicht das revolutio
Nationalitätenprincip nach innen und außen die unheil
Verfeindung und Verrohung der Völker angerichtet hä
Auch die Brüſſler Conferenz war nahe daran, an di
Widerſtreit zu ſcheitern. Was immer die Nachbarmächte
ſtreben, jedesmal erhebt ſich der Widerſpruch Frankre
ſo auch hier. Es war auf dieſer Seite eigentlich bloß
Eitelkeitsfrage: nämlich das gegenſeitige Recht der Sc
durchſuchung, während England bezüglich der Waffen=
das Deutſche Reich bezüglich der Branntwein=Einfuhr
reelle Bedenken einzuwenden hatten. Frankreich gab
auf den Wunſch Rußlands, vertreten durch deſſen berüh
Völkerrechtslehrer Martens. Noch ein zweiter Umſtand
ein beſonderes Licht auf die europäiſchen Zuſtände:
auf der Conferenz vertretenen Mächte, einſchließlich
Türkei, haben ſchließlich unterzeichnet, mit einziger Ausna
— Hollands. Einige Amſterdamer Häuſer nämlich ſt
ſich an den auf Wunſch Belgiens einzuführenden Einga
zöllen beim Congoſtaat. Wie ein Nachtgeſpenſt erſchein
jene heilloſe „Mittelſtaaten=Politik“, über die ſonſt üb
Tagesordnung erkannt iſt, auf der Weltbühne, wohl
letzten Male.

Selbſt die drei Sultane, in deren Gebieten die hä
liche Sklaverei ſich erhalten hat, und welche bisher
Sklavenhändlern als Abſatzmarkt dienten, ſind ſo weit

ungen, als das Lebenselement des Islam, die Vielweiberei, wa noch zuließ. Sie verpflichten sich, die Ein- und Ausfuhr, wie den Transit und den Handel mit „schwarzen Sklaven“ im Innern des Landes mit allen Mitteln zu verhindern und die Küsten streng zu überwachen. Der türkische Sultan insbesondere will sein Verbot des Handels mit „schwarzen Sklaven“ vom 16. Dezember v. Js. überall durchführen, zu welchem Zweck sich eine strenge Ueberwachung der Westküste Arabiens, sowie der dahin und aus dem Innern Arabiens nach Asien führenden Straßen nothwendig erweist. Alle betheiligten Mächte verpflichten sich endlich, in Afrika selbst den Sklavenkarawanen der Araber mit bewaffneter Hand entgegenzutreten.

Im Interesse des Handels und der Industrie haben namentlich zwei europäische Mächte an dem schwarzen Erdtheil schwer gesündigt: erstens durch zügellose Einfuhr von Feuerwaffen und zweitens durch die Ueberschwemmung der süd- und westafrikanischen Stämme mit Schnapsfusel. Stanley hat mit Recht gesagt: hätten die arabischen Sklavenhändler keine Feuerwaffen, so würden sich die armen Neger ihrer schon selber erwehren. Andererseits aber mußte sich namentlich Norddeutschland sagen lassen: „im Westen Afrika's sehe man im Namen des Christenthums der Branntweinvergiftung der Schwarzen ruhig zu, und im Osten bekämpfe man im Namen desselben Culturelements den Muhamedanismus, der den größten Theil der Schwarzen bisher allein wirksam vor der Schnapspest geschützt habe.“ [1]) In beiden Beziehungen hat nun die Conferenz wenigstens dem weiteren Ueberwuchern dieses mörderischen Industriehandels nach Afrika die zur Zeit möglichen Schranken gesetzt.

Unläugbar war es zunächst das Verdienst des Cardinals Lavigerie und der von ihm in's Leben gerufenen Antisklaverei-Bewegung, daß die Conferenz überhaupt in's Auge gefaßt

1) „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung“ vom 1. Dez. 1889

wurde. Obwohl damals der Aufruf des Cardinals die Gemüther wie ein akutes Fieber ergriff, so konnte doch der Eindruck nicht ausbleiben, daß alle diese privaten Bestrebungen zur vollen Erreichung des Zieles nicht ausreichen würden und eine internationale Abmachung nöthig seyn werde, um greifbare Erfolge herbeizuführen. Der Gedanke wurde in London zuerst aufgefaßt. England hat überhaupt das Verdienst, zuerst unter allen Colonialmächten gegen den Sklavenhandel Stellung genommen zu haben, während er namentlich in den afrikanischen Colonien Portugals noch in voller Blüthe stand. Auch jetzt war es das englische Kabinet, das in amtlicher Form die Veranstaltung einer internationalen Conferenz zur Berathung der Angelegenheit im April v. Js. in Anregung gebracht hat. Allerdings hatte die deutsch-kaiserliche Thronrede schon am 22. November 1888 eine Erklärung gegeben, welche, wenn sie nicht mit den Anstoß gab, so doch den sofortigen Anschluß Deutschlands erwarten ließ: „Unsere afrikanischen Ansiedelungen haben das deutsche Reich an der Aufgabe betheiligt, jenen Welttheil für christliche Gesittung zu gewinnen; die Erfüllung dieser Aufgabe hat mit der Bekämpfung des Negerhandels und der Sklavenjagden zu beginnen."

Aus Paris wurde damals über den englischen Vorschlag berichtet: „Es soll nicht verschwiegen werden, daß in französischen Regierungskreisen bezüglich der Erzielung greifbarer Ergebnisse durch die vorgeschlagene Conferenz vielfache und ernste Zweifel gehegt werden. Will man thatsächliche Erfolge erzielen, so wird sich die Conferenz auf den Standpunkt des verstorbenen Gordon stellen müssen: daß es bei dieser großen Aufgabe gilt, statt einige Karawanen und die Sklaventransporte zur See aufzufangen, den Sklavenhandel an seiner Quelle, in Centralafrika, sowie auf seinen Absatzmärkten, den muselmanischen Ländern in Europa und Asien, zu unterdrücken".[1]) Diese Gordon'sche Auffassung, für welche

1) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 25. April 1889.

der englische Held in Chartum zum Opfer gefallen ist, hat Cardinal Lavigerie nicht nur getheilt, sondern er hat ihr auch eine präcisere Fassung gegeben. So ist unter dem 26. November 1888 aus Rom berichtet worden:

„Ein Redakteur der ‚Tribuna' besuchte den Cardinal Lavigerie, um seine Meinung über den Kreuzzug gegen die Sklaverei zu erfahren. Der Cardinal sagte, die Familien-Sklaverei sei die natürliche Folge der islamitischen Vielweiberei, welche die Männer zwingt, die Frauen anderswo zu holen. Der gefährlichste Mittelpunkt der Sklavenjagd sei heute zweifelsohne die tripolitanische Küste. Im Vilajet Tripolis befänden sich 40,000 Sklaven, welche namentlich von Bengasi auf Schiffen nicht wie Thiere, sondern wie Waarenballen nach Constantinopel verfrachtet werden. Was in Tripolis geschieht, wo kein Kriegsschiff diese Schande verhütet, finde sein Gegenstück in Marokko, wo ein Eunuchen-Institut mit einer Sterblichkeit von 80 Proc. besteht. Es sei sehr unrecht, das Mittelmeer einen französisch-italienischen See zu nennen; es soll ein christlicher See sein. Anstatt sich zu bekämpfen, sollten die Völker hier um der christlichen Sitte willen sich die Hände reichen. Afrika ist groß und Platz für Alle vorhanden. Frankreichs afrikanische Küste ist langgestreckt genug und England habe Egypten. Warum besetzt Italien nicht Tripolis, und warum sperrt es nicht das letzte offene Sklaven-Thor? Frankreich würde dies mit Freude begrüßen." [1])

Einen solchen Idealzustand, die zwei Reste der alten Barbaresken-Staaten unter europäischer Herrschaft und in christlichen Händen, konnten die Diplomaten der Brüssler Conferenz freilich nicht zu ihrem Programm machen. Aber in der kurzen Zeit von zwei Jahren ist seitdem doch viel geschehen, um die Quellen des Sklavenhandels zu verstopfen; denn Centralafrika ist nun zum großen Theile bereits unter europäische Mächte vertheilt, und Frankreich geht augenscheinlich daran, im westlichen Sudan die noch klaffende Lücke

1) S. Berliner „Germania" vom 28. Nov. 1888.

von Algier her auszufüllen. Gerade das deutsch-englische Abkommen hat dort die Eifersucht gereizt und die Begierde zum Vordringen in die geheimnißvollen Landstriche des Sahara-Gebietes angestachelt. Es ist auch schon von Verhandlungen mit England wegen eines Uebereinkommens bezüglich der gegenseitigen Interessesphären in Afrika und von dem großartigen Plan einer Eisenbahn von der algierischen Grenze bis in die Gebiete der wilden Tuareg ernstlich die Rede.

Vor Kurzem ist in der französischen Kammer die Regierung aufgefordert worden, den Plan einer Bahn quer durch die Sahara vorzulegen. Die Begründung lautet: „Frankreich dürfe, nachdem der englische Besitz in Afrika durch das deutsch-englische Abkommen in ungeheurem Maße zugenommen und auch Deutschland in Afrika Colonien erworben habe, nicht zurückbleiben und müsse seine getrennten Besitzungen zu einem Reiche vereinigen." Der mittlere und westliche Sudan ist nämlich, freilich eine halbe Welt für sich, nicht nur nördlich von Algier und Tunis her ein sogenanntes „Hinterland", sondern auch südlich von der Küste des französischen Congo und westlich vom Senegal her am atlantischen Ocean.

Das deutsch-englische Abkommen wirkt demnach auf allen Seiten wie ein in den Wasserspiegel geschleuderter Stein. Auch Italien ist, und zwar nicht nur wegen seiner Erwerbungen am rothen Meer und der Schutzherrschaft über Abessinien, in die neuen Kreise hineingezogen. Ob Cardinal Lavigerie mit seinem Wort: „Warum besetzt Italien nicht Tripolis und warum sperrt es nicht das letzte offene Sklaventhor? Frankreich würde dieß mit Freuden begrüßen" — nicht zu viel gesagt hat, das ist sehr die Frage. Tripolis ist noch mit der Türkei verbunden, und zwar enger, als es der ausgekaufte Sultan von Sansibar mit den ostafrikanischen Küstenländern war, und überdieß müßte sich Italien die Annexion von Tunis durch Frankreich gefallen lassen. Daß freilich Italien seine begehrlichen Augen unverwandt auf

polis gerichtet hat und nur im Abwarten nach Massaua ngen ist, unterliegt keinem Zweifel. Aber gerade da- ch und durch seine Stellung zu Abessinien ist Italien h an dem großen Problem des östlichen und gemeinhin genannten „Sudan" betheiligt.

Es ist bekannt, daß der Islam seine ärgsten Feinde auf m Hochlande von Habesch zu suchen hat. Der vorige gus Negesti ist im Kampfe gegen die Mahdisten gefallen, d schon damals schrieb ein Kenner des Landes über den alienischen Vormarsch nach Keren und Asmara: „Wir eutsche beglückwünschen die Italiener um so mehr zu ihren folgen in Afrika, als auf dem Boden des dunkeln Erd- heils auch unsere Interessen ihrer Lösung entgegengehen und auch die ethischen Beweggründe für die Europäer in's Spiel kommen und sie solidarisch verpflichten. Ein fester, gedeihlicher christlicher Wall in Abessinien, gestützt auf die Hülfsmittel einer europäischen Großmacht, ist und bleibt ein bemerkenswerthes Ziel und für den Mahdismus im Sudan ein Dorn im Auge".[1]) In der That kann man von Abessinien nicht sprechen, ohne an den ägyptischen Sudan und an den Fall Chartums am 26. Januar 1885 zu denken.

„Im Westen des Hochlandes tobt der Sturm. Es wird mühevoller, zeitraubender Arbeit bedürfen, um die große nach dem Herzen von Afrika führende Straße wieder aufzubauen, die hier von der Fluth weggeschwemmt worden ist. Mit warmen, schmerzbewegten Worten hat Schweinfurth in seiner auf der Berliner Naturforscherversammlung gehaltenen Rede: ‚Europas Aufgaben und Aussichten im tropischen Afrika', den Verlust des ägyptischen Sudan beklagt. ‚Da, wo meine einst so friedlichen Pfade sich am oberen Nil aussichtsvoll einer fortschreitenden Entwickelung erschlossen, da macht sich jetzt das schlimmste Bar- barenthum breit. Man muß zurückgreifen in die Zeiten eines Attila und Tamerlan, um ein Bild von dem Zerstörungswerke zu gewinnen, das dort die werdende Cultur betroffen. Jene

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 17. Juni 1889.

greisenhafte Politik, welche ein edles Volk, sonst die Vormacht europäischer Gesittung in fremden Welttheilen, schmachvoll über sich ergehen ließ, hat dort unter muthwilligen Streichen, mit wahren Axthieben des Wahns und der Verblendung, an dem 60jährigen Culturwerke Mehemed Ali's gewüthet und der allgemeinen Sache der Menschlichkeit unberechenbaren Schaden zugefügt. Gegen diesen Frevel sind die großen Verdienste, die sich England um die Civilisation durch Unterdrückung des Sklavenhandels erworben hat, null und nichtig, und schwerlich dürfte es noch auf der Höhe seiner jetzigen Macht den Tag erleben, da diese Schuld gesühnt sein wird'."

So äußerte sich der Geograph Dr. Naumann[1]) aus Anlaß jenes Erfolgs der Derwische gegen den König Johannes von Abessinien. Wäre aber vor fünf Jahren das Verhältniß zwischen England und dem deutschen Reiche so gewesen wie heute, dann hätte wohl selbst der greise Gladstone nicht den Rückzug vor Chartum angetreten. Jetzt ist wenigstens dieser dunkle Punkt in Europa geschwunden, und gerade das englisch-deutsche Abkommen läßt hoffen, daß die Sudanfrage in naher Zeit wieder aufleben werde. Der bewußte „afrikanische Gürtel", ununterbrochener Besitz Englands vom Cap bis Kairo, ist zwar den Deutschen nicht abgewonnen worden, aber die Nilquellen und die Aequatorial-Provinz sind nun unter englischem Einfluß. Der Mahdismus, oder wie man die moslemischen Verwüster im Sudan sonst heißen mag, wird früher oder später zwischen zwei Feuer gerathen, vor der Front und im Rücken.

Als am 3. November 1883 die ägyptische Armee unter dem englischen Oberst Hicks auf dem Zuge gegen El Obeid in dreitägiger Schlacht vollständig vernichtet war und ganz Kordofan in die Hände der Mahdisten fiel: da flammte der ganze Sudan in der fanatischen Bewegung auf, die Engländer hielten sich noch mühsam in Suakim und nach dem Falle von Chartum hatten sie bald nur mehr die Grenze

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 29. Juni 1889.

von Oberägypten zu vertheidigen. Seit ein paar Jahren ist aber Vieles anders geworden. Als der eigentliche Messias, der alte Mahdi, plötzlich starb, schwand der Nimbus seiner Sache und unter seinem Sohne begann die Herrschaft der Derwische zu wanken. Seit dem Anfange des vorigen Jahres häuften sich die Nachrichten über Auflehnung einzelner Stämme, innere Kriege, entsetzliche Hungersnoth und allgemeine Auflösung. Insbesondere soll damals schon der geheimnißvolle tripolitanische Scheikh Senussi gegen den Sohn des Mahdi, um ihn als Betrüger aus dem Sudan zu vertreiben, eine Streitmacht entsendet und die Derwische bei El Faschер geschlagen haben. Ein Berichterstatter fügte bei: „im ganzen Sudan herrsche große Unzufriedenheit und die Bevölkerung würde jede Hülfe von außen her mit Freude begrüßen.[1])

Aber während die Länder des östlichen Sudan bis zum Jahre 1883 in den modernen Verkehr zu Wasser und zu Land mehr oder weniger schon einbezogen waren, dringen seit dem Falle von Chartum nur mehr dunkle Gerüchte und unsichere Nachrichten über jene unglücklichen Völker zu uns. Ein merkwürdiges Beispiel ist gerade jener mysteriöse Senussi, oder wie er eigentlich heißt; denn nichteinmal die Schreibung seines Namens steht fest. Seine Bekanntschaft machte vor 15 Jahren zuerst G. Rohlfs auf seiner Reise durch Tripolis in der Libyschen Wüste, und bezeichnete ihn als das Haupt einer mächtigen geheimen Sekte des Islam. Im Jahre 1882 verbreitete sich von Algier aus das Gerücht, daß von dieser Sekte eine höchst gefährliche Bewegung ausgehe, welche ganz Nordafrika von Tanger bis nach Port-Said, und vielleicht auch noch einen Theil Asiens, in Flammen setzen werde.[2])

---

1) Aus Kairo ꝛc. „Kölnische Volkszeitung“ vom 29. Dezember 1888.

2) S. den Artikel: „Ein drohender Weltbrand in Nordafrika“ in der Augsburger „Allgem. Zeitung“ vom 5. Sept. 1882. — Vgl. „Histor.-polit. Blätter“. 1884. Bd. 93. S. 197 ff.

Zuerſt hieß es, der Senuſſi werde mit der ganzen Macht ſeines Ordens und an der Spitze der fanatiſirteſten Stämme aus Tripolis hervorbrechen, um dem ägyptiſchen Aufſtand unter Arabi zu Hülfe zu kommen. Als zwei Jahre darauf der Stern des Mahdi aufgegangen war, hieß es wieder, der Senuſſi ſtehe auf dem Sprunge, von Tripolis aus quer durch die Wüſte zum Mahdi zu ſtoßen. Dann aber ſoll er wieder als der erbittertſte Gegner gegen den Sohn und Nachfolger des Mahdi in offenem Kampfe aufgetreten ſeyn, und noch vor anderthalb Jahren iſt folgender Bericht durch die Zeitungen gegangen:

„Während Derwiſche des Mahdi gegen die Abeſſinier ſiegreiche Erfolge erringen, verliert der Mahdi ſelbſt gegen ſeine eigenen Glaubensgenoſſen, die Anhänger des Senuſſiordens, ein Treffen nach dem andern. Nach neueren, über Kairo zu uns gelangten Nachrichten ſollen die Senuſſi-Anhänger ſchon in der Nähe von Chartum ſich befinden. Die Anhänger des Senuſſi-Ordens ſind die erbittertſten Gegner des Mahdi und ſeiner Lehre. Dieſe Feindſchaft iſt ſowohl auf die, übrigens geringe, religiöſe Verſchiedenheit der Bekenntniſſe, als beſonders auf die politiſche Rivalität zurückzuführen. Der verſtorbene Gründer des Senuſſi-Ordens ſuchte in der Mitte dieſes Jahrhunderts durch dieſen religiöſen Orden denjenigen Beſtrebungen unter den Muhammedanern Afrikas einen Mittelpunkt zu geben, welche die Vertreibung aller Europäer aus Afrika bezwecken. Auf der berühmten Karuin-Univerſität in Fas (Marokko) wurde dem Si el Hadſch Mohammed es Senuſſi der tiefe Haß gegen die Chriſten eingeflößt, welcher alle ſeine Handlungen und die Satzungen ſeines weitverbreiteten Ordens kennzeichnet. Der Sitz des Ordens iſt die Oaſe Djarubat in der libyſchen Wüſte. Von dort aus entſandte Senuſſi ſeine Sendboten in alle Theile Afrikas, von dort wurde der Haß gegen die Europäer, die blinde Wuth gegen die Machtbeſtrebungen derſelben nach allen Seiten verbreitet. Die Erfolge des Ordens im Sudan verdienen die größte Aufmerkſamkeit; ſie ſind geeignet, die durch den Mahdi-Aufſtand geſchaffenen Verhältniſſe gänzlich umzuſtürzen. Ob aber zum

Vortheil der christlichen Bestrebungen, ist jedenfalls zu bezweifeln.“ [1])

Fast in demselben Augenblick brachte aber ein Berliner Blatt aus Tripolis selbst eine Berichtigung: der Einfluß der Senussija sei ein minimaler und keineswegs so groß, wie man in Europa allgemein glaube; auch die Angabe von den ungeheuren Waffen- und Geldvorräthen, welche der Orden in Djarbub, seinem Hauptsitze, aufgespeichert habe, sei eine Fabel.[2]) Wieder ein paar Monate später beantwortete der ungarische Professor Vambery, welcher als ein besonderer Kenner der islamitischen Welt gilt, die Frage, „was ein Derwisch sei?“ wieder in einer Weise, daß man erst recht nicht mehr weiß, ob der Derwisch dieser oder jener Sekte dient, und an wen man sich zu halten hat:

„Ein Derwisch ist ein Mitglied einer der religiösen Bruderschaften, welche, obgleich niemals von den Orthodoxen anerkannt, doch stets ungeheuren Einfluß auf die unteren Classen der Muselmanen geübt haben. An der Spitze der Derwische in Aegypten steht ein Abkömmling des berühmten Scheikh Senussi, dessen Sitz in Kairuan in der Wüste war oder ist. Niemand trat dem Mahdi schärfer gegenüber, als die Anhänger Scheikh Senussi's. Kaum wandte sich das Schicksal gegen den Mahdi, so ergriffen sie die Waffen gegen ihn, setzten aber sein Werk, den Angriff auf Aegypten, fort. Die englische Armee wird an den Derwischen einen viel härteren Bissen haben, als an den Mahdisten. Die mohamedanische Welt lachte über den Mahdi, die Anhänger Scheikh Senussi's haben aber die Sympathie aller ihrer Glaubensgenossen. Die englische Regierung sollte sich daher an den türkischen Sultan wenden, den auch Scheikh Senussi als Chalifen anerkannt. Dem Sultan würde es ein Leichtes sein, den Vormarsch der Derwische aufzuhalten und viel Blutvergießen im Sudan zu verhindern.“ [3])

---

1) Berliner „Germania“ vom 13. April 1889.
2) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 2. April 1889.
3) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 25. Juli 1889.

Was immer man nun davon zu halten haben m
Tripolis iſt aus ſeiner Verborgenheit jedenfalls herv
getreten, und wird in die Neuordnung des dunkeln Erdth
einbezogen werden, ſobald England im Sudan wieder e
greift. Das kann aber nicht ausbleiben, denn Engl
bedarf, um in Aegypten ſich feſtzuſetzen, eines Rechtstit
gegen den eiferſüchtigen Einſpruch der Franzoſen. Vor
kann England ſich auf die Zuſtimmung der Aegypter fel
berufen: ſollten die Engländer abrücken, dann müßte e
andere Nation das Land beſetzen, um Anarchie oder ein
Einfall vom Sudan her zu verhindern.[1]) Iſt aber
öſtliche Sudan gerettet, dann werden ſelbſt die Franzo
das Verdienſt anerkennen müſſen und, im weſtlichen Sud
über Hals und Kopf beſchäftigt, werden ſie ihre Aufm
ſamkeit auf die nächſten Nachbarn, auf Marokko und Spani
richten müſſen.

Soweit wäre Alles gut; nur daß — Rußland und Oeſt
reich nichts davon haben, und der nähere Orient ſich
ſo bedenklicher rühren dürfte.

---

1) Aus Alexandria in der Münchener „Allg. Zeitung“ v
29. Juni 1889.

XVII.

Literatur zur bayerischen Geschichte.

I.

Reges Leben und Streben herrscht in Bayern auf allen Gebieten historischen Wissens. Mit Hacke und Spaten, mit Zirkel und Maßstab mühen sich die Prähistoriker und Anthropologen; in zusammenfassenden Publikationen und erschöpfenden Specialuntersuchungen versuchen sich die Landes- und Lokalhistoriker. Die Forscher auf rechts- und verwaltungsgeschichtlichem Gebiete, unter denen gar mancher Name seit Jahrzehnten einen guten Klang hat, sind unermüdlich geschäftig, die bereits gewonnenen wissenschaftlichen Ergebnisse zu vertiefen, oder neues Material in den reichen bayerischen Archiven für ihre Zwecke zu sammeln und zu verarbeiten.

Eine neue, gedrängte, aber auf den Ergebnissen der heutigen Forschung beruhende bayerische Geschichte ist unfraglich ein Unternehmen, das einem Bedürfniß entgegenkommt. Dr. W. Schreiber, der literarischen Welt schon bekannt durch seine „Geschichte Wilhelms des Frommen" und die umfangreiche Monographie „Maximilian I., Kurfürst von Bayern, und der 30jährige Krieg", hat es unternommen, auch eine Geschichte Bayerns in Verbindung mit der deutschen Geschichte zu schreiben, wovon der erste Band nunmehr erschienen ist.[1]) Derselbe umfaßt den Zeitraum von der Regierung der Agilolfinger bis zum Ausgang

1) Geschichte Bayerns in Verbindung mit der deutschen Geschichte von Dr. Wilhelm Schreiber, kgl. bayer. Hofkaplan und Hofbenefiziat. I. Bd. 898 S. Herder, Freiburg 1889.

des spanischen Erbfolgekrieges, und gliedert sich in zwei Hauptabschnitte, das Mittelalter, dem elf Kapitel (S. 4—415), und die neuere Zeit, welcher zehn Kapitel (S. 419—898) gewidmet sind.

Wie aus der Vorrede zu ersehen, hat der Verfasser schon seit 25 Jahren „mit ununterbrochenen Studien und opferwilliger Hingebung" an dem Werke gearbeitet. Das Manuskript endlich dem Drucke zu übergeben, hiezu bestimmte ihn die Wahrnehmung, daß „die Katholiken in Bayern noch immer eines vaterländischen Geschichtswerkes von mäßigem Umfang und wahrheitsgetreuer, auf neuester Quellenforschung beruhender Darstellung entbehren", da die bisher erschienenen Werke über bayerische Geschichte „entweder Lehrbücher oder bändereich und mit antikatholischer Tendenz geschrieben" sind. „Ich hatte es mir zur Aufgabe gemacht, schreibt der Verfasser, durchweg die Wahrheit zu erforschen und alle schönen, erhebenden Erscheinungen auf katholischem Gebiete darzustellen, um in den Bayern den Patriotismus für ihr engeres Vaterland zu erwecken und zu stärken... Mein Streben ging dahin, die Licht- und Schattenseiten in der Entwicklung des kirchlichen, politischen und Culturlebens in wechselseitiger Einwirkung von einem Zeitraum zum andern in erzählender Form darzustellen." Dieses ist des Verfassers Arbeitsprogramm und das Ziel, welches ihm bei seiner Arbeit vorschwebte.

Das erste Kapitel (S. 4—31) handelt über „Bayern unter den Agilolfingern". Glücklicherweise enthält das Kapitel doch mehr, als dessen Ueberschrift besagt.[1]) Reichlich zehn Seiten sind der vordeutschen Geschichte, der Zeit der Römerherrschaft, dem wechselvollen Kampfe der Germanen mit den Römern gewidmet. Gar manches ließe sich aber zu den Ausführungen des Verfassers bemerken. S. 7 heißt es z. B.: „Kaiser Probus schlug sie (die Alamannen, 277) über den Neckar bis an die Rauhe Alp (sic) zurück und erbaute von Kelheim über Kipfenberg und Weißenburg nach Gunzenhausen und über

1) Das Inhaltsverzeichniß ist sehr kurz und gedrängt, so daß es ebenso gut hätte wegbleiben können. Hoffentlich entschädigt der zweite Band für das hier Vermißte. Ein Buch ohne gutes Inhaltsverzeichniß bezw. Register, besonders wenn es für weitere Kreise berechnet ist, ist ein Schloß ohne Schlüssel.

die Jagst- und Kocherthäler nach Aschaffenburg durch den Spessart und die Wetterau einen festen Damm, die Teufelsmauer." Wenn man dieses liest, traut man seinen Augen kaum. Probus der Erbauer des Grenzwalles! Domitian und Trajan haben doch in der Hauptsache die Teufelsmauer gebaut, die also so ziemlich 200 Jahre älter ist, als Schreiber meint. Probus hat nur jene Germanen, die schon in der Mitte des dritten Jahrhunderts den Grenzwall durchbrochen und sich in dem römischen Hinterland niedergelassen hatten, zurückgetrieben und den Grenzwall noch einmal geschlossen. Allerdings die Wogen des an dieser Grenzmauer des Orbis Romanus tobenden Barbarenmeeres durchbrachen schon nach dem Tode des Kaisers (282) wiederum diese Schutzwehr. Das waren jene Zeiten, wo Sachsen, Franken, Alamannen, Markomannen, Gothen, kurz fast alle deutschen Stämme von der Nordsee bis zum schwarzen Meere an den Grenzen des alterschwachen Weltreichs standen und Miene machten, sich in dessen Provinzen zu theilen.

S. 11 heißt es von Theodorich: „Die Alamannen, die von den Franken in der entscheidenden Schlacht bei Zülpich (496) gänzlich besiegt waren, nahm er in Schutz und wies ihnen Wohnsitze an der obern Donau bis zu den Alpen an, wo sie sich mit den früher dort angesiedelten Sueven vermischten." Daß nicht Zülpich der Ort der Schlacht sein kann, ist längst anerkannt, ebenso daß nicht durch die Schlacht im Jahre 496 das Schicksal der Alamannen entschieden wurde. Durch diese Schlacht brachte Chlodowech, König der salischen Franken, nur die stetig nach Westen vordringende und die Franken bedrohende alamannische Colonisation auf kurze Zeit zum Stehen. Schon zu Anfang des sechsten Jahrhunderts mußte er aber wiederum ihrem Grenzerweiterungstriebe entgegentreten. Erst in diesem Kampfe fiel die Entscheidung: die Alamannen erleiden eine furchtbare Niederlage; was aus der Schlacht entkommt, größtentheils Nordalamannen, flieht nach Süden, durch das Gebiet der Südalamannen hindurch, und sucht Schutz in römischem Gebiete. Theodorich, an den sie sich um Fürsprache und Hilfe wenden, weist ihnen das noch zum römischen Reich gehörige Gebiet, das heutige bayerische und württembergische Oberschwaben und Allgäu zur Besiedelung an. Das sind die Er-

gebniſſe, zu welchen die Forſchung ſchon ſeit mehreren Ja gekommen iſt.[1]) Daß Sueven und Alamannen identiſch hat Baumann in ſeiner durchſchlagenden Abhandlung „Schw und Alamannen, ihre Herkunft und Identität“, ſchon im J 1876 nachgewieſen.[2])

Im Weiteren wird die Abſtammung der Baiuwaren erör Schreiber erklärt dieſelben für einen oſtgermaniſchen Sta der ſeinen bisherigen Wohnſitz in Böhmen in der erſten H des ſechſten Jahrhunderts verließ und die „Landſchaften zwiſ dem Böhmer-Wald, dem Fichtelgebirg und den Alpen, dem und der Enns“ beſetzte. „Als die Bajuvarier (Bayern), ſ er fort, die römiſchen Donauprovinzen betraten, verriethen ihre Abkunft von den Oſtgermanen durch ihre Mundart, kör liche Geſtalt und Religion, ſowie durch ihre rechtlichen politiſchen Einrichtungen; im Laufe der Zeit vermiſchten ſie mit einzelnen Familien der an der Grenze wohnenden Alama und Franken.“[3]) Wollten wir uns auf eine Diskuſſion über i Anſchauung einlaſſen, ſo würde uns dieſelbe zu weit über Rahmen einer Recenſion hinausführen. Ueber die Herkunft Bayern iſt ſchon viel geſchrieben und gedruckt worden und t dem, adhuc sub judice lis est. Nur das wollen wir zur führung Schreibers bemerken: Die Bayern als einen urſprün rein oſtgothiſchen Stamm zu erklären, iſt unhaltbar. Man br doch einmal ſchlagende Beweiſe hiefür aus ihrer „Mundart, kör lichen Geſtalt und Religion“. Dies iſt einfach nicht möglich. in dem mit dem Stammesnamen Baiuwaren bezeichneten V oſtgermaniſche Völkerſplitter aufgegangen ſind, iſt zien ſicher, aber in der Hauptſache kommen bei dieſem Kriſtalliſati prozeſſe, in dem ſich der Stamm der Baiuwaren bildete, w

1) Schubert, Unterwerfung der Alamannen unter die Fran Straßburg 1884.

2) Forſchungen zur deutſch. Geſch. Bd. 16, S. 215. Weitere Liter auch für's Vorhergehende bei Stälin, Geſchichte Württemb (Gotha 1882). S. 43.

3) Neben Uſinger und Müllenhof iſt in der Fußnote citirt Fr Rede im hiſt. Verein von Oberbayern, „Die Abſtammung Bajuwarier“.

germaniſche Stämme in Frage.[1]) Was die Erklärung des Namens anlangt, ſo nimmt man jetzt ſo ziemlich allgemein an, daß ſie den Namen nach dem Lande führen, das ſie vor ihrer Einwanderung in ihre neuen Sitze inne hatten, und daß Baiuvarii bedeute die Bewohner des Landes Baia, Boihaemum.[2])

Auf die Lex Baiuwariorum kommt Schreiber S. 16 u. 21 zu ſprechen. Er ſteht, was die Art und Zeit der Abfaſſung der Lex anlangt, auf der Seite von Roth, Merkel und Riezler, die einer Succeſſiv-Entſtehung derſelben das Wort reden, im Gegenſatz zu Waitz, Gfrörer, Brunner und Schröder, welche die Lex als ein einheitliches Ganzes und als das Ergebniß einer einmaligen Satzung betrachten. Uns ſcheinen die für eine Simultan-Entſtehung der Lex vorgebrachten Gründe von durchſchlagender Bedeutung zu ſein.

Die zwei großen Ereigniſſe, die Unterordnung der Stammherzoge unter die Oberhoheit des Frankenreiches und die Einführung ſowie allmähliche Befeſtigung des Chriſtenthums, welche mit den ſich daran knüpfenden politiſch-kirchlichen Bewegungen die Zeit der agilolfingiſchen Herrſchaft ausfüllen, werden klar und eingehend beſprochen (S. 16—31).

Nach Taſſilo's II. Sturz wurde Bayern fränkiſche Reichsprovinz. Karl d. Gr. ſah in dieſem Ereigniſſe lediglich eine „Wiedererwerbung deſſen, was unter den letzten Fürſten ungetreulich dem Reiche der Franken entzogen worden war.“[3]) Das Verfahren Karl's gegen Taſſilo iſt ebenſo wenig ein Ruhmesblatt in der Geſchichte eines Karl d. Gr., als ſein Benehmen gegen die Sachſen; und all das Lobpreiſen zeitgenöſſiſcher Chroniſten vermag dieſe Handlungen Karl's nicht zu beſchönigen. Bezeichnend iſt auch hier die Haltung des Hof-

1) Die Literatur über dieſe Frage gibt Riezler in ſeiner Bair. Geſch. (Gotha 1878) und Gengler in ſeinen „Beiträgen“ S. 8.

2) Ueber andere Erklärungen ſiehe Gengler a. a. O. S. 11, 4.

3) Juvavia v. Kleinmayrn S. 48 — quia ducatus Bajoariae ex regno nostro Francorum aliquibus temporibus infideliter per malignos homines Odilonem et Tassilonem propinquum nostrum a nobis subtractus et alienatus fuit, quem nunc ... ad propriam revocavimus dicionem.

historiographen Einhard, der, wohl fühlend, daß durch Ingelheimer Prozeß den Forderungen des Rechtes nicht v Genüge gethan sei, mit vielsagendem Schweigen in seiner Lel beschreibung Karl's über diesen Punkt hinweggeht.

Das zweite Kapitel ist der Zeit: „Bayern unter der gierung der Karolinger und der ersten Wittelsbacher" gewid Bayern galt, trotz seiner Eingliederung in das Frankem fortwährend als selbständiges Nebenreich, „regnum B wariorum", und die Regenten aus dem Hause der Karoli nannten sich daher „reges Baioariorum". Die innere V waltung des Landes, als dessen Hauptstadt Regensburg wurde theils durch die Gaugrafen und die für Bayern abge neten Königsboten, welch letztere zeitweilig eine Art reg schaftlicher Thätigkeit entfalteten, vermittelt, theils lag sie in Händen der Grenzgrafen der östlichen, böhmischen, avari und pannonischen Mark, deren Wirkungskreis sogar vorü gehend bei einzelnen, wie namentlich in der Person Gerolds (bis 799) und Audulf (799—818), bis zu einer Statthalters über Bayern (praefectura Baioariae) erweitert worden ist.

Im Jahre 817 erließ Kaiser Ludwig jene Reichstheil die als ein heiliges und unverbrüchliches Grundgesetz, eine Ordnung an die Stelle des alten Herkommens zu setzen besti war. Die Einheit seines Reiches, dessen Grenzen beinahe denen des Christenthums zusammenfielen, dessen Kaiser ihr Sch vor allem als Schirmvögte der römischen Kirche führten, s fürderhin nicht mehr nach altem deutschen Herkommen wie gemeines Familiengut nach rein weltlichen Gesichtspunkten splittert werden, sondern es sollte dessen Einheit über das L des Kaisers hinaus gerettet werden; denn nur als ein ein und ganzes Reich schien es seinen großen Aufgaben genüge können. Lothar erhielt drei Viertheile des Reiches und wi zum Mitregenten und Nachfolger des Kaisers bestimmt, währ Pippin und Ludwig von demselben abhängige Königreiche mäßigem Umfang erhielten, der erstere Aquitanien, der zu Bayern. Ludwig war damals etwa 12 Jahre alt, war noch unmündig und stand noch mehrere Jahre unter väterli Zucht. Nach Schreibers Darstellung ist die Sache etwas unk so daß der Leser meint, der jugendliche Prinz habe alsbald

Erlaß des Hausgesetzes in Regensburg sein Hoflager aufgeschlagen. Dem ist aber nicht so. Die Angabe des Astronomen (c. 29) zum Jahre 817, Hludovicum in Baioariam misit, ist nichts weiter als eine ungenaue Umschreibung des Einhartschen Berichtes, der von der künftigen Vertheilung sprechend sagt: alterum Baioariae praefecit. Daß der junge Ludwig sein Reich besuchte, ja sogar längere Zeit vorübergehend da und dort in demselben weilte, ist sehr wahrscheinlich und spräche hiefür auch Meichelbeck, wo unter den Zeugen einer Tradition: inprimis Egilolfus pedagogus Hluduvici juvenis genannt wird.[1]) Erst im August 825 bestimmte Kaiser Ludwig auf dem Reichstage zu Aachen, daß sein nunmehr mündig gewordener Sohn nach Bayern gehen sollte.[2]) Im kommenden Frühjahre scheint die Uebersiedelung erfolgt zu sein,[3]) wie aus verschiedenen urkundlichen Vermerken erhellt.

Die Angabe Sch.'s S. 33: „Bayern erstreckte sich vom Lech bis Trient", ist dahin zu berichtigen, daß das Bisthum Trient, das sich am rechten Etschufer bis über Nals erstreckte, schon zum Königreich Italien gehörte.[4])

Die Darstellung der Erhebung von Ludwigs Söhnen gegen ihren Vater ist etwas zu knapp ausgefallen und so in manchen Partien dadurch unklar und ungenau. So soll z. B. Ludwig von Bayern sogleich mit den Rebellen gemeinsame Sache gemacht haben. Dem ist aber nicht so; Ludwig stand vielmehr auf dem Reichstage in Nimwegen noch fest auf Seiten des

---

1) Meichelb. hist. Frising. 1b, 198.

2) Einhard. ann. 825: Hludowicum in Baioariam direxit; der ihm nachschreibende Astronom: Hludovico in B. dimisso. — M. G. ss. 9, 564 (Auctarium Garstense), 825: Ludwicus in Bavariam venit; ebenso die Annal. S. Rudberti M. G. ss. 9, 770.

3) So heißt es in einer Urkunde vom 6. Juni 826: in ipso anno, quo filius ejus Ludovicus in Bawariam evenit (Meichelb. l. c. 261). Hundt Urk. S. 11 (13. Okt. 826): ipso anno factum est, quo filius Hludowici imperatoris ipsius nomine Hludowicus rex in Bawaria venit.

4) Mitth. f. österr. Geschichtsforsch. 2, 367.

Vaters.[1]) Auch die Angabe, als habe Kaiser Ludwig den P
Gregor IV., der um eine Vermittlung anzubahnen in d
Lager erschienen war (am 18. Juni), aus dem Lager fortgesc
ist nach Dümmler's Ausführung S. 78 zu berichtigen.

Mit Beginn des zehnten Jahrhunderts sehen wir
bedeutsame Aenderung in Bayern sich vollziehen, indem das
agilolfingische Stammherzogthum wieder in Kraft zu tr
aufing.[2]) Luitpold, dessen Nachkommen noch heute an der S
des Bayerlandes stehen, seit 895 Grenzgraf der böhmis
Mark und zugleich Graf im Nord- und Donaugaue, jener tap
Degen aus dem Adelgeschlechte der Huosier, einer jener
im Fürstenrange stehender „genealogiae primorum post Ag
vingas, qui vocantur Huosi, Drozza, Fagana, Hahili
Anniona" (Lex Baiw. III. 1), hatte die mark- und g
gräfliche Gewalt bereits materiell zum jus ducale ge
gert. Als er ruhmbedeckt im Kampfe gegen die Ung
(907 oder 908) gefallen, durfte sein Sohn Arnulf, wel
durch die Machtfülle seines Hauses vor jeglichem
spruche seitens des Adels oder Königs gegen seine Se
erhöhung gedeckt war, es wagen, die vom Vater überkomme
Amtsbefugnisse allmählig mit der Vollgewalt und dem
eines „dux Baioariorum et etiam adiacentium regionum"
vertauschen. Die an ihn anknüpfende Regentenreihe zeigt
bis ins letzte Drittel des elften Jahrhunderts einen fortwähren
Wechsel der fürstlichen und zum Theile königlichen Geschlech
aus welchen die bayerischen Herzoge durch die Könige ber
wurden. Die als uraltes Nationalvorrecht der Bayern betonte
vielgepriesene „electio Bawariorum" (d. i. Besetzung
Herzogsstuhles durch actuelle Ausübung eines Volksabstimmur
rechtes) war schon lange in eine bloße Beifallskundgeb
der bei der „ducatus datio in regali palatio" anwesen
bayerischen Großen umgewandelt worden, bis schließlich
dieses Scheinrecht vollends einem königlichen Ernennungsre

---

1) Ausführlich über die Rebellion Dümmler, Gesch. d. ostfr. Re
I, 59 ff. Zu Obigem siehe besonders S. 65.

2) Schreiber 3. Kap. „Bayerns Verwaltung durch Amtsherzo
S. 56—93.

weichen mußte. So sind außer den Luitpoldingern: Sachsen, Schwaben, Salier, Lothringer und Luxemburger zur bayerischen Herzogswürde gelangt. Bisweilen war auch längere Zeit der Herzogsstuhl unbesetzt, indem der jeweilige König und Kaiser die Regierung des Landes in seiner Hand behielt,[1]) die sogar einmal vorübergehend in weiblichen Händen ruhte, als die Kaiserin Wittwe Agnes dort die Regentschaft führte (1056 bis 1061). Nach der Absetzung Otto's von Nordheim waren es nur noch zwei mächtige Fürstenhäuser, welche dem Lande Bayern seine Herzoge gaben, das schwäbische Geschlecht der Welfen und das ostfränkische Haus der Babenberger.[2]) Dem ersteren gehörte Heinrich der Löwe an, welcher auf der Fürstenversammlung zu Würzburg (Juni 1180) aller Reichslehen für verlustig erklärt wurde. Am 16. September 1180 belehnte Kaiser Barbarossa zu Altenburg in Thüringen den Pfalzgrafen Otto, den Nachkommen der Luitpoldinger, mit dem erledigten Herzogthume in Bayern,

Das seine Ahnen vom erlauchten Stamme
Der Schyren schon vor grauer Zeit geführt
Und hoch berühmt gemacht durch ihre Thaten.

Mit Kapitel 5 beginnt Schreiber die Geschichte Bayerns unter den Wittelsbachern. Wollten wir die nun folgenden 700 Seiten gleich eingehend besprechen, so müßten wir wohl eine kleine Geschichte Bayerns schreiben. Wir müssen daher, von dem Rechte des Recensenten Gebrauch machend, uns noch auf einige Bemerkungen beschränken.

Nicht nur durch Otto's Belehnung mit Bayern tritt das Haus Wittelsbach im letzten Drittheil des zwölften Jahrhunderts in den Vordergrund der Geschichte des Abendlandes, sondern auch jener Stern erster Größe und doch so milden Lichtes, der über Deutschlands Kirche damals erstrahlte, war ein Wittelsbacher, Konrad von Wittelsbach, Cardinal-Erzbischof von Mainz und Salzburg. Dieser Kirchenfürst, dessen Bild leider bis in

1) Unter König Heinrich II. 1008—1017; unter König Konrad II. 1026—1027; unter König Heinrich III. 1039—1042 und nach dessen Kaiserkrönung 1047—1049.

2) Schreiber, 4. Kap. „Verwaltung der Welfen in Bayern" S. 94—131.

unsere Tage „durch eine an Böswilligkeit grenzende
fertigkeit der Geschichtsbehandlung“ verunglimpft wurd
ohne Frage der größte von den Wittelsbachern, wel
Mitra trugen. Eine solche Gestalt, die Dr. Will durch
klassische Festschrift[1]) in den bayerischen Landen wieder h
zu machen und deren Andenken in die Brust des Vol
einzupflanzen strebte, hätte es immerhin verdient, da
Schreiber etwas mehr Raum in seinem Werke eingeräumt
Hier wäre Gelegenheit geboten gewesen, seinen Vorsatz,
schönen, erhebenden Erscheinungen auf katholischem G
darzustellen,“ so recht zum Ausdrucke bringen zu k
Was er über Erzbischof Konrad sagt (S. 135), genügt u
Erachtens nicht für eine katholische Geschichte Bayerns
wenn nur wenigstens in den Fußnoten auf die Arbeit
verwiesen wäre. Ueberhaupt ist es mit den Literatura
bei Schreiber eigenthümlich bestellt. Die neuere Litera
sehr spärlich vertreten, und so kommt es, wie wir schon
an einigen Beispielen gezeigt haben, daß Schreiber noch An
vertritt, die in der wissenschaftlichen Welt heute als v
gelten. Es mag einem ja schwer fallen, an einem Manus
das man schon mehrere Jahre abgeschlossen hat, g
Aenderungen vorzunehmen und unbarmherzig auszumerzen
man mit großer Mühe zusammengetragen hat, allein so
Buch seinen Zweck vollständig erfüllen, so ist dieses unerl

Wenn es S. 139 von Heinrich VI. heißt: „Mit l
listigem Verrathe befahl er, die Anhänger Tankred's gr
zu ermorden und dessen Sohn zu blenden; beladen mit
Bannfluche des Papstes ging er nach Deutschland zurück“,
der hinterlistige Verrath denn doch nach Töche S. 3
commentiren, die Blendung an Tankred's Sohn ist sehr un
scheinlich. Wäre dieses wirklich der Fall gewesen, so hätte
sicherlich Kunde darüber aus einem der Briefe Innocenz

---

1) Konrad von Wittelsbach, Cardinal-Erzbischof von Main
von Salzburg, deutscher Reichskanzler. Zur Feier des
hundertjährigen Jubiläums des Hauses Wittelsbach vo
Cornelius Will. Regensburg 1880. Vergl. hi
Histor.-polit. Blätter Bd. 86, S. 394 f

dem Bannfluche endlich ist Heinrich ebenso wenig nach utschland zurückgekehrt, als er „unter der Angabe eines uzzuges eine Abtheilung des deutschen Heeres nach Konstan=pel schickte“ (S. 140). Ausführlich und eingehend handelt r all diese Dinge Töche in „Jahrbücher der Deutschen chichte. Kaiser Heinrich VI.“ [1])

Den Sieg, welchen Philipp August von Frankreich am Juli 1214 bei Bouvines über Otto IV. davontrug, beschreibt reiber S. 146 und fährt fort: „Den Sieg der Franzosen ützte Papst Innocenz III. und berief 1215 ein allgemeines cil nach dem Lateran in Rom. . . Das Concil bestätigte oberster Gerichtshof der christlichen Welt den Bann und Absetzung des Kaisers und die vom hl. Dominikus und nziskus gestifteten Orden.“ Daß die Einberufung des Con= mit der Schlacht von Bouvines in keiner Beziehung steht,

---

1) Schreiber citirt allerdings S. 140 „Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Kaiser Heinrich VI. von Töche, XIV, 245—415.“ Wir sind aus diesem Citat nicht recht klug geworden, denn ein Werk unter diesem Titel konnten wir nicht finden. Wenn es aber mit dem obengenannten Werke identisch sein soll, so ist unerfindlich, wie Schreiber, ganz abgesehen von dem verdorbenen Titel, citiren konnte XIV, 245—415. Töche's Werk hat allerdings mit Titelblatt, Vorrede ꝛc. XIV Seiten; auf S. 245 sind die deutschen Ereignisse des Monats Dezember vom Jahre 1192 geschildert und S. 415 beschreibt den Widerstand Adolfs von Köln und seiner Partei gegen den Plan Heinrichs, das Reich in der Familie der Staufer erblich zu machen. Ein guter Theil der von Schreiber erzählten Ereignisse, auf welche doch das Citat gehen soll, folgt erst S. 416—472. Fast möchte man glauben, Schreiber habe das Buch von Töche gar nicht angesehen. Nicht viel besser steht es mit dem Citate S. 141 Note 2. wo Schreiber von den Hungerjahren 1195—1197 in Deutschland und vom Eintreffen der Nachricht vom Tode des Kaisers in Deutschland erzählt. Was er dort schreibt, steht fast wörtlich bei Winkelmann, Jahrbücher der Deutschen Geschichte. Philipp von Schwaben und Otto IV. Bd. I, S. 43 u. 44. Schreiber citirt aber „Jahrbücher des Deutschen Reichs“, dann richtig „Philipp . . .“ aber S. 103—133.

bedarf wohl keiner langen Widerlegung, denn das Convoc
ſchreiben zur zwölften allgemeinen Synode hatte ja Innocenz
ſchon am 19. April 1213, alſo 1¼ Jahre vor der gen
Schl cht erlaſſen und es heißt darin: „Da jedoch ein allge
Concil nicht vor zwei Jahren zu Stande gebracht
kann, ſo werde ich unterdeſſen in allen Provinzen nachſ
laſſen, was der apoſtoliſchen Feile bedarf . . . Halt
alſo bereit, in 2½ Jahren, bis 1. November 1215, v
zur Synode zu erſcheinen.“ [1]) Was die Abſetzung Otto
die Beſtätigung des über ihn verhängten Bannes durc
Concil betrifft, ſo ſchreiben hierüber Hefele-Knöpfler [2]):
der abgeſetzte Kaiſer Otto IV. hatte einen Deputirten g
einen Mailänder von Geburt, welcher noch vor Erö
der Synode (in einer Vorverſammlung) für ſeinen Herrn
dirte. Aber der Markgraf von Montferrat trat ihm en
und zeigte, daß Otto's Geſuch aus ſechs Gründen abge
werden müſſe . . . Damit verband er auch Angriffe a
Mailänder, als Anhänger Otto's . . . und es entſtand d
eine heftige Aufregung, welche der Papſt nur durch alsba
Schluß der Verſammlung beilegen konnte. Ob und in
Weiſe über die Sache weiter verhandelt wurde, iſt uns
berichtet; am Schluſſe des Concils aber, am 30. Nov
beſtätigte Innocenz abermals die Wahl Friedrich's
die Abſetzung Otto's.“ — Die zwei Mendicantenorden
an der allgemeinen Synode nicht beſtätigt, vielmehr hat
ſelbe ja ein Dekret erlaſſen, dahin lautend: „Damit nich
große Verſchiedenheit der Orden Verwirrung in der
veranlaſſe, verordnen wir, daß künftig niemand mehr
neuen Orden erſinnen darf. Wer Mönch werden oder ein
Kloſter gründen will, muß in einen bereits approbirten
eintreten, oder eine ſchon genehmigte Regel annehmen.“ [3]
daher Erzbiſchof Fulko von Toulouſe, welcher den hl. D
kus, der in ſeiner Provinz ſo ſegensreich gewirkt und in

---

1) Migne, CCXVI, Innocentii epp. lib. XVI ep. 30.
2) Conciliengeſchichte Bd. 5 S. 873.
3) Hefele-Knöpfler S. 886, 13.

Leute ſelbſt eine Art Predigerkloſter gegründet hatte, mit nach Rom zur Lateranſynode genommen hatte, um dort dem Papſte deſſen Plan zur Gründung eines Predigerordens vorzulegen, dem Papſte hierüber Mittheilung machte, verwies ſie Innocenz auf obigen Beſchluß der Synode und forderte ſie auf, in dem erwähnten Kloſter eine der bereits beſtehenden Ordensregeln einzuführen, und Dominikus wählte nun die Regel der Auguſtinerchorherren mit den Zuſätzen des hl. Norbert. Falls der hl. Franziskus damals, wie es heißt, auch in Rom war, um die Beſtätigung ſeiner Stiftung zu erbitten, ſo erhielt er ohne Zweifel eine ähnliche Antwort, wie Dominikus.[1]) Erſt von Papſt Honorius III. erhielten die Stiftungen dieſer beiden providentiellen Männer die Beſtätigung eigener Regeln.

Nun nur noch eine Bemerkung. Wir können nicht verſtehen, warum Schreiber die „Geſchichte Bayerns von S. Riezler“[2]) grundſätzlich nicht benützt hat. Wir glauben, daß man auch vom „Gegner“ lernen kann, und daß man das Gute nehmen ſollte, wo man es findet. Auch Schreiber hätte in gewiſſem Sinne des Dichters Wort beherzigen ſollen: „Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich ſoll.“

Wir wollen ſchließen. Nicht Luſt am Bekriteln war es, was uns veranlaßt hat, bisweilen den Finger etwas hart auf die wunden Stellen des Buches zu legen, ſondern es war die Liebe zur Sache. Es liegt uns daran, daß ein Werk, wie das vorliegende, das eine wirkliche Lücke ausfüllt, auch hinter hochgeſpannten Anſprüchen nicht allzu weit zurückbleibe. Und nachdem der Verfaſſer in der Vorrede ſeines Buches ſich und ſein Werk in offenen Gegenſatz zu anderen Geſchichtsſchreibern und deren Werken geſtellt hat, muß man wünſchen, daß dasſelbe gegneriſchen Anfechtungen gegenüber möglichſt wehrhaft und gefeit daſtehen möchte. Haben wir bisher manche

1) Hergenröther, K.-G. Bd. 2 S. 362. . .

2) Bis jetzt drei Bände. Der dritte Band dieſes unſtreitig gründlichen und mit glänzendem Geſchick geſchriebenen Werkes, der die Zeit von 1347–1508 umfaßt, erſchien 1889 (bei Perthes in Gotha). Ueber die beiden erſten Bände vgl. Hiſtor.-pol. Bl. Bd. 83, S. 690 ff. und Bd. 86, S. 763 ff. A. d. Red.

Schwächen aufgedeckt, so wollen wir auch die Vorzüge
Buches gebührend hervorheben.

Die Geschichte Bayerns von Schreiber ist immerhin
bedeutende Arbeit und beachtenswerthe Erscheinung. Das
ist durchweht von einem warmen Hauche der Vaterlands
Das schöne Verhältniß zwischen Bayerns Fürsten und
Volk, die felsenfeste Treue und rührende Anhänglichkeit
letztern an das angestammte Herrscherhaus findet in Schr
einen begeisterten Lobredner. Wohl zu den best geschrie
Partien des ganzen Buches gehört die „Verschwörung
bayerischen Patrioten gegen die Kaiserlichen" (S. 849 ff.).
mals als Bayerns Leu todwund darniederlag und die „kaiserl
Henkersknechte" im Lande schalteten und walteten, da ward
Volke die Losung ausgegeben: „Lieber bayerisch sterben,
in des Kaisers Unfug verderben", und mit ihrem Her
haben die oberbayerischen Bauern dieses Wort in der W
weihnacht besiegelt.

Seinen katholischen Standpunkt vertritt Schreiber el
maßvoll wie entschieden. Er hat ein offenes Auge für
Schäden und Gebresten, an welchen zur Zeit der relig
Neuerung die katholische Kirche in Bayern krankte, und er
mit seinem Tadel hierüber ebenso wenig zurück, als er bei
Beschreibung jener Zeit die Protestanten mit einer Aeußer
verletzt.

Er ist ein gerechter und unparteiischer Richter in
Beurtheilung der bayerischen Fürsten, für Lob und Tadel
er am rechten Ort auch das rechte Wort. Er ist redlich ben
seine Geschichte Bayerns nicht zu einer „Trommel- und Tr
petengeschichte" herabsinken zu lassen, und der Vorwurf,
man so manchen Geschichtsschreibern macht, daß sie zu oft
Geschichte in ein bloßes Verzeichniß der Menschenmetzeleien
wandeln, kann ihm nicht gemacht werden. Neben den Schil
ungen der Kriegswetter, die über das Bayerland verheer
dahingebraust sind, weiß er auch sehr ausführlich zu erzä
von den Segnungen und Triumphen des Friedens, die dem La
beschieden waren. Wenn einige der herkömmlichen Gesta
der militärischen Geschichte in seinem Buche etwas weniger Ra
einnehmen, als man sonst anderwärts bewilligt hat, so gesch

dies, weil er Raum für Geſtalten brauchte, die in der Geſchichte ſonſt weniger beachtet werden, die Geſtalten des Miſſionärs, des Mönches, des Philoſophen und des Dichters, des Mechanikers und des Buchdruckers, des Steinmetzen und des Kaufmannes.

Die große Culturmiſſion der Söhne des hl. Benediktus (S. 50, 150), der edlen Pioniere

„..... Die ſich mühten,
Mit dem Spaten wilde Schluchten,
Wildre Herzen mit der Lehre
Lindem Samen zu befruchten,

der Städter geſchäftiges Treiben und Schaffen (S. 150) weiß er ſehr anſchaulich zu ſchildern. In des fehdeluſtigen Ritterthumes Leben und Treiben (S. 154), in des Minneſanges Wundergarten läßt er uns blicken (S. 153); der Nibelunge Noth und Klage und Herr Walthers bald heiter frohe Weiſen, bald ernſt und trutzige Lieder dringen an unſer Ohr. Er führt uns in die Bauhütten der Steinmetzen, von deren Schaffen ſo mancher ſtolze Dom im ſchönen Bayerlande zeugt (S. 157 u. 385). Einen Regiomontanus, der durch ſeine Erfindung des „Jakobsſtabes“ und Vervollkommnung des „Aſtrolabiums“ den großen Seefahrern es ermöglichte, das weite Weltmeer zu durchfurchen, ſtellt er mit Fug und Recht dem Colombo, Vasco de Gama, Magelhaens an die Seite. Die ſorgſam eifrige Pflege der Wittelsbacher für Kunſt und Wiſſenſchaft, deren Thätigkeit und Sorge für eine geordnete Rechtspflege und gute Verwaltung des Landes, all das iſt auf's eingehendſte behandelt, beſonders ausführlich die Zeit Ludwig des Reichen und Albrecht V.; mit ſeinem ganzen Muſenhofe zieht dieſer große Mäcen an unſerem Auge vorüber.

Mit Spannung ſehen wir dem zweiten Bande von Schreiber's bayeriſcher Geſchichte entgegen. Möge der eben beſprochene Band bei der wohl bald nöthig werdenden zweiten Auflage in geläuterter Form recht bald erſcheinen. K. W.

XVIII.

Trautmann's „Oberammergau und sein Passionsſp

Im Jahre 1880 betrug die Zahl der Beſucher des L
ammergauer Paſſionsſpieles 120,000, und wenn nicht all
zeichen trügen, ſo wird im laufenden Feſtſpieljahre dieſe
Ziffer noch erheblich überſchritten werden. Nicht nur ſind
früher die Verkehrsmittel erleichtert und iſt die Reiſelu
Allgemeinen geſtiegen, ſondern das Intereſſe an „dem“ r
würdigen und wunderbaren Paſſion, den die Einwohner
ſtillen oberbayeriſchen Gebirgsdorfes ſo erſchütternd darzuſt
verſtehen, hat immer weitere Kreiſe ergriffen, von den
bis zur Nord- und Oſtſee und hinüber bis Amerika.

Daß Spiel und Spieler, welche auf ferne Länderſtr
hin auf Hunderttauſende von Menſchen elektriſch wirken,
Gegenſtand der literariſchen Behandlung geworden ſind
ſelbſtverſtändlich. Für den Kenner der einſchlägigen Liter
genügt es, wenn ich ſage, daß das Spiel ſchon ethnograp
äſthetiſch, geſchichtlich, literar-hiſtoriſch und muſikaliſch unte
kritiſche Loupe genommen worden iſt, und der Freund der
und der andern Betrachtungsweiſe findet reichliche und theil
erſchöpfende Belehrung vorhanden.[1])

Allein trotz dieſem mannigfaltigen Reichthum an Litera
das Thema „Oberammergau und ſein Paſſionsſpiel“ iſt d
noch keineswegs erſchöpft geweſen.

---

1) Ueber die namhafteren Erzeugniſſe dieſer Literatur iſt auch
dieſen „Blättern“ ſeit dem epochemachenden Aufſatz von G
Görres im Jahre 1840 (Bd. 6) verſchiedentlich, insbeſonder
Bd. 68, Bericht gegeben worden. A. d. Red.

Unter dem genannten Titel hat Karl Trautmann, der verdiente Mitherausgeber des „Jahrbuchs für Münchener Geschichte“ und der „Bayerischen Bibliothek“, eine Studie veröffentlicht,[1]) welche die Wahrheit dieser Behauptung beweist. Ich glaube, daß Trautmann's Buch ein mächtiger Schritt zur Erschöpfung des Themas Oberammergau ist, nicht minder aber auch ein Anstoß sein wird zu einer in weiten Kreisen veränderten Anschauung der Geschichte des katholischen Südens Deutschlands in den letztvergangenen Jahrhunderten.

Worin besteht nun das Neue, das Trautmann bietet?

Zunächst in der Aufstellung des Satzes, daß wir im Oberammergauer Spiele[2]) nicht, wie man bisher allgemein angenommen hat, ein Werk mittelalterlicher Poesie und volksthümlichen Dichtungstriebes vor uns haben, sondern „einen letzten Ausläufer der von den Jesuiten beeinflußten Dramatik der Gegenreformation“, eine „Schöpfung gelehrter, im Geiste jener Zeit arbeitender Dichter“.

Der urkundliche Beleg für diese Neuauffassung der Darstellung konnte freilich nur einem so gewiegten Kenner der bayerischen Bühnengeschichte, wie Trautmann ist,[3]) gelingen und es verlohnt sich, mit ein paar Sätzen auf die altbayerische Schauspielkunst einzugehen.

Seit den ältesten Zeiten sind die Altbayern ein theaterfreudiges Volk gewesen, und aus dem Landstrich zwischen Lech und Isar, in dem bekanntlich auch Oberammergau liegt, stammen einige der frühesten Aeußerungen scenischen Lebens, die wir überhaupt in Deutschland haben. Probst Gerhoh von Reichersberg (1093—1169) sprach geradezu von einer altbayerischen „Dramomanie“. Aus der späteren Zeit wissen wir, daß die gelehrte bayerische Jugend an den Pfarr-, Kloster- und „Poeten“-Schulen,

---

1) Bamberg, Buchner'sche Verlagsbuchhandlung, 1890. (Bildet Bd. 15 der „Bayer. Bibliothek“.)

2) D. h. wohl nur in seiner heutigen Ausgestaltung. A. d. Red.

3) Siehe seine bahnbrechenden Arbeiten über „Italienische, französische und deutsche Schauspieler am bayer. Hofe“ im „Jahrb. für Münchener Geschichte“ I, 193—312, II, 185—334, III, 259 bis 430.

ja selbst an der Landesuniversität Ingolstadt Schulkomödie agirte, daß die Bürger und Handwerker in ihren Zünften un Meistersinger-Genossenschaften an geistlichen und weltlichen Spiele sich erfreuten, und selbst das Landvolk auf den Dörfern sei Weihnachts- und sein Fastnachtsspiel nicht mißte.

Diese bayerische Theaterfreudigkeit war einer der Haupt punkte, bei dem die Jesuiten einsetzten, als sie am 21. Nov 1559 nach München kamen. Die Väter der Gesellschaft Jesu stellten die Religion in den Mittelpunkt ihrer Spiele, religiöse Erhebung war das Endziel ihrer Vorstellungen. Dieser Zweck wurde erreicht dadurch, daß sie „eine Vereinigung aller Künste im Rahmen des Dramas" anstrebten und durchsetzten. Bühnentechnik, Malerei, Plastik, Musik, Dekorationen, Tanz, Alles vereinigte sich, um eine glanzvolle, berückende Wirkung auf Aug und Ohr, Phantasie und Herz auszuüben.

Mit der prunkvollen Aufführung der Tragödie „Constantinus" im Jahre 1574, bei welcher durch zwei Tage hindurch die ganze Stadt München dem Stücke zur Bühne diente und wobei mehr als tausend Personen als Redende oder Statisten mitwirkten, wozu das Volk von nah und fern zusammenströmte, war im katholischen Bayern thatsächlich jenes nationale „Gesammtkunstwerk" ins Leben getreten, welches Richard Wagner für Deutschland erträumte, das Festspiel, „zu dem man aus allen Orten des Landes wallt, an dem das ganze Volk geistig wie materiell theilnimmt und das durch die Großartigkeit der Durchführung vom einfachen Theaterstücke zum nationalen Weiheakte emporsteigt".

Wie alles Menschliche, stieg auch das Jesuitendrama von der stolzen Höhe, die es im 16. und 17. Jahrhundert inne hatte, herab, insonderheit als am bayerischen Hofe das Berufsschauspiel, abwechselnd von Italienern, Franzosen und Deutschen gepflegt, immer mehr in Aufnahme kam. Allein, was es an Intensität am Münchener Fürstenhofe eingebüßt, das war ihm reichlich durch Ausbreitung über das ganze Land wieder hereingekommen. Die prächtigen und wirkungsvollen Neuerungen des Jesuitenordens fanden Widerhall in allen Prälaturen des bayerischen Hochlands, wo man nicht minder bühnenfroh und kunstpflegend war als in der Hauptstadt. „Auf diesem Wege ge-

langte die in München von den Jesuiten geübte Weise bis in die entlegensten Gebirgsdörfer" und unter diesen auch nach Oberammergau.

Die Geschichte des Oberammergauer Spiels hält seit dessen Entstehung im Jahre 1633 den eben gezeichneten Gang der bayerischen Theaterentwickelung in den großen Zügen ein. Der älteste noch vorhandene Oberammergauer Passionstext vom Jahre 1662 setzte sich aus zwei älteren meistersingerlichen Spielen zusammen, einem Passionsspiele aus dem 15. Jahrhundert und einer „Passion und Auferstehung Christi", die den Augsburger Schneider und späteren deutschen Schulmeister Sebastian Wild zum Verfasser hatte und 1566 gedruckt wurde. Dieser combinirte volksthümliche Text ging solange über die Oberammergauer Bühne, bis sich, erst leiser seit 1680 und allmählich stärker, die Einwirkungen des Jesuitendramas bemerklich machten, die im Jahre 1750 damit endeten, daß die früher geltende Passion vollständig in der Weise der Jesuiten umgearbeitet wurde.

Und wie der ältere, volksthümliche, meistersingerliche Passionstext aus der zünftereichen Reichsstadt Augsburg gekommen war, so kam „der neue Passion" mit seinen neuen Akten („Abhandlungen"), plastischen Bildern aus dem alten Testamente, welche der vorangegangenen Handlung entsprechen („Exhibitionen"), seinen zahlreichen allegorischen Figuren, seiner prunkvollen Schlußapotheose und seiner rauschenden Musik aus der gelehrten Studierstube des im Jesuitendrama sattelfesten Ettaler-Klosterpaters Ferdinand Rosner (1709—1778).

Man darf nicht glauben, daß den Ammergauern dieser neue Text etwa aufgezwungen woren sei. Im Gegentheile! Die Oberammergauer-Spieler, die in einer Eingabe vom Mai 1770 an Kurfürst Max III. Joseph von sich rühmen konnten, daß sie fast lauter Leute seien, „welche halb oder ganz Europa ausgereiset sind, mithin wohl zu unterscheiden wissen, was an anderen orthen vor einfältig und verwerflich gehalten wird vnd was bey einer so heyligen Vorstellung gangbar ist", waren selbst zur Einsicht gelangt, daß ihr bisheriger Text für ihre Zeit zu kunstlos und altmodisch sei, und sie selbst waren es, von denen das Ansinnen an Pater Rosner ausging, einen den modernen Ansprüchen gerechten Passion zu dichten. Wohl hat seit 1750

auch dieser Text wieder verschiedene Aenderungen und einmal sogar eine totale Umarbeitung durch den Ettaler Pater Othmar Weiß (1811) erfahren, aber dennoch steht der heutige Passion noch da als ein letztes Ausklingen des einstens all bayerischen Bühnen beherrschenden Jesuitendramas.

Im Zusammenhange damit steht es, daß Trautmann auch in der Bühne des Oberammergauer-Passionsspiels nicht die Entwicklung der altdeutschen Mysterienbühne, sondern die durch die Jesuiten nach Altbayern verpflanzte Bühne der italienischen Renaissance erblickt und uns die Aehnlichkeit zwischen dem Teatro Olimpico Palladio's und Scamozzi's in Vicenza und der Ammergauer Bühne vom Jahre 1850 vor Augen führt durch Gegenüberstellung der Abbildungen beider Bühnen.

Wenn ich noch erwähne, daß Trautmann auf Grund eines archivalischen Fundes die Geschichte des Ammergauer Passionsspieles auch in dem Punkte richtig stellt, daß dasselbe im Jahre 1770 sich keineswegs, wie bisher überall zu lesen war, eines Ausnahme-Spiel-Privilegiums erfreute, sondern ebenso wenig abgehalten werden durfte, wie alle übrigen Passionstragödien in bayerischen Landen in Folge eines generellen Verbotes, so glaube ich hinlänglich gezeigt zu haben, daß die besprochene Studie ein mächtiger Schritt vorwärts ist zur Erschöpfung der Geschichte Oberammergaus.

Damit aber dürfte der Hauptwerth des Trautmann'schen Buches noch nicht hervorgehoben sein. Nach meiner Meinung ruht dieser in des Buches erstem Kapitel, das „Kloster Ettal und der Pfaffenwinkel" überschrieben ist; hievon verspreche ich mir eine weithin wirkende Läuterung der Auffassung der Geschichte des katholischen Bayerns in den letzten Jahrhunderten.

Zwei Gedanken sind es hauptsächlich, welche in diesem Kapitel zur Aussprache und dem Leser zum Bewußtsein kommen. Einerseits wird die im Großen und Ganzen allgemein übliche Ansicht zurückgewiesen, als hätten die Klöster sich nur in den ersten Jahrhunderten ihrer Ansiedelung auf deutschem Boden durch Urbarmachung der Wälder und Oeden und durch Verbreitung der Bildung, höchstens noch während des späteren Mittelalters Verdienste um das Volk erworben. Mit Nachdruck weist Trautmann darauf hin, daß die bayerischen Klöster gerade

im 17. und 18. Jahrhundert wieder eine außerordentliche Blüthe entfaltet und sich wie in ihrer Jugend als Träger aller hohen und schönen Cultur und als Erzieher und Förderer des Volkes in geistiger und wissenschaftlicher Beziehung bewährt haben.

Der zweite Hauptgedanke Trautmanns ist eine Ehrenrettung der Kunst des altbayerischen Barocks, der „Kunst der Gegenreformation". Beim Lesen der bezüglichen Ausführungen Trautmanns mußt' ich immer an die Wandelbarkeit der menschlichen Ansichten und Geschmacksrichtungen denken und an den Mangel an wahrer Objektivität, die allen menschlichen, auf Erlaubtes gerichteten Bestrebungen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wie hat man beispielsweise im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts in Oesterreich gegen alle gothische Architektur gesündigt, um nicht zu sagen gewüthet! Wer damals ein gothisches Gebäude für schön finden wollte, glaubte hiefür eine Entschuldigung bereit halten zu müssen. So heißt es in einer Beschreibung der Kirche der Karthause Gamming vom Jahre 1782, die Hauptkirche sei „zwar (!) auf gothische Art, aber groß und mächtig erhaut".[1]) Und dagegen stelle man sich im Geiste vor die zu Gunsten der Gothik in unserem Jahrhundert eingetretene Reaktion, welche über die Grenzen des zulässigen hinausschreitend hinwieder keinen andern Baustil als den gothischen als vollberechtigt anerkennen und gelten lassen wollte.

Den Einfluß und Eindruck dieser gothischen Reaktionsperiode haben wir noch nicht überwunden. Noch immer gibt es „Restauratoren", welche für die „Kunst der Gegenreformation", für das temperamentvolle, allerdings leidenschaftlich erregte, sinnenfällige Barock kein Verständniß haben und ganz darauf vergessen, daß vernünftigerweise doch einer Erscheinung der Kunst, die Hunderte von großen Künstlern gepflegt, welche über den ganzen katholischen Süden Deutschlands hin die herrlichsten Abteien, Klosterkirchen und Schlösser geschaffen und vergrößert hat, und welche das Volk bis zum heutigen Tag mit Entzücken und Andacht erfüllt, die Daseinsberechtigung nicht abgesprochen werden könne. Ich finde eine gewisse Befriedigung

1) Vgl. Seb. Brunners Joseph II, S. 277 (Freiburg 1874).

darin, daß man auch auf diesem Gebiete anfängt, die jus distributiva zu üben. Die Wege dazu haben vorneh gebahnt das bayerische Kunstgewerbe und die Werke Gur über Barock und Rococo.

Zur weitesten Popularisirung der Ehrenrettung „Jesuitenstils" und seiner Entwicklung scheint mir aber T mann's Buch über Oberammergau geeignet. Möge es die teste Verbreitung finden, die es verdient. Freilich, wer „Führer" sucht in ihm, der den Passionstext enthält Anweisungen über Wege und Gasthäuser mit guten Be großen Portionen und billigen Preisen, der lasse die H davon. Wem es aber darum zu thun ist, ein Verständniß Landes und der Leute des oberbayerischen „Pfaffenwinkels" gewinnen und in seine Geschichte einzudringen, sei sie polit wirthschaftlich, literarisch oder kunstgeschichtlich, dem sei Tr mann's Buch aufs beste empfohlen. Meiner Empfehlung ge zu sein, wird Niemand bereuen. Und ich bin überzeugt anspruchsvoller der Leser ist in Bezug auf künstlerische Form Sprache, desto größeren Genuß wird er an dieser Lektüre ha

Es schwebt über dem auch mit Illustrationen von P. H reizend ausgestatteten Buche ein Duft künstlerischen Zaubers, Sinn und Herz gefangen nimmt, der uns die Mühe und Ar des Autors ganz vergessen läßt und uns in jene Stimm versetzt, die Trautmann (S. 30) als „Prälaturenstimmu bezeichnet, als „wohlige Ruhe harmlosen Genießens dessen, herrlich ist in Menschenwerk und Schöpfungspracht".

Speier. Dr. J. Mayerhofer.

Berichtigung.

Aus Reinickendorf bei Berlin erhalten wir vom Sch vorstand, Herrn Pfarrer Schelck, eine Berichtigung, gem der die im vorigen Heft S. 124 Z. 4 v. o. gebrachte Ango daß in Reinickendorf 90 bis 100 katholische Kinder zur A wohnung des protestantischen Religionsunterrichts gezwung werden, unwahr ist. „Nicht ein einziges katholisches Kind wi zur Theilnahme am evangelischen Religionsunterricht gezwunge die katholischen Kinder, 40 und einige an der Zahl, empfang den confessionellen Religionsunterricht durch einen vom Für bischöflichen Delegaten empfohlenen katholischen Lehrer auf Kost der Gemeinde".

XIX.

Cardinal Bellarmin in altkatholischer Beleuchtung.

III.

Im Herbst 1592 zog sich Bellarmin nach Frascati zurück, um den dritten Band der Controversen zu schreiben, den er in wenigen Monaten vollendete und Clemens VIII. widmete. In der Vorrede des Bandes sagt er, er habe mit der Ausarbeitung desselben vor vier Jahren begonnen, sei aber nicht früher fertig geworden, weil er andere Bücher habe schreiben müssen, wiederholt krank gewesen und durch andere Geschäfte in Anspruch genommen worden sei, namentlich durch seine Mission nach Frankreich. Ferner erwähnt er, es fehle in seinem Werke noch der Traktat über die Abläße, der nach seinem Plane hinter dem über das Bußsakrament seinen Platz hätte erhalten sollen. Wohl absichtlich verschob er die Veröffentlichung desselben bis 1599, so daß er zum Jubeljahr 1600 gerade recht erschien. Die Behauptung, Bellarmin habe im Gegensatze zu der „officiösen Apologie" des Ablaßwesens, welche er in jenem Werke liefere, privatim über einige Punkte „freier und richtiger" gedacht, begründet Döllinger lediglich durch den Hinweis auf einige Aeußerungen Bellarmins, es solle in der Verleihung von Abläßen das richtige Maß eingehalten werden, wie es auch das Concil von Trient (sess. XXV.) ausgesprochen hat: „In his tamen concedendis moderationem juxta veterem et probatam in ecclesia consuetudinem adhiberi cupit". Wie Döllinger selbst

bezüglich des Ablaßweſens denkt, verräth er uns zur Gen
er iſt mit der jetzt geltenden Anſchauung und Praxis
Kirche nichts weniger als einverſtanden. „Bezüglich
Ablaßweſens“, ſagt er, „iſt ſeit Bellarmins Zeit vieles and
nicht beſſer geworden. Der vollkommenen Abläſſe, die
jedermann durch Leiſtungen, die Bellarmin zu den gerin
zählen würde, gewonnen werden können, gibt es jetzt unzäh
und faſt alle können auch den Verſtorbenen zugewe
werden; die Exiſtenz von Abläſſen von Tauſenden von Jah
wird von einem vor wenigen Jahren verſtorbenen Jeſui
P. Schneider, in einem weit verbreiteten Buche ausführ
vertheidigt.[1]) Er kennt einen von 60,000 Jahren und eb
vielen Quadragenen; einen täglich zu gewinnenden von hun
Jahren hat Pius IX. beſtätigt; in faſt allen Kirchen iſt
Altar (in einigen mehrere) ſo privilegirt, daß mit jeder M

1) Dieſe Behauptung iſt wenigſtens bezüglich der ſiebenten Auf
des Buches: „Die Abläſſe, ihr Weſen und Gebrauch“ (v
S. 57) nicht ganz zutreffend. Schneider ſagt im Texte: „
größten unvollkommenen Abläſſe, welche die Stellvertreter
Chriſti gegenwärtig zu bewilligen pflegen, umfaſſen 7,
15, 20, 30 Jahre, nur ſelten mehr“. In der Note kommt
ſodann auf die angeblich früher bewilligten Abläſſe von Tauſen
von Jahren zu ſprechen und faßt ſein Reſultat (S. 58 un
in die Worte zuſammen: „Man kann alſo ſicher nicht im
gemeinen alle Abläſſe von mehr als 20 Jahren für unächt erklä
Ob man jedoch ſo enorme Zahlen von Jahren, wie ſie in früh
Zeiten ſtatt der jetzt üblichen vollkommenen Ab
gebräuchlich waren, in unſern Zeiten öffentlich hervorheben
iſt eine andere Frage. Als im Jahre 1859 ein Conſultor
hl. Ablaßcongregation die Frage vorlegte, ob der Ablaß
60,000 Jahren, der im Summarium der Roſenkranzbruderſ
von 1679 ſteht, ächt ſei, lautete die Antwort: Ja; und doch
dieſe ſo große Verleihung weder in dem vom hochwürdig
P. Jandel 1859 veröffentlichten Büchlein Il Rosario, noch in
neueſten Summarium der Roſenkranzbruderſchaft von 1862 n
aufgeführt“. Von den „ebenſoviel Quadragenen“ ko
ich in der 7. Auflage nichts entdecken.

des beliebigen Priesters, wenn er will, ein vollkommener Ablaß für einen Verstorbenen verbunden ist. Manche Priester haben das Privilegium, daß an manchen Tagen ihre Messen, wo immer sie gelesen werden, privilegirt sind; am Allerseelentage gilt dieses für alle Priester, und den Mitgliedern einiger Bruderschaften ist die besondere Gnade verliehen worden, daß alle Messen, die nach ihrem Tode für sie gelesen werden, privilegirt sind".

Im Jahre 1592 wurde Bellarmin Rektor des römischen Kollegs. Um Anderen ein Beispiel der klösterlichen Einfachheit zu geben, entfernte er aus dem Zimmer des Rektors verschiedene kostbare Schränke und ließ sie in der Sakristei aufstellen, um darin die Altartücher und andere geweihte Sachen aufzubewahren; er entfernte auch die gemalten Bilder, die man Quadri nannte, und alles andere, was nicht nothwendig war, und wollte nur das haben, was die anderen Brüder haben. Er blieb nicht die vollen drei Jahre Rektor (wie es üblich war), sondern wurde vor Ablauf derselben als Provinzial nach Neapel geschickt. In diesem Amte bemühte er sich, durch Wort und Beispiel Andere zu belehren; er visitirte die Provinz zweimal. Aber er blieb auch in diesem Amte nicht die vollen drei Jahre, sondern wurde nach dem Tode des Cardinals Toletus von Papst Clemens VIII. im Januar 1597 nach Rom an die Stelle eines päpstlichen Theologen berufen. Der Papst wünschte, daß er im Palaste seine Wohnung nehme; aber er erwirkte durch den Cardinal Aldobrandini, daß ihm nicht im Palaste, sondern in der Pönitentiarie eine Wohnung angewiesen wurde. Gleichzeitig wurde er Consultor des hl. Officiums.

In Bezug auf Clemens VIII. begegnete Bellarmin etwas Wunderbares. Als im fünften Jahre seines Pontifikates Viele meinten, er werde bald sterben, wie seine drei Vorgänger, sagte Bellarmin zu Silvio Antoniano: „Clemens VIII. wird 12 Jahre und 12 Monate leben", und dieses wiederholte er öfters. Im letzten Jahre aber sagte er oft zu seinen Bekannten,

in diesem Jahre werde der Papst sterben. (So traf es auch ein.) Er war aber kein Astrolog und auch kein Prophet sondern redete nur zufällig so.[1])

Um diese Zeit schrieb er auch auf Ersuchen des Cardinals Tarugi einen kurzen und einen ausführlichen Katechismus die bald darauf gedruckt und an vielen Orten gebraucht wurden. Betitelt waren dieselben: „Dichiaratione più copiosa della dottrina christiana" und „Dottrina christiana". Wie vorzüglich der Katechismus Bellarmins war, erhellt daraus, daß derselbe nicht nur in ganz Italien, sondern auch in vielen Diöcesen außerhalb Italiens eingeführt wurde. Dem vatikanischen Concil lag sogar das Projekt vor, einen nach dem Muster des Bellarmin'schen ausgearbeiteten Katechismus zum einzigen für die ganze Kirche zu machen. Nur am Ende des vorigen Jahrhunderts versuchte der bekannte Bischof Scipio Ricci von Pistoja und drei andere toskanische Bischöfe einen neuen einzuführen.

Im Jahre 1598 reiste der Papst nach Ferrara und nahm Bellarmin mit, der nicht nur das Amt eines Consultors des hl. Officiums, sondern auch das eines Examinators der zukünftigen Bischöfe bekleidete. Er verhandelte mit dem Papste über die Angelegenheiten der Gesellschaft Jesu, die ihm von dem Pater General zugewiesen wurden; und obschon Bellarmin nicht im Collegium der Gesellschaft wohnte, gab doch der Papst seinetwegen dem Collegium wöchentlich 25 Scudi.

Seine Erhebung zum Cardinal erzählt Bellarmin in seiner Selbstbiographie, wie folgt: Im Jahre 1599 am

---

1) Döllinger wundert sich (S. 141 N. 29), daß, „obschon Bellarmin hier den Namen eines Propheten ebensowohl wie den eines Astrologen ablehnt, doch diese Prophezeiung unter den Beweisen dafür, daß er die ‚übernatürliche Gabe der Weissagung besessen', figurirt." Woher kam es denn, daß Bellarmin wie hier den Tod des Papstes, so manches Andere lange vorher und mit so großer Bestimmtheit voraussagen konnte?

Quatembermittwoch der Fastenzeit (3. März) ernannte der Papst Bellarmin zum Cardinal in so unerwarteter Weise, daß er gar nicht vorher wissen konnte, daß dieses geschehen werde. Weil jedoch Viele vermutheten, daß dieses eintreffen werde, ließ der Pater Rektor zwei Monate vorher den Papst durch den Maestro di Camera fragen, ob es ihm recht sei, wenn Bellarmin Rektor der Pönitentiarie werde, und da der Papst zustimmte, wurde er (21. Januar) Rektor der Pönitentiarie; aber der Papst ließ dieses zu, um die Sache geheim zu halten, wie auch ein halbes Jahr vorher, als zu Ferrara ein dem Papste Nahestehender sagte, Bellarmin sei des Cardinalats würdig, der Papst antwortete: „Er ist zwar würdig, aber er ist ein Jesuit", womit er zu verstehen gab, er werde ihn nicht zum Cardinal machen. Nachdem er also später im Consistorium mit zwölf anderen als Cardinal proklamirt war, schickte der Cardinal Aldobrandini sofort den Marchese Sannesio zu Bellarmin, um ihm mitzutheilen, er sei Cardinal geworden, und ihm im Namen des Papstes zu befehlen, seine Wohnung nicht zu verlassen. Da beschied Bellarmin alle Patres der Pönitentiarie zu sich und hielt eine Berathung, was er zu thun habe. Der Pater Johann Baptist Costa, welcher der älteste von allen war, sagte: ein Berathen habe jetzt keinen Sinn mehr; denn da er schon zum Cardinal gemacht und als solcher im Consistorium proklamirt sei, sei gar nicht zu hoffen, daß der Papst Entschuldigungen annehmen werde, zumal er ausdrücklich befohlen habe, Bellarmin solle seine Wohnung nicht verlassen. Dasselbe sagten die anderen. Da schickte Bellarmin den Pater Minister zum Cardinal Aldobrandini, um ihm zu sagen, Bellarmin wünsche eine Audienz beim Papste, um ihm seine Gründe vorzutragen, weshalb er die Würde nicht annehmen könne; er wage aber wegen des ihm im Namen des Papstes mitgetheilten Verbotes seine Wohnung nicht zu verlassen. Cardinal Aldobrandini antwortete, er könne nicht gestatten, daß Bellarmin zum Papste gehe, ohne gerufen zu sein, denn der Papst wolle ihn

nicht hören, sondern befehle, daß er aus Gehorsam diese Würde annehme. Als er später gerufen wurde, um den Hut oder das rothe Biret in Empfang zu nehmen, und anfangen wollte seine Entschuldigungen vorzubringen, unterbrach ihn der Papst sogleich und sagte: „Kraft des heil. Gehorsams und bei Strafe einer Todsünde befehle ich dir, die Würde eines Cardinalates anzunehmen".

Als Cardinal nahm er sich vor, seine Lebensweise bezüglich der sparsamen Beköstigung, des Gebetes, der Betrachtung, der täglichen Messe und anderer Verordnungen und Gewohnheiten der Gesellschaft Jesu nicht zu ändern; zweitens kein Geld aufzuhäufen und seine Verwandten nicht zu bereichern, sondern, was von seinen Einkünften übrig bliebe, den Kirchen und den Armen zu geben; drittens von dem Papste keine größeren Einkünfte zu erbitten und keine Geschenke der Fürsten anzunehmen. Das Alles hat er auch gehalten.

Als im Jahre 1602 das Erzbisthum Capua erledigt war, verlieh es der Papst Bellarmin, und nachdem der Papst selbst ihn am (21. April) zweiten Sonntag nach Ostern, an welchem das Evangelium: „Ich bin der gute Hirt" verlesen wird, consecrirt und ihm zwei Tage darauf das erzbischöfliche Pallium gegeben hatte, verließ er am folgenden Tage den Palast und zog sich auf vier Tage in das römische Colleg zurück, um den Besuchen zu entgehen, und nachdem er am Freitag eine Rede an die Brüder gehalten, reiste er sogleich ab, um in seiner Diöcese Residenz zu halten. Diese beschleunigte Abreise von Rom erregte bei Vielen, auch bei dem Papste Bewunderung, da in der Regel die Curialen sich von der Curie kaum losreißen können und ein anderer Cardinal, der mit Bellarmin zum Erzbischof von Bari consecrirt worden war, seine Abreise bis Ende Oktober hinausschob.

Passionei erinnert bei der Weise, wie sich hier Bellarmin den Curialen überhaupt und speciell einem bestimmten Erzbischof gegenüberstellt, an Lukas 18,11: „Ich bin nicht wie andere Menschen oder wie dieser Zöllner da". Völlig mit

Unrecht. Bellarmin wollte durch seine schnelle Abreise lediglich das selber ausführen, was er von den übrigen Bischöfen forderte, fleißig Residenz zu halten und „nicht in Rom die Zeit mit nichts oder mit Geschäften zuzubringen, die auch von Anderen besorgt werden könnten". Bellarmin war kein hoffärtiger Priester; die ihm Hoffart vorwarfen, beweisen, daß ihnen der Begriff der Demuth abhanden gekommen. Ich kann Passionei diesen Tadel nicht ersparen, wenn er zu einem Dialoge, den Bellarmin dem Papste überreichte, sagt: „Der Papst erscheint darin wie ein Schulknabe oder Novize und Bellarmin wie ein Schulmeister oder Pater Rektor". Dieser Dialog handelte „von der Hauptpflicht des Papstes", und waren darin sechs Punkte besprochen, welche der Reformation bedürftig erschienen: 1. die lange Erledigung der Bisthümer; 2. die Beförderung der weniger geeigneten Prälaten; 3. die Abwesenheit der Bischöfe von ihren Diöcesen; 4. „die geistliche Polygamie", d. h. die Vereinigung mehrerer Bisthümer in Einer Hand; 5. das vielfache Versetzen von einem Bisthum in das andere; 6. das Resigniren der Bischöfe ohne gesetzlichen Grund.

Bellarmin handelte kaum ohne vorherige Verständigung mit dem Papste, als er ihm diese Denkschrift überreichte; der Papst antwortete ihm auf einen Brief, den er, wie das bei den Cardinälen Sitte war, ihm 1603 zu Weihnachten geschrieben hatte, es würde ihm *lieb* gewesen sein, wenn er bei dieser Gelegenheit auf *Fehler*, die er etwa im abgelaufenen Jahre begangen, aufmerksam gemacht hätte. Gegen die Annahme, es habe zwischen dem Papste und Bellarmin irgendwie eine derartige freundschaftliche Vorbesprechung stattgefunden, können die Schlußworte jenes Dialoges nicht angeführt werden. So konnte Bellarmin auch reden, wenn ihn der Papst direkt zu seinem Correktor bestimmt gehabt hätte. Bellarmin schrieb: „Diese Punkte habe ich *für jetzt* Euer Heiligkeit vortragen zu müssen geglaubt, um mein Gewissen in dieser Beziehung zu erleichtern. Wie ich sie

Ἐπὶ τῶν ἐπιλήπτων ἐπιλαμβάνει μὲν ἡ νοῦσος ἐν τῇ ἀρχῇ τῆς γενέσεως, ἐπιλαμβάνει δὲ καὶ ἐν τῇ ἀρχῇ τῆς ἡλικίης·

cardino Realini vor, nämlich: 1. Ob er dadurch eine schwere Sünde begangen, daß er das Erzbisthum Capua, wenn auch auf Befehl des Papstes, angenommen, obschon er sich als weniger geeignet dafür angesehen? 2. Ob er darum verpflichtet sei, zu resigniren, obschon der Papst die Resignation nicht annehmen werde? 3. Ob er bezüglich seines ewigen Heiles Hoffnung oder Furcht zu hegen habe? Döllinger gewinnt von diesen Fragen (S. 151) „den Eindruck eines gewissen Kokettirens mit der Demuth". Ich halte dafür, daß hoffärtige Menschen derartige Fragen niemals an sich stellen, weil sie von ihrer Würdigkeit und Fähigkeit schon im vorhinein mehr als überzeugt sind.

Ueber seine Wirksamkeit als Erzbischof in Capua erzählt uns der Cardinal: Bellarmin kam am 1. Mai in Capua an und nachdem er einen feierlichen Einzug gehalten und feierlich die Messe gesungen, bestieg er bald darauf, nämlich am Feste Christi Himmelfahrt, die Kanzel und begann zu predigen. Im ersten Jahre restaurirte er die Domkirche und den erzbischöflichen Palast und verwendete darauf einige tausend Dukaten; er machte ein Verzeichniß der armen Familien und schickte ihnen jeden Monat eine bestimmte Geldsumme; er bestimmte auch für verschiedene fromme Anstalten monatliche Almosen, abgesehen von den Almosen, welche täglich an der Thüre gegeben wurden, und den außerordentlichen Almosen. Er blieb drei Jahre in Capua; dreimal visitirte er die ganze Diöcese; dreimal hielt er eine Diöcesansynode und einmal ein Provinzialconcil. Ein solches war seit 18 Jahren nicht mehr gehalten worden. Er fand die Gewohnheit vor, daß in der Domkirche nur an den vier Adventsonntagen und in der Fastenzeit eine Predigt gehalten wurde; er fing an, auch am Weihnachtsfeste und fast an allen Sonntagen des Jahres zu predigen, nicht nur in der Stadt, sondern auch zur Zeit der Visitation auf den Dörfern. Weil er selbst nicht das ganze Jahr auf den Dörfern und in der Stadt sein konnte, sandte er zwei Patres der Gesellschaft aus, um

auf den Dörfern umherzuziehen, indem er ihnen monatlich zehn Dukaten anwies, damit sie den Bauern nicht zur Last fielen; und wenn er selbst die Dörfer besuchte, blieben jene Patres in der Stadt und predigten und hörten Beichte. Er schrieb, während er auf einem Dorfe war, eine ausführliche Erklärung des Glaubensbekenntnisses in italienischer Sprache, die er drucken ließ, damit die Pfarrer, welche nicht predigen können, nach dem Evangelium die Erklärung eines Artikels vorläsen, namentlich wenn diese zu den Festtagen paßte. (Das Schriftchen ist betitelt: „Dichiaratione del simbolo".) Da es Gebrauch war, daß die Domherren und die Pfarrer dem Erzbischof am Weihnachtsfeste ziemlich bedeutende Geschenke schickten, verbot er diese Gewohnheit gänzlich, einerseits damit die armen Domherren und Pfarrer nicht beschwert würden, andererseits damit die reichen mit größerem Verdienste das den Armen gäben, was dem nicht bedürftigen Erzbischof gegeben worden war. Denn er gedachte oft der Worte des Isaias (33, 15): „Selig, dessen Hand sich aller Bestechung enthält", und schärfte diese auch Anderen ein. Er nahm mit den Domherren am Chordienste Theil; denn zu Capua ist der Erzbischof auch Domherr und erhält ziemlich beträchtliche Distributionen. Nicht bloß war er an allen Festtagen bei der Matutin und den Laudes anwesend, sondern auch an gewöhnlichen Tagen wenigstens bei der Matutin, einmal um die Domherren zur Theilnahme am Chordienste anzuhalten, dann auch um sie an ein ernstes und langsames Psalmodiren zu gewöhnen, endlich um die Distributionen für die Armen zu verdienen, denn er schenkte den ganzen Betrag den Armen. Dieses allein, sagte er, sei recht eigentlich sein Almosen, weil er es durch eigene Arbeit verdiene; das Uebrige sei von der Kirche, nicht von ihm.

Bellarmin sagte gleich im Anfange vorher, er werde nur drei Jahre an der Spitze jener Kirche stehen, und nachdem er mit großem Fleiße die Namen seiner Vorgänger von dem hl. Priscus, dem Schüler des hl. Apostels Petrus, an ermit-

telt, eine Liste all seiner Vorgänger angefertigt und von seinem unmittelbaren Vorgänger gesagt hatte: „Cäsar Costa war 30 Jahre Bischof", fügte er bei: „Bellarmin war drei Jahre Bischof", und dieses traf genau zu. Denn nach drei Jahren starb Clemens VIII., und sein Nachfolger Paul V. wollte nicht zulassen, daß Bellarmin nach Capua zurückkehre, so daß er genöthigt war, auf das Erzbisthum zu resigniren. (Der Papst gestattete ihm, sein Erzbisthum beizubehalten und durch einen Anderen verwalten zu lassen. Doch Bellarmin lehnte dieses ab, desgleichen auch das Anerbieten, sich bei der Resignation die Einkünfte des Erzbisthums bis auf 1000 Dukaten, die sein Nachfolger beziehen solle, vorzubehalten.) [1]) Bellarmin las die Lebensbeschreibungen heiliger Bischöfe, die er aus Surius zusammengestellt hatte, und fühlte sich durch diese Lektüre sehr gefördert. „Er wurde von dem Volke geliebt und er selbst liebte das Volk. Auch die königlichen Beamten bereiteten ihm niemals Unannehmlichkeiten, sondern verehrten ihn, weil sie glaubten, er sei ein Diener Gottes".

In diese Worte faßt Bellarmin zum Schlusse noch den Erfolg seiner erzbischöflichen Wirksamkeit in Capua zusammen; dann fährt er fort: Während des Conclaves Leos XI. (d. h. aus welchem Leo XI. als Papst hervorging) und wieder während des Conclaves Pauls V. blieb er meist in seiner Zelle oder er ging allein an einem einsamen Orte spazieren und betete den Rosenkranz oder las ein Buch, und in seinen Privatgebeten sprach er zu dem Herrn: „Sende, wen Du senden willst" (Ex. 4, 13) und: „Vor dem Papstthum bewahre mich, o Herr!" In dem zweiten Conclave fehlte nicht viel, daß er Papst geworden wäre; als ihm ein sehr einflußreicher Mann seine Unterstützung versprach, ermahnte er ihn, davon abzulassen, dankte ihm nicht einmal und versicherte, er würde nicht einmal einen Strohhalm von der Erde aufheben, wenn er dadurch Papst werden könnte. Er

1) Döllinger-Reusch S. 164.

haßte auch diejenigen nicht, welche dieſes verhinderten, und betrübte ſich darüber nicht (daß er nicht Papſt wurde); denn er ſagte, „definitionem Papatus esse laborem periculosissimum“.[1])

Nach der Wahl Pauls V. ſchrieb Bellarmin 15. Juni 1605 an Joh. Andr. Priunchnicius: „Daß Sie geglaubt oder gewünſcht haben, ich möchte Papſt werden, ſehe ich als ein Zeichen Ihres Wohlwollens an. Ich habe aber jenen höchſten Stuhl nicht nur nie verlangt, ſondern immer mich davor entſetzt und Gott von ganzem Herzen gebeten, meiner Schwachheit eingedenk, mich eine ſo gefährliche Höhe nicht beſteigen zu laſſen“. Unter der Regierung Pauls V. dachte Bellarmin an die Möglichkeit, ſein Nachfolger werden zu müſſen. Seine Biographen theilen folgendes von ihm geſchriebene Blatt mit: „Am Freitag 26. September 1614 habe ich, in dem Novizenhauſe Sant' Andrea weilend, um Exercitien zu machen, nach reiflicher Ueberlegung bei dem hl. Meßopfer, als ich im Begriffe war, den heiligſten Leib des Herrn zu empfangen, dem Herrn folgendes Gelübde gemacht: Ich, Robert Cardinal Bellarmin, Profeſſe aus der Geſellſchaft Jeſu, gelobe dem allmächtigen Gott vor dem Angeſicht der hl. Jungfrau Maria und des ganzen himmliſchen Hofes, daß ich, falls ich zum Papſte gewählt werden ſollte (was ich nicht wünſche und Gott bitte nicht zuzulaſſen), keinen meiner Verwandten zur Cardinalswürde oder in den weltlichen Fürſten- oder Herzogs- oder Grafenſtand erheben, ſie auch nicht bereichern, ſondern nur ſo unterſtützen will, daß ſie in ihrem bürgerlichen Stande bequem leben können. Amen. Dieſes Gelübde habe ich gemacht, nicht als ob ich die Päpſte verdammen wollte, welche geeignete und würdige Verwandte zum Cardinalate erhoben haben, ſondern weil ich geglaubt

1) Der Jeſuite Fuligatti erzählt in ſeiner Vita Bellarmins (zuerſt 1624 erſchienen), Bellarmin habe die päpſtliche Würde zu definiren gepflegt als „fatica pericolosa e pericolo faticoso“.

…ée, unſere Zeit erheiſche das zur größeren Ehre Gottes, …r leichteren Reformation der Kirche und zur Verbreitung …s hl. Glaubens". Bereits am 30. September 1605 hatte …llarmin an ſeinen Ordensgenoſſen Caminata geſchrieben: „Deine Ermahnung, keine Verwandte in mein Haus auf…nehmen und ſie nur ſo zu unterſtützen, daß ſie nicht Noth …ben, nicht ſo, daß ſie reich werden, werde ich befolgen". …s ſeine Verwandten nicht aufhörten, ihn mit Briefen und …t bald lamentabeln, bald unehrerbietigen, immer aber …geſtümen Bitten zu beläſtigen, ſchrieb er ihnen: „Wenn …uch das nicht gefällt, was ich Euch geſchrieben habe, daß …, meine Verwandten nicht bereichern wolle, ſo iſt das ein …eichen, daß ihr mich zur Hölle verdammt ſehen möchtet, …enn es Euch hier nur gut ginge". Er ſchrieb ſogar …einer Lieblingsſchweſter Camilla, die als 77jährige Dame …den Wunſch äußerte, er möge ſie einmal nach Rom kommen …laſſen, da ſie ihn noch nie in Cardinalskleidung geſehen: „Wenn Dir der Gedanke kommt, ſo mache das Kreuzzeichen; denn er iſt eine Verſuchung des Teufels. Wir ſind beide dem Tode nahe und müſſen darum an die zukünftigen und nicht an die gegenwärtigen Dinge, an das Leiden des Herrn und nicht an die Eitelkeiten der Welt denken. Und wenn Du wüßteſt, mit wie viel Sorgen und Mühen dieſes Kleid ver…bunden iſt, und wie zufrieden ich in dem ſchwarzen Rocke …der heiligen Geſellſchaft geweſen bin, ſo würdeſt Du mich …lieber im Ordenskleide als im Cardinalskleide ſehen wollen". …Auch Döllinger ſagt (174), das oben mitgetheilte Gelübde …Bellarmins, ſich vor dem Nepotismus hüten zu wollen, mache …ihm alle Ehre; ferner: Bellarmin habe „wenn auch nicht …eine heroiſche, ſo doch eine ſehr löbliche Abneigung gegen …Nepotismus bekundet" (S. 165).

(Schluß folgt.)

XX.

Aus dem Leben eines Jesuiten-Generals.

II.

P. Roothaan verließ am 30. Mai 1820 das russische Gebiet, gerade 16 Jahre seit seiner Abreise von Amsterdam. Ueber Lemberg, Wien, Udine reiste er nach Venedig, dann nach Ferrara, wo sich ein Jesuiten-Colleg befand und die russischen Flüchtlinge mit herzlicher Liebe aufgenommen wurden. Doch konnte er dort nicht bleiben, weil das Colleg bereits mit Flüchtlingen überfüllt war, deshalb ging's weiter nach Bologna. Hier erhielt er die Weisung, nach der Schweiz zu gehen. Ueber Modena, Placentia, Mailand langte er nach Uebersteigung der Alpen am 23. Juli 1820 an seinem Bestimmungsort Brieg in Wallis an. Von dieser Reise gibt er Kunde in einem Briefe aus Brieg dat. 25. August 1820, in welchem er seinem Bruder sein Herz ausschüttet: „Gott sei Dank! Beraubt und verbannt zu werden als Diebe oder Bösewichter und eines Verbrechens überführt, davor bewahre uns Gott. Aber leiden als Jesuiten und um keiner anderen Ursache willen, als weil wir Jesuiten sind, das halte ich für eine so große Ehre, daß ich sie nie hätte verdienen können. Nochmals: Tausendmal Gott sei Dank! Wunderbar ist seine heilige Vorsehung. Als die Gesellschaft überall vertrieben war, gebrauchte seine Vorsehung Rußland, um einen kleinen Theil derselben zu bewahren; kaum ist die Gesellschaft wiederhergestellt und hat eine Zuflucht in andern

Andern gefunden, läßt er sie aus Rußland wegziehen. Uebrigens ist es menschlicher Weise gesprochen ein harter Schlag, bei dem wir nicht gefühllos sein können." Er schildert dann bewegten Herzens, daß sie die Mühe und Arbeit von zwei Jahrhunderten in Ausstattung der Kirchen und Collegien, Anschaffung physikalischer Instrumente, Gründung von Vereinen und Congregationen, endlich insbesondere daß sie so viele Katholiken, denen sie Führer auf dem steilen Pfad zum Himmel gewesen, verlassen mußten. Das Klagen und Weinen der Katholiken sei ihnen sehr zu Herzen gegangen. Als die Patres fortzogen, hatten sie sich nur mit Mühe einen Weg durch das Volk bahnen können, das sich ihnen zu Füßen warf, sie umarmte und um den Segen bat. „Das allein — so fährt P. Roothaan fort — das Verlassen von so vielen Seelen und besonders der lieben Jugend ist mir schwer gefallen und hat mir selbst einige Thränen gekostet. Alles übrige ficht mich wenig an. Gott ist überall! Und für einen Jesuiten ist die ganze Welt Vaterland oder besser die ganze Welt ein Verbannungsort. Als man mich gleich allen andern frug, ob ich nicht in Rußland bleiben und die Gesellschaft verlassen wollte, antwortete ich, ohne mich lange zu bedenken: von weither bin ich nach Rußland gekommen, nur allein um Jesuit zu werden, und nun sollte ich diesen meinen Beruf, den ich als meinen größten Schatz soweit gesucht habe, leichtsinnig wegwerfen! Man glaubte, daß viele besonders von den Eingeborenen lieber die Gesellschaft als ihr Vaterland verlassen würden, aber Gott sei gepriesen, hierin sah man sich sehr getäuscht. Selbst zarte Jünglinge, die von ihren Eltern und Verwandten mit allen möglichen Gründen bestürmt wurden, entschieden sich mit einer wunderbaren Standhaftigkeit für eine Wahl, welche der Gesellschaft Ehre macht, obschon auch wir selbst alle Mühseligkeiten einer Verbannung, das Daransgeben ihrer Muttersprache, die Schwierigkeit der Angewöhnung an fremde Länder und fremde Sitten so lebendig als möglich ihnen vor Augen führten."

Die Liebe und Zuvorkommenheit, welche er bei se
Mitbrüdern in Brieg fand, kann P. Roothaan nicht g
rühmen; sie hatten bald alle Mühseligkeiten der weiten
vergessen lassen. Das dortige alte Jesuiten-Colleg hatte d
Brand viel gelitten, war aber dann von den Franzose
Befestigungszwecken wiederhergestellt und nach deren A
den Jesuiten übergeben worden. „So hat sich die gött
Vorsehung unserer geschworenen Feinde bedient, um uns
größten Dienst zu erweisen." In diesem Brief zeigt P. Rooth
wie liebevoll besorgten Antheil er an dem Glück der Fam
seines Bruders nimmt: „Küsse auch von mir die lieben Kin
und sei so gut, und sage denen, die es schon verstehen könn
daß ihr Oheim sie von Herzen grüßt, den sie wahrschein
nie in ihrem Leben sehen werden, der aber alle Tage sie
ihre Unschuld in seinen Gebeten Gott anempfiehlt. O li
Eltern! Schauet doch auf Euren größten Schatz, die heil
Unschuld Eurer Kinder. Die ist Euch zu allererst anvertra
Zum Schlusse bittet er, seinen Brief nur den allernächs
Freunden zu zeigen. „Wir leben in einer Zeit, in welc
selbst der Name Jesuit durch viele Verläumdungen verh
geworden ist. Gott sei Dank, für dessen Namen wir leid
Er sei unsern Feinden gnädig, er möge ihnen alles Ue
was sie uns thun und wünschen, vergeben, er möge sie
füllen mit seiner heiligen Liebe für all' den Haß, den
gegen uns hegen, und ihnen stets Gutes erweisen für
ihre Verfolgungen."

Anfangs mußte P. Roothaan in Brieg eine Schwier
keit überwinden, und zwar von Seite der Sprache. Bis
hatte er fast nur polnisch gepredigt, und jetzt sollte er s
auf's Deutsche und Französische verlegen. Schon nach ein
halben Jahre am 21. Februar 1821 konnte er aber n
Amsterdam melden: „Ich bin sehr zufrieden, habe eini
Male hochdeutsch gepredigt. Arbeit finde ich Gott sei Da
noch mehr als vorher. Die Rhetorik unsern jungen Jesuit
vorzutragen, ist auch jetzt wieder mein Amt. Gott sei ew

Dank für Alles.“ P. Roothaan predigte auch bei den achttägigen Missionen, welche in der Schweiz dem Volke gehalten wurden, und deren Nutzen er nicht hoch genug preisen kann. Sein Sprachentalent und seine Rednergabe kamen ihm dabei in gleicher Weise zu statten. Bei der Mission zu Sitten, an welcher auch die ganze Geistlichkeit theilnahm, erschütterte er seine Zuhörer so, daß die ganze Kirche in Schluchzen ausbrach und der Redner eine Zeitlang unterbrechen mußte. Man erzählt, daß ihm bei einer andern Mission, wo er deutsch predigen mußte, im Feuer der Rede das richtige Wort nicht kommen wollte. Da rief er mit apostolischer Ungeduld aus: Sagt mir doch das Wort! Ein gutes Mütterchen, das am Fuß des Predigtstuhles saß, rief ihm laut das Wort zu, und der feurige Redner setzte dann seine Predigt fort.

Einige Zeit schien es, als sollte P. Roothaan nach Wien geschickt werden. „Was meine Bestimmung anbelangt, schrieb er Oktober 1821, so soll ich nicht nach Frankreich, sondern nach Oesterreich. Das Amt, das ich dort erhalten werde, ist von vieler Bedeutung in der Gesellschaft. Gebe Gott, daß ich dasselbe gut verwalte und den Erwartungen der Gesellschaft entspreche. Ich bin nichts, ich kann nichts, aber alle meine Hoffnung ist auf die Hilfe von Oben!“ Am 16. März 1822 aber widerruft er diese Nachricht: „Meine Reise nach Wien scheint sich zu zerschlagen... Die Dinge sind dort wiederum ganz geändert. Unsere Feinde haben soviel Geschrei gemacht und soviele alte und neue Verläumdungen gegen den Orden verbreitet, daß selbst viele unserer Freunde uns für verdächtig halten, und Se. Majestät, obgleich nicht ganz gegen uns, doch wenigstens gleichgültig gegen uns geworden zu sein scheint. So lernen wir, auf keine Menschengunst zu bauen und unsere Augen allein auf den zu richten, der Himmel und Erde regiert. Mir ist es übrigens ganz einerlei, wo ich bin, wenn ich nur nach meinem Berufe zur Ehre Gottes arbeiten kann.“

Anstatt der Sendung nach Oesterreich erhielt P. Root-

haan Sommer 1823 die Ernennung zum Rektor des Col
in Turin. Die Zahl von 30 Studenten, welche Rooth
in Turin antraf, brachte er in wenigen Jahren auf na
das Zehnfache, sein Ansehen bei Hofe, beim König Karl
und dem Kronprinzen Karl Albert war sehr groß, sein N
wurde überall mit Achtung genannt. Das veranlaßte sei
Bruder, ihn zu einer so ehrenvollen Stellung zu beg
wünschen, aber da kam er bei dem demüthigen Ordensm
schlecht an. „Was mich anbelangt, so schrieb er dem Bru
am 28. Februar 1824, sei so gut und denke nicht, daß m
Amt ein Gegenstand für einen Glückwunsch ist. Das
nur eitle Träume. Solche Aemter sind bei uns nichts and
als schwere Lasten, und kann man wohl ohne Spott Jeman
beglückwünschen, daß er eine schwere Last auf den Hals
kommen hat?.. Das ist wahr, wir erfahren in der T
daß der liebe Gott uns beisteht, aber das ist sein Werk,
für mich bin gerade gut, um Alles durcheinander zu wer
Wie Du Dich noch wohl erinnerst, lasen wir in unsern er
Jahren in einem Kalender von einem Küster, der die Le
wenn sie aus der Kirche kamen, zu fragen pflegte, wie es
Prediger gemacht. Wenn er dann zur Antwort erhielt,
sei eine schöne Predigt gewesen, so sagte er: Kein Wund
ich hab die Glocken geläutet! — Denke, lieber Bruder,
ich der Glockenläuter bin, und laß dann die Leute komm
und mir zur schönen Predigt Glück wünschen.“ Uebrig
sollte sein Bruder nur nicht denken, daß er bei seiner schwe
Bürde unzufrieden sei. „Gott bewahre uns vor Nied
geschlagenheit und Unzufriedenheit! Geistliche Freude ist
kräftigste Mittel, um sich aufrecht zu halten, und ohne di
Freudigkeit weiß ich nicht, was ich machen sollte.“

Diese Freudigkeit hatte P. Roothaan wohl nothwend
da noch höhere Aemter und deshalb auch schwerere Bürd
seiner warteten. Anfangs 1829 wurde er zum stellvertretend
Provinzialobern von Italien ernannt und mußte deshalb sein
Wohnsitz nach Rom verlegen. Nach dem im nämlichen Jah

erfolgten Tode des P. Fortis, Generals der Gesellschaft Jesu, versammelten sich ebendort die Deputirten aus allen Provinzen zur Wahl eines neuen Generals. Der Erwählte vom 9. Juli 1829 war kein anderer als unser Pater Johannes Philipp Roothaan, der damals noch keine volle 44 Jahre zählte. Der vernünftige, ächt christliche, nur um Gottes Ehre bekümmerte Geist, den wir in den vertrauten Briefen kennen gelernt, charakterisirt P. Roothaan auch als General in der Leitung der unter den größten Schwierigkeiten doch stets wachsenden Gesellschaft Jesu. Man kann sich davon leicht überzeugen durch die Lektüre der Rundschreiben, welche Roothaan an seine Gesellschaft richtete. Eines derselben ist der Gegenstand einer häßlichen Fälschung geworden, die sogar ihre Aufnahme unter geschichtliche Aktenstücke fand.

Zur dritten Säkularfeier der Bestätigung der Gesellschaft Jesu schrieb nämlich P. Roothaan im Jahre 1839 einen Brief an seine Mitbrüder, um sie aufmerksam zu machen, in welchem Geiste diese Feier zu begehen sei. Er folgte damit nur dem Beispiel eines seiner Vorgänger, der bei Gelegenheit der ersten Säkularfeier ebenfalls ein Rundschreiben an die Gesellschaft gerichtet hatte. Von dem schönen Briefe des P. Roothaan erschien nun eine unwürdige Parodie unter dem Titel einer Allocution, und diese Allocution wurde als ächter Brief ausgegeben in dem „Politischen Journal" von Baron C. Dirckinck-Holmfeld (Hamburg 1840, II, 1, p. 98 bis 108) und daraus in dem „Archief voor kerkelejke Geschiedenis" (1840, p. 359 ff.) des Leidener Professor Kist.[1]) Als nun von Holland aus an den Redakteur des Politischen Journals die Anfrage nach der Quelle gerichtet wurde, be-

1) Der genaue Titel lautet: „Allocutio Reverendissimi Generalis Soc. Jesu, Venerabilis Johannis Prothami qua in Collegio secreto admonentur Fratres et Praepositi Ordinis Sacratissimi ad praeparandam celebrationem triumphalem Festi saecularis . . et ad honorificandum Sanctissimi Ignatii a Loyola memoriam."

hauptete Dirckinck, der Brief sei ächt, die „Druckfehler" in dem Namen Roothaan (Protham) wurden nachträglich verbessert. Der Redakteur des holländischen Archivs erhielt nun den ächten Brief des P. Roothaan; anstatt aber diesen vollständig abzudrucken oder die Fälschung einzugestehen, veröffentlichte er aus diesem Briefe einige Auszüge unter einem neuen Titel. In dem schönen Briefwechsel, welchen P. Roothaan mit seinem früheren Lehrer, dem Philologen van Lennep führte, spielt er darauf an, indem er bemerkt: „Utinam omnes φιλόλογοι essent etiam φιλαληθεῖς. Verum id optare facilius quam sperare possumus." Lennep antwortete u. a., daß er seinen Brief in der Sitzung der Akademie vorgelesen, damit Jeder die Fälschung erkenne.[1])

Auch an andern Verläumdungen hat es dem Jesuitengeneral nicht gefehlt. Leicht zu verschmerzen war, wenn man ihn auf den holländischen Kirmessen im Jahre 1831 in einem Wachsfiguren-Cabinet herumzeigte; P. Roothaan meint dazu: ich muß also wohl ein schreckliches Ungeheuer sein. In den holländischen protestantischen Kirchenblättern ließ man einige Zeit hindurch unzählige Lügen und Verläumdungen gegen den holländischen Landsmann in Rom aufmarschiren. In einem Briefe vom 15. Februar 1842 an einen katholischen Redakteur, der ihm dies mitgetheilt, betont der General vor Allem aufrichtige Feindesliebe und Gebet für alle Feinde. Im Juli 1847 sollte sich P. Roothaan nach Piemont begeben und den Kriegsminister gestürzt haben, so meldete das Journal des Débats. In einer Zuschrift an den Redakteur dieser Zeitung, dat. Rom, 20. Juli 1847, bemerkt P. Root-

1) „Recitatae a me fuere tuae litterae in Conventu Classis quod inprimis faciendum duxi, ut sodalibus meis viris doctis et intelligentibus pateret, ab eo, qui illas scripsisset, proficisci non potuisse Allocutionem sub tuo nomine editam in Diario Politico Holmfeldii repetitam in Historiae Ecclesiasticae Archivis Kistii viri Cl." Alberdingk Thijm l. c. p. 272. Van Lennep sucht dann seinen Collegen Kist zu entschuldigen.

…an, daß er seit 18 Jahren nur ein einziges Mal die …renzen der päpstlichen Staaten überschritten und zwar im …ahre 1829, um sich nach Neapel zu begeben. Uebrigens …r es ganz gegen die Regel der Gesellschaft, sich in weltliche …inge wie Minister-Absetzung zu mischen, und er sei durch …s Amt, welches auf seinen Schultern laste, ganz besonders …rpflichtet, den andern durch Wort und Beispiel zu predigen, …nd er dürfe deshalb wohl von der göttlichen Gnade hoffen, …aß seine Handlungen nie im Widerstreit gegen die weisen …atzungen seines Ordens erfunden würden. Man möge doch …cht gleich alle Unwahrheiten gegen die Jesuiten aufnehmen. …So habe das Journal auch gemeldet, ein Jesuit mit Namen …Heinrich Goßler habe zu Dorsten in der Nähe von Münster …großes Aergerniß gegeben; ferner lasse man fortwährend …die Jesuiten bei den Vorgängen in der bayerischen Haupt-…stadt ein Rolle spielen, man habe sogar ihn, den Jesuiten-…general, nach Bayern geschickt. „Ich benutze diese Gelegen-…heit, um zu erklären, daß ich ebensowenig nach Bayern ge-…reist bin, wie ich einen Fuß nach Frankreich oder Piemont …gesetzt habe; ich habe nicht einmal den Gedanken, noch viel …weniger das Verlangen darnach gehabt. Ich bezeuge gleich-…falls, daß in Bayern keine Jesuiten sind, daß sich kein einziger …in diesem Lande befand zur Zeit der Ereignisse, in welchen …man sie auftreten ließ. Endlich erkläre ich, daß weder zu …Dorsten noch zu Münster sich Jesuiten befinden, daß dort …auch seit einer langen Reihe von Jahren keine gewesen sind, …und daß schließlich kein Mitglied meiner Gesellschaft den …Namen Heinrich Goßler trägt."

Scheint P. Roothaan in der ersten Zeit seines Gene-…ralates mehr der Ansicht zugeneigt gewesen zu sein, daß man …alle Verläumdungen nicht bloß in christlicher Liebe verzeihen, …sondern auch stillschweigend über sich ergehen lassen solle, …so überzeugte er sich doch je länger je mehr, welches Unheil …die stets wiederholten, von keiner competenten Seite wider-…sprochenen Lügen anrichteten. Dieses Unheil soviel an ihm

lag zu verhindern, hielt er sich dann für verpflichtet. Deshalb richtete er wenige Monate nach dem Abgang des obigen Briefes ein Schreiben an den Redakteur des Courrier Français, welcher die jesuitisch-österreichische Partei als Verschwörer gegen Pius IX. hingestellt hatte. In diesem Briefe vom 14. September 1847 nahm P. Roothaan die Gelegenheit wahr, kurz und bündig die Stellung der Jesuiten den verschiedenen politischen Staatsformen gegenüber zu kennzeichnen: „Wie die Kirche, so hat die Gesellschaft Jesu für die verschiedenen politischen Staatsformen an sich weder Abneigung noch Vorliebe. Ihre Mitglieder nehmen aufrichtig die Regierungsform an, unter welcher die göttliche Vorsehung ihnen ihren Platz bestimmt, sei es, daß eine ihnen freundliche Regierungsgewalt sie ermuthigt, sei es, daß sie sich beschränkt, in den Jesuiten die Rechte zu ehren, welche sie anderen Bürgern zuerkennt... Ueberall beugen sich die Jesuiten unter das Gesetz; sie achten die öffentliche Gewalt; sie fühlen sich in Allem als gute und loyale Bürger, sie nehmen Theil an allen Lasten, Leiden und Freuden. In den Augen der Jesuiten steht ein höheres Interesse über allen andern: die Glückseligkeit der Menschen in einem bessern und länger dauernden Leben. Ueberall, wo dieser Zweck erreicht werden kann, acclimatisiren sie sich ohne Widerstreben und ohne Mühe. Das sind die Grundsätze der Jesuiten in Bezug auf die Regierungen und ihre verschiedenen politischen Einrichtungen. Das ist der Weg, den sie sich vorgezeichnet haben und von dem sie niemals abzuirren hoffen."

Wie P. Roothaan in Allem seinen Untergebenen ein leuchtendes Beispiel zu sein wünschte, so zeichnete er sich auch aus in seiner großen Liebe zur religiösen Armuth. Ein schlechtes Zimmer, schlechte Möbel, ein schlechtes Kleid waren Gegenstände seiner Vorliebe. Man mußte zu einer unschuldigen List seine Zuflucht nehmen, um ihn zur Ablegung abgetragener Kleider zu bewegen. Dabei scheute er keine Kosten, wenn es galt, Andern zu helfen. Einem Briefe, in welchem

er den berühmten französischen Jesuiten P. von Ravignan aufforderte, das den hl. Stuhl nicht weniger wie die Jesuiten verläumdende Werk Theiners über Clemens XIV. zu widerlegen, fügt er folgende halb launige Nachschrift bei: „Man beschuldigt Sie bei mir, daß Sie nicht genug Sorge für Ihre Gesundheit tragen und namentlich daß Sie bei schlechtem Wetter zu Fuß ausgehen. Die Absicht ist sicher löblich, aber media ad finem. Sie wissen, daß der hl. Philippus Neri sagte: ‚Alles ist Eitelkeit, nur nicht ein Wagen zu Rom'. Ich sage mit noch mehr Recht: zu Paris, besonders wenn es schlechtes Wetter ist. So machen Sie, lieber Pater, Gebrauch davon, ohne im geringsten zu fürchten, den Geist der religiösen Armuth zu verletzen."

Stets war er bemüht, den glühenden Seeleneifer des hl. Ignatius und seiner ersten Gefährten in seinen Söhnen zu erhalten. Einen Pater, der ihm den Plan zu einem apostolischen Unternehmen unterbreitet, muntert er in der herzlichsten Weise auf: „O möchte doch nie, sagt er u. A., jener heilige Eifer gehindert werden durch eitle Furcht vor Arbeit und Schwierigkeiten... Wenn sich Xaverius geschont hätte, würde er wohl in fünfzig Jahren zu Stande gebracht haben, was er jetzt in einem zehnjährigen Apostolat erreicht hat?" Daß ein Jesuit in der Noth sein Leben in die Schanze schlage, hielt er für ganz selbstverständlich. Als in Rom 1837 die Cholera ihre Verheerungen begann, befahl er dreihundert seiner Untergebenen, sich der Pflege der Kranken bei Tag und bei Nacht zu widmen, mehreren ließ er früher die heil. Priesterweihe ertheilen, nur um den Kranken und Sterbenden besser beistehen zu können. Er selbst ging von Krankenhaus zu Krankenhaus, die Leidenden mit eigener Hand verpflegend.

Leiden und Verfolgungen blieben dem P. Roothaan, wie bereits früher angedeutet, nicht erspart: man braucht nur an das Jahr 1848 mit seinem allgemeinen Sturm gegen die Jesuiten zu erinnern. Selbst zu Rom war kein Jesuit seines Lebens sicher. Auf Wunsch des Papstes mußte auch der

Jesuitengeneral wieder zum Wanderstabe greifen, um das Brod der Verbannung auch als General zu verkosten. Erst nach einer Abwesenheit von fast zwei Jahren kehrte er April 1850 wieder nach Rom zurück.

Was P. Roothaan in seiner fast 24jährigen Regierung geleistet, gehört der Geschichte an: uns war es vor Allem darum zu thun, den innern Geist des edlen Mannes zu zeichnen. Der berühmte Vorkämpfer der katholischen Kirche in Deutschland Hofrath Buß hat in seinem großen Werke über die Gesellschaft Jesu über den Jesuitengeneral folgendes ehrende Urtheil gefällt: „Die lange Ordensregierung des P. Roothaan bleibt ewig denkwürdig durch den großen Aufschwung, den die Gesellschaft Jesu während dieser Zeit genommen. Er gründete 8 neue Provinzen und zwar in den bewegtesten durchwühltesten Ländern und 2 Viceprovinzen. Er hielt zu gleicher Zeit, in welcher er der Gesellschaft die großartige Entwicklung gab, die Ueberlieferungen der Wohlthätigkeit fest, welche den Orden stets bezeichnet hatte. Er zeigte diese größer als je zur Zeit der Cholera. Ein vollendetes Muster aller Tugenden, voll Wissens und Bescheidenheit, war er den Großen und den Niedern theuer . . . Die Klugheit, Energie und Sanftmuth halfen ihm die vielen Schwierigkeiten ebnen, welche Leidenschaften und Revolutionen gegen den Orden erhoben. Mit staunenswerther Weisheit und Umsicht wußte er die Leitung des Ganzen zu handhaben. Im Gespräch mit ihm traten als die Hauptzüge die ungewöhnliche Gemessenheit seines Ausdrucks und das Durchdringende des Adlerblicks, verbunden mit der seltsamsten Sanftmuth, hervor".

Ein Verdienst, was hier nicht erwähnt ist, darf wohl noch eigens hervorgehoben werden: es ist die philologisch-kritisch genaue Ausgabe einer neuen lateinischen Uebersetzung des goldenen Büchleins des hl. Ignatius über die Exercitien auf Grundlage der ältesten spanischen und lateinischen Handschriften. Hatte die alte Uebersetzung sich bemüht, den Sinn und Gedanken des hl. Ignatius in einer möglichst classischen

...nität wiederzugeben, so gab sich P. Roothaan daran, den ...danken des hl. Ignatius bis zur letzten feinsten Schat...ung durch eine scharfe Uebersetzung zu fixiren. Es ist ...leicht das erste Beispiel, daß die philologische Textkritik ... ein ascetisches Buch im Interesse der Ascese selbst in so ...sgiebiger und erfolgreicher Weise verwerthet wurde. Die ...ue Uebersetzung des P. Roothaan hat die ältere trotz ihres ...würdigen Alters und anderer Vorzüge mehr und mehr ...drängt. Die Anmerkungen, welche P. Roothaan seiner ...bersetzung beifügte, zeigen, wie tief er in den Geist des kost...ren Büchleins eingedrungen; das der Ausgabe vorgesetzte ...inleitungsschreiben ist bis heute das Beste, was sich zur ...mpfehlung der geistlichen Exercitien sagen läßt. Allen ...rotestanten besonders, welche über Jesuiten und Jesuiten...ascese schreiben oder reden wollen, empfehlen wir das Studium ...dieser Ausgabe des Jesuitengenerals P. Roothaan.

Die Stunde, auf welche P. Roothaan sein ganzes bewegtes Leben sich vorbereitet, um Rechenschaft ablegen zu können seinem Herrn für das ihm verliehene Talent, nahte heran. Während seiner letzten Krankheit bewahrte er trotz der größten Schmerzen die Heiterkeit des Geistes. Als ihn Louis Veuillot einmal besuchte, sagte er zu ihm: „Herr Veuillot, ich habe diesen Morgen meine Betrachtung über einen Text des Terenz gemacht". Ein wenig überrascht erwiderte Veuillot, man müsse schon ein großer Heiliger sein, um sich an einem solchen Auctor erbauen zu können. Nein, meinte P. Roothaan, kann man denn nicht eine gute Betrachtung machen über die Stelle: „Homo sum et nihil humani a me alienum puto?" Ein anderes Mal tröstete er sich selbst in seinen Leiden: „Gott will, daß die Gesellschaft in blühendem Zustande ist; Gott sei Dank! der General leidet, auf daß keine Gedanken der Eigenliebe in seiner Seele Platz finden". Die letzten Worte des Gebetes, die man von ihm am Tage vor seinem Hinscheiden vernahm, waren einzelne Verse aus dem Anima Christi. Am Sonntag den 8. Mai 1853 begann gegen

9 Uhr der Todeskampf, schmerzliche Zuckungen seines Gesichtes verriethen was er litt, sprechen konnte er nicht mehr, aber das Bewegen seiner Lippen zeigte, daß er noch immer betete. Die ganze Genossenschaft lag während zwei Stunden betend auf den Knieen vor dem Sterbebette des geliebten Vaters; allmählich nahm das Röcheln ab, einige Minuten vor 5 hauchte er seine edle Seele aus, um zu empfangen den Lohn eines treuen Streiters Christi, den Lohn für das Verlassen von Vater und Mutter und Vaterland und die Reise in das ferne fremde Land, den Lohn für seine Arbeiten im Dienste der Jugend und des Volkes, den Lohn für die treue väterliche Hut eines großen Ordens der Kirche, den Lohn auch für alle deshalb von der Welt erduldeten Verläumdungen und Verfolgungen. Möchte unser Tod dem seinen gleichen!

XXI.

Ein nationalpädagogischer Versuch.

Unter dem Titel: „Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen" ist vor einem halben Jahr bei L. C. Hirschfeld in Leipzig ein Buch erschienen, das bis 1. Juli zwölf Auflagen erlebte und ohne Zweifel noch viele erleben wird. Die Presse wußte von ihm Großartiges und fast Unglaubliches zu sagen; in den weitesten Kreisen bildete es lange einen Hauptgegenstand der Unterhaltung. Auf katholischer Seite hat man sich noch wenig mit ihm befaßt. Wir sind mit Recht mißtrauisch geworden gegen literarische Produkte, welche so rasch prosperiren, von der Mutter Presse gar so stürmisch umarmt und als Wunderkinder angepriesen werden.

vermuthen alsbald dahinter nur Schliche und Listen Potentaten Zeitgeist und den allmächtigen Einfluß seiner treffe Reklame. In diesem Fall aber doch mit Unrecht. snahmsweise ist dies mit Trompetenstößen in die Welt geführte Buch wirklich bedeutend und etwas nutz. Es rdankt seine Ausbreitung in erster Linie seinem eigenen eren Werth. Ja man kann sagen, es hat bis jetzt noch ht einmal überall die Anerkennung und Beachtung gefunden, es verdienen würde. Man hat mitunter ungerechtfertigte rwürfe gegen dasselbe erhoben; die, welche sich seiner am ersten annahmen, gehören fast ausschließlich zum Contingent r Tagespresse oder der belletristischen Literatur. Die gentliche gelehrte Welt, wie die offizielle Vertretung der modernen Kunst verhielt sich kühl und reservirt, ja sie schien das Buch ignoriren zu wollen; nach dem Warum fragt keiner mehr, welcher dasselbe gelesen hat. Der Satz: obsequium amicos, veritas odium parit trifft hier noch mehr nach seiner zweiten als nach seiner ersten Hälfte zu. Wahrlich, der Verfasser versteht es nicht zu schmeicheln; mit bewunderungswürdigem Muth wird allen Großmächten des gegenwärtigen geistigen Lebens das Gewissen erforscht und der Text gelesen; so mancher Götze der Gegenwart wird in Trümmer geschlagen, so manche angebetete Größe als groß drapirte Kleinheit entlarvt, so manches schöne Vorurtheil, durch welches man bisher in Deutschland sich den Schlummer versüßt hatte, unnachsichtlich in Nebel gelöst, so manche vom Patriotismus oder Chauvinismus aufgenährte und großgezogene schöne Lüge als Lüge entpuppt. Und daß man nun doch so begierig nach dem Buche griff, das ist nach einer Seite hin ein gutes Zeichen; es beweist, daß der Zug und Drang nach Wahrheit, die Denkselbständigkeit und der freie Sinn unserm Volk noch nicht ganz entschwunden.

Das Buch kann also wirklich als ein Ereigniß bezeichnet werden und wir dürfen nicht länger theilnahmslos an demselben vorbeigehen. Die beste Probe, daß es den Werth

gewöhnlicher Alltagsschriften weit überwiegt, liegt darin, daß man es zweimal und dreimal lesen kann, ohne daß das Interesse lahm und die Achtung geringer würde, vielmehr findet man erst bei wiederholter Lektüre, daß man bei der erstmaligen dem Verfasser noch nicht das seinem Verdienst entsprechende Maß von Werthschätzung zugewendet hat. Beim erstmaligen Lesen strömt nämlich ein solcher embarras de richesses über den Geist herein und zugleich berührt die im Titel angedeutete Haupttendenz noch so seltsam, daß man sich mit dem Inhalt nicht wahrhaft befreunden kann; der Geist des Lesers befindet sich in ähnlicher Lage, wie der Leib, wenn er ein Mahl vor sich hat, dessen Küche und fein bereitete Speisen alle einen fremdartigen Grundgeschmack haben, der dem Gaumen nicht convenirt; er wird erst nach und nach, wenn dieser Widerwille überwunden ist, im Stande sein, den Speisen und dem Koch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir werden im Folgenden, um beim Bild zu bleiben, nicht das ganze geistige Mahl präsentiren, sondern bloß den Speisezettel und einige Proben mittheilen und weisen im übrigen den Leser mit den am Schluß auszusprechenden Cautelen an den Tisch des Verfassers selbst.

Der Gesammtinhalt des Buches läßt sich in zwei Schichten scheiden, die sich aber immer gegenseitig durchdringen, in eine kritische und eine positive. Wir suchen zunächst die erstere in ihren Hauptbestandtheilen auszuheben, denn in ihr liegt der eigentliche Werth des Buches und der Grund seiner durchschlagenden Wirkung.

Deutsches Wesen und Leben, das ist die oberste These des Verfassers, ist nach allen Seiten einer gründlichen Reform bedürftig, in erster Linie die deutsche Kunst. Sie in erster Linie, denn sie ist bedeutend in die Irre gegangen und ihr soll für die Zukunft die Führerrolle zukommen. Die deutsche Kunst hat den Individualismus, Lokalismus, Provinzialismus und die Volksthümlichkeit in starkem Maße eingebüßt; in Folge schädlicher Centralisirung und Monopoli-

rung ist sie hochtrabend, akademisch, formalistisch, unpopulär geworden. Die heutige Kunst schwankt zwischen Romantik und Prosa, zwischen Verbildung und Rohheit, zwischen Alexandrinismus und Zolaismus, zwischen archaistischer Kostümmalerei und phantasielosem Streben nach Naturwahrheit. Auf die Epoche der Ideendarstellung ohne Natur folgte die der Naturdarstellung ohne Idee; erst die Vereinigung von beidem könnte einen neuen Stil begründen. Den heutigen Künstlern fehlt der tiefe innere Ernst der Gesinnung und des Lebens; in ihrem Leben und in ihren Leistungen herrscht sehr häufig die Frivolität vor. Der blasirten und bildungsmüden, geistig und allzu häufig auch körperlich kahlköpfigen deutschen Jugend geht die gesunde, vollsaftige Lebenslust, die Breite und Fülle, Derbheit und Frische, Ruhe und Gedrungenheit der Existenz sehr ab, welche die Vorbedingung eines wahrhaft künstlerischen Lebens sind. Der modernen Kunst fehlt die Vornehmheit, der aristokratische Sinn. Die heutigen Realisten haben das Leben stückweise und ellenweise beobachtet; es macht einen ungemein kläglichen Eindruck, wenn sie mit ihrem neuen „Kunstprincip" die gesammte künstlerische Vergangenheit übertrumpft zu haben glauben; sie verachten, was sie nicht kennen und nicht können. Sie kranken am Zolaismus, den Brutalität, Sinnlichkeit, kalte Berechnung, gelegentlich mit ein wenig Sentimentalität und Romantik untermischt, kennzeichnen. Sie wollen natürlich sein und werden trivial. Die Kunst sollte mehr philosophischen Geist, die Philosophie mehr künstlerischen Geist haben (S. 1—55).

Aber auch der deutschen Wissenschaft fehlt es an Philosophie. Sie ist unphilosophisch, irreligiös und geistlos. Der Fluch des Spezialismus haftet an ihr. Die Naturwissenschaften vermögen mikroskopisch zu beobachten, aber nicht makroskopisch zu denken. Darwin fehlt der philosophische Zug, er liefert Bausteine, kein Gebäude. Die unphilosophische Auffassung der Natur erzeugt die falsche Objektivität, welche alles aus der Froschperspektive betrachtet: „Kaltblütigkeit ist

nützlich und auch ein Frosch hat kaltes Blut, aber die Froschperspektive ist darum doch nicht die richtige". Die heutige Universität sollte vielmehr Spezialität heißen, denn sie enthält nur Spezialitäten, aber eine Ansammlung von hundert Spezialitäten gibt noch keine Universität. In der deutschen Geschichtsschreibung fehlt der Objektivität das so unentbehrliche Gegengewicht einer entsprechend starken Subjektivität, es herrscht in ihr mehr Verstand als Seele. Ranke's Historiographie zeigt bei aller Schärfe und Klarheit der Beobachtung wie Darstellung etwas Tonloses, Farbloses, ja etwas zwar nicht sittlich aber doch geistig Charakterloses, ihr fehlt das tiefe Pathos der Gesinnung. Das Wasser der Objektivität ist gut, aber der Wein der Begeisterung darf auch nicht fehlen. Das gilt namentlich auch für die Philologie. Ihr Charakter ist stark banausisch; ihre mehr und mehr hervortretende Ansicht, daß die Erzeugnisse des Alterthums nur zur Bethätigung von Textkritik ꝛc. da seien, ist dürftig nach innen und nach außen gefährlich. Die heutige Rechtswissenschaft steckt zu sehr im Romanismus; der Entwurf des neuen Civilgesetzbuches entspricht nicht in dem Maße einheimischen deutschen Rechtsanschauungen, wie vom nationalen Standpunkt aus gewünscht werden muß. Die Wissenschaft wie die Kunst hat zu ihrem höchsten Ziel die Synthese des Geistes. Ein Typus der Spezialisten und eine Personifikation der in die Irre gehenden deutschen Wissenschaft ist Dubois-Reymond. Tüchtig und sogar ausgezeichnet als Spezialist in dem von ihm bearbeiteten Einzelfach der Naturwissenschaft, stolpert und strauchelt er in bedenklichster Weise, sowie er sich in höhere Regionen wagt. Er, der im Jahre 1870 die Geschmacklosigkeit besaß, vor zahlreichen Zuhörern öffentlich zu erklären, „ich schäme mich meines französischen Namens", hat sich gerade in seinen geistigen Bestrebungen als ein rechter Durchschnittsfranzose gezeigt. Er und die anderen Vertreter der mechanischen Weltauffassung sind die Todtengräber ihrer Zeit; sie sind so hohl wie die Gräber, die sie graben. Eine, im geistigen

Sinn, weniger vornehme Persönlichkeit als die Dubois-Reymond's ist kaum zu denken, und noch um so weniger vornehm, als sie sich, in akademischer Pose, äußerlich vornehm zu geberden sucht. Reiner Wein und reine Bildung sind in Deutschland jetzt selten geworden; erst wenn ächte Philosophie die Wissenschaft wieder beseelt, erst wenn schlichte Vornehmheit und vornehme Schlichtheit im deutschen Geistesleben wieder herrschend ist, erst wenn man den Trägern einer künstlerischen Bildung als maßgebenden Volkserziehern sich wieder zuwendet, dann erst wird das deutsche Volk über die rein verstandesmäßige, empfindungsunfähige, hohle und windige Berliner und preußische Bildung hinweg wieder den Weg zu seinen Idealen finden (S. 56—114).

Doch der geistigen Neugeburt unseres Vaterlandes muß eine politische Neugeburt desselben vorausgehen; äußerlich hat dieselbe 1870 stattgefunden, innerlich bleibt sie noch zu fordern. Bis jetzt hat Jena die Deutschen sittlich mehr gefördert als Sedan. Der Culturkampf hat der Cultur nicht gedient und mit seinem schließlichen Ausgang ihr vielleicht eher geschadet. Es ist zu wünschen, daß ein geistiger und sittlicher Befreiungskrieg die baldige Besserung bringe. Preußen, welches für die politische Entwicklung des künftigen Deutschlands immer wird den Rahmen abgeben müssen, wird sich für diesen Befreiungskrieg am besten vorbereiten, wenn es sich mehr und mehr in deutsche Empfindung und deutschen Geist hineinlebt, wenn es den Korporalstock nicht niederlegt, wohl aber ihn mit dem Lorbeer des Friedens und der Kunst schmückt. Preußen hat sein rastloses Vorwärtsstreben auf politischem Gebiet eine gewisse geistige Magerkeit und Dürftigkeit eingetragen, deren es sich nunmehr entledigen sollte. Preußen muß germanisirt werden. Der Organismus des preußischen Staates ist innerlich allzu starr, stramm, strack und gerade; er bedarf der Lockerung durch den Rhythmus. Der Materialismus seiner Politik muß durch Individualisirung derselben überwunden werden (S. 114—156).

Individuell in der Kunst, organisch in der Wissensc
rhythmisch in der Politik soll sich das Leben des deut
Volkes entfalten. Durch eine solche einheitliche und zusam
hängende Schwenkung auf den einzelnen Gebieten wird
eine völlige Neugestaltung der ganzen deutsc
Bildung einleiten müssen. Eine dritte deutsche Reformo
muß nach der Luther'schen und Lessing'schen eintreten;
wird aber mehr nach der ersteren als nach der letzteren
neigen, mehr aus der deutschen Empfindung Luthers, als
dem deutschen Verstand Lessings herauswachsen. Nur
Bildung und eine Kunst, welche das deutsche Herz als hö
Autorität anerkennt, kann dem innern Leben der Deutsc
eine glückliche Zukunft verbürgen. Der Kunst muß der
gebührende erste Platz innerhalb des deutschen Geistesleb
wieder eingeräumt werden. Herzensbildung muß an St
der Verstandesbildung treten. Nichts braucht die Wissensc
nothwendiger als Begeisterung und selbständiges Den
und nichts vermeidet sie sorgfältiger, als diese zwei Dir
manche Gelehrte gehen wohl mit Begeisterung an ihre Arb
aber innerhalb dieser Arbeit halten sie dieselbe für durch
unzulässig; dieser Zwiespalt zwischen dem Menschen u
dem Gelehrten ist die Erbsünde der heutigen Wissensch
Sie tritt charakteristisch hervor in Ranke und Helmh
— in Ranke, welcher in seiner Weltgeschichte erkl
von der eigentlich inneren Bedeutung des Christenthu
absehen und nur die große Combination der welthis
rischen Momente, in welchen es erschienen ist, berücksi
tigen zu wollen, also die Entwicklung des Menschheitleb
schildern, aber deren innersten Kern nur ganz äußerlich beri
sichtigen zu wollen; in Helmholtz, welcher es Göthe z
Sünde anrechnet, daß er in seiner Farbenlehre eine ga
andere Betrachtungsweise als die physikalische habe einführ
wollen — ohne darüber nachzudenken, ob nicht eine sol
vielleicht berechtigt, ja nothwendig sein könnte. Beide si
Spezialisten. Diesen ist es eigen, das Wissen höher

schätzen als den Charakter, als ob das Wissen an sich für den menschlichen Verkehr oder den Werth des Menschen irgend etwas bedeute, als ob es nicht ganz allein darauf ankomme, welche Persönlichkeit hinter ihm steckt. Die Spezialisten lassen das Volk belehren, aber nicht beleben, sie mehren die Quantität, aber verderben die Qualität der geistigen Bestrebungen. Wohin „Geist" allein führt, zeigt Mommsen, dieser zweite Erasmus, dieser geistvolle Historiker des Buchstabens und philologische Antiquar, der nicht nur in der Richtung seiner Studien, sondern auch seinem ganzen geistigen Wesen nach den Formalismus des Römers vertritt, dem wie Voltaire die Seele fehlt. Eine volksthümliche Bildung thut noth, die vor allem Herzensbildung ist und daher nothwendig künstlerische Bildung sein muß. Das Volk der Dichter hat sich in ein Volk der Krieger verwandelt, das Volk der Denker muß sich in ein Volk der Künstler verwandeln (S. 157—204).

Das Resultat dieser reformirten Bildung ist eine neue deutsche Menschheit mit einer ächt deutschen Cultur. Die Cultur der Griechen ist von Marmor, die der Deutschen soll von Granit sein; Granit ist ein sehr gewöhnlicher Stein, aber seine Widerstandsfähigkeit übertrifft die der meisten anderen, er eignet sich gerade so gut zum Straßenpflaster wie zu unvergänglichen Bauten und Denkmälern, er ist ein volksthümlicher und zugleich, im geschliffenen Zustand, ein sehr aristokratischer Stein. Die deutsche Cultur soll ächt klassisch sein, d. h. vor allem wahr; wahr ist sie, wenn sie das eigene Wesen wahrt. Dann ist sie auch genial, denn Genialität ist vor allem Natürlichkeit und Besonnenheit. Solange Deutschland einig ist, wird es im europäischen Staatsleben dominiren. Die Deutschen sind bestimmt, den Adel der Welt darzustellen; doch kann Deutschlands Weltherrschaft nur eine innerliche sein, wie auch sein Aristokratismus nur ein innerlicher sein kann, aber beide werden sich trotzdem äußerlich bethätigen und geltend machen müssen. Jeder der deutschen Stämme hat seine besondere Funktion

innerhalb des allgemeinen nationalen Lebens zu erfüllen; nicht an äußerer, sondern an innerer Geltung sollen sie mit einander wetteifern. Die Vorzüge des deutschen Volkes sind über seine verschiedenen Stämme verschieden vertheilt; aber wie der Deutsche im Allgemeinen, so ist besonders der Niederdeutsche dem Griechen verwandt und hat wie der Grieche etwas Kindliches in seinem Wesen. Nach der römischen Renaissance des 16. Jahrhunderts sollte im 20. Jahrhundert eine griechische Renaissance eintreten von der deutschen Kindernatur aus; ächter Glaube ist immer Kinderglaube, ächte Menschheit immer Kindheit. Im Kinde liegt das Künstlerische, im Manne das Politische; beides sollte zu einer Kunstpolitik verschmolzen werden, deren Hauptaufgabe darin besteht, auf geistigem Gebiet der Natürlichkeit zu ihrem Recht zu verhelfen, deren Ziel höchste politische Weisheit, getränkt mit den tiefsten Empfindungen der Volksseele ist, kurz eine im Feuer nationaler Leidenschaft rothglühend gemachte Vernunft. Hebbel hat gesagt, daß jede Zeit auf geistigem Gebiet ihren heimlichen Kaiser habe. Die Sehnsucht nach dem politischen Kaiserthume ist dem Deutschen in Erfüllung gegangen; möge das geistige Kaiserthum, wenn es ihnen beschieden ist, nicht allzu lange auf sich warten lassen. Der „heimliche Kaiser" müßte in unserem papiernen Zeitalter gegen das System die Persönlichkeit ausspielen. Wer soll Kaiser sein? Der Bescheidenste, Mildeste und Ruhigste. Seine geborenen und erkorenen Bundesgenossen werden sein alle welche den Glauben, sei er religiöser, künstlerischer oder irgend einer Art, höher halten als das Wissen; hinter diesem undurchdringlichen Wall wird er Hof halten; von hier aus wird er ein Schutz der geistig Schwachen sein, die unter dem Joch der falschen Bildung seufzen. Das demokratische Spezialistenthum muß durch ein aristokratisches Menschenthum abgelöst werden; der moderne Mensch muß aus einem Spezialisten erst wieder ein Mensch werden. Aber zum Substantiv Mensch muß das Adjektiv deutsch kommen; was beides zusammenschließt, ist die Kunst.

Menschheit ist Form, Deutschthum ist Farbe; Form und Farbe vereinigen sich innerlichst in der Blume. Der deutsche Mensch sei individuell künstlerisch, philosophisch synthetisch gläubig frei! Von ihm, wie er ist, hat die deutsche Kunstpolitik auszugehen; auf ihn, wie er sein soll, hat sie hin zu arbeiten: das ist Volkserziehung. Die Besen der heutigen, deutschen Volkserziehung sind stumpf gekehrt; es wird bald von ihnen heißen: Besen, Besen seid's gewesen! Manche verstohlene Thräne, die ein blondhaariges Kind sich heimlich aus den Augen wischt, dürfte noch einmal den erziehungswüthigen Pedanten von heute schwerer auf's Gewissen fallen, als sie denken; vielleicht kommt einmal ein großes Kind, jener heimliche Kaiser, und rächt alle diese kleinen Kinder. Die Vorbedingung der rechten Volkserziehung ist ein Mißtrauen gegen die wissenschaftlichen Autoritäten, deren Ruhm oft groß ist, aber nicht einmal vor dem Urtheil der eigenen Nachfolger Stand hält. Als die erste deutsche Eisenbahn gebaut werden sollte, gab die medicinische Fakultät zu Erlangen ein offizielles Gutachten ab, daß die eventuellen Passagiere einer solchen Eisenbahn in Folge der schnellen Fortbewegung sämmtlich unheilbaren Gehirnkrankheiten verfallen würden. In der gegenwärtigen Zeit, wo die Luft voll ist von theils abstrakten und verstandesmäßigen, theils materialistischen und mechanistischen Anschauungen, kann der Einzelne nichts Besseres thun, als sich ebenso entschlossen wie entschieden auf die Seite des Gefühls, des Poetischen, des Künstlerischen zu stellen. So würde die Wissenschaft reformirt und die reformirte Wissenschaft müßte wieder zum Christenthum führen. Die deutsche Bildung und Erziehung müßte aber auch ganz besonders die Körperpflege in sich schließen; das Körperliche ist vom Geistigen und dieses von jenem nicht zu trennen; es ist tief bedeutsam, daß Christus seinerzeit nicht nur ein geistiger, sondern auch ein körperlicher Heiland war. Die Deutschen sollten darauf sehen, ihre Körper nicht durch Biertrinken allzu sehr anzuschwemmen. Die Kleidung muß

sich dem natürlichen Wuchs wieder anpassen und ihr altes Recht der Buntfarbigkeit muß ihr zurückgegeben werden; jetzt trauert der Deutsche in dunklen Kleidern um seine verlorene geistige Freiheit und er trägt den farb- und formlosen Cylinderhut, der zur Kellner- und Bediententracht gehört. Zunächst kommt es darauf an, die Feinde, zumal die im eigenen Lager hausenden, zu erkennen; zwei typische sind Zola und Dubois-Reymond, die sich seelisch verwandt sind. Der Kampf gegen solche Repräsentanten der Halbbildung, gegen die seelenlose Bildung, das wäre der ächte Culturkampf, der Kampf gegen Brutalität des Fühlens und Hochmuth des Wissens. Bescheidenheit, Einsamkeit, Ruhe, Individualismus, Aristokratismus, Kunst — das sind die Heilmittel, welche der Deutsche auf sich anwenden muß, wenn er sich der geistigen Misère der Gegenwart entziehen will. Diese Güter lassen sich nicht ohne Kampf erringen; für die nächste Zukunft des Geisteslebens gibt es daher nur Eine Losung: bindet die Klingen! (S. 205—309.)

Dieses Gedankengerippe weist wenigstens auf den Hauptinhalt und die leitenden Ideen des Buches hin. Von den obigen Grundgedanken werden manche die sofortige Zustimmung des Lesers gefunden, ja nicht wenige geradezu elektrisch auf sein Inneres gewirkt haben; wenn andere mehr verblüffenden Eindruck machten und den Widerspruch reizten, so wolle nur beachtet werden, daß sie im Buch selbst, dessen Lektüre angelegentlichst zu empfehlen ist, einer tüchtigen, wenn auch nicht immer überzeugenden Motivirung nicht ermangeln. Man kann überhaupt im Buch kaum eine Seite lesen, ohne Gedanken zu begegnen, die man mit aller Freude zu seinen eigenen macht, ohne Sätzen zu begegnen, in welchen man für längst Gesuchtes oder Geahntes, für unklare und räthselhafte Seiten der Gegenwart das lösende und erlösende Wort begrüßt. Man kann keine Seite lesen, ohne den eminenten Geistesreichthum des Verfassers auf's neue zu bewundern, den souverän beherrschenden Blick über alle Gebiete der

Geistesbildung hin, die Schärfe seines Geistes, aber noch mehr die Tiefe seiner Seele, die Helle seines Adlerauges, den reinen, idealen Sinn und den hohen ethischen Ernst. In letzterer Hinsicht insbesondere muß das Buch als eine der edelsten, wohlthuendsten Erscheinungen in der modernen materialistischen Zeit bezeichnet werden, in der man so häufig im leichtsinnigen Feuilletonstil die heiligsten Fragen der Menschheit zu behandeln wagt, ja in welcher die Syphilis der Frivolität selbst wissenschaftliche Werke schändet. Ueberall setzt der Verfasser seine ganze und innerste Persönlichkeit ein, eine geistig und moralisch adelige Persönlichkeit; in diesen Gedanken pulsirt sein warmes und gesundes Herzblut, sie sind nicht bloß Resultate von Denkoperationen. Aber nirgends drängt seine Persönlichkeit sich vor; sie stellt sich nicht zur Schau, sie prunkt nicht mit ihren geistigen Schätzen, sie sucht nichts für sich und bettelt nicht um Ehren und Sympathien, sie wirkt nur für die gute Sache und für's Wohl des Ganzen. Hier ist die Anonymität innerlich gerechtfertigt. Auch wo er von Personen zu sprechen nöthig hat, redet er sachlich, nicht persönlich von ihnen; sein Wort kann hier scharf werden, aber es bleibt wahr und gerecht. In der Form, in welcher er seine Gedanken ausspricht, verbindet er die Reife des Alters mit dem Feuer der Jugend; sein Stil ist ächt deutsch und dabei im besten Sinne neu und originell, weil individuell, reich an glücklichen Wendungen und selbstgeschaffenen Vergleichen. Nach der inhaltlichen wie formellen Seite ist das Buch anregend im höchsten Grade. Es wäre leicht, eine ganze Serie von Sentenzen aus demselben zusammenzustellen, die an Edelgehalt und feinem Schliff sich mit den besten aus unsern Klassikern messen können und hunderte von Pensées französischer Espritisten in Schatten stellen.

Doch wir können uns nun der Aufgabe nicht entschlagen, an der Kritik des Verfassers selbst Kritik zu üben und die neue Erziehungsmethode, durch welche er die deutsche Nation heben will, vorzuführen und zu prüfen. In der Untersuchung

und in den Heilversuchen, die er am Organismus dieser Nat
vornimmt, bewährt er sich als feinen und scharfsichtigen D
gnostiker und als erklärten Feind des überall von ihm
kämpften beschränkten Spezialismus. Er bleibt nicht an e
zelnen Krankheitssymptomen haften, faßt nicht die einzeln
Glieder und ihre Schwächen und Deformitäten in's Au
er sucht nicht die einzelnen Wunden und Geschwüre für
zu erklären und zu heilen, er zählt nicht centum gravami
auf und sucht dann einem nach dem andern abzuhelfen.
richtet den Blick auf den Gesammtorganismus, verfolgt
einzelnen Defekte zurück auf ihren Einheitspunkt und
gemeinsame Ursache und sucht zum eigentlichen Krankheitsh
vorzudringen. Seine Diagnose lautet nun auf Gehi
erkrankung in Folge von übertriebenem, rein verstand
mäßigem und gedächtnißmäßigem Studiren. Von dieser Affekt
des Gehirns sind alle andern Symptome bloß Ausläu
Daher die Einseitigkeit und Beschränktheit des Denkens, di
logische Manie, dieses Schwärmen für das Buch und di
Aversion gegen das Bild, diese Bevorzugung des Wisse
auf Kosten des Glaubens, der Wissenschaft auf Kosten
Kunst, dieser Größenwahn innerhalb der engen Grenzen
Spezialismus; daher diese Verkümmerung des Herzens
sein mangelhaftes Funktioniren, der matte Blutumlauf
in Folge dessen die sibirische Verstandeskälte im gan
Organismus, daher die Verschrumpfung und Lähmung
Extremitäten und wichtiger Theile und Glieder, daher d
Unfähigkeit, auszuschreiten und weiter zu kommen. Ohne
zu reden: von der einseitigen Cultur des Verstandes, die
dem Herzen und Gemüth gar nicht mehr rechnet, kommt
Verschlechterung der Wissenschaft und der Kunst und da
der ganzen deutschen Bildung.

Wer wollte leugnen, daß an dieser Diagnose et
Wahres ist? Jeder normale Deutsche, der jener Krank
nicht selbst schon unrettbar verfallen ist, wird es am Zu
seines Herzens, an einem schmerzlichen Druck spüren, daß

Verfasser hier den Finger an eine brennende Wunde gelegt hat. Das Wissen und die Wissenschaft hat in der That unsere Bildung nur theilweise gehoben; die Hypercultur des Verstandes ist zu einer „Barbarei bei Gasbeleuchtung" geworden; der Uebermuth und der wahnsinnige Stolz besonders der Naturwissenschaften hat das Herz verroht. Dem Wort des Verfassers, daß die modernen Naturwissenschaften viel zur Brutalisirung der Massen beigetragen haben (S. 233), wird nicht alle Wahrheit abgesprochen werden können. Die immer schroffer gewordene Scheidung zwischen Theorie und Praxis, zwischen Wissenschaft und Kunst, zwischen Verstand und Gefühl, zwischen Gelehrsamkeit und Charakter mußte nothwendig zur Unnatur, zur Unbildung, zur Verkümmerung des Menschenwesens, zur Verderbung der Wissenschaft und der Kunst führen. Sind wir nicht soweit gekommen, daß Viele ihres Herzens sich schämen, wie Dubois-Reymond sich seines französischen Namens schämt, daß Viele von Herz und Gefühl nicht mehr reden hören können, ohne daß sich ein sardonisches Lächeln auf ihren Lippen einfindet, daß man den Glauben als etwas Verächtliches und Gemeines behandelt und ideale Wahrheiten und Kräfte nur mehr für Nullen rechnet oder wie Spielgeld ohne Werth taxirt? Hat je eine Zeit es uns gleichgethan in Verachtung des idealen Sinnes, der Vernunft, des Gemüthes, des Charakters, in unbefugter Apotheosirung des Verstandes, in Verknöcherung, Entseelung, man möchte sagen Entherzung des Unterrichts und der Erziehung. Auf diese unsere schwächste Seite aufmerksam gemacht zu haben mit dem nöthigen Nachdruck und mit der nöthigen Sachkenntniß, bleibt das Verdienst des Verfassers. Das war eine That, die Muth erforderte zu einer Zeit, wo die Unvereinbarkeit von Glauben und Wissen, von Theorie und Praxis, von Verstand und Gefühl, wo die Nebensächlichkeit der Herzensbildung neben der Verstandesbildung nahe daran ist, dogmatisirt zu werden. Ob nicht freilich die Diagnose am Ende doch an einem Fehler leide und den

tiefsten Punkt des Uebels doch nicht treffe, dieser Zwei
wird zu seinem Recht kommen bei Prüfung des Heilverfahren
hier genügt es zu constatiren, daß er jedenfalls einen Haupt
der Krankheit richtig gefunden und eine Haupterscheinu
derselben richtig agnoscirt hat. Diese seine muthvoll au
gesprochene Ueberzeugung wird nicht verhallen und verlor
gehen, sie wird in der Brust von Hunderten ein Echo find
und dadurch zu einer geistigen Macht werden.

Der Kritik des Verfassers, die wir in ihrem Hauptpun
gerechtfertigt fanden, muß das Zeugniß ausgestellt werde
daß sie durchaus positive Grundtendenz hat. Hier füh
nicht ein giftiger kleinlicher Pessimismus das Wort, welch
das Kennzeichen kleiner Seelen ist, sondern ein warmherzig
Optimismus, welcher freilich Wunden aufdeckt, aber nur u
sie zu pflegen und zu heilen. Nachdem er eine Reihe vo
anscheinenden und angeblichen Größen in der heutigen Bi
dungswelt als Nullen erwiesen, wirft er nun dieselben nich
verächtlich weg, sondern er sucht das große Eins, das ihne
vorgesetzt werden könnte und durch welches sie hohen Wert
erlangen würden. Von seinen Besserungsvorschlägen sin
manche recht beherzigenswerth; es drängt mich, dies hervor
zuheben, da ich früher den Werth des positiven Theils de
Buches unterschätzt und in einer öffentlichen Besprechung des
selben (im Literarischen Handweiser) in Abrede gezogen habe
Hier ist es aber nicht nöthig und möglich, sich mit den ein
zelnen Vorschlägen zu befassen; der Autor selber schließt si
in eine Einheit zusammen, in die Einheit einer Idee und i
die Einheit einer Person. Seine nationalpädagogische Ide
oder Maxime lautet: Die gegenwärtige Wissenschaft hat da
Recht des Primats verwirkt und muß dasselbe an die Kuns
abtreten; die Kunst muß als Erbin die Schätze der Wissen
schaft übernehmen und verwalten; nicht der Wissenschaft
sondern der Kunst, nicht dem Buch, sondern dem Bild komm
in der Zukunftsbildung die erste Rolle und das erste Wort zu
Das nationalpädagogische Ideal heißt Rembrandt; der Blic

auf Rembrandt und das Studium seiner Werke soll dem Deutschen nicht bloß die Augen öffnen, um zu erkennen, was ihm fehlt, sondern für jeden Fehler und Mangel zugleich das Heilmittel zeigen.

Idee und Ideal werden sicher zunächst Erstaunen und Befremden hervorrufen, und mehr noch das Ideal als die Idee. Rembrandt soll Erzieher der Nation sein? Rembrandt Universalheiland für alle Stände? Rembrandt Universalarznei für alle Wunden und Krankheiten? Der Gedanke erscheint fast abstrus, und die Tausende, welche Rembrandt nicht kennen, und die Hunderte, welche ihn kennen, werden gleich wenig geneigt sein, ihm ohne weiteres als dem „geheimen Kaiser" und dem Geistesfürsten der Zukunft zu huldigen und zu folgen. Warum nicht eher noch Albrecht Dürer? Nun würde man zwar dem Verfasser Unrecht thun mit der Vermuthung, es sei ihm lediglich um eine möglichst concrete Fassung seiner Ideen und Vorschläge, um eine Personificirung seiner Tendenzen gewesen und es habe eine gewisse Originalitätssucht ihn dazu verleitet, den Rufnamen für sein Buch nicht aus der ersten, sondern aus der zweiten Reihe deutscher Künstler auszuwählen. Seine ganze Darstellung macht den Eindruck, daß es ihm mit Rembrandt redlich ernst ist. Mit einer oft fast peinlich werdenden Genauigkeit führt er seinen Beweis, wie eben Rembrandt überall, in Kunst, Wissenschaft, Politik, Bildung und Leben das Bessere habe und weise, wie „der Name Rembrandt wirklich vom innersten Kern der Nation bis zu deren äußerster Schale reiche". Mit einer Consequenz, die man manchmal unerbittlich nennen möchte, wird dieser Eine Gedanke durch das ganze Buch, durch alle Reiche und Fragen der geistigen Bildung hindurch verfolgt. Aber eben diese Partien machen mehr als alles Uebrige den Eindruck des Forcirten und Verkünstelten, des Spielens mit geistreichen Formen, der Parallelenwuth und der Sucht nach Analogien. Je mehr der Verfasser sich in einen Rembrandt-Enthusiasmus hineinredet, desto weniger überzeugt er; je mehr er sich Mühe

gibt, ihn über die bisher von der Kunstgeschichte ihm angewiesene Linie hinaufzuheben, um so mehr hat man die Empfindung, daß sein Bild und sein Name nicht auf das Titelblatt dieses Buches gehört. Das soll allerdings zugestanden sein, daß er manche thatsächliche, bisher nicht oder nicht genügend beachtete Seite an der Person und den Werken dieses Meisters hervorgehoben und eine gründlichere Würdigung desselben wirksam angebahnt hat.

Nun darf man aber nicht — eine Versuchung, die sich bei der erstmaligen Lektüre nahelegt — über dem trotz aller Anstrengung des Verfassers seltsam bleibenden Versuch, gerade Rembrandt als deutschen Idealmenschen vorzustellen, den ganzen pädagogischen Versuch oder die obige pädagogische Grundidee selber zu niedrig taxiren und unbesehen bei Seite legen. Die oberste Tendenz des Buches bleibt doch schließlich die, der Kunst die Hegemonie im Geistesleben der Zukunft zuzutheilen. Man wird nun wohl zugeben können, daß die Kunst in unserer Cultur nicht die Stellung einnimmt, welche ihr gebührt, daß mehr wahrer Kunstsinn dringend zu wünschen wäre, daß die Kunst bei größerem Einfluß auf das Erziehungswerk die Interessen des Herzens vertreten und der Gefühlsverarmung und Gemüthseintrocknung entgegenwirken könnte. Aber freilich eine ganz andere Frage ist es, ob die Kunst ihrer Natur nach zur Herrscherin geboren sei, ob sie Erlöserin sein könne aus allen unseren Nöthen und Miseren, ob in specie die heutige Kunst, nur nach vorausgegangener rascher Metamorphose, sich für diese beiden Rollen qualificiren könne. Wollte man die Kunst ernstlich zur Königin erheben, sie müßte, falls sie irgend ihre Stellung verstände, die Antwort geben, welche der Oelbaum und der Weinstock in der bekannten Parabel gaben, als sie von den Bäumen gebeten wurden, ihr König zu sein: „kann ich verlassen meinen fetten Saft, dessen sich Götter und Menschen bedienen, und kommen, um an der Spitze der Bäume zu stehen? kann ich verlassen meinen süßen Saft und meine so lieblichen Früchte, um an

der Spitze der übrigen Bäume zu stehen (Richt. 9, 8—13)?" Die moderne Kunst aber würde antworten müssen: „wie kann ich Königin sein? muß ich mich nicht in Freilicht wälzen, meinen Kohl bauen und Schweine hüten?" Wahrlich wenn wir von ihr das Heil zu erwarten hätten, dann — lasciate ogni speranza! Der Verfasser ist gegen ihre großen Fehler nicht blind, aber das wird mit Recht gesagt werden können, daß er sie milder behandelt als die Wissenschaft. Thatsächlich ist sie aber so stark compromittirt wie diese. Wenn die Achtung vor der Kunst gesunken ist, so ist das zum größten Theil ihr wohlverdientes Schicksal; sie hat alle Achtung vor sich selbst verloren, ihren Beruf vergessen, ihre Würde von sich geworfen. Die Freilichtmalerei verurtheilt der Verfasser selbst S. 202 ff. und er bezeichnet als ihre Hauptschattenseite, daß sie keinen Schatten habe, Schlemihlmalerei sei; er findet sie grau und häßlich, getröstet sich aber damit, daß grau und häßlich gerade die Kinder unmittelbar nach der Geburt seien und daß vielleicht auch hier das Wort gelten könnte: häßliche Wiegenkinder, schöne Gassenkinder. Aber er vermag die Hoffnung nicht stark zu beschwingen, daß von der Kunst, die selbst so stark in der Erbsünde steckt, die Erlösung kommen werde. Man wird ferner auch höchst prosaisch fragen dürfen, wie denn diese Reformation durch die Kunst praktisch eingeleitet werden und faktisch vor sich gehen solle — hineingeleitet werden solle nicht bloß in die Kreise der oberen Zehntausend, sondern gar in's Volk? Der Verfasser ist zu einsichtsvoll und zu wenig Pedant, um etwa von den Museen und einem staatlich vorgeschriebenen und geregelten Besuch derselben den Umschlag zu erwarten; er redet geringschätzig von diesen „methodisch geordneten Rumpelkammern", in welchen das Kunstwerk heimathlos werde — das Schlimmste, was ihm passiren könne. Wenn er aber vorschlägt, der Staat möchte, anstatt mit vielem Geld ein Corpus inscriptionum latinarum herstellen zu lassen, vielmehr eine Gesammtausgabe der Werke Rembrandts

veranſtalten, ſo wird er doch hoffentlich nicht im Ernſte meinen, es ſolle jedem Deutſchen und jedem Schulkind eine ſolche Ausgabe eingehändigt werden und es ſolle jeder an ihr ſich geiſtig und ſittlich geſund ſehen.

Zweifellos wird hier Rembrandt und der Kunſt zuviel zugemuthet und zugetraut. Das fühlt der Verfaſſer ſelbſt, denn er macht wiederholt Anläufe, den Begriff der Kunſt zu vertiefen und auszuweiten und in ihn vieles hereinzunehmen, was er in der gewöhnlichen Faſſung nicht in ſich begreift. Unſere Leſer werden ſich ſchon längſt gefragt haben: wie ſtellt ſich denn der Autor zu Religion und Chriſtenthum? erſtreckt ſich darauf ſeine Gewiſſenserforſchung nicht? räumt er dieſen Faktoren keine Rolle an in ſeinem Reformplan? Er übergeht ſie nicht, aber er widmet ihnen auch keinen eigenen Abſchnitt; ſoweit er ſie berückſichtigt, geſchieht dieß meiſt sub voce Kunſt und unter dieſem Geſichtspunkt. Wir wollen die einſchlägigen Hauptſätze des Buches zuſammenſtellen und vor allem freudig conſtatiren, daß die Worte des Verfaſſers, wenn er auf Derartiges zu reden kommt, mit den vollen Wohlklang des Ernſtes, der Pietät und Ehrfurcht vernehmen laſſen. Nur einige Mal vermißt man denſelben in Aeußerungen über die katholiſche Kirche und S. 263, wo er in einem Ton, der ihm ſonſt nicht eigen iſt, von den Pfaffen redet, als den abgeſagten Feinden einer freien menſchlichen Bildung, auf welche man vor Luther ſeitens des Volkes die Verantwortlichkeit des Handelns abgeladen habe. Es iſt ihm Ernſt damit, wenn er von Darwin ſagt, daß er vom Chriſtenthum hätte lernen können und ſollen, wenn er die heutige Wiſſenſchaft anklagt, daß ſie chriſtusſcheu geworden ſei, und von ihr verlangt, ſie ſolle zurückkehren zu Gott, „dieſem centralwirkenden Weltgeiſt“. In dem Rembrandt'ſchen Helldunkel, das er der deutſchen Cultur gewahrt wiſſen will, ſoll beſonders auch das zarte Pflänzchen Glaube gedeihen können, von welchem er des öftern ſpricht, freilich ohne immer klar anzugeben, zu welcher Familie und Spezies

er es rechnet. Als kürzester Ausdruck seiner Auffassung der Religion kann der Satz gelten, daß die Wissenschaft zur Kunst und die Kunst zur Religion werde, wenn beide hoch sich steigern, und daß religiöse Weisheit vor allem künstlerische Weisheit sei; das Band zwischen Kunst und Religion, von jeher fest gewoben, sei kein bloß äußerliches; beide sehen auf's Ganze und beiden steht daher die Wissenschaft, welche sich mit Einzelnheiten befasse, oft feindlich und stets untergeordnet gegenüber. Der deutsche Mensch und der deutsche Künstler, mahnt er gegen Ende des Buches (S. 293), müsse auf Sittlichkeit sehen. Wo Seele, ist Sittlichkeit; auf gewisse ewige Wahrheiten wird man dabei immer zurückkommen müssen; ächtes Menschenthum enthält immer das Christenthum, auch wenn dieses letztere nicht gerade in confessionellem Sinne fixirt ist; das deutsche Volk wird beim Christenthum beharren müssen, so lange es keine bessere Basis für sein geistiges Dasein besitzt; bis jetzt ist dies nicht der Fall. In Christus hat sich die Natur zu völliger Selbstlosigkeit und die Vornehmheit zu völliger Erhabenheit gesteigert; Voltaire, der den Namen Christi nicht aussprechen hören konnte, ohne in moralische Krämpfe zu verfallen, ist der rechte Repräsentant einer untergehenden, greisenhaften Cultur, die allem kindlich Großen und menschlich Großen und natürlich Großen und einfach Großen verständnißlos gegenübersteht.

Da der Verfasser so sehr für nationaldeutsche Bildung schwärmt, so kann er sich natürlich auch die Religion nur nationaldeutsch denken und er kennt daher nur Eine richtige Form des Christenthums, die von Luther gebrachte; in Luther verehrt er den grunddeutschen Mann, der die Deutschen die dunkle Kunst der Religion gelehrt habe, und seiner Ansicht nach muß die neue geistige Reformation nach dieser Person hin gravitiren. Hiebei wird es ihm natürlich schwer, der katholischen Kirche gerecht zu werden. Während er sonst auf so weiten und diversen Gebieten mit voller Sicherheit sich bewegt, scheint ihm der Katholicismus eine

terra incognita; er bringt über ihn nur einige verlegene und verwegene Aeußerungen, welche sich ausnehmen wie Reminiscenzen aus dem Confirmandenunterricht, dem der Verfasser wohl seine ganze Kenntniß in dieser Hinsicht verdankt. Er findet, daß die prunkvolle Hierarchie der katholischen Kirche sehr wenig dem Sinne Christi entspreche, daß eigentlich nur der Protestantismus eine wirklich christliche Malerei haben könne, weil er keine Bilder zu cultusmäßiger Verehrung schaffe, was immer etwas Heidnisches in sich schließe; die katholisch-christliche Malerei, soviel sie spezialisirend als solche (?) auftrete, sei daher auch dieser Art. Doch hat er den Muth, den Culturkampf entschieden zu verurtheilen, und es klingt fast wie Achtung vor dem katholischen Priester, wenn er das Selbstgefühl, das ihn beseelt, mit dem Selbstgefühl eines preußischen Offiziers verwandt findet.

Hier haben wir das ganze religiöse Credo des Verfassers und wir wissen nun auch, welche Stellung er der Religion und dem Christenthum einzuräumen gedenkt. Sein Credo ist gewiß verschwommen, vag und farblos genug. Die ganze Religion scheint ihm als Gefühlssache zu gelten, aber als Gefühlssache durchaus nicht ersten Ranges; er sieht sie an wie einen Appendix der Kunst und läßt sie daher auch bei ihr zur Miethe wohnen, indem er sie zwar mit Achtung behandelt, aber doch in allweg unter die Botmäßigkeit der Kunst stellt. In diesem Ausding will er auch das Christenthum und Christus bis zu ihrem seligen Ende belassen; aus einigen Aeußerungen möchte man fast schließen, daß er sich das letztere nicht allzu ferne denkt.

Nun steht der Verfasser zwar hoch über den modernen Atheisten und Materialisten, welche für die Religion nur mehr Spott und Verachtung übrig haben. Er achtet sie und er glaubt ihr eine Ehre anzuthun, indem er sie bei seiner Königin, der Kunst, einquartirt. Aber selbstverständlich ist sein Standpunkt nicht haltbarer, als der modern ungläubige, nur weniger consequent. Er mußte die Religion entweder

ganz bei Seite lassen, oder sie an erste Stelle setzen. Die Religion ist Nichts, oder sie ist das Erste. Sie irgend einer andern Macht nachzusetzen, ist Majestätsbeleidigung; daran ändern die ehrendsten Cermonien nichts. Es ist Christus entweder eine Null, oder er ist der Erste; ihn mit Rembrandt auf gleiche Linie zu stellen, oder gar eine Linie tiefer, ist Blasphemie. Wollte der Verfasser den archimedischen Versuch machen, die Weltbildung der Gegenwart aus ihren Angeln zu heben, eine Reform nicht bloß der Wissenschaft und Kunst, sondern des Charakters, des Herzens, des Menschenwesens anzubahnen, so mußte die Religion und das Christenthum wie den tiefsten Ausgangspunkt, so auch den letzten Höhepunkt seines Weges bilden. Der Religion, nicht der Kunst kommt der Primat zu; sie, nicht die Kunst ist die Macht, die alles wieder zu heben vermag, die den Menschen im tiefsten Grund seines Wesens erfaßt und sein Können und Wissen, sein Wollen und Denken, sein Fühlen und Streben in eine große und machtvolle Einheit zusammenfaßt; sie allein kann das Heilmittel bieten, welches mit brennender Schärfe und zugleich mit heilender Milde, wie Feuer und wie Oel den Organismus durchrinnt, das Gift ausstoßend, das Wunde heilend — das Heilmittel, welches das Blut reformirt und mit und in dem Blut segensreich durch den Organismus circulirt. Und das eben thut noth; denn auch die obige Diagnose ist in Einem Hauptpunkt mangelhaft; sie irrt, wenn sie eine Gehirnerkrankung als primäre Krankheitsursache ansetzt; diese ist vielmehr zu suchen in Blutvergiftung, in Pyämie in Folge von Entchristlichung und Entsittlichung. Darum heißt die oberste Culturmacht nicht Kunst, sondern Religion und Christenthum, und der Erlöser auch für das 19. und 20. Jahrhundert heißt nicht Rembrandt, sondern Christus.

Der Verfasser ist ein Mann der Kunst, der Wissenschaft, der Politik, der Philosophie, ein gründlicher Kenner der

Gegenwart und Deutſchlands. Zum Reformator fehlt i Eines: die gründliche Kenntniß der Religion und des Chriſ thums. Bei einem ſo hellen und klaren Geiſt, bei ei ſo edlen Herzen iſt die Hoffnung nicht ausgeſchloſſen, dieſer große Mangel noch ſeine Ergänzung finden kön Möge nur der Erfolg des Buches nicht benebelnd wir vielmehr dazu anſpornen, demſelben die noch fehlende, ei genügende Garantie langen Lebens und bleibenden Wert beizugeben!

XXII.

Apologetiſches in populärer Form.

(G. E. Haas. M. Steigenberger.)

Die nachchriſtliche Zeit hat zuerſt langſam, dann in raſche Tempo ſich verändert und Alles hat gewechſelt, nur der Gla blieb derſelbe, wenig berührt durch die Unruhe der Ereign Alte Beſtrebungen und Richtungen wurden aufgegeben und aufgenommen, alte Einrichtungen verſchwanden und neue taud auf, das ganze Denken und Fühlen nahm andere Färbung Namentlich die Gegenwart iſt voll Unruhe und Beweglich von raſchem Drang und mächtigem Ungeſtüm erfüllt, wir fü doppelt in dieſer Zeit die gleichbleibende Ruhe und unerſchüt liche Feſtigkeit des alten Glaubens. Manchmal möchte ſeine ſtarre Form wie eine Anomalie mitten in der Beweg und dem Wechſel erſcheinen und mancher wünſchte auch in Veränderung und Fortſchritt eindringen zu ſehen. Wir wi aber wohl, daß die Religion dem Wandel der Zeit entr ſein muß, als ein Ewiges und Unendliches in der Menſchen

muß sie die Zeiten verbinden, nicht scheiden, sie muß beharren, wie Gott unveränderlich derselbe bleibt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Wechseln darf höchstens die äußerliche Darstellung und die menschliche Fassung des gleichbleibenden Gedankens.

Wie dasselbe Licht die Gegenstände verschieden beleuchtet, so erscheint derselbe religiöse Gedanke in verschiedenen Lebenslagen je wieder in anderer Färbung und jedes Individuum ergreift ihn von einer anderen, wenn auch im Ganzen wenig verschiedenen Seite. Wir sehen dies vornehmlich in religiösen Dichtungen und Betrachtungen, besonders der neueren Zeit. Wie verschieden sind z. B. die Wendungen und Nuancen, in denen bei einem Alban Stolz oder Faber oder Doß, Hettinger u. s. w. dieselben religiösen Ideen erscheinen. Sobald die individuelle Erfahrung, das Gemüth und Gefühl mitspricht, muß nothwendig auch das objektiv Gleichartigste ein besonderes Ansehen gewinnen.

Nicht minder ist dies nun auch bei den apologetischen Versuchen der Neuzeit der Fall. Man geht hier nothwendig von subjektiven Erfahrungen und Bedürfnissen aus, um die Schönheit der Religion und die Häßlichkeit des Unglaubens zu erweisen. Um den Menschen zur Aufnahme der Wahrheit zugänglich zu machen, will er an der Gemüthsseite gefaßt werden, es muß ein schon vorhandenes Bedürfniß aufgedeckt, wo es aber schlummert oder betäubt ist, aufgeweckt werden. Die üblen schlimmen Seiten des Unglaubens oder des Glaubens an die Ideen der Neuzeit, soweit sie jeder Erfahrung nahe liegen, müssen ebenso betont werden, wie die guten Folgen, welche die Religiosität auf das Leben ausübt. Mag man auch gerechte Bedenken gegen eine Methode haben, welche vom Subjektiven aus- und auf dasselbe zurückgeht, so ist sie doch nicht zu umgehen. Die moderne Welt beruft sich auf das Zeugniß des inneren Gemüthes, auf die Erfahrung und verlangt eine induktive Methode, welche auf einzelnen Thatsachen und Erfahrungen beruht. Soferne sie sich innerhalb ihrer Grenzen hält, und die mehr deduktiv angelegte Dogmatik nicht zu ersetzen sich anmaßt, ist sie auch vollauf berechtigt, ja wir üben sie stets, ohne uns um ihren Berechtigungsnachweis zu kümmern. Zeuge dessen sind die vielen sich immer mehrenden

apologetischen Versuche aller Art, Conferenzreden, Apolog
apologetische Satyren und Briefe. Nur die Dialogform,
einst Radowitz so trefflich handhabte, suchen wir vergeb
Zu der Gattung der Satyren und Briefe rechnen wir
erst kürzlich erschienene Schriftchen, denen wir einige Aufm
samkeit schenken wollen. Es sind dies: „Die falsch
Ideen der modernen Gesellschaft von Dr. G. E. Haas“
„Taube der Flut“ von Max Steigenberger“.[1])

Jedes dieser beiden Werke hat einen eigenartigen Chara
und widerspiegelt den Geist seines Verfassers; das eine
Schärfe und Ironie gegen moderne Gebrechen, das andere
Sanftmuth, gewinnender Liebe und heiliger Weihe. Beson
das letztere ist durchtränkt von persönlicher Empfindung, we
gedacht und warm geschrieben; aber auch jenes ist reich
erhebenden Stellen, wiewohl naturgemäß die Polemik überwi

Beide Werke handhaben den ethischen Maßstab und
stimmen nach dem ethischen Gesichtspunkt die Stellung, die
in den Kämpfen der Gegenwart einzunehmen haben.

Bei Haas sehen wir, wie jämmerlich sich unsere Zeit
sittlichen Ideale des Christenthums gemessen ausnimmt,
durchsichtig ihre Sittlichkeit ist und wie vieles noch fehlt,
das Christenthum als einen überwundenen Standpunkt erschei
zu lassen. Die moderne Welt rühmt sich in prahlendem T
ihrer „selbstlosen“ Sittlichkeit und klagt die christliche Tug
der Selbstsucht an, sie rühmt sich einer Ethik, die frei
jeder Heteronomie, wie von jedem Hedonismus und Eu
monismus, und unendlich über die religiöse Ethik erhaben
Einer der leidenschaftlichsten Vertreter dieser Ethik ist Profe
Jodl in Prag. Dieser hält Religion nicht bloß für unfä
Sittlichkeit zu erzeugen, sondern auch für positiv schädlich
nimmt eine so feindselige Stellung gegen dieselbe ein,

---

1) Die falschen Ideen der modernen Gesellschaft im Lichte
Wahrheit. Ein neuer Beitrag zum Komödiantenthum un
Zeit von Dr. G. E. Haas. Graz 1890.

Taube der Flut. Evangelische Briefe eines Katholiken
Max Steigenberger. Augsburg 1890.

selbst sein Gesinnungsgenosse Theobald Ziegler in Straßburg [illegible] entgegentreten mußte. In der Allgemeinen Zeitung (1889 Nr. 140) stellt Ziegler das Bedenken entgegen, daß ein Religionsersatz noch nicht gefunden ist; auch bei den Denkern, die ihn fordern und suchen, finden sich höchstens Ansätze dazu, und deshalb werde die alte Religion noch geraume Zeit eine Stütze der alten Gesellschaft bleiben müssen. Die eigentliche Entscheidung hänge von der socialen Bewegung der Zukunft ab, und damit geräth Ziegler auf einen Punkt, den auch Gutberlet in einer Besprechung von Jodl's Geschichte der Ethik (Phil. Jahrb. II 343) zum Schlusse streift, indem er ausruft: „Wehe der Menschheit und wehe den atheistischen ‚Bergeshäuptern', wenn ihre Ethik einmal in die Massen eindringen sollte!"

Einen Beitrag zur Würdigung nicht zwar der theoretischen sondern der praktischen Ethik der Neuzeit liefert Haas in dem angeführten Schriftchen. Er reißt der modernen Welt den Tugendschleier vom Gesichte und deckt die geheimen häßlichen Motive ihrer tugendsamen Haltung auf. Die Zeitungsberichte, Nekrologe lügen, sagt er uns, welche die himmelhohe Wohlthätigkeit von Fabrikanten, Aerzten und Künstlern rühmen. Das eigene Interesse, natürliche Ehr- und Ruhmsucht hat sie angetrieben. Der Bezirkshauptmann oder der Bezirksrichter, von dem es heißt, er sei der Wohlthäter der Menschheit gewesen, „waltete seines Amtes schlecht und recht, gab keinen Anlaß zur Klage und hatte sich des besten Rufes zu erfreuen. Das ist ganz gut und schön, wo bleibt aber der Wohlthäter der Menschheit?" Wenn Haas auf die Frage, ob nicht vielleicht die großen Erfinder und Entdecker die Wohlthäter der Menschheit seien, mit Nein antwortet, so gilt dieses Nein auch der neuesten Ethik des berühmten Leipziger Professors Wundt, der den höchsten Grad der Sittlichkeit in der Geistesarbeit und in der Schaffung unvergänglicher Geisteswerke erblickt.

Wohlthäter der Menschheit im wahren Sinne des Wortes sind die Verkündiger des Glaubens, die Diener Gottes und seines Evangeliums und unter diesen ragen wieder die Missionäre hervor. Haas schildert uns in dieser Hinsicht das heldenmüthige Handeln und Leiden des Pater Damian auf Molokai. Wie aber, wenn auch die christliche Tugend nur verhüllte Selbstsucht

wäre, wenn es wahr wäre, wovon die philosophischen Kathe
Deutschlands wiederhallen, daß das Christenthum eine Trinkgel
morallehre, da schon sein Stifter für jede gute Handlung
den Lohn im Himmel zu verweisen pflege? Um vollstän
zu sein, hätte der Verfasser darauf eingehen und nachwe
sollen, wie himmelweit verschieden die verhüllten oder
gestandenen Lohnmotive der religionslosen Moral von
übernatürlichen Motiven der christlichen Moral sind. Die üb
irdischen, übersinnlichen und übernatürlichen Ideen des Christ
thums sind, auch wenn sie den Gedanken der Vergeltung e
halten, gar nicht zu vergleichen mit den erdhaften humanitä
oder naturalistischen Triebfedern der modernen Bildung.
gehört ein großes Maß von Unwissenheit oder Unverfroren
dazu, einem Manne, der aus Liebe zu Gott und seinem Rei
auf Alles verzichtet, was die Erde an Reizendem bietet,
nämliche Selbstsucht zuzuschreiben, wie einem Geschäftsm
oder Streber. Wo alle irdischen Triebfedern, die dem
pirischen Ich entspringen, ausgelöscht und erstickt sind
alle Hoffnung auf ein jenseitiges Fortleben gesetzt wird, k
da noch von Selbstsucht die Rede sein? Die zuversichtl
Hoffnung und das unbedingte Vertrauen auf den Him
verhindert jede Handlung, der die Selbstsucht im gewöhnlic
Sinne des Wortes zu Grund liegen könnte. Diese Hoffnu
dieser Glaube erfüllt mit der uneigennützigen Liebe ei
hl. Elisabeth, eines hl. Franziskus u. s. w., sie macht ken
mäßig, demüthig, edel und hochherzig und vertreibt alle Erwe
gier und Ehrsucht. Daß der fromme Mensch auch auf
irdisches Auskommen bedacht sein muß und daß er sich
Ehre freut, wo sie ihm entgegenkommt, macht ihn wahr
nicht zum Selbstsüchtigen.

Freilich Kant will eine Sittlichkeit entdeckt haben,
auch von jedem Schatten der Selbstsucht frei sei, und h
preisen sie seine Anhänger mehr als je als unerreichbares Mu
sittlicher Größe. Allein abgesehen davon, daß den hervorragend
Vertretern der idealistischen Schule Kant's Aechtung eines je
Eudämonismus immer mehr mißfällt, abgesehen davon,
unter Spencers Flagge eine Schule, die stets im Wach
begriffen ist, die Lust wieder als Hauptmotiv einführt, lei

die Kant'sche Ethik selbst nicht, was sie verspricht. Sie ist zunächst blos Theorie und vermag in ihrer Indifferenz gegen Sinnlichkeit und Stolz aller Art, die zwei stärksten Genossen der Selbstsucht, diese nicht zu erdrücken. Der Stolz wird sogar positiv durch diese Ethik begünstigt und groß gezogen, der stoische Tugendstolz ist die ihr entsprechende Gesinnung, wie sie überhaupt nur eine Wiederholung der stoischen Moral ist. Der Stolz, das ungemessene Selbstbewußtsein wird überhaupt durch den Zeitgeist sehr begünstigt.

Haas hat daher ganz Recht, wenn er gegen den modernen Stolz zu Feld zieht und ihm in allen möglichen Verschleierungen nachgeht. Zuerst kommt der Nationalstolz, dann der Adel-, der Geld-, der Gelehrten-, der Künstler- und endlich der Mannesstolz an die Reihe und jeder wird seinem Wesen nach charakterisirt. Ueber den Gelehrtenstolz lesen wir Folgendes: „Jeder Professor hält die Wissenschaft, die er vorträgt, für den Nabel der Welt, alles andere ist Schnuppe. Wenn seine Schüler ihm folgen wollen, so werden sie jedes andere Wissen vernachlässigen, in jedem andern Fach Ignoranten bleiben; wer dem großen Lehrer genug gethan, der hat gelernt für alle Zeiten, oder besser für alle Professoren. . . Der nun längst zu seinen Vätern versammelte k. k. Sektionschef im Ministerium des Unterrichtes, Karl Fidler, erklärte Schreiber dieses, daß er den friedlichen Umgang mit Schuster- und Schneidergesellen der ränkevollen Gesellschaft deutscher und österreichischer Gelehrter weit vorziehe — und Karl Fidler hatte Gelegenheit, seine Leute kennen zu lernen."

So richtig das im Ganzen sein mag, so gilt es doch mehr von der Vergangenheit als von heute, wenn zur Kennzeichnung des Adelsstolzes unter anderm gesagt wird: „Der große Cecropides weiß alles, kann alles, seinethalben hat Gott die Welt erschaffen, seinethalben sind alle Menschen da, auf ihn warten die jungfräulichen Töchter des Landes, ihm vor allen möchten sie ihre Erlösung verdanken, von ihm kann nur süßes Glück ausgehen, und seine Buhlerin zu heißen, ist größere Ehre, als die Gattin des wackersten Bürgers zu sein. Die Carricatur der mit den Augen zwinkernden Marquise, welche die Nase rümpft, wenn ihr ein schlichter Bürger in den Weg tritt, und

die sich am liebsten, wie die Perserkönigin, mittelst eines üb
das Antlitz gezogenen Schleiers vor dem gemeinen Athe
anderer Sterblicher schützen möchte, steht leibhaftig vor uns

Ebenso gilt mehr von der Vergangenheit, was wir v
den Intriguen des Hoflebens und der lächerlichen Abhängigk
der Menschen von Hofgunst und Königsgnade vernehme
Auch ist es nicht zutreffend, daß man alles für schön und g
findet, was adlig und fürstlich heißt. Viel eher ist das Gege
theil zu beklagen, der Mangel an Achtung vor aller Autorit
und vor den höheren Ständen, ein widerspenstiger Raisonni
geist, ein kecker Trotz und ein ungemessenes Selbstbewußtsei
auch bei jedem Ignoranten und Schufte. Im gleichen Maß
wie mit der Zersetzung der alten Stände das ehrwürdig
Standesbewußtsein verschwand, wuchs das Individual
bewußtsein und in weiten Kreisen schreitet jeder mit souv
ränem Gefühl durch die Welt. Der Grundsatz der Autonomie, de
die moderne Ethik dem einzelnen Individuum predigt, geht i
die Masse über, man kann dies namentlich da beobachten, w
der Verkehr viele Menschen zusammendrängt, wie auf Eise
bahnen, in großen Städten mit ihren öffentlichen Orte
Gasthäusern u. s. w. Hier tritt der Gelehrte, Künstle
Adelige, besonders aber der Geistliche bescheiden zurück, wen
dieser nicht gar verhöhnt wird, wie es nicht selten geschieht
der „Geldprotze" triumphirt. In dieser Rücksicht hat Haa
übertrieben, was er über den Gelehrtenstolz sagt, oder wenigsten
einseitig gezeichnet; nothwendig hätte auch die Kehrseite beigezoge
werden sollen.

Aus diesem Gesichtspunkte vermögen wir ferner nicht völli
zu theilen, was zur Erläuterung oder vielmehr zur Kr
tisirung des Sprichwortes: „wer sich unter die Kleie mischt, de
fressen die Säue" bemerkt wird. Es gibt berechtigte „Standes
vorurtheile," welche mitunter verbieten, mit Niedrigstehende
Gemeinschaft zu schließen. Wer sich „gemein" macht, wie de
treffende Volksausdruck sagt, der verliert nur zu leicht sein
Autorität. Es gibt immer Leute, denen gegenüber der Geistlich
z. B. nicht genug die Würde wahren kann. Eine gewiss
stolze Zurückhaltung ist hier durchaus am Platze. Daß ma
zum Volke sich herablassen und es durchaus mit Sanftmut

und Humanität behandeln müsse, ist ein ebenso bedenklicher Irrthum des Liberalismus, als die Annahme, das Volk finde von selbst das Gute, Schöne und Wahre aus dem, was man ihm anbietet, heraus. Eine der unwahrsten Sentenzen ist die bekannte vox populi vox Dei.

Der Begriff Volk, oder wie Haas sagt, „das arme Volk", ist viel zu unbestimmt, um überhaupt Aussagen darauf bauen zu können. Edle und unedle Elemente, ehrenwerthe und arbeitsame Männer, Müssiggänger, Verschwender und lasterhafte Menschen sind hier bunt zusammengewürfelt und leider gewinnt da, wo die Masse an und für sich wirkt, das Unedle nur zu leicht einen überwiegenden Einfluß. Die gemäßigten Theile werden durch heißblütige haßerfüllte Schreier, denen der Vortheil leidenschaftlicher Consequenz und Energie zu Gebot steht, leicht überwältigt und zwar kann dieß nicht blos in außerordentlich erregten, sondern auch in ruhigen Zeiten beobachtet werden.

Daran ist freilich kein Zweifel, daß das Volk im Großen und Ganzen immer noch *besser* ist, als die große Masse der Gebildeten. Die *moderne Bildung* ist nur zu sehr dazu geeignet, alle hemmenden Vorurtheile zu beseitigen, den Menschen rein auf sich zu stellen und aus der Abhängigkeit von Religion und Autorität loszulösen. Anstatt wie die wahre christliche Bildung das Herz und Gemüth mit hohen Idealen und edlen Motiven zu erfüllen, den Willen der Autorität zu beugen und dadurch zu kräftigen, macht die moderne Erziehung den Menschen zerfahren und haltlos, unedel und marklos. Die humanistische Bildung beginnt jenen Cultus des Schönen in die Herzen zu senken, dem Haas eine beachtenswerthe Kritik widmet. Modern philosophische Anschauungen vollenden mit Gepflogenheiten, wie sie unter der Allegorie eines „Besuches bei Kalypso und Kirke" geschildert werden, jene feinsinnliche Lebensrichtung, welche gebildete Kreise beherrscht. Mit vollstem Rechte wendet sich der Verfasser gegen den thörichten Aberglauben, daß in einem schönen Körper auch eine schöne Seele wohnen müsse. Auch was er gegen die moderne Genußsucht sagt, verdient unsere Anerkennung. Nur darüber kann man im Zweifel sein, ob die genannte allegorische Einkleidung seiner Anklagen gerade eine glückliche war, zumal wenn man liest:

„Odysseus mag recht eigentlich als Repräsentant jener schwac
Männer gelten, welche sich ihrer Pflichten bewußt si
Frau und Kinder lieben, allenfalls das Mißgeschick
weinen, das sich zwischen den pater familias und die theue
Angehörigen stellt — sich aber den weichen Armen der näch
besten schlauen Buhlerin nicht zu entreißen vermögen.
einem verborgenen Winkel ihres Herzens thront das Bild d
geliebten Gattin; geliebt und theuer für den Hausgebrau
der öffentliche Cultus bleibt aber dem Götzenbilde gewidmet

Die gegenwärtigen Gefahren würden noch größer werde
wenn es gelänge, die Volksschulen der modernen Bildung in de
erstrebten Sinne zu öffnen. Unter der Aufschrift „die Schu
von Yvetot" begegnen uns launige Schilderungen der neueste
Schulversuche. Der Schullehrer hat im neuen System in erst
Linie die Intelligenz zu fördern: „Die Intelligenz ist d
Schule das zielführende Mittel zur Tugend. Wissenschaft
nicht nur Macht, sondern auch Tugend. Je mehr der Mens
weiß, desto tugendhafter ist er, je mehr Menschen als Wissend
zu betrachten sind, desto mehr tugendhafte Bürger gewinn
Staat und Gesellschaft, desto rascher müssen Laster und Ver
brechen abnehmen". „Die Lehrer werden nicht müde, das Evan
gelium der Freiheit zu verkünden und neben dem Priester, un
selbst über seinen Kopf, den einzig wahren Cultus der Humo
nität zu pflegen. Das Sterbliche am Menschen soll wieder i
sein altes unveräußerliches Recht eingesetzt und vor mönchische
An- und Eingriffen geschützt werden. — „Des Schullehrers
Dasein beruht auf der ewigen Idee der modernen Welt
anschauung und seine Aufgabe ist nicht nur der Unterricht de
schulpflichtigen Kinder, wie Einige glauben konnten, sondern de
Dienst jener Ideen, die Verkündigung des jungen Tages". —
„Zufriedene Menschen bleiben unbildsam und werden unfähig
sich über die Scholle, an die sie geknüpft scheinen, zu erheben
Unzufriedenheit erzeugt Strebsamkeit und den modernen Tugend
bildnern gebührt die Anerkennung, zur Zufriedenheit nicht nur
nichts beigetragen, sondern vielmehr den Geist des Ungenügens,
der Skepsis und Begehrlichkeit geweckt zu haben".

Neben überwiegend kritischen und negativen Ausführungen
bietet uns der Verfasser auch einige entsprechende positive

Erkenntnisse. Im Anschluß an die schöne Stelle Dante's, wo ein Sünder in letzter Stunde noch „um eines Thränchens willen" Verzeihung erhält, tröstet der Verfasser und verweist auf Gottes Barmherzigkeit. Freilich so sei dies nicht gemeint, wie Goethe den Faust im letzten Augenblicke gerettet sein läßt, nachdem er sein Leben lang mit Mephistopheles im Bunde gewesen war. Die Reue müsse eine wahre und tiefe sein. „Die Thräne im brechenden Auge ist das Geheimniß eines Schmerzes, der dem Himmel Gewalt anthut, das Symbol einer Reue, die über jede Betrübniß geht, eines Leides, das keine Grenzen kennt, einer Sehnsucht nach der Wiedervereinigung mit Gott und dem Grundwesen alles Guten, an die kein Heimweh, kein menschliches Sehnen nach den verstorbenen Lieben und kein Wunsch hinanreicht".

Ein anderes Kapitel handelt von Prozessionen und Wallfahrten, die man zu hindern sucht, da man gleichzeitige „Zusammenkünfte und Aufzüge zur Enthüllung des Bruno-Denkmales, der Sickingen- und Hutten-Feier, des Danton-Monumentes" gestattet. So enthält das Büchlein des geistreichen Publicisten viel Beherzigenswerthes. — —

In das Herz des katholischen Glaubens führt uns Steigenberger mit seiner „Taube der Flut" ein. Seine Briefe sind an Protestanten gerichtet und sollen alte Vorurtheile zerstreuen, die Erkenntniß der Wahrheit und ihre Bethätigung fördern. Zu diesem Zwecke werden alle Mittel der Rhetorik, vertrauenerweckende Milde und Weichheit, schmerzliche Klage und eindringende Gewissensprüfung, der Ernst und die Entschiedenheit des sicheren Wahrheitbewußtseins, glänzende Schilderung des zu erhoffenden Gewinnes, Preis und Jubel angewendet. Mit feinem psychologischen Verständnisse geht der Verfasser allen Zweifeln und Bedenken, die den Protestanten beschleichen, auch wenn er sich schon auf dem Wege zur Wahrheit befindet, zu Leibe, verweist auf „die Segnungen des Vaterhauses", erweckt Vertrauen und Muth und zieht das Netz immer straffer zusammen, mit dem der Menschenfischer Seelen fängt.

Der Verfasser beginnt, wie jeder kluge Redner, der seine Sache vor ein halb oder gar nicht geneigtes Publikum zur Sprache bringt, mit einer captatio benevolentiae. Er geht,

so weit es ihm seine Ueberzeugung gestattet, ein auf die Vo
urtheile seiner Zuhörer, gesteht zu, daß die Kirche namentl
zur Zeit der Reformation mit vielen Schwächen befallen wo
und anerkennt das Gute an den Protestanten, wo es zu find
ist. „Welch eine Summe von Edelsinn, heißt es im dritt
Briefe, findet sich in den Reihen von Nichtkatholischen! Sc
ich denn das nicht anerkennen? Oder soll ich ihr Gutes w
das von ‚Abtrünnigen' ablehnen? Ein Abtrünniger ist, w
in bewußter und freigewollter Weise sich von der Einheit d
Kirche Jesu Christi lostrennt und den vollen Glauben dies
Einen Kirche nicht als seinen eigenen anerkennen und bekenne
will. Aber das trifft in unseren Tagen von Hunderttausende
bei Millionen nicht zu, und ich erinnere mich des Wortes eine
Mannes, der gewissen Anglikanern der Jetztzeit zugerufen: Ih
seid keine Abtrünnige! denn ihr seid es nicht, die von d
Kirche abgefallen; sondern ihr seid nur solche, welche in guter
Glauben das angenommen und festhalten, was sie von ihre
Vätern gehört und geerbt haben; es wird nun die Frage sein
ob ihr die Wahrheit suchet oder nicht".

Nachdem hierauf kurz die Nothwendigkeit der Einheit de
Kirche betont wird, greift Steigenberger die Protestanten a
einer Stelle an, die wie keine geeignet ist, diesen die Auge
zu öffnen, es ist dies das Bedürfniß nach Sicherheit de
Heiles. Zunächst beginnt er auch hier mit einem Selbst
bekenntniß, um seine Behauptung und sein Verlangen auf ein
feste empirische Grundlage zu stellen. Er sagt von sich, daß e
trotz aller Asketik doch an einer Reihe von Gebrechen leide, di
ihm nicht geringe Unruhe verursachen, und zählt dieselben nach
Thomas von Kempis auf: „Seufze, daß du noch so fleischlich
bist und weltlich — so tief in eitle Träumereien versunken, so seh
geneigt zum Aeußerlichen, so nachlässig für das Innere" u. s. w
Jeder, der mit sich selbst ehrlich ist, wird, wenn er auch fre
ist von gröberen Sünden, solche Mängel an sich finden und
wünschen, von ihnen befreit zu sein. Wie leicht aber fallen
schwerere Sünden über einen her, und gerade der ist am meisten
ausgesetzt, der sich um die kleinen wenig bekümmert! Wer
sollte da nicht unruhig, unsicher und bedrängt werden? Auch
wenn die Sünder nach außen hin diese Unruhe verbergen, als

erscheinen wollen, so „stecken doch die Pfeile des gött-
Unwillens in ihren Herzen, ihr Gewissen klagt sie im
an und ihre Seele ist öde und leer". St. fragt die Pro-
mit Recht: „Ist keiner da, der ein namenloses Sehnen
sich einmal ernstlich, gründlich auszusprechen und aus einem
Munde als dem eigenen, und auf ein anderes
gewiß, als das eigene hin, und mit einer anderen Gewißheit,
der rein menschlichen, das Wort zu hören: Sei getrost mein
, deine Sünden sind dir vergeben?"

Schon das Aufdecken und Offenbaren des Seelenzustandes
hält eine halbe Heilung, ist es doch in der Voraussetzung
Ernstes ein um so sichereres Zeichen der Sinnesänderung,
es große Selbstüberwindung kostet. Dazu kommt aber noch das
richtende und tröstende, erschütternde Wort des Beichtvaters,
nach dem schönen Vergleiche des Origenes die Stelle des Arztes
tritt. Den höchsten Werth aber bekommt die Beicht durch die
verhältnißmäßige Heilssicherheit, die sie gewährt, und namentlich
von diesem Gesichtspunkte aus empfiehlt sie der Verfasser den
Protestanten. „Es ist ein gar beseligendes Gefühl, sagt er,
nur nicht blos menschliche, sondern so zu sagen übermenschliche
Gewißheit der Verzeihung zu erhalten"; die Lossprechung erfolgt
im Namen Gottes selbst.

Daß das Bedürfniß nach Heilssicherheit im Protestantismus
endlich lebhaft und tief empfunden wird, können wir aus Döl-
linger's Kirche und Kirchen erfahren. Dieser sagt unter anderem:
„Der Engländer braucht ein System, das ihm die leicht zu
erwerbende Gewißheit seiner eigenen Auserwählung, Begnadigung
zur Seligkeit gewähre. Hat er diese, so machen ihm dogmatische
Bedenken, biblische Dunkelheiten keine Sorge". Was von diesen,
gilt auch von den anderen Protestanten, und deshalb können
wir es nur billigen, daß diese unbestreitbare Sachlage zum
Ausgangspunkt gewählt wird. Es ist dies ein weise berechneter
Kunstgriff, um dessen willen dem Verfasser die Vernachlässigung
strenger Systematik und das Nichteingehen auf andere dogmatische
Differenzen gerne nachgesehen werden kann.

Im Folgenden behandelt der Verfasser unter der Aufschrift:
„Die Einheit des Vaterhauses", „die Segnungen des Vater-
hauses", „Seelenrast und Seelentrost" das katholische Gotteshaus

und ſeine Heilsquellen. Alles gelangt hier zur vollen Geltun
was die Kirche und ihre Ceremonien an Erbauendem, Erh
bendem und Tröſtlichem beſitzt. Wir möchten nur hier geg
die allzu wohlmeinende Annahme Bedenken erheben, als ob d
Andersgläubigen den Opferdienſt nur wegen der häufig unwü
digen Verrichtung verworfen hätten. Wie die Beicht, muß
auch das Opfer und Prieſterthum der bekannten Rechtfertigung
lehre weichen, die ſolch complicirte Anſtalten entbehrlich z
machen ſchien.

Ein dritter Theil dient dem praktiſchen Zwecke, die Bedenke
zu zerſtreuen, die dem Bekenntniß der Wahrheit und dem Weg
des Heiles entgegenſtehen könnten. Hier gilt es, „Steine un
Berge“ aus dem Wege zu räumen und die „ſchwankende
Gedanken“ zur Ruhe zu verweiſen. Der Verfaſſer redet ei
ernſtes „Wort der Scheidung“ und führt die erſchreckende
Stellen der heiligen Schrift und der Kirchenväter gegen Abfa
und Häreſie an. Dem gegenüber verweist er auf die „Bahne
des Lichtes“, welche entſchloſſene Bekenner, Märtyrer um ihre
Glaubens willen vorangegangen ſind. Ein erhabenes Bild vo
der Kirche Gottes ſchließt die Schrift beruhigend ab. „Di
Kirche iſt Edleres, als Geſtalt ohne Geiſt, ſie iſt Faßbareres
als Geiſt ohne ſichtbare Geſtalt; die hl. Kirche iſt das göttlich
Leben in der Schöpfung, iſt, um kühn zu ſprechen, Gotte
eigenes erſchaffenes Leben.“

Dr. G. Grupp.

XXIII.

Zeitläufe.

ismarck's „alte Hefte" über Rußland und den Orient.

Den 12. August 1890.

Als sofort mit der Entlassung des alten Kanzlers seine Bedientenpresse frech geworden war, erlaubte sich die Berliner „Post" zu dem bekannten Wort des Kaisers, daß „der Curs der alte bleibe", die anmuthige Bemerkung: „Wenn die völlige Beibehaltung der alten Richtung angekündigt wird, gemahnt das an einen Vorfall, der über ein halbes Jahrhundert zurückliegt, wo ein berühmter Professor gestorben war und der zum Nachfolger berufene Schüler die Zuhörer mit der Meldung erfreute, er werde die Hefte seines Meisters vortragen". [1])

Ohne Zweifel hat der Fürst dem jungen Kaiser als unfehlbarer Professor die Rolle dieses Schülers zugemuthet. Auch jetzt noch, nach Allem, was geschehen ist, thut das vor aller Welt ein Blatt, wie die Münchener „Allgemeine Zeitung". Sie erinnert daran, daß der Kaiser selbst bei der Entlassung des Kanzlers dessen „Rath und Thatkraft auch in Zukunft sich und dem Vaterlande" reservirt habe, und wenn auch jetzt ein derartiger Verkehr „überhaupt grundsätzlich ausgeschlossen" scheine, so stehe es doch anders um

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 14. April d. Js.

die Frage, ob auch die Nation darauf verzichten wo
„Sein Urtheil über unsere öffentlichen Angelegenheiten se
dann, wenn man es nicht für zutreffend erachten möge,
für die Nation von unbestreitbarem Werth und sie habe
Recht, ja eine Pflicht, dieses Urtheil zu hören, ebenso
Fürst Bismarck das Recht und die Pflicht habe, es a
zusprechen“. Namentlich bezüglich der äußeren Politik w
die beiderseitige Pflicht von dem Blatte in fast drohend
Tone eingeschärft:

„Fürst Bismarck steht zu der Auffassung Sr. Majestät d
Kaisers in der die innere Situation beherrschenden Frage
einem so entgegengesetzten Standpunkte, daß es begreifl
erscheint, wenn nach dieser Richtung sein Rath nicht erfor
wird. Aber auf dem Gebiet der auswärtigen Politik war u
ist er doch unbestritten für Freund und Feind der Meister d
Staatskunst, und selbst seine Gegner hatten stets befürwort
daß er die Leitung der auswärtigen Politik in der Hand b
halten müsse. Wir wollen die Frage, ob seit dem 20. Mä
d. J. auf diesem Gebiete kein Anlaß vorhanden gewesen i
seinen bewährten Rath einzuholen, heute nicht weiter erörter
sondern nur den in der Cabinetsordre vom 20. März au
gesprochenen Wunsch wiederholen, daß sein Rath und sei
Thatkraft, seine Treue und Hingebung auch in der vielleic
recht ernsten Zukunft dem Kaiser und dem Vaterlande nic
fehlen mögen.“ [1])

Hat wirklich die Leitung der auswärtigen Politik ande
Wege einzuschlagen begonnen, als die von seiner Han
gewiesenen? Die Frage ist allerdings am Platze und scho
die Thatsache, daß der ehemalige Kanzler wiederholt und
energisch seine alten Hefte vorwies, ließ vermuthen, da
irgend etwas gegen seinen Geschmack im Werke sei. Alle
dreht sich zunächst um das Wort „England“. Trotz Mutte
und Großmutter war Kronprinz Wilhelm ein gelehrige

1) Leitartikel des Morgenblattes der „Allgem. Zeitung“ vom
3. August d. Js.

üler des „berühmten Professors“, damals als der Kanzler Reichstag docirte: dynastische Verbindungen und Familienehungen könnten heutzutage nicht mehr die äußere Politik nfluſſen. Im Rückblick auf damals hat vor wenigen gen ein Herr aus der kaiserlichen Umgebung einem belgischen rnaliſten gegenüber bemerkt: „Der Englandfresſer von vier Jahren sei der beſte Freund Englands geworden.“ s deutet allerdings auf eine beginnende Wendung.

Daß man für die deutſche Colonialpolitik ein gutes hältniß zu England unbedingt benöthige, hat ſich der rſt ſelber nie verhehlt. Ob er aber ein Abkommen mit gland auch nur bezüglich der beiderſeitigen Intereſſen in ika in dem Geiſte, wie es jetzt geſchehen iſt, jemals übermmen hätte, iſt mehr als fraglich. Jedenfalls hätte er ch um ſo entſchiedener von allen mit Rußland ſtreitigen Intereſſen in den Balkanländern weggeläugnet. Darum äre es ſchon von außerordentlicher Wichtigkeit, wenn ſich ie Nachricht beſtätigte, daß der deutſche Botſchafter in Conſtantinopel dem Sultan in der Frage der bulgariſchen Biſchöfe anempfohlen habe, den Rathſchlägen Englands zu olgen. „Es ſei dieß“, ſo wird aus Wien über London berichtet, „der erſte Fall, daß die Botſchafter Rußlands und Deutſchlands officiell in einer bulgariſchen Frage gegeneinander Stellung genommen haben, obſchon der ruſſiſche Botſchafter flugs Kehrt gemacht habe, ſobald er geſehen, daß der Sultan beabſichtige, den Rath Englands und Deutſchlands zu befolgen“.[1])

Die Einſprache Rußlands konnte ſich nur auf die von ihm in Anſpruch genommenen „Vorrechte“ in Bulgarien ſtützen, welche auch der alte Kanzler in den Berliner Vertrag hineingedeutelt hat, ohne daß ein Wort davon in dem Vertrag enthalten wäre. Es wäre ſchon viel, wenn man in

1) Londoner Correſpondenz der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 4. Auguſt d. Js.

Berlin hierüber die Ansicht Englands theilte. Ueberha
scheint es denn doch, daß die Russomanie Bismarcks allmäl
weitum in Mißkredit kommt. Wer hätte unter der Wu
seiner Geistesknechtschaft gewagt, vorliegenden Blättern
Aufruf nachzudrucken: „Der Nationalfeind ist Rußlan
Und jetzt ist dort schon die zweite der Schriften mit
lateinischen Titeln erschienen, welche ein Zusammengehen
deutschen Reichs mit Rußland, behufs Aufrechthaltung ei
Friedens um jeden Preis, als eine schmachvolle Lösung
zeichnet, durch welche Oesterreich an Rußland ausgelie
und Deutschland zur Abhängigkeit von einer panslavistisc
Camarilla verurtheilt würde.[1]) Wenige Tage vorher h
auch das conservative Hauptorgan in Berlin, trotz sei
sonderbaren Verbissenheit gegen England, das Herz in bis
unerhörter Weise ausgeschüttet:

„Für uns ist es ja längst klar, daß Rußland der gem
same Feind von ganz Europa ist. . . Wir glauben, daß w
einmal die Schale der Langmuth gegenüber den russisc
Provokationen an Einer Stelle überlaufen wird, daß dann v
leicht eine Koalition der europäischen Völker dem Russenth
entgegenstehen wird, vor der es erschrecken wird. Neben Fin
und Skandinaviern wird das Polenthum die Reihen der V
bündeten verstärken, und im Süden mehren sich die Anzeich
daß die Rumänen von der Ueberzeugung durchdrungen si
sich ebenfalls den russischen Angriffen gegenüber zu wappn
Und während ferner die Bulgaren in unzweideutiger Weise i
antirussische Stellung dargethan haben, wird auch die Tü
schwerlich den Augenblick vorüber lassen, wo sie sich von ihr
hundertjährigen Bedränger etwas Luft zu schaffen vermag."

„Wenn sich Blätter, wie die ‚Wiedomosti' und die ‚Nowo
kürzlich zu der großmüthigen Erklärung herbeiließen, der bev
stehende Besuch des deutschen Kaisers am Hofe des Zaren kön
vielleicht eine ‚wohlthätige Aenderung' in der gesammten euro
ischen Politik herbeiführen, sobald nur Kaiser Wilhelm d
‚russischen Interessen' im südöstlichen Europa Rechnung trag

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 24. Juli d. Js.

elle, so möchten wir darauf erklären, jener Besuch unseres Kaisers wird den Russen noch einmal die Möglichkeit bieten, an die Stelle ihrer bisherigen Beunruhigungspolitik eine solche der Versöhnung zu stellen. Gehen sie darauf ein, so läßt sich vielleicht die Gefahr noch abwenden; verharren sie dagegen in ihrer Unterdrückungsarbeit gegen Finnen und Balten, in ihren Beunruhigungen gegenüber Oesterreich und in ihren Wühlereien auf der Balkanhalbinsel, nun dann könnte die Stunde kommen, wo Rußland — nicht viel zu gewinnen, aber Alles zu verlieren hat!“[1])

Man muß das vergleichen mit nachfolgender Skizze aus den „alten Heften“. Fast in demselben Moment erschien auch noch der Aufsehen erregende Artikel in dem einzigen Preßorgan, das dem Fürsten von dem ganzen Schwarm dienstergebener und „von ihm unterhaltener Blätter“ noch treu geblieben war: in den „Hamburger Nachrichten“. Sie waren schon lange vor seinem Sturz das intimste Leiborgan und so russisch wie er selber. In ihren Spalten erschien der „kommende Mann“, der „alternde Kanzler“, die „militärische Unterströmung“; sie durften sogar die vom Grafen Waldersee auf der Nordlandsfahrt mit dem Kaiser und mit dessen Wissen eingesendete Berichtigung unterschlagen. Sollte der famose Artikel nicht als aus Friedrichsruh stammend angesehen werden, so durfte er unbedingt nicht in diesem Blatt erscheinen. Uebrigens ist die Porträtähnlichkeit unverkennbar, und der Fürst müßte da wenigstens einen Gedankenleser gehabt haben, der so viel, wie er selber wäre. Kurz gesagt: er hat es eben für höchste Zeit gehalten, einmal wieder scharf nach den „alten Heften“ zu greifen und, weniger dem Publikum, als Demjenigen, den es zunächst angeht, den Text zu lesen. Die dießbezügliche Hauptstelle muß im Wortlaut studirt werden.

„Darüber ist kein Zweifel, daß, sobald durch Beihilfe der Pforte in Bulgarien irgend etwas geschieht, das sich als

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 18. Juli d. Js.

Verletzung des Berliner Vertrages qualificirt, Rußland nicht einen Moment zögern wird, sich von dem Vertrage loszusagen und sich seiner alsdann erlangten vollen Handlungsfreiheit auf dem Balkan in einer Weise zu bedienen, die seinen Interessen am meisten entspricht. Dieß zu vermeiden, scheint uns heute noch ebenso gut, wie vor Monaten und Jahren, die Aufgabe derjenigen sein zu müssen, denen die Wahrung des Friedens obliegt. Auch von denjenigen Organen der öffentlichen Meinung, namentlich in Deutschland, welche die Erhaltung des Friedens wollen, wäre zu erwarten, daß sie zu der Einsicht gelangten, wie sehr sie durch ihre unablässigen Ermuthigungen und Aufreizungen Bulgariens, sich über den Berliner Vertrag hinwegzusetzen, dem Frieden entgegenarbeiten. Hat der Dreibund die Bestimmung, Rußland vom Angriff auf Oesterreich abzuhalten, so ist es die Aufgabe der Vormacht im Dreibunde, Deutschlands, zwischen Oesterreich und Rußland stets im Sinne des Friedens zu vermitteln. Damit dieß erfolgreich geschehen kann, muß Deutschland selbst gute und befreundete Beziehungen zu Rußland unterhalten; ein sich offenbar feindlich gegen Rußland benehmendes Deutschland würde in Petersburg nicht mit einem einzigen Worte Gehör finden. Wer die guten Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland zu trüben sucht, schädigt mithin gerade dasjenige Interesse des Dreibundes, dessen Wahrnehmung speciell Deutschland obliegt. Außerdem sollten sich die fanatischen unbesonnenen Gegner Rußlands in der deutschen Presse sagen, daß, wenn ihr Wunsch in Erfüllung ginge und sich Deutschland dazu hergäbe, österreichische Balkan-Interessen Rußland gegenüber zu verfechten, das deutsche Reich sofort von der Stufe der leitenden Macht des Dreibundes zu derjenigen der geleiteten, und zwar von Oesterreich geleiteten, herabsinken würde. In demselben Moment, wo Deutschland Oesterreich zuliebe mit Rußland brächte, würde es in Abhängigkeit von Oesterreich gerathen. Vor diesem Schicksal muß jeder wahre Patriot unser Vaterland bewahrt wissen wollen. Sobald Deutschland auch nur ein einzigesmal sich dazu hergegeben hätte, österreichische Dienste gegen Rußland zu verrichten, würde die österreichische Diplomatie dafür sorgen, daß wir ihr stets zu Willen sein

...en. Wir wären mit Rußland brouillirt und auf Oesterreich ...allein angewiesen, während wir jetzt, abgesehen vom Bündniß-...fall, völlige Actionsfreiheit haben und deßhalb sowie ...wegen unserer militärischen Stärke die führende Macht des ...Dreibundes sind. Muß Rußland im eigenen Interesse suchen, ...seine Beziehungen zu Deutschland, die ihm nützlich sind, nicht ...durch Erhebung solcher Forderungen zu verschlechtern, die ...Deutschland ungelegen kämen, so würde es nach einem Oester...reich zuliebe von uns herbeigeführten Bruche mit ihm in rich...tiger Würdigung der veränderten Lage und des Umstandes, daß ...Deutschland nunmehr auf Oesterreich allein angewiesen sei, seine ...Politik in einer für unsere Position höchst unliebsamen Weise ...ändern vermögen, ja sich sogar mit Oesterreich über unsere ...Köpfe hinweg und zu unserem Schaden verständigen können. ...Welche Haltung alsdann Italien einnähme, hinge mehr von ...England oder Frankreich als von uns ab. Kurz, der ...diplomatisch-militärische Nachtheil eines Bruches ...Deutschlands mit Rußland wäre ein eminenter und ...seine Tragweite gar nicht abzusehen."

...„Das Schicksal des Prinzen Ferdinand von ...Coburg und Bulgariens ist uns keinen Schuß ...deutschen Pulvers werth; es hat nur für Oesterreich ...Bedeutung, bezüglich dessen wir gezeigt haben, daß wir ...unser eigenes Interesse schädigen, wenn wir seine Politik Ruß...land gegenüber vertreten wollten. Wozu also die unablässigen ...Versuche, die Brücke, die uns zu Rußland führt und uns ...unsere Actionsfreiheit, unsere Superiorität Oesterreich gegenüber ...sichert, abzubrechen? Wer es mit dem deutschen Reiche gut ...meint und nicht vom blindesten Russenhasse völlig befangen ist, ...muß zugeben, daß jene Versuche auf direkte Schädigung der ...deutschen Interessen hinauslaufen." [1])

Merkwürdiger Weise sind die Auslassungen des Kanzler...blattes weit und breit als nagelneue Offenbarungen erschienen. ...Neu daran ist aber nur die unumwundene Offenheit, mit der ...Oesterreich als das Opferlamm im Dreibund und als der

[1]) Wiener „Neue Freie Presse" vom 21. Juli d. Js.

Körper hingestellt wird, aus dem die Riemen zur n
Verknüpfung des Bandes zwischen dem deutschen Reich
Rußland geschnitten werden müßten. War das aber
längst mit aller Deutlichkeit zwischen den Zeilen herau
lesen, so oft der Fürst auf diesen Punkt zu sprechen k
Läuft denn nicht dieselbe Auffassung wie der rothe F
durch das Gewebe seiner Politik, das er am 6. Febr. 1
feierlich vor dem Reichstag ausgebreitet hat? Es sch
wirklich, daß der Mann erst, seiner amtlichen Allmacht
kleidet, in's Privatleben zurückgedrängt werden mußte,
man es wagte, ihn — verstehen zu wollen.[1])

„Der Knoten liegt in Wien“: so sagte er Mitte Mai
einem der zwei russischen Aushorcher (Interviewer), und ei
Tage darauf zu dem französischen: „Die Ereignisse
Balkan berühren Deutschland nicht, sondern bloß Rußla
Italien, Oesterreich und England; ich dachte stets, daß
aus dem Spiele bleiben müßten.“ Zu wessen Gunsten
aber als berufener „Vermittler“ den Knoten lösen wü
hat er dem Russen offen dargelegt: „Wir freuten uns
richtig über Euer rasches Vordringen über den Balk
Von Augenblick zu Augenblick erwarteten wir die Nachri
welche die Stellung Rußlands auf dem Balkan zu einer
erschütterlichen gemacht hätte. Wir jedenfalls tragen nicht
Schuld, wenn es nicht geschehen ist.“ Es hatte also seine Rich
keit mit der fröhlichen Einladung: „Nehmt Constantinop

Der Fürst fährt fort zu betheuern, daß er auch b
Berliner Congreß sich gleich geblieben sei: „Ich sage Ih
aufrichtig, daß ich damals den lebhaften Wunsch hatte, n
auf das Engste mit Rußland zu verbinden; auf dem B
liner Congreß war ich russisch, soweit ein Deutscher russ
seyn kann; es gab keinen russischen Wunsch, auf des

1) Diese „Blätter“ nicht also! S. Band 101, Heft vom 1. M
1888: „Der deutsch-österreichische Bündnißvertrag und die Kanz
rede vom 6. Februar“, und Heft vom 16. März 1888: „Oes
reich und der Orient in der Kanzlerrede vom 6. Februar“.

Erfüllung ich nicht gedrungen hätte". „Während der ganzen Dauer des Congresses habe ich mich als in russischen Diensten stehend betrachtet, habe ich alle Wünsche der russischen Bevollmächtigten erfüllt, alle ihre Forderungen durchgesetzt; es ist nicht meine Schuld, wenn diese Forderungen nicht dem entsprachen, was gefordert werden mußte". „Ich muß nochmals auf das Bestimmteste wiederholen, daß ich damals so sehr geneigt war, in russischem Interesse zu arbeiten, daß, wenn Euere Slavophilen damals am Ruder gewesen wären, dadurch meine Politik keine Aenderung erlitten hätte. Ihre Wünsche wären ebenso erfüllt worden"!!

Es ist offenbar der Schmerz seines Lebens, daß es ihm nicht gelang, Rußland in seine Pläne hineinzuziehen. „In nervöser Erregung, so daß die Pfeife knirschte", wie der Russe erzählt, hat er herausgestoßen: „Weshalb hat dann Rußland gleich darauf (nach dem Congreß) mir sein Vertrauen entzogen und mir den Fußtritt gegeben?" Es ist auch jetzt noch nicht klar, was es mit den unannehmbaren Bedingungen des, wie er sagt, ihm angebotenen russischen Bündnisses für eine Bewandtniß hatte; aber der Fürst versichert den russischen Gast wiederholt, daß Rußland 1879 mit Krieg gedroht habe, und er so gezwungen an Oesterreich sich gewendet habe. „Sie finden, daß nur Rußland und Deutschland eine Zukunft haben. Ja, darin liegt viel Wahres; es war wenigstens auch mein Gedanke bis zum Berliner Congreß; seither habe ich aber eingesehen, daß wir in dieser Hinsicht schlecht zusammenpassen, und ich mußte wider Willen mich anderweitig umschauen, denn Ihr begannt, uns zu behandeln wie eigentliche Prussaken, wie ein Ungeziefer."

Der junge Kaiser hat in seiner ersten Thronrede gesagt, das Bündniß mit Oesterreich sei „ein Vermächtniß der deutschen Geschichte". Was sagt dagegen sein ehemaliger Kanzler auf die Frage des Russen? „Sie fragen, was uns die Existenz Oesterreichs nützt; ich antworte: gerade das, was für Euch das Bestehen Frankreichs bedeutet." Dem Franzosen gegen-

über bemerkt er: „es gebe Leute, die ihn anklagten, Ö
reich zertrümmern zu wollen, um die dortigen neun
zehn Millionen Deutsche zu nehmen: das sei Unsinn.“
Russen beruhigt er, Oesterreich sei dem Zerfall noch nic
nahe, wie man meine: „Das ganze Unglück liegt in
Schwäche des monarchischen Princips und in einer vierhun
jährigen Mißregierung; mit dem Kampf der einzelnen Vö
schaften um die Hegemonie oder mit der Erhebung e
Stammes gegen den andern hat es nicht viel auf sich
etwas vergißt sich, und hintennach erinnert man sich
Vergnügen an die einander versetzten Hiebe.“ Dagegen
schöpft sich der Fürst in Bezeugungen seines Respekts
der Kriegstüchtigkeit und Unangreifbarkeit Rußlands:
bin völlig außer Fassung, wenn ich von der Möglichkeit e
deutsch-russischen Krieges reden höre.“

Schon deshalb hält er einen solchen Krieg für unmög
weil nicht abzusehen wäre, was für den Einen oder
Andern dabei herauskommen sollte; es wäre „ein Krieg
des Kaisers Bart.“ Darum haben auch die russischen Rüstun
den Fürsten sehr ruhig gelassen. „Wenn man mir die russis
Truppenconcentrirungen an der Grenze vorhielt, fand
stets, daß es sehr natürlich sei, wenn Rußland bereit zu
wünschte, in voller Ausrüstung zu stehen, wenn es sich
die künftige Entscheidung der orientalischen Frage hand
Niemals aber habe ich in dem Vorschieben der Truppen
Bedrohung Deutschlands gesehen. Ich glaube so wenig
die Wahrscheinlichkeit eines deutsch-russischen Kriegs, daß
sogar die Nichteinmischung Rußlands in unsern französis
Krieg für denkbar halte!“ Alles darum, weil nicht abzuse
sei, „was wir von Rußland brauchen könnten, und
Rußland von uns“. Es ist interessant, wie der Fürst
nachweist.

„Milliarden kann keines vom anderen holen, selbst
glänzendem Erfolge wird man froh sein, die nothwendige M
ungeheurer Kriegskosten wiederzuerlangen, und ich werde

den meinem Worte lassen, daß eine Erwerbung jenseits Memels ein Verbrechen ist nicht gegen euch, sondern gegen Deutschland; denn ist die Erwerbung der Ostseeprovinzen als platonischer Wunsch unsrerseits begreiflich, so ist sie doch ohne Polen undenkbar. Dann aber hätten wir 9 Millionen Polen, in Summa aber wäre halb Deutschland katholisch. Deutschland würde sich selbst den Untergang bereiten: sein geschlossener Geist, seine Nationalität, sein Lutherthum und seine Stärke wären hin, und eben so weise würdet ihr handeln, wenn ihr uns Ostpreußen nehmen wolltet, dessen Besitz euer sicheres Verderben wäre. Nein, das wäre höchst leichtsinnig und verderblich in seinen Folgen, nicht davon zu reden, daß es nicht so leicht ist, Rußland vom Meere zu verdrängen, wenn man ihm nicht gestattet, auf einem anderen zu walten: alle diese Dinge sind für uns ‚bon à prendre et mal à garder'. Das ist so richtig, daß, wenn ihr Constantinopel nehmt, wir dennoch die Ostseeprovinzen nicht nehmen würden, selbst wenn ihr sie uns anbietet und Polen obendrein!" [1])

Also: das deutsche Reich und Rußland sind als Verbündete wie geschaffen, weil das Reich von Rußland nichts brauchen kann, das aber, was Rußland brauchen könnte und haben will, im Besitze Anderer ist, nämlich der Türkei und Oesterreichs, beziehungsweise in der Sphäre der „vitalen Interessen" des letzteren liegt. Daraus ergibt sich von selbst der Schluß, welche Allianz für das Reich die „natürliche" und welche, um nicht zu sagen die unnatürliche, der einstweilige Nothbehelf vom Standpunkt des ehemaligen Kanzlers seyn muß.

Alle diese Offenherzigkeiten sind, wenn auch von allen ruhig Denkenden bedauert, doch ziemlich gelassen hingenommen worden, bis die „Hamburger Nachrichten" denselben die Krone aufsetzten. Logisch konnte bisher schon Jedermann verstehen,

---

1) S. die Berichte Wiener „Neue Freie Presse" vom 29. Mai und Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 21. Mai und 2. August d. Js.

aber mit dürren Worten war es doch nicht gesagt, d
Oesterreich-Ungarn im Zwei- und beziehungsweise im Dr
bunde nicht ebenbürtig sei, daß das Reich seine „Superiori
Oesterreich gegenüber“ wahren müsse, und daß es se
Stellung als „leitende Macht im Dreibund“ verlieren wür
wenn es sich durch „Verfechtung der österreichischen Balk
Interessen“ mit Rußland verfeinden ließ. Das war de
doch zu deutlich, und jetzt brach der Sturm los im ganz
Donaureiche und darüber hinaus.

Die czechischen und verwandte slavischen Kreise lacht
hell auf über das schöne Wasser, das da auf ihre Müh
lief. Die Magyaren, welche sich von jeher als die Mitschöpf
des Bündnisses von 1879 gebrüstet hatten, waren wüther
als wenn sie von dem Bismarck'schen Wort über den F
Wohlgemuth mit getroffen wären: „Das sind Dummköp
die nicht wissen, wie es gemacht wird.“ Selbst die gesammt
Officiösen waren sehr verschnupft. In Pesth meinten sie:
hätte es ja „niemals eine unehrlichere Gemeinschaft, niema
eine unwirksamere Verbindung zur Abwehr gegeben“;
Wien: möge es Deutschland auch gleichgültig seyn, ob „e
Alexander oder Eugen in Sophia regiere“, das sei aber da
nicht zu glauben, daß „es einer Großmacht von dem heutig
ersten Range Deutschlands ganz gleichgültig seyn könnte, w
Constantinopel besitzt, und ob die Machtsphäre Rußland
direkt oder indirekt bis nach Salonichi oder gar bis an d
Adria reicht“.[1]) In St. Petersburg lachte man laut auf üb
alle die verdutzten und ergrimmten Gesichter.

Nichts ist natürlicher, als daß die russische Presse nun
mehr die Frage aufwarf, warum denn Oesterreich, anstat
in solcher Weise sich von Berlin aus bevormunden un
schließlich verrathen zu lassen, nicht unmittelbar mit Rußlan
behufs einer Verständigung über die Balkanländer verhandel

1) Sammlung der Preßstimmen im Wiener „Vaterland“ vo
21. Juli d. Js.

welle. Eine gefährliche Einladung! Denn gerade das sollte durch die leitende Macht im Dreibunde verhindert werden, daß Rußland sich „mit Oesterreich über ihre Köpfe hinweg verständigen könne.“ Der Bund hätte dann überhaupt keinen Sinn mehr. Solche Gedanken wachgerufen zu haben, nahm denn auch das große jüdische Organ in Wien der Hamburger Offenbarung sehr übel. Das Blatt ließ zwar die Abläugnung, daß der Artikel auf Friedrichsruh zurückzuführen sei, für baare Münze gelten, und schlimmsten Falls, wenn Fürst Bismarck wirklich solche Hintergedanken gehabt habe, sei er nicht mehr im Amte. Aber im Interesse der bundesfreundlichen Beziehungen wäre es doch zu wünschen gewesen, daß das Hamburger Sprachrohr seine Weisheit für sich behalten hätte. Schließlich meinte das sonst stets in Ehrfurcht vor dem alten Kanzler ersterbende Blatt: noch gelegener, als die Abläugnung, komme „die aus bester Quelle stammende Mittheilung der Berliner Nationalzeitung, daß der bewußte Artikel mit der Auffassung der maßgebenden deutschen Kreise über die Tripel-Allianz in vollkommenem Widerspruche stehe.“[1])

An demselben Tage wurde von Berlin aus einem anderen Blatte geschrieben: Deutschland sei durch den Bündnißvertrag verpflichtet, einen Angriff Rußlands auf Oesterreich-Ungarn als gegen sich selbst gerichtet zu betrachten, aber die Möglichkeit, daß Deutschland durch Parteinahme gegen Rußland in den bulgarischen Dingen letzteres provociren könnte, sei nach wie vor völlig ausgeschlossen; ebenso sei thatsächlich auch eine dem Geiste des Vertrags mit Oesterreich widersprechende Annäherung an Rußland ausgeschlossen. „Eine solche Annäherung an Rußland würde nothwendiger Weise ihre Spitze gegen Oesterreich-Ungarn kehren und die gesammten europäischen Verhältnisse auf den Kopf stellen.“[2]) Darauf hin wäre nun

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 24. u. 25. Juli d. Js.

2) Aus dem „Hamburger Correspondent“ in der Berliner „Germania“ vom 25. Juli d. Js.

zwar dem jungen Kaiser Glück zu wünschen zu der neuen russischen Reise. In der Sache aber dreht sich doch nach wie vor Alles im verhexten Kreise, und steht das Hamburger Leibblatt fest auf der Bismarck'schen Schaukel.

Wie lange das noch so fortgehen kann? Augenscheinlich kriselt es im Abendland, und im europäischen Wetterwinkel bis in den Bereich des Cypern-Vertrags hinein zucken die Blitze wieder heftiger in unsere politische Nacht. Den Vertretern des Capitalismus in Wien und Berlin mag es wohl dabei seyn, denn der wird täglich dicker und fetter bei diesem Bismarck'schen „Frieden." Aber das Volk? Kaiser Wilhelm hat selbst bei der Bewirthung des Reichstags auf der Pfauen-Insel gesagt: er begreife, daß sich gegenüber der fortwährenden Steigerung der Militärlasten eine tiefe Niedergeschlagenheit aller europäischen Völker bemächtigen müsse.[1] Bei uns beginnen sie sogar schon zu fragen: was werden wir morgen essen?

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 24. Juli d. Js.

XXIV.

Literatur zur bayerischen Geschichte.

II. Beiträge zur Rechtsgeschichte Bayerns.

Eine wirklich klassische Arbeit sind Gengler's Beiträge zur Rechtsgeschichte Bayerns. Die mit vorliegendem Hefte[1]) beginnenden Beiträge sind aus den akademischen Vorlesungen hervorgegangen, die Gengler über die bayerische Rechtsgeschichte zu halten pflegt. Sie sollen, wie Verfasser in der Vorrede schreibt, für die wissenschaftliche Gesammtdarstellung des Entwicklungsganges von Verfassung und Recht in den verschiedenen zum Königreiche Bayern vereinigten Gebieten bis zum Ausgang des Mittelalters (1506) eine quellenmäßige Unterlage schaffen. Den Anfang macht Gengler mit den Rechtsquellen der bayerischen Stammlande und zwar zunächst jenen aus der vorwittelsbachischen Zeit.

In Kapitel 1 behandelt er „die Rechtsbildung in Bayern unter den Agilolfingern": die Lex s. Pactus s. Eoa (Ewa) Baiwariorum (S. 1—40); die Beschlüsse der Synoden von Aschheim, Dingolfing und Neuching (S. 41—56); die Rechtserzeugnisse aus dem Schoße der Kirche, über Gegenstände ihres Wirkungskreises in Bayern: die Literae decretales Gregorii II.

---

1) Beiträge zur Rechtsgeschichte Bayerns von Dr. Heinrich Gottfried Gengler, Professor der Rechte an der Universität Erlangen. Erstes Heft: Die altbayerischen Rechtsquellen aus der vorwittelsbachischen Zeit. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung. Erlangen und Leipzig. S. 269. (M 5.)

und die sog. Acta s. canones synodi Ratisponensis; Urkund Schenkungsbriefe ꝛc.; die Salzburger-Matrikeln: den Indicu Arnonis und die Breves Notitiae „de constructione eccles. sive sedis episcopatus in loco qui dicitur Juvavo . . . Kapitel 2 (S. 77—106) enthält „die Rechtsbildung in Bay unter den Karolingern": die fränkische Rechtsgesetzgebu a) Capitularia mundana, b) Capitularia ecclesiastica; particulären Kirchen-Satzungen. Kapitel 3 umfaßt „die Rech bildung in Bayern unter den Herzogen aus wechselnden Fürste häusern": (S. 115—202) Landtagsbeschlüsse, Landfrieden, kir liche Rechtsquellen.

Wir haben noch selten ein Buch gesehen, in welchem die völli Beherrschung des zu behandelnden Stoffes so markant hervortri Die Einrichtung des Buches erscheint uns als das Ideal ein kurzen und doch den weitgehendsten Anforderungen vollauf g nügenden Darstellung. In den einzelnen Paragraphen werd nur die Hauptergebnisse der Durchforschung der einzeln Erscheinungen im Quellenbereiche kurz zusammengefaßt; all Uebrige dagegen, sachliche und sprachliche Erklärungen und C curse, Textauszüge, bibliographische Notizen, wird in „Anme ungen", die an die einzelnen Paragraphen sich anschließen, au führlich gegeben. In diesen Anmerkungen finden sich Erörte ungen, die wiederum vollendete Abhandlungen für sich bild z. B. rechtshistorische: Testes per aures tracti, S. 15; d Königthum der Baiwaren, S. 20; Eideshilfe, S. 28 u. f. u rein historische: die bayerischen Gaue, S. 69; die Scheyer Wittelsbacher, S. 135; die Entstehung Münchens, S. 15 kirchenhistorische: die Gründung des Bisthums Passau, S. 5 die Stiftshörigkeit bei Sanct Emmeran, S. 221.

Die einschlägige Literatur ist mit einer geradezu skrup lösen Gewissenhaftigkeit und bis ins Einzelnste gehenden G nauigkeit angegeben. Ein solches Buch ist nur die rei Frucht langer, anstrengender Geistesarbeit und braucht ke fremdes Lob zu seiner Empfehlung, sondern hier lobt das We den Meister. K. W.

XXV.

Gregor der Große. [1])

Schon letztes Frühjahr ist in diesen Blättern[2]) mit begeisterten Worten auf die dreizehnte Säkularfeier der Thronbesteigung Gregor's des Großen (3. September) hingewiesen worden. Heute sind wir in der erfreulichen Lage, eine aus Anlaß des Gregor-Jubiläums erschienene Schrift zur Anzeige zu bringen. Der sehr verdiente Herr P. C. Wolfsgruber, O. S. B., hat auf Anregung des Verlegers seine langjährigen Studien über Gregor den Großen, von welchen 1886 „Die vorpäpstliche Periode" als Programm erschienen ist, der Oeffentlichkeit übergeben.[3]) Der Verfasser hat in seinem schönen Buche mit glücklichem Erfolge sich bemüht, uns neben der Schilderung der großartigen Wirksamkeit des Papstes, an der Hand der Schriften des Kirchenlehrers einen Einblick zu verschaffen in den hohen Geist und die tiefe Seele Gregor's. Ohne Anspruch darauf zu machen, neue kritische Forschungen an das Tageslicht

---

1) Von Dr. C. Wolfsgruber, Benediktiner zu den Schotten in Wien und f.-e. geistlicher Rath. Mit 2 Bildern. XIV u. 610 S. Saulgau (Württ.), Kitz.

2) Bd. 105, 5, S. 329—341.

3) Sonstige Arbeiten aus neuester Zeit über Gregor: Maaßen, Wiener Akademie der W., phil.-hist. Abh. 1871, LXXXV; Ewald, „Histor. Zeitschr." 1878, 154 ff., „Studien", Jena 1878, „älteste Biographie Gregor's I.", histor. Aufs., Hannover 1886; Grisar, Zeitschr. für kath. Theol., III.; Maggio, Prolegomeni al storia di Greg. Prato, 1880.

gefördert zu haben, illustrirt er also das Leben und Wi
Gregor's als Papst, seine Bedeutung als Kirchenlehrer und
Geisteslehrer in der anziehendsten Weise.

In den fünf ersten Abschnitten (S. 1—50) wird
Abstammung und Jugend Gregor's, seine Wirksamkeit als St
präfekt von Rom, sein Eintritt ins Kloster, seine Thätigkeit
Apokrisiar in Constantinopel und als Abt zu Rom darge
sodann seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl und
Privatleben (S. 51—78). Sehr treffend, klar und übersi
ist in dem Abschnitt „die allgemeine Kirche" (S. 81—114)
in alle Gebiete und Verhältnisse des kirchlichen Lebens ei
fende, kraftvolle Kirchenregierung Gregor's geschildert, ni
abstrakter Ausführung, sondern mit den Worten des Pa
selbst. Ein ansehnlicher Raum ist den politischen Verhältn
des byzantinischen Kaiserreichs gewidmet (S. 114—210).
eifrig war Gregor bestrebt, gute Beziehungen zum kaiserli
Hof im Interesse der Kirche zu unterhalten. Mißlich gest
sich das Verhältniß zu Constantinopel wegen des Titels „
menischer Bischof", den sich der Patriarch Johannes, mit
Beinamen „der Faster", angemaßt hatte, namentlich seitdem
Kaiser Mauritius sich in die Sache eingemischt hatte.
führlich werden die Briefe Gregor's an den Usurpator, Mö
und Wüstling Phokas und seine Gemahlin Leontia bespro
(S. 153 ff.). Wichtig für die Geschichte der Kirche und
Papstthums sind die Verhältnisse, wie sie sich im Abendl
gestalten. Rom, von Byzanz vernachlässigt und verlassen,
furchtbar unter der Invasion der Longobarden. Was
schon lange vorbereitet hatte, wurde durch diese Verhältn
der Verwirklichung entgegengeführt: der Papst wird Herr
von Rom, das thatsächlich nur im Lateran Schutz und H
findet. Darum gewinnen wir in den folgenden Abschnitt
„Illyrien" (S. 210—226), „das kaiserliche Afrika" (S. 2
bis 251), „das longobardische Italien" (S. 251—279) ne
der Schilderung der kirchlichen Thätigkeit Gregor's und sei
Erfolge namentlich auch ein Bild des weltlich-politischen E
flusses des Papstthums, der sich bereits ausdehnt über Itali
Sicilien, Sardinien, Corsika, Afrika, Illyrien. Ein Absch
dazwischen (S. 251—261) ist den Verhältnissen des „kaiserlich

...kas" gewidmet. Es folgen nun „Frankreich", „Spanien" ...„England" und an die äußere Thätigkeit des Papstes sich ...ließend eine Besprechung seiner Schriften nach der wissen...lichen und ascetischen Seite im zweiten und dritten Haupttheil. Diese Skizze zeigt zur Genüge, daß der Herr Verfasser ...große, weltumfassende Thätigkeit Gregor's und die Bedeutung ...r Persönlichkeit allseitig in's Auge gefaßt hat, und es ist ...auch gelungen, sie in einem abgerundeten, gut und über...tlich gruppirten Ganzen zur Darstellung zu bringen. Warme, ...ndige Darstellung, fließende Sprache und populäre Haltung ...hen das Buch für eine weite Verbreitung sehr geeignet. Dank ...Anerkennung gebührt auch dem strebsamen Verleger, durch ...n Initiative diese Jubiläumsgabe zu Stande gekommen ist

Ravensburg. A. Niedermaier.

XXVI.

St. Quirin zu Tegernsee.

Es ist eigentlich zu wenig gesagt. Denn es gibt mehrere ...lige des Namens, und auch der hier gemeinte gekrönte Mar...er und kaiserliche Prinz aus Rom, im Unterschiede von St. ...irin, dem „Tribun", und St. Quirin, dem „Bischof", wird ...verschiedenen Orten verehrt. Aber Stift Tegernsee, jetzt der ...mmersitz des herzoglichen Hauses in Bayern, ist doch sozu...gen die Heimath des geheimnißvollen Cults, und ihn behandelt ...erstenmale in solcher Vollständigkeit die „Historie von ...t. Quirinus", welche jüngst in Huttler's literarischem ...stitut zu München in gewohnt künstlerischer Ausstattung ...schienen ist.

Das Titelblatt besagt: die Schrift sei „aus Handschriften ...Büchern erhoben, nacherzählt und mit Bildern versehen von

A. R." herausgegeben, „zum Besten des Spitals Tegern
Um der Gefahr vorzubeugen, daß das Publikum etwa
einen Herrn Verfasser denke, dürfte es erlaubt seyn, das
heimniß der Chiffre aufzudecken. Sie deutet auf Freiin M
fine Reichlin von Meldegg, Hofdame Ihrer k. Hoheit
Prinzessin Louise, Herzogin-Wittwe in Bayern. Die Schri
auch dem jungen Prinzen des herzoglichen Hauses gewi
welcher unter andern Taufnamen den des hl. Quirin führt
den Namen Ottokars, des Einen der beiden Agilolfing'
Brüder, welche die Reliquien St. Quirins in Rom erho
das Kloster Tegernsee gründeten und selbst darin das Ord
kleid trugen.

Die Verfasserin hat mitunter „für die Jugend" geschri
und sie verläugnet bei vorliegender mannhaften Arbeit
Uebrigen den herzlich lieben Ton so wenig, daß auch der
beißigste Kritiker sich entwaffnet fühlen müßte. Indeß gibt
auch nichts zu kritisiren; denn die Dame in ihrer Bescheide
bietet nur das, was sie gefunden hat; sie behauptet nur,
sie gewiß weiß, und das Andere stellt sie dem Urtheile
Lesers anheim.

Gesucht und geforscht aber hat sie nach den hl. Quir
und den Stätten ihrer Verehrung nicht nur in Bayern
auch St. Quer bei Falkenstein ist nicht übersehen — in T
in Italien, sondern auch in Niederösterreich, am Rhein, in
Vogesen, in Luxemburg, in Ulm mit unermüdetem Fleiß
handschriftlichem und gedrucktem Material, durch persönli
Augenschein und Erkundigungen aus der Ferne. Auch
Geschichte des Klosters Tegernsee mit seinen Denkmälern
wunderbaren Sagen hat viel gewonnen, und die Abbildu
St. Quirins, des Kronenträgers, sowie der Stätten seiner
ehrung aus verschiedenen Jahrhunderten rahmen den Text
Geschichte und Legende anmuthig ein. Es ist das Muster e
Büchleins aus pietätsvoller Frauenhand.

XXVII.

Die Beuroner Malerschule.

Fernab von den hohen Schulen und vom großen Markt modernen Kunst läßt seit stark zwei Decennien eine kleine haar von Mönchen in klösterlicher Stille und Verborgenheit die Pflege der christlichen Malerei angelegen sein. Nach soles großem Vorbild streben auch sie dahin, Zeichnen Betrachten, Malen und Beten immer mehr in einander en zu lassen, ihre Kunst möglichst mit dem Geist der acht und des Gebetes zu imprägniren, damit sie Andacht Gebetsgeist auszuhauchen vermöge und so ihren religiösen erfülle. In unverdrossenem, stetigem Fortarbeiten en sie bis jetzt eine stattliche Reihe von Werken vollendet sich mit denselben in Deutschland, Oesterreich, Belgien Italien bekannt gemacht. Die meisten Leser dieser Blätter en wohl schon das eine oder andere ihrer Werke gesehen haben damit eine Vorstellung gewonnen von der eigenen und dem Stil dieser Schule — der Beuroner Malerschule.

Noch mehr setzt sich der vielzüngigen, scharfäugigen ik aus, wer auf den Plan der schaffenden Kunst sich gt, als wer das Gebiet der Wissenschaft betritt. Gibt es en auf letzterem Kritiker ohne Beruf, so ist deren Zahl auf ersterem Legion. Nur sehr zäh und allmählig will das rtheil weichen, als ob auf dem Kunstgebiet eigentlich er competenter Richter sei, weil ja zum Urtheilen über

Kunst blos „Geschmack und Gefühl“ gehöre; es ist ja do
schließlich kein Mensch ohne allen Geschmack, ohne all
Gefühl. Wie viele sonst recht gebildete Leute glauben d
Recht, in Kunstsachen nicht blos mitzusprechen, sonde
Stuhlsprüche zu thun, wenn nicht schon von Geburt, a
nothwendiges Angebinde besseren Talents überkommen,
doch jedenfalls durch den Besuch zweier Gemäldesammlung
und einer Ausstellung und etwa noch durch eine Reise na
Nürnberg redlich und unverlierbar erworben und erkauft z
haben; sind sie aber vollends in Rom gewesen, so dünke
sie sich geradezu Autoritäten. Auch jene klösterliche Kun
konnte der Kritik, der berufenen und unberufenen, nicht en
gehen und es mochte der in der Klostereinsamkeit aufgewachsene
Jungfrau anfangs seltsam genug zu Muth sein bei dies
Begegnung mit den Kritikern. Sie war ja gewiß bescheide
und lernbegierig, aber was mußte sie schließlich denken
wenn der eine just an ihr tadelte, was der andere lobte
wenn von drei wohlmeinenden Mentoren der eine sie ein
dringlich auf den Weg nach Osten wies, der andere energisch
verlangte, daß sie nach Süden gehe, während der dritte
ihr stringent bewies, daß blos im Norden sie ihr Heil suche
könne. Glücklicherweise hatte sie eine zu gute Erziehung von
Anfang an genossen und war sie zu charakterfest, als daß
sie dadurch außer Fassung gebracht worden wäre; sie erkannte
bald, was für sie das Rechte sei, und ihre Erfahrung sagte
ihr, daß sie der anstürmenden Menge von Rathschlägen
Ermahnungen, Ausstellungen und Tadelsvoten gegenüber am
klügsten thue, ein Ohr, oft beide zu verschließen und ihres
Weges weiter zu schreiten; da sie nicht allen folgen konnte
folgte sie, was ihre tiefsten Lebensgrundsätze anlangt, keinem
und blieb sich selbst getreu; so hat sie ihre ursprüngliche
feste Art bewahrt und sie nur immer feiner und möglichst
allseitig ausgebildet.

Die Urtheile über die Beuroner Malerschule sind in
der That sehr getheilt. Die moderne Kunst und ihre Paladine

achten sie natürlich und hängen ihr den weißen Spott-
antel um; sie verachten sie, wie sie jede andere Kunstrichtung
d besonders jede religiöse verachten und wie einer den
dern verachtet. Was religiöse Malerei anlangt, werden
r sie füglich als competente Richter ablehnen dürfen. Seitens
cher, welche ernsten Kunstbestrebungen obliegen und noch
n Begriff einer religiösen Kunst festhalten und an heilige
d höhere Aufgaben der Malerei glauben, werden ihr viele
mpathien entgegengebracht; die Vertreter der eigentlichen
chlichen Kunst haben ihr ihre Achtung nicht versagt. Rück-
ltlose Anerkennung aber fand sie auch in den letztgenannten
ihen wenig, und vielfach spricht man sich über die Stil-
htung der Schule offen ungünstig aus. Das kommt vor
em daher, daß wir in Vertretung der Interessen der
chlichen Kunst seit den fünfziger Jahren in einen gewissen
leugbaren Stilrigorismus hineingerathen sind, der so stark
, daß nicht wenige nur einen einzigen Stil, den romanischen
der gothischen, andere höchstens zwei, den romanischen und
thischen als kirchlich, als berechtigt und erlaubt anerkennen.
ier ward also das Urtheil über die Beuroner Malerei
ch die Consequenz des ganzen Standpunktes zum voraus
kirt: sie ist nicht romanisch, sie ist nicht gothisch, ergo . . . .
Man konnte sie nicht dekliniren, nicht classificiren, und unter
len Umständen gehört sie nicht in die Klasse, auf welche
an ein für allemal seinen Eid abgelegt hatte. Ich darf
ffen und unbefangen hievon reden, denn ich hatte selbst
ne Periode, wo die Beuroner Malerei mich ärgerte, weil
e mir imponirte und doch nicht gothisch war. Lange Zeit
ihlte ich mich ihr gegenüber in dem unbehaglichen Schwebe-
ustand zwischen Abstoßung und Anziehung; ich konnte ihr
cht entrinnen und mochte mich ihr nicht ergeben. Seit
wei Decennien habe ich sie nicht aus dem Auge verloren,
e geprüft und erforscht und mit ihren Meistern auch
persönlichen Verkehr gepflogen. So bin ich mehr und mehr
mit ihr in's Klare gekommen und es scheint mir, ich könnte

Einiges zu sagen haben, was vielleicht dazu dienen könnt
in weiteren Kreisen das Urtheil über sie zu klären.

Soll dieses Urtheil ein gerechtes bleiben, so wird
immer fest im Auge behalten müssen die Tendenz und d
innersten Charakter dieser Malerschule. Sie wollte un
sollte eine Klosterschule im strengsten Sinn sein un
bleiben. Wie nun das Ideal des Klosterlebens zwar
seinen Endpunkten, aber nicht auf allen Punkten sich dec
mit dem Ideal des christlichen Lebens in der Welt, so mu
man es auch begreiflich finden, daß eine specifisch klösterlich
religiöse Kunst etwas andere Art haben wird, als die religiö
Kunst, welche außerhalb des Klosters gepflegt wird — nich
bezüglich der Hauptziele, der Objekte und Aufgaben, sonder
bezüglich der Form und des Aeußeren. Es gibt erlaubte un
mit dem Christenleben vereinbare Freuden, in deren Ver
sagung aber eben die klösterliche Asceſe besteht; so gib
es auch Reize der Kunst, welche die religiöse Kunst sic
aneignen darf, auf welche aber der klösterlichen Kunst Ver
zicht zu üben sich ziemt. Es gibt eine Freiheit der Bewegung
welche jeder Christ sich gestatten mag, der Ordensmann ha
die Pflicht, sie sich zu versagen; so gibt es auch eine Freihei
der künstlerischen Darstellung, der Formenwahl, welche mi
religiöser Kunst sich ganz wohl verträgt, — eine klösterliche
Kunst wird dennoch keinen Gebrauch von ihr machen. Wenn
an die religiöse Kunst zur Unterscheidung von der profanen
unbedingt die Anforderung höheren Ernstes, größerer Würde
und Getragenheit, der Feierlichkeit und Majestät gestellt
werden muß, so wird gewiß diese Forderung für eine klösterlich-
religiöse Kunst noch viel strenger bindend erklärt werden.
Religiöser Kunst ist es an sich nicht zuwider, mitunter,
namentlich in Werken für den Privatgebrauch, sich eines leichter
geschürzten Stils zu bedienen, soweit nur Hoheit und Heiligkeit
des Thema's nicht beleidigt wird, ihre Aufgaben mitunter
lyrisch durchzuführen, sich einem gewissen frommen Spiel
der Phantasie zu ergeben, Nebenzüge einzuschalten, Beiwerk

anzufügen, blos um die Anmuth zu erhöhen, ein gewisses Maß von äußerem Prunk zu verwenden, sich behaglich der Lust am Schönen etwas zu überlassen, es auf das Zierliche und Liebliche abzusehen; von klösterlicher Kunst begreifen wir es, wenn sie in all dem fastet und wenn sie ihr volles Absehen richtet auf beugenden Ernst, auf Ruhe, auf Majestät, auf das Nothwendige, auf Wucht und Kraft, auf jene Schönheit, die im Wesen, nicht im Beiwerk liegt. Wenn jemand aus allen Kirchen jeden polyphonen Gesang und jede Instrumentalmusik ausschließen wollte zu Gunsten der Alleinherrschaft des Chorals, so würden wir darin mit Recht unbefugten Rigorismus erkennen; wenn aber in einem Männerkloster blos die strengste Form kirchlicher Musik gepflegt wird, so finden wir das ganz am Platze. Ebenso, meine ich, sollte man es begreifen, wenn eine klösterliche Malerei nicht nur alle profanen Themate ausschließt, sondern auch aus der für religiöse Themate zur Verfügung stehenden Formenwelt nur das Geläutertste und Gemessenste auswählt.

Folgt nun aber hieraus nicht, daß eine solche monastische Kunst zwar von Mönchen und Religiosen geübt und geliebt und verstanden werden kann, daß sie aber anzuweisen wäre, strenge Clausur zu halten und die Schwelle der Klosterpforte nicht zu überschreiten? Wird sie nicht im gleichen Maße, in welchem sie monastischen Geist eingesogen hat, dem Volk, dem Laien unverständlich werden? So wenig, als das klösterliche Leben, als die evangelischen Räthe dem Volke unverständlich sind; so wenig, als das Volk der klösterlichen Liturgie oder dem klösterlichen Choralgesang fremd gegenübersteht. Eine strenge Scheidung zwischen Klosterleben und christlichem Leben in der Welt, zwischen dem Vollkommenheitsstreben des Ordensmannes und des Gläubigen in der Welt liegt nicht im Sinne der Kirche noch der katholischen Moral. Die Strebungen, Uebungen, Pflichten, Tugenden beider haben einen starken Einigungspunkt: die Nachfolge Christi. Zum Ideal Christus führen beide Wege, nur daß der eine mehr

ein ansteigender Thalweg, der andere ein Höhenweg ist; aber zwischen diesen beiden Wegen herrscht reger Verkehr; die unten Wandelnden schauen zu denen auf dem obern Weg empor, lassen sich von ihnen leiten und spornen, ahmen sie nach Kräften nach. So wird auch die auf dem Höhenweg wandelnde Kunst dem christlichen Volk nicht fremd sein; sie wird von ihm verstanden, geliebt, ehrfurchtsvoll betrachtet werden; der Geist, den sie ausathmet, wird offene Seelenporen, ihre Predigt offene Ohren finden.

Diese Erwägungen werden da keinem Verständniß begegnen, wo man von klösterlichem Geist und von religiöser Malerei sich keine Vorstellung machen kann; auf katholischer Seite sollten sie doch wohl verständlich sein. Es ist aber noch ein zweiter wichtiger Punkt ins Auge zu fassen. Da die Beuroner Malerschule sich vor allem die Aufgabe gesetzt hatte, der Wandmalerei, näherhin der Frescomalerei obzuliegen, so mußte sie es auf einen monumentalen Stil absehen. Für den Kundigen bedarf es nicht erst eines umständlichen Nachweises, daß die monumentale Malerei nach andern Gesetzen zu leben hat als die Tafelmalerei. Wegen ihrer engen, schwesterlichen Verbindung mit der Architektur und weil sie mit derselben sozusagen auf Einem Grund und Boden zusammenzuleben hat, ziemt ihr auch eine gewisse architektonische Haltung. Sie ist nothwendig Flachmalerei, denn sie würde die Architektur schädigen, wollte sie die Flächen derselben (ideell) durchlöchern, negiren, gleichsam ab- und durchbrechen durch eine Perspektive mit starken Vertiefungen, mit landschaftlichen Hintergründen, mit umständlicher architektonischer Staffage. Darum bleibt ein unumstößlicher Canon für die Wandmalerei, daß sie von Linien- und Luftperspektive den sparsamsten Gebrauch zu machen habe, daß sie es auf Schattiren, Modelliren, Rundmalen gerade nur soweit absehen dürfe, als für Klarheit und Richtigkeit der Darstellung unumgänglich nothwendig ist, als unentbehrlich ist, um die Körperwelt *malerisch*-plastisch zu gestalten,

um sie mit der Plastik der Skulptur hervortreten zu

Man behalte diese beiden Gesichtspunkte im Auge, und letztere wird schon viel besser disponirt sein, die Werke Beuroner Maler richtig anzuschauen. Mag das Auge nächst, etwas verwöhnt namentlich durch die moderne mit, sich fremd und hart berührt fühlen durch den hier ihm gegentretenden strengen Ernst, durch den Verzicht auf alles mentale Beiwerk, durch den Mangel an Körperlichkeit an Staffage, durch den Geist der Sparsamkeit und der ese, durch die manchmal fast herbe Strenge der Con- uktion und Composition — es wird allmählig damit aus- söhnt werden und das Eine unumwunden anerkennen, daß Kunst einen wahrhaft klösterlichen und einen wahrhaft mmentalen Charakter habe. Mit diesem Lob ist sie zunächst rieden: es ist ein Beweis, daß sie ihren obersten Zweck reicht hat.

Doch wir müssen noch tiefer in ihre Geheimnisse einzu- dringen suchen. Wie kommen die Beuroner Künstler in dem nannten Bestreben gerade zu dieser Formenwelt und Kunst- rache? Welchen Namen soll man ihrem Stil geben, wo einreihen? Er ist nicht gothisch und nicht romanisch; ch viel weniger freilich könnte man ihn antigothisch oder romanisch nennen, oder behaupten wollen, daß er sich romanischer oder gothischer Architektur nicht vertrage. m möchte versucht sein, ihn antik-klassisch zu nennen, wenn t sofort unverkennbare Unterschiede, vor allem ein un- lich reiner und keuscher Zug gegen diese Benennung remon- ren würden. Man fühlte sich an Egypten erinnert, und der That ein Blick in die merkwürdige Kunstwelt des araonenlandes glaubt manche Fäden des Zusammenhangs eine gewisse Verwandtschaft zu entdecken, namentlich im nkte des reinen, klaren Ebenmaßes, der strengen Logik, der tuarischen Ruhe, der großartigen Ordnung, der wuchtigen ft und Majestät, der imponirenden Strengheit. Und doch

kann man den Stil mit dem egyptischen nicht identificir
dazu ist er zu natürlich und zu belebt. Er berührt sich
der edelsten Renaissance, insoweit als diese sich mit der
klassischen Kunst berührt. Er participirt an der großart
Würde und der liturgischen Feierlichkeit des byzantinis
Stils und am Realismus der modernen Kunst; aber
beiden ist er wieder streng geschieden. Er erscheint als
vollendete Gegensatz und als energischer Protest gegen al
Launenhafte, Willkürliche, Regellose, Unklare, Taumelnde u
Trunkene, gegen alle Sinnlichkeit und allen Naturalismus
der Kunst, und vom byzantinischen Stil scheidet ihn je
Naturwahrheit und tiefinnere Schönheit.

Soviel ist also unleugbar richtig, daß diese Kunstsch
sich keinem historischen Stil und keiner bestimmten Sch
völlig angeschlossen hat. Wenn sie trotzdem mit den ehrw
digsten und tüchtigsten Stilen, so verschieden sie unter einan
sind, etwas gemein hat, so können diese Beziehungen w
nur die Frucht einer Verwandtschaft bezüglich der tief
Principien, der fundamentalsten Lebensfragen sein.
werden daher stammen, daß die Beuroner Kunst, ohne
Specifische und Individuelle eines einzelnen Stils sich an
eignen, ohne die Manier irgend einer Schule und Zeit
zunehmen, sich an das allgemein Giltige, an das im Wec
der Stile und Wandel der Zeiten constant Bleibende,
die obersten Principien und Grundbedingungen aller wah
Kunst zu halten suchte und ihre Formenwelt im Einzel
nach den oben dargelegten Rücksichten ausbildete.

Das Princip der Wahrheit und Schönheit beherr
jede Kunst, die diesen Namen verdient, jeden Stil, der
Geltung Anspruch erheben kann. Selbstverständlich ist
auch das oberste Princip des Beuroner-Stils, und zwar
consequentester Voranstellung der Wahrheit und mit Un
ordnung, aber bei aller Unterordnung sorgsamer und lieben
Pflege der Schönheit. Naturwahrheit strebt auch dieser S
an, aber er bleibt sich wohl bewußt, daß Naturwahrheit ni

durch photographische Nachbildung der Natur zu erreichen ist, auch nicht durch ärmliche Nachbildung von Modellen. Die Wahrheit ist das Bleibende in der Flucht der Erscheinungen. Nicht dieser oder jener Mensch, mehr oder weniger auch körperlich mit dem Sündenelend behaftet, repräsentirt die Wahrheit in der menschlichen Körperwelt; wenn ich ihn Zug für Zug nachbilde, habe ich noch nicht die Wahrheit, höchstens die Wirklichkeit erreicht. Nicht jede Erscheinung in der Natur, in der in den Wehen liegenden Natur, ist schon Naturwahrheit. Der Künstler muß diese Erscheinungen *wahrnehmen*, denn sie liefern ihm seine Formenwelt, aber er muß sich hüten, sie ohne weiteres *für die Wahrheit zu nehmen*, er muß sie beobachten und studiren, um durch sie hindurch zu dem zu gelangen, was ihnen als Wahrheit zu Grunde liegt. Naturwahrheit ist das, was den Untergrund und das Wesen aller Einzelerscheinungen bildet, das Gesetz, die Regel, die Norm, die göttliche Idee, durch welche sie beseelt und belebt sind. Darum muß auch jeder Kunststil, welcher *wahrhaft* sich die *Wahrheit* zum Princip gesetzt hat, ideal sein; Realismus und Idealismus schließen sich bloß dann aus, wenn der Idealismus ein nebelhaft verschwommener, oder wenn der Realismus ein gemein äußerlicher und materialistischer ist. Schönheit strebt dieser Stil an, aber Schönheit in Unterordnung unter die Wahrheit; bei ihm gibt es also kein Tändeln und Spielen mit anmuthigen Formen und Linien; er sucht jene Schönheit, welche bei der Wahrheit wohnt und selbst wahr ist, nicht die verwehenden, veränderlichen, verunreinigten, von der Sünde berührten, von der Leidenschaft durchglühten ephemeren Erscheinungen der Schönheit, sondern die ideale, wesenhafte, reine und sündelose Schönheit. In der altegyptischen, altgriechischen, altclassischen Kunst hatten sich, wie Reminiscenzen aus dem vorsündlichen Leben der Menschheit, ideale Kunstformen erhalten, ein Idealstil sich aufgebaut nicht auf Reproduktion vergänglicher Gebilde und Erscheinungen der Natur, sondern auf

Grundgesetzen der Harmonie und der Schönheit, welche der Natur walten, eine Kunst, welche nicht Körper nach Modellen nachbildete, sondern noch eine gewisse Kenntniß menschlichen Idealkörpers, seiner Maße und Formen ha es lag kein Grund vor, an dieser Kunst achtlos vorüber gehen. Noch mehr empfahl sich natürlich das Studium die Benützung der specifisch christlichen Stile, die erstm mit heiliger Begeisterung sich an die von der Kirche gestell Aufgaben machten und Typen von zum Theil universaler G tigkeit schufen. Was aber die Aneignung ihrer Formenwelt anlangte, so war sie geregelt durch das mit al Strenge festgehaltene Princip der Wahrheit und Schönh sowie durch die oben betonten Rücksichten der Strenge, E fachheit, Sparsamkeit. Verbot sich ein allzu enger Ansch an den byzantinischen und romanischen Stil deßwegen, beide in der Malerei weder das Interesse der Wahrheit das der Schönheit voll befriedigen, so war eine gew Reserve gegenüber dem gothischen und Renaissancestil gezeigt wegen ihrer für die Bedürfnisse unserer Schule schon zu weit gehenden Freiheit besonders im Ornam Gleichwohl wurde das Gute und Brauchbare nach Mög keit diesen Stilformen entliehen, vom romanischen Stil be ders die würdevolle, majestätische Haltung, vom gothis die kühne und geniale Kraft der Composition.

So glauben wir uns die Entstehung dieses Stiles der zu sollen. Freilich wird man nun alsbald ein gewisses W flüstern, mit welchem man in der That die Beuroner Mal gekennzeichnet, nach der Meinung mancher gerichtet hat. Wort heißt: Eklekticismus. Aber es ist wahrlich hier am Platz. Von Eklekticismus kann doch blos da die R sein, wo principlos Disparates aus verschiedenen Stilen Schulen zum Amalgam verbunden wird, das eine organi Einheit nicht darstellen kann, eben weil das einigende Pri fehlt. Der Beuroner Stil ist eine festgeschlossene Einh ein Organismus, welchen eine Seele von innen heraus

und welcher sich vollends ausgestaltete durch Aneignung Assimilirung dessen, was ihm wesensconform ist. Die mäßigkeit und strenge Regel der alten Kunst, die ideale wahrheit und Schönheit der hellenischen, der ächt christ- Ernst der Kunst der Katakomben und des romanischen , die schöpferische Compositionskraft der Gothik sind zur wirklichen Einheit eines Stils verbunden, den man eklektisch, höchstens im gewissen Sinne universal nennen . Man muß aufhören, diesen Stil und seine Produkte dem romanischen oder gothischen Richtscheit zu messen; muß seine Principien prüfen und untersuchen, inwieweit Elemente und Formen mit diesen Principien stimmen- weit sein Schaffen und Bilden mit seinem Wollen sich , und darnach das Urtheil sprechen. Wenn jene Prin- ien als berechtigt anzuerkennen sind, so muß man in ihnen das einzige Normalmaß erkennen, wornach die einzelnen stungen zu messen und zu werthen sind.

Wahrheit und Schönheit, Würde und Hoheit, Ernst und renge, Einfachheit und Sparsamkeit — das sind die Grund- incipien der Beuroner Kunstschule; die Berechtigung jedes zelnen für sich und ihrer Verbindung zu Einem Programm rd nach dem oben Gesagten nicht anfechtbar sein. Die ein- Frage ist also die, ob ihre Stilformen diesen Principien sprechen. Sind dieselben wahr und ermöglichen sie eine hre Darstellung der Themate? Vielleicht sind manche geneigt, diese Frage zu bejahen. Wer Naturwahrheit sucht oben gestreiften, heutzutag herrschenden Sinne, wornach sie glich durch Herübernahme und photographische Nachbildung Erscheinungen der Wirklichkeit erstrebt und erreicht werden , wird von diesen Bildern enttäuscht sein und sie leicht als unnatürlich bezeichnen. Wer noch an die Mög- keit und Berechtigung einer Idealisirung der Natur, einer alen Körperform und Gesichtsbildung unbeschadet der ividualisirung und Charakterisirung glaubt, der wird sich der Körperwelt dieser Schule zurechtfinden. Die Gesichter

sind nicht von der Gasse und dem Markt des Lebens u
ändert übertragen, die Körper nicht vom Modell abgezei
aber beide sind deshalb nicht unnatürlich, naturw
sondern sie stellen sich dar als idealisirte Natur. J
Stellung und Haltung möchte man vielleicht mit
manches steif finden, dem Moment, dem Affekt nicht
gemessen. Es wird auch in der That zuzugeben sein, d
manchen Compositionen namentlich der ersten Zeit das P
des Ernstes und der Ruhe mitunter übermächtig wurde
das Princip der Wahrheit und Natürlichkeit. Wenn
letzteres absichtlich nie soweit zur Geltung gebracht
daß durch die Unruhe des Affektes, durch den Tumult m
licher Leidenschaften, durch die Hast menschlichen Thun
beabsichtigte Haupteffekt des Bildes beeinträchtigt w
müßte, wenn dem Affekt und der Leidenschaft die Zügel
insoweit freigelassen werden, als für deutliche Schilde
erforderlich ist, so ist das nur zu billigen. Zur w
Schilderung gehört vor allem scharfe, tüchtige Chara
sirung der Köpfe; ohne sie versteift sich die Kunstsprach
rein Typische; eine Virtuosität in der Individualisirung
Charakterisirung der Gesichter ist der Beuroner Schule
abzusprechen. In ihren Bildern wird auch niemand n
Schönheit vermissen, eine geistige, verklärte, herzerfreu
mehr im Wohlklang der ganzen Composition und im seeli
Ausdruck der Gesichter liegende Schönheit. Was den Cha
des Ernstes, der Strenge, der Einfachheit und Sparsa
anlangt, so wird hierin auch eher ein Zuviel als ein Zu
gefunden werden wollen. Der malerische Stil zeigt sich
an die Lebensgesetze des Relief angeschmiegt; die Compo
beschränkt sich auf die nothwendigen Figuren, rechnet
einem geringen Maß von Raumvertiefung, setzt nach
Princip des altgriechischen Basreliefs nicht mehr als
Personen hinter einander, wählt in der Gewandung die
fachsten Motive, verzichtet auf Alles, was an Modellir
Schattirung, Perspektive, Hintergrund entbehrlich ist,

…et überhaupt immer mit den denkbar einfachsten Mitteln. …Vorzug aber und eine wahrlich nicht nebensächliche Eigen… …ist den Beuroner Bildern allgemein zuerkannt worden: …d religiöse Bilder im Vollsinn des Wortes, geweiht und …ht mit dem Geist wahrer Andacht und Frömmigkeit; sie …ien unmittelbar und fast unwiderstehlich den religiösen …an, und wie sie aus der Welt des Gebetes kommen, …ühren sie in diese Welt ein.

Noch muß ein Wort gesagt werden über die Farben… …ung der Schule, welche manchem Auge nicht weniger fremd …einen will als ihre Formenwelt. Auch die coloristischen …tze sind zum Theil Ausfluß jener Grundideen. Auch …das Streben nach möglichst monumentalem Charakter; …er eine Vorliebe für die Erdfarben, wegen ihrer Wesens… …wandtschaft mit dem Stein der Architektur, wegen des …gen Bundes, den sie mit dem Mauerwerk eingehen, wegen …er gedämpften, ruhigen Stimmung; nur subsidiär werden …gezogen die Mineralfarben, welche dem Metall näher …hen. Auch hier ferner entsagende Beschränkung auf Flach… …alerei. Daher werden die einzelnen Farben mehr in Lokal… …nen angelegt und bloß soweit nöthig durch die Gegensätze …n Licht und Schatten zersetzt und zertheilt. Dadurch bleibt …r Farbe eine machtvolle Wirkung gesichert; ihre ursprüng… …e Kraft und Schönheit wird weniger beeinträchtigt, kommt …ngebundener zu freier Entfaltung. Aber freilich die colori… …e Aufgabe ist damit nicht vereinfacht, sondern sie wird eine …diskrete und delikate; hier können nicht Farbendissonanzen …rtlich und nachträglich mit dem Pinsel ausgeglichen und …erkleistert werden — eine Hauptvirtuosität der modernen …aler; hier muß der Künstler sich im Punkt der Farben… …monie, der richtigen Stimmung der Farben zu einander …llig klar sein. Daß darin Beurons Künstler Meister sind, …findet jedes normale Auge angesichts ihrer Bilder. Da …r Hintergrund principiell auf Staffage verzichtet, wo sie …t nothwendig ist, so sehen wir ihn meist in Einem dunklen

Ton gestrichen und lediglich mit der Aufgabe betraut, d
Wohlklang der Farben sozusagen einen Resonanzboden
schaffen, ihnen Kraft und Wirkung in die Ferne zu verleih

Könnten die vorstehenden Bemerkungen etwas dazu b
tragen, ein klareres Verständniß des künstlerischen Schaffe
dieser Schule anzubahnen und die landläufigen, doch
recht widerspruchsvollen Meinungs-Aeußerungen über d
selbe durch verständige Urtheile zu ersetzen, so wäre dan
viel gewonnen. Selbstverständlich soll bezüglich der Einzel
heiten das Recht der Kritik nicht eingeschränkt werden. D
Schule selbst ist weit entfernt, ihre Werke als gleich vo
kommen anzusehen; sie strebt und lernt weiter und h
offenes Ohr für Ausstellungen und Rathschläge; nur bezügl
der Principien wahrt sie unbedingte Treue, und darin h
sie Recht, denn sie kann sich nicht selbst aufgeben.

Die ersten schüchternen, doch schon von Selbstbewußtse
und Zielbewußtsein zeugenden Schritte sehen wir diese Male
thun im Wiegenkloster der Congregation, in Beuron sel
und in dem nahen Kapellchen St. Maurus. Dann wur
die Conraduskapelle in Constanz mit Gemälden ausgestatt
Die gewaltigsten Arbeiten der Schule aber sind die in d
Kloster Montecassino in Italien und im Klos
Emaus in Prag. Daneben ist, um von kleineren Arbeit
abzusehen, noch die Bemalung der Seminarskapelle in Köni
grätz zu nennen. Gegenwärtig ist ein weiteres großes W
seinem Abschluß nahe, und gerade mit diesem möchten w
uns etwas eingehender befassen.

Als es sich darum handelte, die von Hofbaudirektor v
Egle erbaute, imposante gothische Hallenkirche zu St. Mar
in Stuttgart mit Stationenbildern zu versehen, ging m
mit Recht von der Anschauung aus, daß die Anbringu
von eingerahmten Gemälden und Reliefbildern nothwend
den Eindruck der Innenarchitektur schädigen würde und d
man daher, der Mehrkosten nicht achtend, sein Absehen a
Wandmalerei zu richten habe. Man konnte dem Projek

treten, als der unter dem Ehrenpräsidium des Prinzen Hermann zu Sachsen-Weimar stehende Verein für Förderung der Kunst in Stuttgart in höchst dankenswerther Weise der Marienkirche die Summe von 5000 ℳ für malerische Ausschmückung zur Verfügung stellte. Die maßgebenden Persönlichkeiten richteten alsbald das Auge auf die Beuroner Kunstschule, und es gelang ihnen, dieselbe für die große und schöne Aufgabe zu gewinnen. Diese war in der Weise zu lösen, daß je sieben Stationen auf zwei unter den Fenstern des Langhauses an der Süd- und Nordwand sich hinziehende schmale Wandstreifen in beinahe lebensgroßen Bildern aufzumalen waren, so daß also die ganze Stationenreihe einen über beide Wände des Langhauses ununterbrochen sich hinziehenden Bilderfries darstellten; die einzelnen Compositionen sind blos durch gemalte Bordüren geschieden. Die gewählte Technik ist nicht die des eigentlichen Fresco, sondern das Keim'sche Verfahren, bei welchem Wasserfarben benützt und mit Wasserglasbrause nachträglich fixirt werden; der Untergrund aus feinstem Marmorsand wurde durch Recknagel aus München präparirt. Die Mönche nahmen im Mai 1889 ihre Arbeit in Angriff; um Allerheiligen waren die ersten sieben Stationen fertig. Am 8. November 1889 fand sich der Verwaltungsrath des oben genannten Vereins in der Marienkirche ein, um den ersten Theil des Kreuzweges zu begutachten und zu übernehmen; das Urtheil der sehr competenten Kunstrichter war ein überaus günstiges und im Jahresbericht des Vereins wird hervorgehoben, daß die Ausführung der genehmigten Entwürfe durchaus den Erwartungen entsprochen habe. Gegenwärtig arbeiten die Mönche an der zweiten Bilderreihe und es ist alle Aussicht, daß bis zum Spätherbst das ganze bedeutende Werk vollendet sein wird.

(Schluß folgt.)

XXVIII.

Paſtor's Papſtgeſchichte des 15. Jahrhunderts.[1])

In der Vorrede zu dem gerade drei Jahre vor
erſchienenen erſten Bande ſeines großen Werkes ſagt
Herr Verfaſſer von dem Zeitalter der Renaiſſance: „
volles Verſtändniß des ſechszehnten Jahrhunderts iſt o
genaue Kenntniß gerade dieſer Periode nicht zu erreiche
Damit war nicht nur der Einfluß des Humanismus, ſond
überhaupt die Geſtaltung der politiſchen Lage bis an
Schwelle des Reformations-Zeitalters gemeint, und der v
liegende neue Band beſtätigt den Satz vollauf.

Wer das Buch ernſt durchliest, der wird ſich von Cap
zu Capitel ſagen: Ja, es mußte eine gründliche Erſchütteru
und eine Erneuerung über die aus dem Mittelalter hera
getretene Geſellſchaft kommen. Nur hätte es zum Ungl
nicht gerade dieſe ſeyn müſſen, die überall zum Vorth
desſelben Elements ausgefallen iſt, welches in Italien
unheilbare Lage verſchuldet hat. Der Herr Verfaſſer tr
nicht als Apologet des heiligen Stuhles auf; als unbeſte
licher Hiſtoriker zeigt er bei jedem ſeiner Päpſte Licht- u
Schattenſeiten auf, wo er letztere erblickt. Aber unwillkürl

---

1) Zweiter Band: „Geſchichte der Päpſte im Zeitalter der Ren
ſance bis zum Tode Sixtus' IV." Freiburg i. B., Herder. 18
S. XLVII, 687. Mit Nachwort S. 38.

gt man sich doch immer wieder: was hätten die Männer f Petri Stuhl für die Christenheit und die Menschheit ten können, wenn diese verdorbene Feudalherrschaft nicht wesen wäre, und wenn mit Hülfe des weltlichen Haupts r Christenheit jenseits der Alpen die unaufhörlichen Trei- reien der größeren und kleineren Dynasten in ihre Schranken tten zurückgewiesen werden können?

Unsere Zeit seufzt ja unter schweren Leiden, doch legt man er das Buch Pastor's mit dem Eindrucke aus der Hand, ß es damals noch schlimmer war. Die größeren und klei- ren Potentaten bekannten sich alle noch zur Kirche, aber ald deren Oberhaupt der ungezügelten Selbstsucht des nen oder andern nicht zu Willen seyn konnte, so appellirten an ein Concil und verlangten dessen Berufung. Es war r stets bereit gehaltene bequeme Vorwand der Auflehnung; nn sie wußten selbst am besten, daß nichteinmal mehr über n Ort der Versammlung eine Einigung hätte erzielt werden nnen.

Schon der erste der drei Päpste, welche der vorliegende weite Band behandelt, Pius II., der vormals berühmte plomat und Humanist Aeneas Sylvius Piccolomini, mußte ch im Verlaufe der Händel mit Tyrol und Kurmainz von utscher und französischer Seite den Trotz bieten lassen. ius hatte selbst einst in seiner einflußreichen Stellung am ncil zu Basel das Recht dieser Appellation vertheidigt, s Papst aber wiederholt und feierlich widerrufen. Gegen ssen Nachfolger suchte Frankreich sogar die Fürsten der renäischen Halbinsel zur Theilnahme am Concilsplan auf- hetzen, und im Interesse des Florentiners trat es mit dem liebten Schreckmittel auch an Sixtus IV. heran. „Ein all- meines Concil", erklärte der Papst, „sei ihm ganz erwünscht, nn es möglich wäre." Mit demselben Seufzer hatte Pius II. ine umfassenden Arbeiten zu einer durchgreifenden kirchlichen eform fallen lassen. Selbst Königin Isabella von Spanien noch wegen einer ihr nicht genehmen Ernennung eines Bischofs

durch Papſt Sixtus den Verkehr mit Rom ab und „dro
mit einem Concil".

Das Cardinals-Collegium bildete gewiſſermaßen ei
conſtitutionellen Faktor neben dem Papat, wenigſtens ſu
es ſich wiederholt durch Wahlcapitulationen als ſolchen gelt
zu machen. Die Charakteriſtik der Cardinäle und ihrer A
wahl bildet umſomehr ein ſcharfes Augenmerk des Verfaſſ
und insbeſondere im vorliegenden Bande ſpielt der ſogenan
„Nepotismus" eine große Rolle. Schon Pius II. war
dieſem Punkte nicht vorwurfsfrei, obwohl er durch ſeine
nennungen wenigſtens keinen Schaden anrichtete, und üb
haupt von der Geſchichte als „der ehrenwertheſte aller Pä
des 15. Jahrhunderts, neben Nikolaus V.", bezeichnet w
Aber anders war es bei Sixtus IV. Der Verfaſſer nim
ihn zwar gegen die Bemackelungen, die von malconten
Humaniſten namentlich auch ihm angehängt ſind, energ
in Schutz, aber über ſeine letzte Ergänzung des Collegiu
wobei ein Sforza ſich einzudrängen vermochte, urtheil
ſehr ſcharf. „Wenn man bedenkt, daß gerade dieſer Me
ſowie die gleichfalls von Sixtus in den Senat der Ki
aufgenommenen Cardinäle Riario, Orſini, Colonna, S
ſenatus und Savelli es waren, welche 1492 die Wahl e
Roderigo Borgia durchſetzten, ſo ergibt ſich damit von ſe
ein ungünſtiges Urtheil über den Rovere-Papſt, an de
Erhebung man ſo große Hoffnungen geknüpft ha
(S. 553).

Indeß wird doch ſelbſt von gegneriſcher Seite anerka
daß für das fortwuchernde Uebel der Familienrückſichten
Päpſte keineswegs die ausſchließliche Verantwortung tra
ſondern dasſelbe in dem Drang der Umſtände wurzelte, u
welchen der heilige Stuhl bald mehr, bald weniger zu le
hatte. Die römiſchen Geſchlechter, unter ſich ſelbſt verfei
bis zum offenen Krieg, die italieniſchen Dynaſten und
publiken, ebenfalls auf ewigem Kriegsfuß gegeneinander,
fremden Mächte, namentlich die romaniſchen: ſie alle ri

um die Einschiebung ihrer Leute in's Cardinalat. Rein
liche, politische Gründe der Ernennung drängten sich
wieder auf, und dem gegenüber war die Leibgarde
Blutsverwandten sozusagen eine Nothwehr. Es gilt
nur für Sixtus IV., wenn selbst Gregorovius sagt:
Nepotismus habe für den Papst eine Regierungspartei
schaffen und auch einen Damm gegen die Opposition des
dinalats." Noch ein anderer neuerer Geschichtschreiber
15. Jahrhunderts erklärt: Sixtus' erste Cardinalscreation
allerdings sogar ein Uebergriff gegen die Wahlcapitulation
esen, aber der Schritt sei mit Hülfe Bessarions, des heilig-
ßigen griechischen Cardinals, durchgesetzt worden zum
hutz des neuen Papstes, damit er nicht ein Werkzeug der
ststüchtigen Pläne erbgesessener Prälaten werde. „Sixtus
durfte der Stützen, wenn er nicht abhängig bleiben wollte,
verlässiger Träger seines Willens, deren Macht durchaus
n eigen war" (S. 427).

Das ganze Elend der Zeit erhellt aber aus den Er-
hrungen, welche die drei von dem Verfasser beschriebenen
ntifikate mit ihren unermüdeten Bestrebungen zur Abwehr
r Türkengefahr machen mußten. Fünf Jahre vor dem
ntritt des ersten der drei Päpste war Constantinopel ge-
allen. Das ganze Abendland war binnen kurzer Zeit von
n siegreichen Waffen des Halbmonds bedroht, von zwei
iten stürmte der Islam auf die Christenheit los: aus
frika über Granada nach Spanien, aus Asien über das
erstörte byzantinische Reich in die Donauländer. Die Ret-
ung des christlichen Abendlandes vor der Ueberfluthung durch
n Islam hatte schon das Papat Calixt's III. beherrscht,
daß er sogar seine Mitra und sein Tafelgeschirr verkaufte,
eine Kriegsflotte zu schaffen; aber „kein Fürst und keine
ation löste das verpfändete Wort ein." Pius II. trat ge-
ralich in die Fußtapfen des Vorfahrers; aber es blieb dabei,
s vor der Eröffnung des Conclaves Bischof de Domenichi
erlich beklagt hatte: „Die weltlichen Fürsten liegen unter-

einander im Streit, und tragen die Waffen, die ſie geg
die Türken führen ſollten, gegen ihr eigenes Fleiſch."

Der Halbmond mußte erſt erobernd in Italien ſel
vordringen, ehe es dem zweiten Nachfolger Piccolomin
gelang, vor Otranto einen vorübergehenden Erfolg zu
ringen. Die weltlichen Machthaber waren keinen Schr
weiter zu bringen. Niemals zuvor iſt ein ſo genauer Einbl
in den Abgrund der Verdorbenheit, wie ihn Herr Paſt
hier aufgedeckt hat, möglich geweſen. In den ſchauerlichſt
Kriſen jenſeits der Adria halfen ſich die Venetianer, der
Krämergeiſt ſtets die erbärmlichſte Rolle ſpielte, damit, d
ſie mit dem Sultan Verträge abſchloſſen. Nicht ohne Her
weh kann man alle dieſe Nachweiſe leſen; und ſo wird He
Paſtor fortzufahren haben, faſt noch durch ein Jahrhund
lang, bis zu dem glorreichen Tage von Lepanto. Aber n
jeder dieſer Schilderungen ſtrahlt der Ruhmesglanz des heilig
Stuhles höher auf, wo das einzige treue Auge über d
Schickſal der Chriſtenheit wachte.

Unmittelbar nach ſeiner Wahl berief Pius II. ein
Türken-Congreß nach Mantua, wo der kränkelnde Greis a
27. Mai 1459 ſelber eintraf. Vorliegendes Werk beſchrei
faſt von Tag zu Tag, wie er auf die Geladenen warte
die nicht erſchienen oder gleich wieder verſchwanden. D
Herbſt kam heran; „achtzig Tage lang habe er nun gewartet
ſagte der Papſt in ſeiner letzten Aufforderung. Erſt nach vi
Monaten konnte die erſte Sitzung abgehalten werden; ab
ſofort drängten ſich wieder einheimiſche Händel ein, und oh
feſte Vereinbarung verließ der Papſt am 19. Januar 14
Mantua. Es war vorbedeutend für alle ferneren Schrit
Faſt nach Art eines Tagebuches ſind dieſelben auch hier
ſchrieben. Als bereits das bosniſche Reich in die Gewa
der Osmanen gefallen war und chriſtliche Notabeln aus d
unterjochten Ländern mehr und mehr als Flüchtlinge in Ro
ihre Unterkunft ſuchten, da faßte der Papſt den Entſchlu
ſich ſelbſt an die Spitze eines Kreuzzugs zu ſtellen. „Pi

sicht", meinte er, „würden die christlichen Fürsten, wenn sie den Stellvertreter Christi, einen kranken und hinfälligen Greis, in den Krieg ziehen sehen, sich schämen, zu Hause zu bleiben." Aber sie schämten sich nicht; nur niederes Volk kämte zu Tausenden zum Kreuzzug herbei, den Pius von Ancona aus antreten wollte. Dort starb er Angesichts der sich sammelnden päpstlichen Kriegsflotte am 16. Aug. 1464, und mit ihm ging das Unternehmen zu Grunde.

Auch sein Nachfolger Paul II. nahm dann die Türkensache wieder auf, namentlich brachte er aus eigenen Mitteln hohe Opfer für die hartbedrängten Ungarn. Aber im Streit mit dem heiligen Stuhl drohte der König von Neapel offen, sich mit dem Sultan verbinden zu wollen, und weder die italienische Liga von Lodi, noch der Reichstag zu Regensburg von 1471 führten zu einer thätigen „Türkenhülfe". Auch zu diesem „großen Christentag" war der Papst durch einen der hervorragendsten Cardinäle vertreten; außer den vielen Unterhaltungskosten für die fürstlichen Flüchtlinge aus dem Orient, hatte er sich bereit erklärt, den vierten Theil seiner Einkünfte jährlich für den Türkenkrieg zu entrichten, ja, er machte noch kurz vor seinem Tode (in demselben Jahre 1471) ein viel höheres Angebot, „wenn die christlichen Fürsten einen Zug gegen die Feinde des Glaubens veranstalten wollten".

In dem Momente seines Todes dehnten die Osmanen ihre wilden Streifzüge bereits in die Grenzländer des deutschen Reiches, durch Croatien bis nach Steyermark aus. Sixtus IV. ging sofort auf die Idee eines großen Congresses und eines Gesammtbündnisses der europäischen Mächte gegen die Türken zurück. Alles vergebens; fast theilnahmslos standen die Fürsten, blos auf ihre Sonderinteressen bedacht, der großen Gefahr im Osten gegenüber. Mit dem Aufgebot aller Mittel rüstete der Papst eine Türkenflotte aus, und im Jahre 1472 kam es im Bunde mit Venedig und Neapel zu einem Zuge nach der Südküste Kleinasiens. Aber hier schon ging das Bündniß wieder auseinander; zuerst separirte sich Neapel,

dann Venedig. Noch einmal bot der Papſt Alles auf, die Türken, die inzwiſchen Otranto erobert hatten, Apulien zu vertreiben. Er veräußerte ſein eigenes Sill geſchirr und ſchickte eine große Menge von Kirchengeſä in die Münze, um die Koſten des Kreuzzuges zu dec Aber als der nächſte Zweck erreicht war, war weder er, n der Tod des gefürchteten Sultans Mohamed im Stande, Fortſetzung des Kreuzzugs zu erwirken. Im Jahre 1- ſah ſich der Papſt ſelber in einen Krieg zwiſchen Vene einerſeits, Neapel und Ferrara andererſeits hineingezog und kurz darauf wendete ſich das Blatt wieder derart, d nunmehr die Venetianer dem Papſt drohten: wenn er Kirchenſtrafen gegen ſie vorgehen würde, ſo hätten ſie bereits mit allen chriſtlichen Fürſten in Verbindung ge und ſeien entſchloſſen, ſogar die Türken herbeizurufen!

Ueberblickt man allen den Jammer der 26 Jahre, muß man ſich nur wundern, wie auch noch von einer F entwicklung der ewigen Stadt auf dem Gebiet der Wiſſenſch und Kunſt die Rede ſeyn konnte. Der Hr. Verfaſſer ſe ſagt auf der erſten Seite des Buches im Hinblick auf Kataſtrophe im Orient: „Es galt nun wichtigere Aufga zu löſen, als die friedliche Pflege literariſcher und künſtleriſc Beſtrebungen“. Und doch weiß er von ſeinen drei Päpſ Vieles davon zu berichten, ſelbſt den „praktiſchen Venetian und Nicht-Humaniſten Paul II. in ſeiner Art keinesw ausgenommen. Von dem geiſtvollen Sieneſen verſteht dieß von ſelbſt; aber auch Sixtus IV. erfreut ſich der beſonde Anerkennung des Verfaſſers, nicht nur als Gründer vatikaniſchen Bibliothek, des päpſtlichen Geheimarchivs Schöpfer der ſixtiniſchen Kapelle. „Ein Ruhmestitel Sixt iſt unbeſtritten: ſein raſtloſer Eifer für die Förderung Wiſſenſchaft und Kunſt. In der Armuth eines Franciska kloſters aufgewachſen und ausſchließlich ſtreng philoſophi theologiſchen Studien hingegeben, entwickelte Francesco d Rovere gleich nach ſeiner Erhebung auf den Stuhl P

einen wahren Feuereifer, Rom mit den koſtbarſten und mannigfaltigſten Werken der Kunſt und Wiſſenſchaft zu ſchmücken, die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt auch zum Centrum der künſtleriſchen und literariſchen Renaiſſance zu erheben" (S. 564).

Für die Leiſtungen ſeiner Helden auf dieſem Gebiet hat Hr. Paſtor immer einen beſonderen Blick und ein tiefes Verſtändniß. Uebrigens ſoll hier nicht eine literariſche Anzeige gegeben werden. Alle ſeit einem halben Jahre erſchienenen Beſprechungen[1]) vermochten doch nicht ein vollſtändiges Bild von dem erſtaunlichen Umfang des gedruckten und handſchriftlichen Materials zu geben, welches der Verfaſſer, noch dazu in angenehm lesbarer Form, wie ſelten, zu bearbeiten verſtanden hat. Schon die erſte ausgiebige Benützung des päpſtlichen Geheimarchivs macht das Werk zu einer Erſcheinung von unvergänglichem Werth. Mag er auch einzelne Quellen geſucht und nicht gefunden haben: wer immer vom 15. Jahrhundert reden will, muß nach Paſtor ſehen, wie der Liebhaber des 16. und 17. nach Janſſen.

---

1) So „Kölniſche Volkszeitung" vom 29. December 1889 und „Literariſcher Handweiſer" vom 24. Mai 1890.

XXIX.

Der allmähliche Verfall der katholischen Kirche in Dän mark (Schweden und Norwegen) — durch die Verschuldu der Könige und des Adels.

„In principibus viris fides desidera
frequentius quam invenitur."
Chron. Skibyense ad ann. 1

I. Die Könige Christian I., Johann und Christian I (1448—1523.)

1. Als König Christian I. (1448—1481) von Dän mark im Jahre 1474 seine Romreise machte, erbat er s vom Papst Sixtus IV. gewisse Privilegien in Bezug auf d Besetzung wichtiger geistlicher Aemter. Sixtus IV. gewäh ihm seine Bitte durch Bulle vom 22. April 1474.[1]) D selbe übertrug dem König Christian I. und seinen Nachfolge das Patronats- und Präsentationsrecht in Bezug auf 16 ho geistliche Aemter in Dänemark und Schweden.[2]) „Da w gar gerne", heißt es unter anderm, „unser Ohr und unse Sinn vor dem demüthigen Ansuchen des Königs beugen,

1) Diplomatarium Christierni Primi No. 204, p. 300.

2) C. Paludan-Müller, De förste Konger af den Oldenborgsl Slaegt (= die ersten Könige aus dem Hause Oldenburg). Kjöbe havn 1874. S. 122. Dieses Werk ist gemeint, so oft in dieser A handlung „Paludan-Müller" ohne weitere Angabe genannt wir

reſerviren, concediren und aſſigniren wir mit apoſtoliſcher Machtvollkommenheit durch dieſes gegenwärtige offene Schreiben dem König und ſeinen Nachfolgern das Patronatsrecht mit dem Rechte, geeignete Perſonen zu folgenden Dignitäten zu präſentiren, nämlich zu den Propſteien in Lund, Upſala, Schleswig, Aabo, Linköping, Aaros und zum Dekanat in Roskilde, auch zum Erzdiakonat in Aarhus, Ribe und Strengnäs, welche in dieſen Kirchen die größeren nächſtbiſchöflichen Dignitäten ſind; ferner zum Erzdiakonat in Upſala, zu den Dekanaten in Lund, Aabo und Linköping, und zur Propſtei in Roskilde[1]) — in dieſen Kirchen aber nicht die größeren nächſtbiſchöflichen; endlich auch zum Dekanat an der Liebfrauenkirche in Kopenhagen — welches in dieſer Kirche die höchſte Dignität iſt: ſo oft in Zukunft Vakanz in irgend einer dieſer Dignitäten ſtattfindet... Doch wollen wir, daß die für genannte Dignitäten beſtimmten Perſonen innerhalb vier Monate nach Erledigung des Amtes dem Papſte vorgeſtellt werden, und daß der Präſentirte, falls die Dignität etwa auf andere Weiſe reſervirt wäre, innerhalb derſelben Zeit von ſeiner Präſentation und Anſtellung an bei uns oder unſern Nachfolgern um eine neue Präſentation nachſuche; ſonſt ſoll die erſte Präſentation und Einſetzung ungiltig und bedeutungslos ſein."[2])

Dieſe Bewilligung ſollte, wie die Motive ſagen, die Stellung des Königs kräftigen und ihm Mittel an die Hand geben, treue Diener zu belohnen.

Ob ihm auch Zugeſtändniſſe in Bezug auf Beſetzung von Biſchofsſtühlen gemacht wurden, ſteht weder in der Bulle, noch kennt man eine dahin lautende Urkunde. Sicher iſt aber,

---

1) Die geſperrt gedruckten Städte waren in Dänemark, die übrigen in Schweden (Aabo in Finnland).

2) C. Paludan-Müller, Kong Christiern den Förstes Reiser i Tyskland og Italien i Aarene 1474 og 1475. S. 58, 59 (oder in Historisk Tidsskrift 5. Raekke. II, S. 298, 299).

daß er und seine Nachfolger größeren Einfluß auf die Ernennung der Bischöfe ausübten,[1]) als ältere dänische Könige Dieses Vergeben der Prälaturen nach des Königs[2]) Gunst also in den meisten Fällen ohne Rücksicht auf die Tauglichkeit des Auserkorenen, mußte die Verweltlichung der Kirch beschleunigen. Das Bestreben der Krone, zu ihrem Vortheil die Freiheit der Kirche einzuschränken, ohne beim hl. Stuhl energischen Protest und Widerstand zu finden, theilweise sogar mit dessen freilich gut gemeinter Beihilfe, wurde daher eine der Ursachen für die Rathlosigkeit und geistige Ohnmacht der Bischöfe in der Reformationszeit.

2. 1506 erhielt Oslo in Norwegen infolge Vereinbarung des Königs Johann mit dem Papste nicht den vom Domkapitel gewählten Norweger Terkel Jonsen, sondern den dänischen Propst Anders Mus zum Bischof.[3]) — Im nämlichen Jahre begann Herzog Christian, der spätere dänische König Christian II., als Statthalter seines Vaters in Norwegen seine Willkürherrschaft über die Kirche. Den schuldig oder unschuldig als Haupturheber eines 1507—8 ausgebrochenen und in Blut unterdrückten Bauernaufstandes angeklagten Bischof Karl von Hammer ließ er ins Gefängniß werfen und setzte sich selbst in den Besitz der bischöflichen Güter (Februar 1508). Die Verwendung der andern Bischöfe zu Gunsten des Gefangenen nützte nichts, bis Christian nach dem Tode des Erzbischofs Gaute von Drontheim (1510) im Einvernehmen mit dem Papste seinen Kanzler Erik Valkendorf auf den erzbischöflichen Stuhl von Nidaros (Drontheim)

---

1) Die sog. skibysche Chronik erzählt z. B. zum Jahre 1500 den Tod des trefflichen Bischofs Nikolaus Schaffue von Roskilde, mit der Bemerkung, daß er mehr durch das königliche Ansehen, als durch die Wahl des Kapitels das Bisthum erlangt hatte.

2) Paludan-Müller (S. 123) fügt hinzu „und des Papstes"; vielleicht nicht ganz mit Unrecht.

3) Paludan-Müller S. 240.

…acht hatte. Diesem sollte der gefangene Bischof zur Ver…hrung anvertraut werden, starb aber auf der Reise dahin …Oslo 1511. — Mit Erik Valkendorfs Erhebung wurde …en Propstei an der Domkirche von Roskilde vakant, und …ig Johann ließ daher im Einklang mit dem Christian I. …benen Privilegium einen ihm angenehmen Mann beim …ste vorschlagen und ihm zugleich dafür danken, daß er …s des Königs Wünsche erfüllt habe. — Paludan-Müller …t (S. 246) hervor, daß diese Handlungsweise des Königs …en seine Wahlcapitulation (Handfeste), wie er sie für …nemark, Schweden und Norwegen 1503 beschworen hatte, …ließ. Denn darin hatte er vollständig auf alle Ein…schung in das Wahlrecht der Kapitel verzichtet; versprochen, …solchen Angelegenheiten keine Briefe oder Boten nach Rom …senden; ja etwaige trotzdem von Rom zu Ungunsten des …em Wahlrechtes zugestandene Privilegien für vollständig …gültig und kraftlos erklärt.

3. Der entsprechende Artikel (5) in der am 22. Juli 1513 …n Christian II. beschworenen Wahlcapitulation (Hand…este) entbehrt einer solchen Klarheit, und räumt somit dem …önige (staatsrechtlich?) größere Freiheit ein. Der König …erbricht nur, daß er niemals die Wahl des Kapitels oder …iters hindern oder hindern lassen, auch nie einen Prä…en oder Obern den Betreffenden mit Unrecht aufdrängen …lle gegen den Willen oder die Einwilligung des Kapitels …r Conventes.[1]) Damit war eigentlich nur die Wahlform …ahrt und dem Kapitel im höchsten Falle ein Veto gegen …e ihnen vom Könige aufgenöthigte Persönlichkeit ein…äumt. Daß überhaupt Grund vorlag, für die Selbstän…igkeit der Kirche zu fürchten, ersieht man aus drei andern …keln (7, 8, 18) derselben Handfeste. Durch dieselben ließ …h nämlich die Geistlichkeit die bischöfliche Jurisdiktion, den …itz der nach und nach von der Kirche erworbenen Bauern-

1) Val.-Müller S. 289.

güter und das Recht garantiren, daß die Prälaten nur v
den ihnen zuständigen Richtern im Lande, d. h. von ih
Standesgenossen in Dänemark und Norwegen gerichtet wer
sollten.[1])

Als der päpstliche Legat Joh. Angelus Arcembold E
1516 nach Dänemark kam, um den Ablaß zu verkünden (a
auch, um Frieden zwischen Dänemark und Schweden zu v
mitteln), ließ Christian II. sich durch ihn vorerst 1120 Gul
von den Ablaßeinkünften zusichern als Honorar für die
laubniß der Verkündigung des Ablasses.[2]) Und als Arce
bold aus Schweden, wo er den Ablaß verkündet, 1519 n
Lund kam, befahl ihm der König durch dessen früheren Die
Dietrich Slaghäk, in Schonen zu bleiben, bis seine Thät
keit in Schweden — das mit Dänemark verfeindet war
untersucht sei. Inzwischen wurden alle die Kisten und Geld
die er aus Schweden gesandt oder von früherher noch
Dänemark liegen hatte, vom König mit Beschlag belegt u
ihm nie zurückgegeben, sein Bruder Antonellus aber arret
und mehrere Jahre in Gefangenschaft gehalten. Weder Prot
noch Bitten halfen etwas: der päpstliche Gesandte mußte n
Schweden zurückflüchten, um später bei günstiger Gelegenh
mit leeren Händen nach Lübeck zu entkommen.[3]) Dazu ha
er noch die traurige Erfahrung zu machen, daß Christian
ihn in Rom durch Dietrich Slaghäk ränkevoller Handlung
weise und des Verrathes gegen ihn (den König) anklagen lie

Im stockholmschen Blutbad, 8. und 9. November 15
ließ Christian II. ohne richterliche Untersuchung, ohne Proz
und gegen sein königliches Wort, das allen Compromittirt
Verzeihung gewährt hatte, ungefähr 100 Männer aus d
höchsten Ständen und Aemtern enthaupten; sie erhielten ni

1) Pal.-Müller S. 290.
2) Pal.-Müller S. 327.
3) Pal.-Müller S. 327, 335.
4) Pal.-Müller S. 336—338.

mal die Vergünstigung, vorher zu beichten. Unter den Hingerichteten waren zwei tüchtige Bischöfe: Matthias von Strengnäs und Vinzenz von Skara. Und den Mann, der ihm den Rath und den Vorwand (Anklage wegen Ketzerei) zu diesem Massenmord gegeben, den verschmitzten Kleriker Dietrich Slaghäk, der sich durch Verrath an seinem ersten Herrn, Arcembold, den Weg zum Dienste des Königs gebahnt hatte, ernannte Christian II. gleich nach dem Blutbad zum Nachfolger des gemordeten Bischofs Vinzenz von Skara![1]) welch ein Hohn auf weltliches und geistliches Recht! Denselben Unmenschen ernannte er 1521 auch noch zum Erzbischof von Lund, ließ ihn aber trotzdem schon am 24. Jan. 1522 als Hauptanstifter des Stockholmer Blutbades auf dem Altmarkt (Gammeltoro) in Kopenhagen durch den Tod auf dem Scheiterhaufen ein verdientes Ende finden.[2])

Doch der König wollte nicht bloß faktisch, sondern auch gesetzlich die Kirche und ihre Diener beherrschen. Deshalb gab er in dem von ihm neu ausgearbeiteten Landesgesetz[3]) eine Menge Bestimmungen, die den Privilegien der Geistlichkeit, bezw. dem Kirchenrechte widersprachen: herrenloses, gestrandetes Gut, das bisher dem Strandbesitzer (dies waren mehrere Bischöfe) gehörte, nahm er für die Krone in Anspruch, verbot den Geistlichen Landbesitz anzukaufen, wofern sie nicht nach der Lehre des hl. Paulus (! I. Tim.) heirathen und in der Ehe leben wollten, erklärte die Ordensregeln für unvereinbar mit der hl. Schrift, nahm den Geistlichen ihre Gerichtsbarkeit, zog alle ihre Streitigkeiten vor das von ihm zu stiftende Kammergericht, von welchem nur an den König, nicht aber an den Papst appellirt werden durfte, und legte

1) Pal.-Müller S. 375.

2) Pal.-Müller S. 405, 406.

3) Durch dasselbe suchte er die unteren Stände, Bürger, Bauern, Hörige zu heben — was zu loben —, allein er that dies auf ungerechte, gewaltsame Weise, was nicht nur tadelnswerth ist, sondern auch ihm selbst verderblich wurde. Pal.-Müller S. 379 f.

ſich überhaupt das Recht bei, der Geiſtlichkeit auch in geiſt
lichen Dingen zu befehlen. Daher unter anderen die Ver
ordnung, daß niemand zum Subdiakon oder Diakon geweih
werden dürfe, bevor er 25, niemand zum Prieſter, bevor e
30 Jahre alt ſei. Kurz, eine ſo gut wie von Rom getrennt
Staatskirche, deren Beherrſcher er ſelbſt ſein ſollte, wollte e
in Dänemark haben.

Dem entſprach auch ſeine Handlungsweiſe den Biſchöfen
gegenüber.

Biſchof Jens Anderſen Beldenak von Fünen, ein Mann
von ausgebreitetem Wiſſen und wohl der beſte damalige
Rechtsgelehrte in Dänemark, ward 1517 von Chriſtian II
bezichtigt, 1503 in Lübeck den däniſchen König unbefugter
Weiſe zur Bezahlung einer bedeutenden Summe verpflichte
und die Königin-Mutter in Odenſe beleidigt zu haben. Da
der Biſchof ſich von den Vorwürfen reinigte, und daß de
Papſt eine Commiſſion zur Unterſuchung der Sache anordnete
nützte nichts. Der König kümmerte ſich nicht darum, ſonder
ſchleppte den Prälaten ein paar Jahre lang von einem Ge
fängniß zum andern, bis er ihn, den geübten Juriſten, an
ſeinem Zuge gegen Schweden nöthig hatte. Zu dem End
wurde Jens Anderſen frei gegeben, nachdem er demüthig
Abbitte geleiſtet und verſprochen hatte, die vom Könige ſchon
anfangs verlangten 80,000 Gulden bezahlen zu wollen. Das
letztere konnte er nicht; deshalb ſollte der König das Rech
haben, ſich über die Einkünfte ſeines Bisthums Rechenſchaf
ablegen zu laſſen und zwei Drittel derſelben für ſich zu
nehmen.[1]) — Uebrigens ließ Chriſtian II. 1521 den greiſen
Biſchof auf's neue in's Gefängniß werfen.[2])

Den Biſchof Anders Mus in Oslo (Norwegen) lie
Chriſtian II. durch ſeinen früheren Schreiber Johan Mule
ein gewiſſenloſes Werkzeug in des Königs Hand, mit Li

1) Pal.-Müller S. 394 f.
2) Pal.-Müller S. 403.

Gewalt, trotz päpstlichen Protestes, aus der Domkirche ... seiner bischöflichen Wohnung verdrängen; worauf er den ... Johan Mule selbst zum Bischof ernannte und ihn ... bischöflichen Güter verwalten ließ.[1])

Erzbischof Erik Valkendorf zu Drontheim (Trondhjem-...), ein Mann, an dessen Amtsführung, Königstreue ... persönlicher Würde nichts zu tadeln war, hatte des ...gs Braut, Isabella von Spanien, Schwester Karls V., ... den Niederlanden abholen und nach Kopenhagen bringen ...en. Bei dieser Gelegenheit suchte er den König in liebe... Weise zur Entlassung seiner Maitresse Dyveke zu ...gen: denn Erzherzog Karl selbst hatte ihn durch seinen ... Adrian Florison (den späteren Papst Hadrian VI.) ...m gebeten. Doch dadurch fiel er in der Gunst des ...gs so sehr, daß dieser den obgenannten Johan Mule ...trug, dem Erzbischof alle möglichen Schwierigkeiten zu ...en: ein Auftrag, den Johan Mule freudigst ausführte. ...kendorf wollte daher, Juni 1521, die Sache persönlich ... dem Könige ordnen, allein er wurde, anstatt nach Kopen... zu kommen, nach Holland verschlagen. Unerwartet ... er hier in Amsterdam Christian II. selbst, wurde aber ... Vorwürfen, Anklagen und Drohungen von ihm empfangen, ... daß der greise Erzbischof nach verschiedenen vergeblichen ...ühungen sich entschloß, beim hl. Stuhle sein Recht zu ...en. Doch Leo X. war 1. Dezember 1521 gestorben und ... Erik Valkendorf Februar 1522 in Rom anlangte, mußte ... größter Noth auf die Ankunft des neuen Papstes — ...es Freundes Hadrian VI. — warten. Bevor noch seine ...legenheit untersucht war, starb der verfolgte Kirchenhirt ... November 1522. Inzwischen war all sein Hab und ..., sowie seine Einkünfte durch den königlichen Vogt ...gen Hansen mit Beschlag belegt worden.[2])

---

1) Pal.-Müller S. 398.
2) Pal.-Müller S. 398—400.

Oben haben wir von Dietrich Slaghäk, seiner Ernennu zum Erzbischof von Lund und seinem tragischen Ende gesproch Nach des Königs Absicht hätte dieser gefügige Erzbischof Insel Bornholm und das Schloß Hammershus — bei Besitzungen des Erzstiftes Lund — dem König abtret sollen. Nach Slaghäks Hinrichtung erzwang Christian di Uebergabe vom Domkapitel, indem er fünf Mitglieder de selben gefangen nahm und ihnen mit Anwendung v Waffengewalt drohte. Gleich darauf ernannte er sein deutschen Sekretär, den päpstlichen Protonotar Johann Weze (Vesalius) zum Nachfolger Slaghäk's und ließ ih 23. Februar 1522 in die erzbischöfliche Residenz (Lundegaar einführen. Doch konnte dieser weder die päpstliche Bestätigun noch die Bischofsweihe erhalten. Mit Christian II. muß er fliehen; und der vom Lunder Domkapitel zuerst gewähl Aage Jepsen Sparre ward zum Erzbischof gewählt und au von König Friedrich I. anerkannt.[1])

„Im letzten Regierungsjahre König Christian II.", sa Paludan-Müller, „war die katholische Kirche im Norden de Verfall nahe. Der König hatte sich die gesetzgebende Mac in der Kirche angemaßt, mehrer Bischöfe Eigenthum an si gerissen und einen guten Griff in den Landbesitz der Bischof stühle gethan. Das dänische Erzbisthum (Lund) hatte 2¼ Jahren vier Männer[2]) auf seinem Stuhle gesehen u

---

1) Pal.-Müller S. 410. Aage Jepsen Sparre ward indeß n vom römischen Stuhl als Erzbischof bestätigt, erhielt a nicht die bischöfliche Weihe.

2) Eigentlich fünf: 1. den Cardinaldiakon Paolo Emilio de' C (welchen Leo X. zum Administrator des Erzbisthums ernan hatte), 2. den Dekan Aage Jepsen Sparre, 3. den kgl. Sekret Jörgen Skodborg (der später die päpstliche Bestätigung und bischö liche Weihe, aber nie das Erzbisthum erhielt), 4. Dietrich Slagh 5. den päpstlichen Protonotar, dann königl. Sekretär Johann Weze oder Vesalius. Der zuerstgenannte Cardinaldiakon w indes nie nach Lund gekommen. (Pal.-Müller 404, 410.)

keinen Bischof erhalten; der Bischof von Fünen war
fangen und alle Güter seines Stuhles in der Gewalt des
nigs; der Erzbischof von Schweden (Upsala) durch die
inde Christians aus seinem Stift und Vaterland verdrängt;
Bischöfe von Strengnäs und Skara hingerichtet, das
ift Skara vom Papst in den letzten Tagen König Christians
m Nuntius Johannes Franziskus de Potentia verliehen;
rwegens Erzbischof als Flüchtling in Rom gestorben; der
schof von Bergen todt, bevor der König sich an ihm
greifen konnte; ins Stift Oslo ein weltlich-geistlicher
ener des Königs eingedrungen. So hatte König Christian
der Kirche gehaust und war jetzt auf gutem Wege, dieselbe
llständig seiner Herrschaft zu unterwerfen. Von einem craß
otestantischen Gesichtspunkt kann das wohl mit einer gewissen
friedenheit gesehen werden; von einem historischen aber
uß das Vorgehen des Königs ein revolutionärer Bruch
s gesetzlich bestehenden Rechtes genannt werden, der weder
rch das Ergebniß, noch durch den Durchbruch der siegenden
Wahrheit (?) gerechtfertigt, sondern einzig und allein durch
ie Mißstände und Mißbräuche, die am Alten klebten, ent-
schuldigt werden kann. Uebrigens muß Papst und Curie
wohl gut die Hälfte[1]) der Schuld tragen; nie hätte Christian
o zu Werke gehen können, hätte der Papst seine Schuldigkeit
gegen die Kirche gethan, — ich denke nicht einmal an seine
Pflicht, den offenen und schreienden Mißbräuchen in der
Kirche entgegenzuarbeiten, sondern nur an seine Pflicht, die
Kirche gegen weltliche Willkürherrschaft zu vertheidigen. Hätte
Leo X. sich um Anderes als um seine Machtstellung, die
Herrschaft seiner Familie in Florenz, seine italienische Politik
und die schönen Künste und Wissenschaften bekümmert, hätte
r andere als politische und ästhetische Interessen gehabt, so
würde er sich mit Ernst den frühesten Uebergriffen des Königs

1) Nach unserer Meinung genügte es zu sagen: „einen Theil der Schuld".

widersetzt und seinen gewaltsamen Sturmschritt nach de Ziele gehemmt haben. Nun aber mußte Christian glaube daß man in Rom mit Geld alles ausrichten und vertheidig könne. Die ironische Buße für die Mißhandlung des Bischo Karl,[1]) die vollkommene Gleichgiltigkeit gegen die des Bischo Jens Andersen zeigte ihm, daß die Bischöfe seiner Willkü herrschaft schutzlos gegenüberstanden; sonst würde er sich wo zweimal bedacht haben, bevor er das Blut der schwedische Bischöfe verspritzte und die übrigen Gewaltthaten des Jahre 1521 verübte".

Recht belehrend über König Christians II. Willkür ist ei Aktenstück vom 21. Dezember 1522, welches wir deßhal in deutscher Uebersetzung folgen lassen:

„Wir Bischöfe: Niels Stygge von Börglum,[2]) Nie Clausen von Silkeborg, Ivar Munk von Ribe, Styge Krumpe von Börglum, Ove Bilde von Aarhaus und Jörgen Friis vo Viborg; ich Mogens Göje, Ritter und Reichsmarschall vo Dänemark; wir, Ritter und Reichsräthe Dänemarks: Prebö Podbusk, Niels Högh, Jochim Lykke, Tyge Krabbe, Pede Lykke; wir Mogens Munk, Niels Ludwigsen, Otto Holgersen Erik Eriksen, Erik Stygge und Oluf Nielsen, der Knapp (Vœbner) ist, erklären mit diesem unserm offenen Brief, da wir nun schon lange Zeit hindurch den Schaden und das ewig Verderben der hl. Kirche und der Einwohner des ganzen Reiche Dänemark beobachtet, beherzigt und erwogen haben, wie nämli die hl. Kirche und ihre Diener allem christlichen Glauben un Recht zuwider bedrückt und ihrer Freiheit, Privilegien, Güte

1) Von Hammer in Norwegen (s. oben S. 346). Leo X. ließ nämli den König durch Bischof Lage Urne von Roskilde vom Ban absolviren, unter der Bedingung, daß er sich eidlich verpflichte sich dem in dieser Sache zu fällenden Urtheil der Kirche unter werfen zu wollen (Pal.-Müller S. 245).

2) Dieser hatte resignirt und sein Bisthum an Styge Krumpe abgetreten. Ebenso war Niels Clausen, der jetzt in Silkeborg wohnte, früher Bischof in Aarhus gewesen: sein Nachfolger war Ove Bilde.

Kleinodien beraubt, ihre Prälaten gegen Recht und Gerechtigkeit und christlichen Glauben am Leben gestraft, abgesetzt und niemals ihres Rechtes froh werden; wie Messe, Gottesdienst und Alles, was Gott zugehört, der Zerstörung geweiht wird; und Ketzer, die vom hl. christlichen Glauben abgefallen sind, mit ihren luthrischen Künsten und mit Hinterlist vom heil. Glauben weglocken, indem sie Alles, was Gott zugehört, verkehren. Wir sehen leider täglich mit eigenen Augen, daß in diesen drei Reichen Dänemark, Schweden und Norwegen kein Erzbischof ist, der nächst unserm hl. Vater, dem Papst, das Oberhaupt für den hl. christlichen Glauben sein sollte; ebenso sind Fünen, Oslo, Bergen, Vesteraas, Skara und Aabo ohne Bischof; die kirchlichen Schlösser, Höfe, Güter, Kirchen und Priester in den genannten Stiftern werden von anderen: Tyrannen, Schreibern und Laien regiert; ob all dem hat Gott, wie wir in Wahrheit einsehen können, diese drei Reiche sieben Jahre lang gar hart mit Pest, Krankheit, Armuth, Fehde, Krieg, Aufruhr und unmenschlicher Herrschaft gestraft. Ferner werden dänische, schwedische und norwegische Reichsräthe zu freundlichster Zusammenkunft einberufen, dann aber beim Halse gepackt und ohne Gerichtsverfahren und Schuld hingerichtet; ebenso auch Ritter, Kaufleute, Bauern und gewöhnliches Volk; ihr Erbgut wandert unter die Krone; sie selbst aber sollen nie zu Worte kommen, sondern todt geschlagen werden wie Hunde und andere unvernünftige Creaturen; ihr Leben, ihre Ehre und Güter müssen sie einbüßen, ohne leider auch nur zu Beicht und Sakrament zugelassen zu werden, was bisher von Seite solcher, die christlich regieren sollen, niemals erhört worden ist. Tyrannen, Bürken, Hexen[1]) und andere schlechte Leute werden über alle Geistlichen und Weltlichen gesetzt und erhoben, um uns alle zu verderben. Die Freiheit, die unsern Eltern und uns beschworen und besiegelt ist, wird uns mit Gewalt genommen. Die Ritterschaft wird ihrer Freiheit zuwider, wie die Bauern, geschatzt.

1) Damit ist hauptsächlich die alte Holländerin Sigbrit gemeint, die Hauptrathgeberin Christians II., und sozusagen die Ministerpräsidentin des Reiches. Sie regierte in Wirklichkeit Alles, auch den König.

Ungerechter Zoll, Accise und andere unnütze Gebräuche werd
eingeführt, ganz gegen den Rath und die Zustimmung d
Reiches Dänemark, was bisher nie geschehen ist. Neue Veror
nungen und Bestimmungen ergehen, so daß wir nicht wisse
wie wir uns verhalten sollen, uns und dem Reiche Dänema
zu ewigem Schaden, ewiger Knechtschaft und ewigem Verderbe

Diese genannten traurigen Verhältnisse, dieser Schad
und dieses Verderben dürfen wir vor Gott und den Mensch
nicht länger ertragen; vielmehr sind wir es, wie unser Rec
es enthält, unserer Ehre und Redlichkeit schuldig, solche
Schaden und ewiges Verderben mit Leben, Leib und Gu
abzuwehren. Im Namen der hl. Dreifaltigkeit haben wir un
die Gemeinde uns da bei unserer Ehre, bei unserem Leben
Leib und Gut verpflichtet, und dieses offene Schreiben mi
unseren eigenen Händen unterschrieben, daß wir das abwehre
und uns, unser Leben und Gut vertheidigen und nie mel
solches ertragen wollen, so lange ein Mann in Dänemar
Schweden und Norwegen lebt. Dazu wollen wir den hoch
gebornen Fürsten Herrn Friedrich, durch Gottes Gnade Herzog
u. s. w., gebrauchen, der aus dänischem Blute geboren ist un
sich bis auf den heutigen Tag gegen Gott und Menschen al
christlichen Fürsten bewiesen hat.

Magnus Munk, Landrichter in Nordjütland, der diese
Brief vorweisen wird, haben wir einmüthig beauftragt, darüb
mit Sr. fürstlichen Gnaden in unserm Namen zu verhandeln
wie wir alle zugegen waren. Sollte da, was Gott verhüte
einer aus uns, geistlich oder weltlich, uns gegen diesen Brie
und Bund verlassen, so sollen wir alle ihn dafür an Leben
Leib und Gut strafen wie einen, der auf Schaden und Ver
derben von uns allen und des Reiches Dänemark ausgeht. —
Gegeben zu Viborg, am Tage des hl. Apostels Thomas, in
Jahre 1522, unter unser aller Siegel und Unterschrift.

Niels Stygge, Bischof. Ivar Munk, Bischof in Ribe
Styge Krumpen, Episcopus. Jörgen Friis, Episcopus. Prebe
Podbusk, Ritter. Jochim Lykke, Ritter. Tyghe Krabbe, Ritter

---

1) Herzog von Südjütland und Holstein.

Peder Lykke, Eig. Hd. — Mons Munk.“ Darunter hängen Siegel.[1])

Es liegt uns fern, den Abfall von König Christian II.[2]) rechtfertigen zu wollen. Zu Gunsten des Abfalles sprachen viele Gründe, wie das Dokument hervorhebt; zu Ungunsten desselben die Stelle der Wahlkapitulation Christians II.: „Handeln wir (der König) gegen obgenannten Receß, und sollen wir uns in keiner Weise vom Reichsrath belehren lassen, so sollen alle Einwohner des Reiches in ihrer Ehre das getreu abwehren helfen und dadurch kein Verbrechen begehen gegen den Eid und die Huldigung, die sie uns leisten sollen.“[3]) Paludan-Müller hebt mit Recht hervor, daß der König sich belehren lassen wollte und sich geneigt zeigte, berechtigten Klagen sein Ohr zu leihen und Mißstände abzuschaffen. Zur Vertheidigung des Abfalls läßt sich darauf höchstens entgegnen, daß Christian II. sein königliches Wort oft gebrochen, solche, die ihm vertrauensvoll genaht, gefangen genommen und hingerichtet, überhaupt in tyrannischer Weise gehaust hat, daß man berechtigt war, sein Anerbieten und Versprechen für nicht aufrichtig zu halten, und sich deßhalb die Befugniß zusprach, ihm den Treueid aufzukündigen.

So viel jedenfalls ergibt sich aus dem Gesagten: die katholische Kirche war durch Christian II. auf unerhörte Weise geschädigt worden.

---

1) Pal.-Müller S. 443.

2) Als dem Könige Christian II. vom jütischen Rathe (den in der Urkunde Genannten) der Gehorsam aufgekündigt war, schiffte er sich in seiner Rathlosigkeit („vom bösen Gewissen getrieben“ sagt ein Chronist) ein und segelte 13. April 1523 von Kopenhagen nach Holland, um beim Kaiser Hilfe zu suchen. Er sollte indes nie mehr auf den Thron seiner Väter kommen. Kopenhagen sah er im Jahre 1532 nur wieder, um von seinem Onkel Friedrich I. in die traurige langwierige Gefangenschaft zu Sonderburg geschickt zu werden.

3) Pal.-Müller S. 445.

XXX.

Cardinal Bellarmin in altkatholischer Beleuchtung.

IV.

(Schluß.)

Ueber seine Thätigkeit während der Regierun Pauls V. berichtet uns Bellarmin: Zeit Pauls V. ve wendete er für die Fabrik seiner Titelkirche (zuerst S. Mari in via, dann S. Praxedes) . .; ferner schenkte er dem Collegiu der Gesellschaft Jesu zu Monte Pulciano für immer ei Einkommen von 50 Scudi; dem Collegium zu Capua wünscht er eine Abtei zu Capua zuzuwenden, die mehr als tausen Scudi eintrug, aber der Papst wollte dieses nicht, worau Bellarmin erwirkte, daß dem Collegium die Kirche, das Hau und der Garten dieser Abtei geschenkt wurde.

Zu derselben Zeit veröffentlichte Bellarmin den Commenta zu den Psalmen (Explanatio in Psalmos, 1611), zwei ode drei italienische Schriften gegen die Theologen der Venetiane (namentlich) gegen Sarpi und Giovanni Marsilio), eine Ver theidigung gegen den König von England, ein Buch gegen Wilhelm Barclay, ein Buch gegen Roger Widdrington, endlich das Buch über die Kirchenschriftsteller mit einer Chronologie (De scriptoribus ecclesiasticis liber unus, 1612).

Es ist unmöglich, Inhalt und Veranlassung der hier genannten Schriften Bellarmins auch nur zu skizziren. Nur Eine Stelle, welche die Ermordung Heinrichs III.

[illegible] und sich im Buche gegen Barclay findet, fordert [illegible] Aufmerksamkeit um deßwillen heraus, weil Döllinger [illegible]11 in der Anmerkung) an sie einige charakteristische [illegible]fungen reiht.

‚Merkwürdig ist die Antwort Bellarmins auf die Angabe [illegible]es I., Sixtus V. habe nach dem Tode Heinrichs III. in [illegible] im Consistorium (im September 1589) gehaltenen Rede [illegible] Mörder gelobt (Opp. VII, 670). ‚Die Rede', sagt er, [illegible]t nur bei den Feinden der Kirche, die den Antisixtus [illegible]ausgegeben haben. Sixtus hat die Rede im geheimen [illegible]storium gehalten, und sie ist von niemand aufgezeichnet [illegible] weder von ihm selbst noch von einem andern in seinem [illegible]trage veröffentlicht worden. Aber angenommen, Sixtus [illegible] so gesprochen, wie im Antisixtus angegeben wird, was [illegible]det du in der Rede anderes als eine Lobpreisung und [illegible]wunderung der Weisheit und Vorsehung Gottes? Nur dieses [illegible]wundert Sixtus und erhebt er mit Lobsprüchen in den [illegible]mel, daß zu einem mächtigen, inmitten seines Heeres wei[illegible]den, von Wachen umgebenen Könige ein einfacher Mönch [illegible]ne Verkleidung, ohne Schwert und Schild eingedrungen sei, [illegible]nd ihn mit einem einzigen Messerstich getödtet habe. Damit [illegible]nte Sixtus die Könige daran erinnern, daß derjenige, der [illegible]gt: Rühret meine Gesalbten nicht an, oft durch unerwar[illegible]te Vorfälle diejenigen strafe, die unzugänglich und unverletzlich [illegible] sein scheinen. Jener König hatte einen geweihten, mit der [illegible]Bischofs- und Cardinalswürde geschmückten Mann hinschlachten [illegible]den. Gott hat also seinen Gesalbten gerächt, indem er durch [illegible]n andern geweihten, sonst des Kriegshandwerks unkundigen [illegible]n unbewaffneten Mann denselben König nicht ohne ein [illegible]augenscheinliches Wunder der göttlichen Vorsehung tödtete. [illegible]So hat Papst Sixtus weder die Ermordung des Königs [illegible]gebilligt, noch den Mord als von jenem Privatmann verübt [illegible]billigt, sondern das Gericht und die Vorsehung Gottes [illegible]gepriesen. Denn ob jener Mönch recht gehandelt oder nicht, [illegible]ob er bei Gott Strafe oder Lohn verdient habe, hat der Papst [illegible] in seiner Rede nicht definirt, weil er das Werk Gottes, nicht [illegible]das Werk des Menschen preisen wollte, Gott aber die guten

und schlechten Entschlüsse und Thaten der Menschen in
gerechtesten und weisesten Weise zur Vollbringung seiner A
gebrauchen kann . . . Das Leiden Christi war ein Werk
göttlichen Hand und des göttlichen Rathschlusses und doch w
es durch die gottlosen Hände und Entschlüsse verbrecheri
Menschen vollbracht. Dagegen hat derselbe Gott durch die H
der Judith, einer heiligen und sehr frommen Frau, den
des Holofernes abgeschlagen und durch die Hand des Phi
zu dessen großem Lobe die Tochter des Fürsten von Ma
sammt dem mit ihr Unzucht treibenden Juden getödtet. D
Aeußerungen über Gottes Gerechtigkeit und Vorsehung wer
von denjenigen bezeugt, welche Papst Sixtus reden gehört
die Verhandlungen des Consistoriums kurz aufgezeichnet hal
Wenn aber der Verfasser der Apologie beifügt, Papst Si
würde vielleicht jenen Mönch in das Album der Heili
aufgenommen haben, wenn ihn nicht einige verständig
Cardinäle davon zurückgehalten hätten, so wird das, weil
Zeuge dafür angeführt wird und weil es aller Wahrscheinlich
entbehrt, in das Album der Lügen aufzunehmen sein'. A
einer bei einem liguistischen Buchhändler in Paris mit Ap
bation von drei Doctoren der Sorbonne gedruckten Brosch
(Harangue etc.) hätte Sixtus die That Clements mit
Thaten Eleazars und Judiths verglichen und beigefügt: ‚D
Gott in dieser Weise in seiner Barmherzigkeit begonnen, m
er in seiner Güte fortführen'; ferner habe er erklärt:
Rücksicht auf die Beweise für die Unbußfertigkeit des Kön
habe er angeordnet, daß keine Exequien für ihn zu halten
(Annales de la Soc. des Jés. II, 497). Die Apologeten
Papstes erkennen nur die letzte Aeußerung als beglaubigt
(H. de l'Epinois, La Ligue et les papes p. 347). Für
anderen Aeußerungen sind allerdings die Pamphlete jener
keine genügenden Belege; sie sehen aber Sixtus V. sch
ähnlich und nach der mitgetheilten Stelle Bellarmins hat
jedenfalls mehr gesagt, als zu verantworten ist".

So verdächtigt Döllinger den Papst, ohne daß, wie
selbst sagt, „genügende Belege" dafür vorhanden sind,
der Papst jene Aeußerung gethan hat. In den Nachträgen

Anmerkungen treibt er es bis zur förmlichen Verläumdung Papstes. „Es ist sehr bemerkenswerth", sagt er S. 307, Bellarmin von der Rede Sixtus' V. sehr ausführlich t, von den Mordanschlägen gegen die Königin abeth aber kein Wort sagt. Er hat offenbar gewußt, der (1672 von Clemens X. selig, 1712 von Clemens XI. gesprochene) Papst Pius V. in diesem Punkte nicht war".

Auf den Beweis, den Döllinger für diese Behauptung ngt, war ich mehr als gespannt. Döllinger beruft sich chst auf die (1586 und) 1587 zu Rom erschienene Vita gloriosissimo Papa Pio quinto, scritta da Girolamo ena. Aus dieser Biographie ergibt sich jedoch nur, daß Papst mit dem Sturze der Königin einverstanden war d denselben zu fördern suchte. Er sorgte dafür, sagt tena, daß Roberto Ridolfi, ein Edelmann aus Florenz, e Gemüther zu einem Aufstande zum Sturze der Elisabeth fregte (muovesse gli animi al sollevamento per distruttione d'Elisabetta). Am 25. Febr. 1570 erklärte der Papst lisabeth der Häresie schuldig und der Regierung verlustig, re Unterthanen von dem Eide der Treue und jeder anderen erpflichtung entbunden und excommunicirte zugleich diejenigen, elche ihr fortan gehorchen würden, „womit er gestattete" — so fügt Catena bei! — „daß jeder gegen sie auftreten nne". Die Verschworenen ließen dem Papste durch Ridolfi gen, ihrerseits sei alles vorbereitet, um im Namen des apstes das Unternehmen zu Gunsten der Religion zu beginnen, die Königin von Schottland auf den Thron zu tzen und mit dem Herzog von Norfolk zu vermählen; er möge den katholischen König (von Spanien) bewegen, sie zu unterstützen. Pius lobte den Plan . . . und sandte Ridolfi unter dem Vorwande von Verhandlungen über ein Bündniß an den katholischen König. In dem Breve vom 5. Mai 1571, welches Ridolfi dem Könige von Spanien überreichte, heißt es: „Dieses Schreiben wird unser geliebter Sohn

Roberto Ridolfi überreichen, welcher Ew. Majestät zugl
Einiges mündlich mittheilen wird, was für die Ehre
allmächtigen Gottes und den Nutzen des christlichen Gem
wesens von nicht geringer Bedeutung ist und bezüglich de
wir Ew. Majestät dringend bitten, ihm ohne Beden
Glauben zu schenken, indem Wir zugleich Ew. Maje
ersuchen, die Ausführung der Sache, worüber er mit Ih
verhandeln wird, in der Weise zu unterstützen, wie es E
Majestät für geeignet halten werden".

Als Pius V. dieses Breve verfaßte, war lediglich
Sturz der Königin in der Absicht der Verschworenen
legen. Der Papst bittet den spanischen König, er mö
einigen mündlichen Mittheilungen Ridolfi's „Glauben schenke
diese Mittheilungen bezogen sich also auf bereits vollzoge
Thatsachen, nicht aber auf die Pläne der Verschworenen; d
Papst überließ es vielmehr dem König, mit Ridolfi über
Ausführung des Planes erst zu verhandeln, d. h. mit ih
sich darüber zu berathen, und bat ihn zugleich, die Au
führung der Sache selbst nach geschehener Berathung
unterstützen. Daß es sich vorerst lediglich um den Stu
Elisabeths handelte, erhellt auch aus dem Schreiben Alba
an den König vom 7. Mai 1571, worin gesagt ist, „m
wolle sich der Person der Königin von England und d
Towers von London bemächtigen und gleichzeitig die König
von Schottland befreien." Allerdings spricht Alba in den
selben Briefe auch von dem Falle, daß die Königin v
England „eines natürlichen oder andern Todes sterbe
und sogar dreimal; allein dieses beweist nicht, daß es damal
schon in der Absicht der Verschworenen lag, die Königin z
tödten; der Tod der Königin konnte auch zufällig erfolge
im Falle der Ergreifung derselben ein bewaffneter Widerstan
entgegengesetzt werden sollte, wie letzteres sehr wahrschein
lich war.

Daß Pius V. bei den Mordplänen gegen Elisabet
„nicht ganz rein" war, will Döllinger besonders aus den

Philipp's II. selbst an Alba schließen, datirt 14. Juli
. Hier berichtet der König: Ridolfi sei am 28. Juni
adrid eingetroffen und habe ihm die Briefe und In-
tionen, die er in Händen gehabt, übergeben. Er habe
Einzelnheiten über den Plan der Verschworenen und
Mittel zur Ausführung desselben mitgetheilt und gesagt,
günstigste Augenblick zur Ausführung des Unternehmens
e der August oder September sein; die Königin verlasse
ieser Zeit London, um auf ihre Landhäuser zu gehen,
diese Gelegenheit könne man benützen, sich ihrer Person
emächtigen und sie zu tödten. Der hl. Vater, dem Ridolfi
Alles berichtet habe, habe ihm geschrieben und ihm durch
n Nuntius, den Erzbischof von Rossano, sagen lassen,
er die Sache als sehr wichtig für den Dienst Gottes
das Wohl seiner Kirche ansehe, und ihn ermahnt, sie zu
erstützen. Er habe sich mit seinen Räthen, die er darüber
fragt habe, entschlossen, die Sache baldigst zur Ausführung
bringen. Das Ziel, um dessen Erreichung es sich handle,
, daß der Herzog von Norfolk und seine Anhänger ver-
chten, die Königin Elisabeth zu tödten oder gefangen zu
hmen, um die Königin von Schottland zu befreien und
r Königin von England zu machen. Der Papst habe dem
önig durch den Nuntius vorschlagen lassen, das Unternehmen
lle in seinem Namen und als Ausführung der Sentenz,
er gegen die Königin von England ausgesprochen, statt-
den; dieser Vorschlag sei aber verworfen worden, einmal
eil er unzweckmäßig erscheine, dann auch um die Ansprüche
s apostolischen Stuhles auf die Kronen von England und
land fernzuhalten.

Ausdrücklich werden in diesem Briefe die Handlungen
s Papstes und die Absichten der Verschworenen auseinander-
halten. Der König theilt Alba mit, der Papst habe ihm
schrieben (er sandte dem König durch Ridolfi das Breve
om 5. Mai 1571) und ihm auch durch seinen Nuntius sagen
assen, daß er die Sache als sehr wichtig für die Kirche an-

ſehe, und ihn ermahnt, ſie zu unterſtützen. Der Papſt wünſ
ſogar, die ganze Aktion gegen die engliſche Königin mö
in ſeinem Namen ſtattfinden, was jedoch nicht die Zuſtimm
des katholiſchen Königs und ſeiner Räthe fand. Ueber
Ausführung des Planes und die Art und Weiſe der Ak
gegen Eliſabeth ſprach ſich der Papſt nicht aus. Ridolfi
es, der dem König Einzelnheiten über den Plan der V
ſchworenen und die Mittel zur Ausführung desſelben
theilt. Daß der Papſt von dieſen Einzelnheiten Kennt
hatte, iſt nicht anzunehmen, noch weniger, daß er mit d
ſelben einverſtanden geweſen; andernfalls würde dieſes eig
betont ſein. Ridolfi erklärte dem König, der günſtigſte Aug
blick zur Ausführung des Unternehmens werde der Aug
oder September ſein; die Königin gehe um dieſe Zeit
ihre Villen und dieſe Gelegenheit könne man benützen,
ihrer Perſon zu bemächtigen und ſie zu tödten. Was er
dem Könige erklärt, iſt ſeine Abſicht; er hält dieſe
und Gelegenheit für am geeignetſten. Die Verſchworen
ſind möglicher Weiſe der gleichen Anſicht geweſen; doch
von Ridolfi iſt es geſagt. Letzterer bezeichnet zugleich
Ziel des Unternehmens, die Königin gefangen zu nehm
und zu tödten; der König ſagt: das Ziel, um deſſen
reichung es ſich handle, ſei, die Königin gefangen zu nehm
oder zu tödten. Zweifelsohne dachte der König wie a
Alba (in ſeinem Schreiben vom 7. Mai) an die Möglich
einer zufälligen Tödtung gelegentlich der Gefangennehmu
Daß die engliſchen Katholiken oder mindeſtens die V
ſchworenen und mit ihnen Ridolfi mittlerweile ihrem erſ
Entſchluß, den Sturz der Königin herbeizuführen, den weite
hinzugefügt, ſie auch zu tödten, iſt erklärlich; man brau
nur an das ſchauderhafte Verfolgungsſyſtem zu denken, d
die Königin, nachdem ſie der Papſt der Regierung für v
luſtig erklärt hatte, gegen die Katholiken in Scene ſet
woran Döllinger jedoch mit keinem Worte erinnert.
Verſchworenen mußten gegen die Regentin, welche die kath

Religion so grimmig verfolgte und bei allen Gefangenen Folter anwenden ließ, mit äußerster Bitterkeit erfüllt

Am 7. Juli fand in Madrid eine Sitzung des Staats- betreffs der Unternehmung gegen Elisabeth statt, an welcher der Herzog von Feria, der Prior von Castilien, Don Fernando de Toledo, der Doktor Martin Velasco, der Fürst von Eboly, Ruy Gomez de Silva, endlich der Generalinquisitor, der Cardinal Erzbischof von Sevilla theilnahmen. In dieser Sitzung erschien auch Ridolfi und versicherte, „die englischen Katholiken seien entschlossen, sich der Königin von England zu bemächtigen und sie zu tödten; sie glaubten, die günstige Gelegenheit dazu sei, sie in dem Hause eines vornehmen Herrn zu überraschen, da sie oft solche Häuser besuche. Einer von denjenigen, die sich freiwillig erboten hätten, den Schlag zu führen (á dar el golpe), sei Chapin Vitelli". Dieser letztere erklärte selbst vor dem Rathe: „er wolle, wenn man ihn mit der Sache betraue, die Königin gefangen nehmen oder tödten." „Der Rath war sehr uneinig darüber, was zu thun sei."

Diese Worte gewähren uns einen hinlänglichen Einblick in den ganzen Sachverhalt. Der Papst war mit einer Aktion gegen die Königin einverstanden und schickte Ridolfi an den König Philipp II., um diesen für die Sache zu interessiren. Ridolfi reiste zu ihm, um weitere Verhandlungen mit dem König zu pflegen. Inzwischen hatten die Verschworenen den Plan vereinbart, die Königin durch Gewalt in ihre Hände zu bringen, eventuell auch durch einen Meuchelmörder aus dem Leben zu schaffen. Mit diesem Plane der „englischen Katholiken" trat Ridolfi vor den spanischen König, der die Sache seinem Rathe vorlegte. Der König und dessen Rath hatten ein Doppeltes zu berücksichtigen: den Wunsch des Papstes, gegen Elisabeth eine Aktion zu unternehmen, sodann den Plan der Verschworenen. Unter den Räthen herrschte eine große Meinungsverschiedenheit: mit dem Wunsche des

Papſtes waren ſie wohl alle einverſtanden, wie man aus Zuſammenſetzung des Rathes ſchließen kann; bezüglich Planes der Verſchworenen konnten ſie getheilter Mei ſein. Der König entſchloß ſich, die Sache baldigſt in Hand zu nehmen.

Zur Annahme, daß Pius V. mit den Mordanſchl gegen die Königin einverſtanden geweſen, fehlen ſohin ſtrikten Beweiſe. Um eine ſolche Vermuthung auszuſpre müßten beſtimmtere Zeugniſſe vorliegen, als ſie Dölli beizubringen verſucht hat. Redlich nach der Wahrheit ſuch Geſchichtsforſcher laſſen ſich vom Scheine nicht ohne weit blenden; wenn aber einzelne moderne Geſchichtsbaumeiſte Zukunft von den „mit päpſtlicher Zuſtimmung“ gehe Mordplänen gegen die tugendhafte Eliſabeth ſprechen ſich dabei auf Döllinger berufen, ſo mag ſich dieſer de freuen. Mit Bellarmin ſelbſt hängt, was ſchließlich bem ſein ſoll, die ganze Frage nicht zuſammen.

Der Cardinal fährt ſodann in ſeiner Selbſtbiogra fort wie folgt. „Er war Mitglied vieler Cardinalscon gationen, nämlich der des hl. Officiums, des Index der botenen Bücher, der heiligen Riten, der Prüfung der Biſch der Abläſſe, der Propaganda, der für Deutſchland und Ung Er war Protektor der Cöleſtiner (des Kloſters der Au ſtinerinen) von St. Martha (zu Rom) und des deutſc Collegiums, und in Abweſenheit des Cardinals Aldobrand Vice-Protektor (der Congregation) des hl. Hieronymus der Liebe und der Converſen.“

Der Congregation des hl. Officiums der Inquiſiti gehörte Bellarmin ſchon einige Jahre vor ſeiner Ernenn zum Cardinal als Conſultor an. Als ſolcher war er in erſten Wochen des Jahres 1599 in dem Prozeß gegen Gi dano Bruno thätig; er und der Commiſſarius wurden Patres theologi mit der Qualification von 8 Lehrſätzen Brun beauftragt. Am 1. Juli 1610 unterzeichnete er mit z anderen Cardinälen das Urtheil, durch welches der ver

che Franziskaner Fulgentio Manfredi als rückfälliger
ker dem weltlichen Arme übergeben wurde: er wurde
3. Juli gehängt und dann verbrannt. „Dieses sind ohne
iel nicht die einzigen Todesurtheile, bei denen Bellarmin
wirkt hat", fährt Döllinger (S. 232) fort, und dieses
richtig sein. Die nächsten zehn Seiten füllt er sodann
einem Exkurse über die Inquisition: die zu Rom von
der Inquisition vollstreckten Todesurtheile werden
geführt[1]) und dazu bemerkt: „Die vorstehenden Berichte
einen eigenthümlichen Commentar zu den Worten
Maistre's: Nie hat der Priester das Schaffot auf-
chtet. Er besteigt es nur als Martyrer oder als Tröster.
predigt nur Barmherzigkeit und Gnade, und auf allen
kten des Erdkreises hat er kein anderes Blut vergossen
das seinige." Wäre es Döllinger daran gelegen, mit
chtigkeit zu verfahren und nicht gegen die römischen
chter und die römische Kirche Stimmung zu machen, hätte
auch an all die Umstände erinnern müssen, welche die
Inquisition entschuldigen, wo nicht rechtfertigen: an die Ein-
heit des Glaubens, welche damals noch in den Ländern
richte, in welchen die Inquisition eingeführt wurde, an
allgemein geltende Anschauung, daß ein Angriff auf die
heit der Religion zugleich ein Attentat auf den Staat
sei, auf die früher übliche größere Härte aller Gerichte,
oft mit der Häresie verbundenen gemeinen Verbrechen
w.

Bellarmin schließt seine Selbstbiographie mit den Worten:
Bellarmin lebt noch und steht jetzt im 71. Lebensjahre; und

---

[1]) Irrthümlich liest man zuweilen auch in katholischen Religions- und Geschichtsbüchern, z. B. S. 37 des „Lehrbuches der katholischen Religion zunächst für die Gymnasien in Bayern": in Rom selbst sei nie über einen Häretiker ein Todesurtheil gefällt worden. Diese Bemerkung sollte in einer späteren Auflage rektificirt werden; zu Rom wurden im Verhältniß sehr wenige Todesurtheile gefällt.

alljährlich, meiſt im Monat September, zieht er ſich zur
um ſich mit Beiſeitelaſſung anderer Beſchäftigungen dem
bete und dem Stillſchweigen zu widmen, um, wo mögl
den Staub, mit dem er ſich in Folge verſchiedener Geſch
bedeckt, abzuwiſchen und ſich vorzubereiten, um Gott Rec
ſchaft zu geben von ſeinem Haushalt. Betet für ihn! Di
hat Bellarmin auf Erſuchen eines Freundes und Brud
geſchrieben im Jahre 1613 im Monat Juni. Von Tugen
hat er nichts geſagt, weil er nicht weiß, ob er in Wahr
irgend eine hat. Ueber die Fehler hat er geſchwiegen, n
ſie es nicht verdienen, aufgetiſcht zu werden; möchten ſie a
in dem Buche Gottes ausgemerzt gefunden werden am T
des Gerichtes. Amen."

Der Selbſtbiographie iſt ein Anhang beigegel
worin Bellarmin u. a. auf die Controverſe in Bel
zwiſchen dem P. Leonard Loſſius und den Löwenern, ſo
auf Molina zu reden kommt, ferner mittheilt, daß er
für die Seligſprechung des hl. Ignatius von Loyola, ſo
des hl. Aloyſius, der ſein Beichtkind war, bemüht h
Zu den Füßen des letzteren wollte Bellarmin auch begra
werden. Die Bemerkungen, welche Döllinger an dieſe A
theilungen knüpft, verrathen zur Genüge, daß er mit
Canoniſirung der beiden, insbeſondere aber des hl. Ignati
ſeines Namenspatrons, nichts weniger als einverſtanden

Prüft man unbefangen Bellarmin's Selbſtbiograp
wie ſie Döllinger und Reuſch der Welt verrathen haben,
muß man ſagen: Vergeblich ſucht man nach einem S
oder einem Wörtchen, wegen deſſen man die Veröffentlich
zu ſcheuen gebraucht hätte, oder welches den Jeſuitenor
und ſein Mitglied, den Cardinal Bellarmin, beflecken wü
Man findet auch keinen Grund, weßhalb die Jeſuiten dieſ
abſichtlich aus der Welt zu ſchaffen verſucht haben ſoll
wie H. Thierſch in der Realencyklopädie für proteſtanti
Theologie (2. Aufl. II, 239) glauben machen will. B
Bellarmin's Selbſtbiographie mittheilt, war faſt Alles lä

t; was nicht bekannt war, ist unbedeutend. Dasselbe auch bezüglich der noch ungedruckten Briefe Bellarmin's oll sein, von denen Döllinger (S. 294) sagt, „die en werden ihre Gründe haben, warum sie nicht gedruckt en".

Es ist unmöglich, auf jede Notiz Döllinger's, die eine ficirung bedürfte, hier eigens zu repliciren. Man müßte anzes Buch schreiben, wollte man dieses unternehmen, sicherlich war es auch dieser Umstand, neben dem ngs erwähnten Grunde, weßhalb das hier besprochene bisher in keiner katholischen Zeitschrift recensirt wurde. Döllinger gegen die Kirche, den Papst und die Jesuiten seinem Buche Belastendes vorzubringen vermeint, hätte er ganz unabhängig von Bellarmin's Selbstbiographie vorgen können; Bellarmin selbst ist durch jene Mittheilungen, che meist nur in einem ganz losen oder selbst erzwungenen sammenhang zu ihm stehen, wie bemerkt, nicht im min- en compromittirt.

Fast sind wir versucht, ein Wort, welches Bischof v. Hefele jene angewendet hat, welche Bellarmin's Andenken be- n wollten, auch hier anzuführen... Wir wollen es nicht . Aber so schnell als die Kränze auf Döllinger's Grab welken, werden auch die Lobsprüche seiner „Freunde und hrer" verstummen. Lange jedoch wird der Cardinal armin im Andenken der Menschheit fortleben und auch, canonisirt zu sein, jedem Katholiken in hohem Grade rungswürdig erscheinen.

XXXI.

Allerhand aus dem deutschen Reich.

Rückblick und Ausblick.

Selten ist in einem großen Lande ohne vorhergegan gewaltsame Umwälzung in wenig Monaten eine solche W lung vor sich gegangen wie im deutschen Reiche seit Rücktritt oder vielmehr seit dem Sturze des Fürsten marck. Nicht als wenn dieses Ereigniß irgend welche schütterungen im Gefolge gehabt hätte; im Gegentheil, ruhige Gang der Staatsmaschine ist nicht einen Augen gestört worden, dank der starken monarchischen Einrichtur deren Deutschland noch sich erfreut. Aber es macht sich eine tiefgehende Aenderung in den politischen Verhältn und insbesondere in den politischen Sitten bemerkbar.

Die Leichtigkeit, mit welcher der Wechsel in dem höc Reichsamte sich vollzogen hat, ist wohl Niemanden raschender gewesen als dem bisherigen Inhaber dieses A Fürst Bismarck war Jahrzehnte hindurch der Atlas, we das deutsche Reich auf seinen Schultern trug, und er sich dessen voll bewußt. Es ist daher durchaus begrei daß er in die Außerdienststellung sich nicht recht zu f wußte. Während er an der Gewalt war, hatte man ih oft seine Unentbehrlichkeit versichert, daß er selber d glaubte. Und nun sah er sich von der leitenden Stelle fernt, ohne daß das deutsche Reich aus den Angeln ja, ohne daß es auch nur in den Angeln knarrte!

Seit Fürst Bismarck widerwillig sich nach Friedrichsruh zurückgezogen hat, ist viel bittere Kritik an demselben geübt worden. Alles, was von ihm gewaltsam niedergehalten worden war und auch manche von denen, welche sich freiwillig in unwürdige Dienstbarkeit begeben hatten, erholten sich jetzt an dem Staatsmanne, der keine Strafformulare mehr unterzeichnete und den Welfenfonds nicht mehr verwaltete. Selten hat allerdings auch ein abgetretener Minister die Kritik in solchem Maße herausgefordert. Sein Auftreten in Friedrichsruh war ein förmliches Wüthen gegen sich selber und gegen seinen Nachruhm. Namentlich mußte das rücksichtslose Auftreten gegen den Träger der Krone den peinlichsten Eindruck machen im Hinblick auf die Art und Weise, wie Fürst Bismarck im Kampfe mit den Parteien seine Vasallentreue gegenüber dem kaiserlichen Herrn zu rühmen wußte.

Aber wenn man diese weltgeschichtliche Persönlichkeit gerecht beurtheilen will, so muß man zugeben, daß Alles danach angethan gewesen ist, sein Macht- und Selbstbewußtsein bis zu ungemessener Höhe zu steigern: Unerhörte eigene Erfolge und scrupellose Erfolganbetung seitens der großen Mehrheit des deutschen Volkes, mehr noch vielleicht seine Stellung zur Krone, wie sie thatsächlich sich entwickelt hatte. Als im Jahre 1866 die entscheidende Wendung in den deutschen Dingen erfolgte, stand König Wilhelm I. von Preußen bereits im siebzigsten Lebensjahr; nur widerstrebend ließ er die Politik von Blut und Eisen zu. Fürst Bismarck hat seitdem dem Monarchen gegenüber eine so selbstherrliche Stellung eingenommen, wie kaum jemals ein herrschgewaltiger Minister vor ihm. Das „Niemals!“ des Kaisers auf wiederholten Abschiedsgesuchen war lediglich eine ausdrückliche Bestätigung des historisch gewordenen Verhältnisses, an welchem die kurze Regierungszeit Friedrich's III. aus genugsam bekannten Gründen nichts zu ändern vermochte. Am wenigsten aber ließen die ersten Kundgebungen Kaiser Wilhelm's II. erkennen, daß er so bald schon von dem ersten Rathgeber seiner Vorgänger

ſich trennen werde. Begeiſterter hat den Fürſten Bisma
Niemand gefeiert, als der jugendliche Herrſcher, welcher imm
wieder an die Ueberlieferungen des Großvaters anknüpf
Erſt als der Reichskanzler bei den zu Tage getretenen Gege
ſätzen der Anſchauung namentlich in der ſocialpolitiſchen Fra
alle und jede Fähigkeit ſich anzubequemen vermiſſen lie
mußte der Bruch erfolgen, deſſen Deutung ſeitdem ſo vi
Federn in Bewegung geſetzt hat.

Wie ſich in der ſocialpolitiſchen Frage zunächſt die We
des Kaiſers und des Kanzlers geſchieden haben, ſo iſt hi
auch die Wandlung am erſten in die Erſcheinung getrete
Die Arbeiterſchutzgeſetzgebung, von welcher Fürſt Bisma
nichts wiſſen wollte und nichts wiſſen will, iſt daheim
Angriff genommen und für die europäiſchen Induſtrieſtaat
international angeregt; anderſeits wird das Socialiſtengeſe
mit welchem Fürſt Bismarck die Geiſter bannen zu könn
glaubte, demnächſt ohne Sang und Klang erlöſchen. D
poſitive Reformarbeit ſoll beginnen, die Politik des gewa
ſamen Niederhaltens durch Ausnahmebeſtimmungen iſt v
laſſen.

Hier befindet ſich die öffentliche Meinung durchaus a
Seiten des Kaiſers. Eine Ausnahme machen einerſeits d
jenigen Kreiſe unſerer Großinduſtrie, welche in ihrer Selb
ſucht kein Verſtändniß für die ſocialen Erforderniſſe d
Gegenwart haben, und anderſeits die Führer der Soci
demokratie, deren Cirkel eine einſchneidende Reformgeſetzgebu
am wirkſamſten ſtören würde. Gerade die Haltung dieſ
beiden Intereſſengruppen muß die Nothwendigkeit einer Arbeit
ſchutzgeſetzgebung und zwar auf internationaler Grundla
klar erkennen laſſen. Wo immer in einem Lande Soci
politiker zuſammenkommen, ſollten dieſelben die Regierung
auffordern, in der Richtung der Berliner Conferenz vorz
gehen. Der Anfangs September in Lüttich tagende ſocia
Congreß wird hoffentlich in dieſer Beziehung das Beiſpi
geben.

Ein Stück der unabweisbaren Socialreform ist auch die
uerreform, welche in dem großen deutschen Bundesstaate
derholt angekündet, das letzte Mal an dem Widerstande
Fürsten Bismarck gescheitert ist. Die Vertheilung der
uerlast in Preußen ist eine ganz und gar ungerechte.
g man zu der deutschen Zollgesetzgebung im Uebrigen
en, wie man will, das ist eine unbestreitbare Thatsache,
die breite Masse der Bevölkerung von den indirekten
uern, wie sie seit dem Jahre 1879 ausgebildet worden
, ungleich empfindlicher getroffen wird. Hier müßte das
ette Steuersystem ausgleichend wirken, indem es eine nie-
gere Skala nach unten einführte. Bisher ist der Ruf nach
nführung einer Progressiv-Einkommensteuer in Preußen
ungehört verhallt und demgemäß hat auch bei den Com-
munal-Zuschlägen eine Progression nach oben nicht eingeführt
werden können. Dazu kommt, daß ungeheure Beträge des
mobilen Capitals bisher jeder Besteuerung sich entzogen haben.
Eben jetzt gehen Mittheilungen durch die Blätter, wonach
hervorragende westfälische Großindustrielle nur einen ver-
hältnißmäßig geringen Theil ihres Einkommens versteuert
haben. In einer kleinen Stadt der Rheinprovinz, welche
eine Anzahl sehr reicher Familien zählt, hat sich wiederholt
bei Erbgang die gleiche Thatsache ergeben. In der größten
rheinischen Stadt wurde vor einigen Jahren die Wittwe eines
Großindustriellen nach dem Tode des Geschäftsinhabers gleich
um 12 Stufen in der Einkommensteuer erhöht, ohne daß sie
in der Lage gewesen wäre, dagegen Einspruch zu erheben,
und ähnliche Vorgänge haben sich auch in allerjüngster Zeit
wiederholt. Die nächste Session des preußischen Landtages
wird ergeben, was der neue Finanzminister Dr. Miquel auf
diesem Gebiete durchzusetzen vermag.

Am wenigsten hat bis jetzt der Kanzlerwechsel auf dem
Gebiete der Kirchenpolitik sich bemerkbar gemacht. In etwa
allerdings im Reiche. Das Priester-Ausweisungsgesetz,
welches die Aera Bismarck trotz der schließlich einstimmigen

Stellungnahme des Reichstages gegen dasselbe als Waffe c
dem Fechtboden nicht aufgeben wollte, ist endlich aufgehol
worden, und für die katholische Missionsthätigkeit wurde du
das deutsch-englische Abkommen in allen afrikanischen Co
nien freie Bahn geschaffen. In den Einzelstaaten bew
sich dagegen die Kirchenpolitik in dem alten bureaukratisch
Geleise, wie insbesondere die Verhandlung des preußisch
Abgeordnetenhauses über die Sperrgeldervorlage dargeth
hat. Diese Vorlage selbst trug das Gepräge der diskret
nären Gewalt-Politik und sie wurde mit Mitteln vertret
wie sie den Gepflogenheiten dieser Politik entsprachen.

Wie anscheinend geflissentlich verlautbart worden
war die Sperrfondsvorlage noch unter dem Ministerium B
marck ausgearbeitet worden und eine bessere Vorlage ist
die nächste Tagung des preußischen Abgeordnetenhauses
Aussicht gestellt. Die Stellung des Herrn von Goßler
als erschüttert. Auch wir halten dafür, daß der geg
wärtige Cultusminister nicht lange mehr im Amte blei
wird, und zwar dürfte er über die Frage der Schulrefo
stolpern, welche in der Reform des Lehrplanes für
Kadettenanstalten bereits ihre Schatten vorausgeworfen h
Der frühere Lehrer des Kaisers und „unverantwortliche Ra
geber" desselben — um mit den unzufriedenen rheinisch-w
fälischen Großindustriellen zu reden — ist, wie es he
eifrig mit dieser Frage beschäftigt, bezüglich welcher der Ka
gleichfalls seine sehr bestimmten Ansichten haben soll.
aller Schmiegsamkeit wird Herr von Goßler auch auf ev
gelisch-kirchlichem Gebiete schwerlich der mehr und mehr in
Vordergrund tretenden orthodoxen Richtung genügen könn

Während in dem letzten Jahrzehnt der Regierungs
Kaiser Wilhelm's I. die Geltendmachung der positiven o
vielmehr positiver gewordenen Richtung dieses Monarc
durch das Gegengewicht des Bismarck'schen Einflusses verh
dert wurde, und die kurze Regierungszeit Kaiser Friedrich's
dessen ausgeprägt liberal-kirchliche Anschauungen im Sta

ben nicht zur Geltung kommen ließ, ist die heutige Richtung des preußischen Hofes eine zweifellos hochkirchliche. Prinz und Prinzessin Wilhelm haben das s. Z. schon durch die viel bemerkte und viel erörterte Theilnahme an der sogen. Waldersee-Versammlung bekundet, welche der Förderung der inneren Mission gewidmet war. Kaiser Wilhelm II. hat nach seinem Regierungsantritt keinen Zweifel darüber gelassen, daß er auf streng christlichem Boden steht: die Kaiserin bezeugt bei jeder Gelegenheit reges Interesse für die evangelisch-kirchlichen Bestrebungen im Sinne Stöcker's und der demselben näher stehenden Theologen.

Was die Katholiken als solche von dem Regierungswechsel zu hoffen oder zu befürchten haben, läßt sich mit Sicherheit noch nicht erkennen. Von der Kaiserin muß man annehmen, daß sie nach Geburt und Erziehung dem Katholicismus wenig sympathisch gegenüber steht. Wenn irgendwo im deutschen Reich für katholische Lehre und katholisches Leben wenig Sinn und Verständniß herrscht, so ist dies in Schleswig-Holstein der Fall. Ein bäuerlicher Abgeordneter aus den Herzogthümern hat mir s. Z. drastisch geschildert, wie groß sein Erstaunen gewesen, als er erfahren, daß eine sehr gebildete und liebenswürdige Dame, mit welcher er an der table d'hôte sich unterhalten, eine — Katholikin war. In der nächsten Umgebung der deutschen Kaiserin haben gegenwärtig Theologen den größten Einfluß, deren Gegensätzlichkeit gegen alles Katholische notorisch ist.

Was den Kaiser anlangt, so ist keinerlei Thatsache bekannt, welche darauf schließen ließe, daß er seinen katholischen Unterthanen nicht wohlgesinnt ist. Er hat eine ungemein sorgfältige Erziehung genossen und diejenige Persönlichkeit, welche den größten Einfluß auf seine geistige Entwicklung gehabt hat, gilt als in kirchenpolitischen Dingen gerecht und unbefangen urtheilend. Während seines Aufenthaltes an der Bonner Hochschule trat der damalige Prinz Wilhelm auch zu rheinischen katholischen Familien in freundliche Bezieh-

ungen. Nach seinem Regierungsantritte hat er wiederl
hervorragende Katholiken ausgezeichnet. Kundgebungen ji
fisch protestantischer Kreise, welche eine Spitze gegen
katholische Kirche enthielten, fanden eine taktvolle Be
wortung, welche hie und da die Kritik durchblicken ließ.

Sieht man von den Stimmungen an den höch
Stellen, soweit dieselben bisher erkennbar geworden sind,
so läßt sich nicht verkennen, daß die kirchenpolitische Lage
deutschen Reiche zu ernsten Bedenken Anlaß gibt. In we
protestantischen Kreisen zeigt sich wachsende Gereiztheit
Unduldsamkeit und zwar ist es die Predigerschaft, von
Hofpredigerschaft angefangen, welche hier den Ton ang
Eine Zusammenstellung der gehässigsten Kundgebungen währ
der letzten vier Jahre würde ein wahrhaft erschreckendes B
geben. Und zwar sind es bezeichnender Weise die orthod
Richtungen, welche sich in dem „Kampfe gegen Rom" ge
wärtig nicht genug thun können, während dieselben
Katholiken in dem Kampfe gegen die Falk'sche Kirchenpo
vielfach zur Seite gestanden haben. Woher diese Erscheinu
Da auf katholischer Seite nichts geschehen ist, was
Wandelung der Gesinnung hätte hervorrufen können,
bleibt nur die Annahme übrig, daß die Abneigung gegen
Kirchenpolitik der 70er Jahre, soweit sie auf Bekämpf
der katholischen Kirche gerichtet war, mehr den Mitteln
dem Zwecke galt. Am auffallendsten ist die veränderte Halt
seit dem Jahre 1886, welches die letzte kirchenpolitische Nov
brachte, wohl bei dem „Reichsboten" hervorgetreten, wel
bis zur Herstellung des modus vivendi zwischen dem St
und der katholischen Kirche in Preußen als Organ der
„Culturkampfe" abgeneigten Altconservativen sich bethäti
seitdem aber mehr und mehr in eine verbissen antikatholi
Anschauungsweise sich hineingearbeitet hat. Wie es sche
hat namentlich der Einfluß, welchen die Centrumsfrakt
im öffentlichen Leben Deutschlands erlangt hat, dann
Zerstörung der landläufigen Reformations-Legende di

ußen's „Geſchichte des deutſchen Volkes", und anderer-
s der geringe Erfolg der auf größere Selbſtändigkeit der
ngeliſchen Kirche gerichteten Beſtrebungen im proteſtantiſch-
thodoxen Lager ein Unbehagen erzeugt, welches ſich in
rgeſetzten Angriffen auf die katholiſche Kirche Luft macht.
r den Wirkungen ihrer Verhetzung beginnt den Blättern
m Schlage des „Reichsboten" neuerdings ſelbſt zu
auen. So hat das Blatt im Hinblick auf die hochgradige
ßſtimmung, welche die ſeitens des Reichscommiſſars
ßmann den katholiſchen Miſſionen in Oſtafrika geſpendete
erkennung bei den proteſtantiſchen „Miſſionsmethodikern"
regte, vor einer Unterſchätzung der Schäden des proteſtan-
ſchen Miſſionsweſens warnen zu müſſen geglaubt und in
n letzten Tagen ſogar die „einſeitige Frontſtellung gegen
om" als bedenklich bezeichnet, da dieſelbe in vielen evan-
eliſchen Köpfen Verwirrung anrichte und von den poſitiven
eitaufgaben des Evangeliums ablenke. Man könne ſein
angeliſches Wirken nur einengen, wenn man ihm immer
ieder den Einen Geſichtswinkel nach St. Peters Dom gebe.

Daß der „Reichsbote" genügenden Eifer für die poſitiven
eitaufgaben des Proteſtantismus vermißt, iſt ſchon mit
ückſicht auf die Berliner Verhältniſſe verſtändlich. Die
irchliche Verwahrloſung der Reichshauptſtadt hat einen wahr-
haft beſorgnißerregenden Umfang angenommen. Wiederholte
erſuche, aus dem allgemeinen Staatsſäckel Mittel bereit zu
ellen, ſind im Abgeordnetenhauſe geſcheitert. Nunmehr hat
e Kaiſerin ſelbſt die Initiative zu Beſchaffung ganz neuer
roteſtantiſch-kirchlicher Gebäude ergriffen und von den
Mitgliedern des königlichen Hauſes iſt auf ihr Betreiben zu
ieſem Zwecke die Summe von 740000 M. zur Verfügung
geſtellt worden. Wie ein kürzlich veröffentlichter Rechenſchafts-
richt ausweiſt, haben die privaten Sammlungen auch außer-
halb Berlins kaum den gleichen Betrag erreicht — ein mit
Rückſicht auf die in der Hauptſtadt angehäuften ungeheuren
Reichthümer nichts weniger als imponirendes Ergebniß.

Bei dieser Gelegenheit ist aber auch, namentlich in „Kölnischen Volkszeitung“, auf die Nothlage des Katholicis in Berlin wieder eindringlich hingewiesen worden. B zählt mindestens 150,000 Katholiken, besitzt also die z größte katholische Gemeinde in Preußen. Die Zahl katholischen Volksschüler müßte ein Zehntel der Gesa schülerzahl betragen; in Wirklichkeit sind unter 184 Geme schulen nur 10 katholische. Zu Tausenden gehen jährlich aus allen Theilen Deutschlands und namentlich Preu nach der Hauptstadt strömenden Katholiken ihrer K verloren; nur eine Minderheit steht mit der Kirche noc losesten Zusammenhange. Von einer geordneten Seels kann bei der geringen Zahl der Kirchen und namentlich Geistlichen nicht mehr die Rede sein. Hier stehen die wic sten Interessen auf dem Spiele, zu deren Schutz bei notorischen Unvermögen der Berliner Katholiken zur Se hilfe alle Deutschen und insbesonders die preußischen Ka liken zusammenwirken müssen. Seit der Anregung auf vorjährigen Generalversammlung in Bochum sind die G beständig geflossen. Die bevorstehende Coblenzer Gene versammlung wird hoffentlich einen neuen Appell erg lassen. So dringlich auch an anderen Orten die kirchl Anforderungen sein mögen, eine so schreiende Nothlage in Berlin besteht nirgends.

Nach dieser Abschweifung komme ich auf die kirc politische Lage im Allgemeinen zurück. Kein einsicht Beobachter kann sich der Wahrnehmung entziehen, daß Elemente eines neuen „Culturkampfes“ reichlich vorha sind. Ob ein solcher thatsächlich ausbricht, wird von e Reihe von Umständen abhängen. Ein großer europäi Krieg würde sicherlich auch nach dieser Richtung Fo haben, wie nach den Erfahrungen im Jahre 1866 und 1 anzunehmen ist. Ganz besonders aber dürfte die Gestalt unserer socialpolitischen Verhältnisse hier von Bedeutung sein. lange die socialdemokratische Bewegung alle lebendigen Kr

christlichen Volkslebens zur Abwehr in Anspruch nimmt, man jeden Versuch, die katholische Kirche lahm zu legen, ausgeschlossen erachten. Unter welchem Gesichtspunkte auch man die Dinge betrachten mag, so viel ist gewiß, die Katholiken im Reich keinerlei Vertrauens- keit und keinem Optimismus sich hingeben , sondern auf die Vertretung ihrer Rechte und die nehmung ihrer Interessen vor wie nach sorgsam bedacht müssen, speciell in ihrem Verhältniß zu der protestantischen heit der Volksgenossen nach dem Worte Hermann von inckrodt's: „Nie angreifend, immer vertheidigend, aber Energie vertheidigend".

Vom Rhein, Mitte August.

XXXII.

Lorenz und Conrad von Bibra, Fürstbischöfe von Würzburg.

Der nachfolgenden Abhandlung dient zur Führerin eine eit, welche anziehende Darstellung mit großer Gründlichkeit ächt deutschem Fleiße verbindet.[1]) Nachdem wir vorerst die Geschichte des Adelsgeschlechtes der von Bibra im gemeinen einige orientirende Bemerkungen werden voraus- schickt haben, wollen wir das Leben und Wirken der in der berschrift genannten Kirchenfürsten zum Gegenstande einer gehenden Besprechung machen.

---

1) Beiträge zur Familiengeschichte der Reichsfreiherren von Bibra. Auf Grund urkundlicher Nachrichten bearbeitet von Wilhelm Freiherrn von Bibra, k. Oberlandesgerichtsrath. München, Kaiser I. Band 1880; II. Band 1882; III. Band (erste Hälfte) 1888.

Der Name Bibra (Bybera, Biberach u. ä.) wird
im 11. und 12. Jahrhundert von gegenseitig wohl
verwandten und an verschiedenen Orten (so in Schwaben,
Mainz, Erfurt, Worms ꝛc.) seßhaften Personen geführt. Na
und Wappen-Gemeinschaft bezw. Aehnlichkeit erfordert
keineswegs die nothwendige Annahme einer Abstammung
einem gemeinschaftlichen Stammvater; Namen und W
können vielmehr gleichzeitig an ganz verschiedenen Orten
nationalen Beschäftigung jener Zeit — in unserem Fall
Biberjagd — entnommen sein.

Als zuverlässiger Stammsitz der jetzigen Familie
Namens muß das im Herzogthum Sachsen-Meiningen gel
Schloß Bibra (einige Stunden südlich von Meiningen, wä
des Bauernkrieges 1525 zerstört) bezeichnet werden.
1207 wird hier ein Pfarrdorf Bibra genannt, und da
anzunehmen ist, daß zuerst die Veste Bibra erbaut und
unter deren schützenden Mauern die Ortschaft entstanden i
wird wohl der Ursprung dieses Geschlechtes weit früher
setzen sein. Beim Uebergange in das 15. Jahrhundert
sich von dem weit verzweigten Geschlechte folgende Ha
linien unterscheiden: 1) die Adolfische Linie, stam
von Berthold, genannt zu Schwarza (Band I, 153), Vo
Henneberg, gestorben um 1381; 2) die Berthold'sche; 3
Friedrich'sche; 4) die Anton'sche Linie; diese drei
stammen sämmtlich von Johann, dem Vertrauten und Hofm
d. h. ersten Rath und Minister des Grafen Heinrich von H
berg-Schleusingen (reg. von 1340—1347); 5) die Conra
Linie, stammend von Berthold dem Aelteren, dem am 13. Feb
1426 Bischof Friedrich von Amberg Schloß und Amt
tenberg (nächst Hirschaid bei Bamberg) mit seinen Zugehöru
für 8455 Gulden gegen Wiederlösung sowie unter Vorb
des Oeffnungsrechtes verliehen hat.

Aus den beiden letztgenannten Linien stammen jene Per
lichkeiten ab, mit denen wir uns nunmehr befassen wollen.

Die Anton'sche Linie wurde als solche von dem um 1
verstorbenen Anton von Bibra begründet; von dessen
Söhnen war der älteste, Hans von Bibra, dreimal verm
Der ersten Ehe entstammten zwei, der dritten sechs Sö

Erstgeborene aus dieser letzteren mit Agnes von Schenken= am 5. November 1458 geschlossenen Ehe, Lorenz, ist dessen Lebensbild im Folgenden in großen, aber, wie wir hoffen, dennoch nicht unklaren Zügen entworfen werden soll.

Das Geburtsjahr dieses um Kirche und Staat hochver= dienten Mannes läßt sich nicht genau bestimmen, der Verfasser der Familiengeschichte nimmt 1459 oder 1460 an; der Ort der Geburt ist wahrscheinlich Mellerstadt. Bereits 1472 erscheint der junge Lorenz in Heidelberg immatrikulirt, und kaum zwanzig Jahre alt wird er zu Mainz und Bonn als Domherr genannt; am 30. August 1490 erläßt er als Syndicus des Erzstiftes Mainz einen Schiedsspruch in einer zwischen Verwandten seines Geschlechtes ausgebrochenen Streitsache. 1491 tritt uns Lorenz in einer Bürgschaftsurkunde als Domherr von Köln und Worms entgegen, wird aber in diesem Dokumente gleichzeitig bereits als „Canonicus Herbipolensis“ angeführt. Sein Aufenthalt in Köln wird nicht lange gewährt haben, da er nach dem am 16. Februar 1494 erfolgten Tode des Dompropstes Dr. Kilian von Bibra zu Würzburg als dessen Nachfolger gewählt wurde.

Wie sehr nun aber der junge geistliche Würdenträger durch Tüchtigkeit des Charakters und Wissens die Aufmerksamkeit näherer und weiterer Kreise auf sich gezogen, beweist seine am 12. Mai 1495 einstimmig erfolgte Wahl zum Fürstbischof von Würzburg und damit zum Herzog in Franken.

„Nach Absterben Bischoff Rudolfs“, schreibt Lorenz Fries in seiner „Historie etc. der gewesenen Bischoffen zu Wirtzburg“, „nahmeten die Capittelsherren einen tag zu bischofflicher wahl, das 12. May 1495 und auf gemelten tag erwehlten sie ihren Dom=probst Herrn Lorentzen von Bibra, als er gleich nicht mehr als 6 und ein halbjahr Dom=herr gewesen. Und auf S. Urbans=tag Montags den 25. May nahm er huldung von seinen burgern zu Wirtzburg, zum Katzenwicker, vormittag zwischen 7 und 8 uhren, und auf denselben tag Urbani schickt er gen Rom um päbstliche Bestätigung Herrn Micheln Truch=sessen, Doctor, Herr Görgen Fuchß und Herr Hanßen Voit, alle 3 Domherren. Herr Michel Truchseß ward auf dem wege krank, starb zu Rom, die andern 2 Dom=herren kamen mit der Confirmation wieder heraus. Darnach uf Dienstag den 26. May

ritt der neu-erwehlte Fürst aus, das Land einzunehmen, den ersten und nechsten Weg uf Arnstein und zog das Biß also herum, bis uf Dienstag nach Viti kam er wieder Wirtzburg. Sontag nach Dionysii den 11. Oktober hie seinen auffgang und empfing seine bischöffliche Weyh consecration".

Das Ceremoniell eines solchen „Auffgangs", das dem Bischofe Erhold († 1172) festgesetzt wurde, schildern bei Ludewig mehrere Chronisten; einer derselben schreibt u „Nachdem aber nun Kayser Friedrich Bischoff Erholden seinem Stifft das Hertzogthum zu Franken . . . wieder beke bate Bischoff Erhold die Graven, Herren, Ritter und Kn des Stiffts, daß sie zusammen sitzen, sich fleißig mit eina unterreden und ihme ihren getreuen rath mitteilen wolten. Das thäten sie und fasseten derwegen ihren rath und gutdü in etliche kurtze articul, die übergaben sie Bischoff Erholden seinem Dom-capitul ohngefährlich uf diese meinung gest . . . . . daß hinfüro so offt ein neuer Bischoff erwehlet wü derselbig nach empfangung seiner weihe uf einen benannten barfuß und barhaupt, in einem grauen rock mit einem s umgürtet von dem brückenthor am Mayn den marck ger herauf biß an die grethen durch die gemeldten vier Amt-Gra (Marschalck, Truchsetzen, Schenken und Cammerer) gefüh da er von dem Domb-dechant, so mit der gantzen Clerisey der grethen erschienen, um das erb des heiligen St. Kilia als ein demüthiger Bischoff ansuchen und bitten, und so ih das zugesagt worden, alsdann wieder mit kleidern, wie ein Bischoff geziemet, angelegt, in den Dombstifft des Salvato gehen, dem allmächtigen Gott lob und dank sagen, und n vollbrachtem göttlichen amt, als ein Hertzog zu Roß sitzen; dann im auffsitzen der Marschall ihme den stegreiff halten, seine gewöhnliche Behausung oder saal reiten, und mit d Fürsten, so ihme zu ehren erschienen, auch des Stiffts Grave Freyen und Adel zum morgen-mahl niedersitzen und die vi Erb-graven obgenannt, ihr amt verwesen sollen."

Unter den obersten Rathgebern, welche dem jugendlich Kirchenfürsten zur Seite standen (5 Dompröpste, 5 Domdechant 3 Weihbischöfe, 4 Generalvikare und 3 Kanzler), ist beson

…zuheben Franz Eustachius Piccolomini, Cardinal von …, auch Dompropst zu Regensburg, am 22. September …5 unter dem Namen Pius III. zum Papste erwählt.

Wenn wir nun im Folgenden die vielseitige Thätigkeit des …rentius von Bibra, der den fürstbischöflichen Stuhl von …rzburg fast ein Vierteljahrhundert lang inne hatte, etwas …gehender betrachten, so dürfen wir nicht vergessen, daß gerade …Wirkenszeit dieses Mannes in eine Epoche fiel, die über…ch war an weltbewegenden Ereignissen: wir erinnern nur …die Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunst, den …Constantinopels als bisherigen Bollwerkes der abendlän…en Christenheit, die Entdeckung einer neuen Welt, das …treten Luthers. „Der Verlauf der Ereignisse hat gezeigt, …ß Bischof Lorenz den Anforderungen, welche seine Zeit an …, als den Regenten eines nicht ganz unbedeutenden geistlichen …aates, gestellt hat, gewachsen war, sowie daß derselbe das …rtrauen des Domstiftes Würzburg, welches ihn trotz seiner …ugend zu seinem Bischof erwählte, auch verdient und namentlich …der beginnenden religiösen Bewegung die für das Stift …chtigen Wege zu finden gewußt hat".

Des Fürstbischofs politischer Einsicht und Gewandtheit …edienten sich nicht blos die Reichsfürsten, sondern selbst Kaiser …Maximilian und besonders auch der Kurfürst Friedrich von …Sachsen. Schon im Jahre 1495 wohnte Lorenz von Bibra …als Dompropst dem Reichstage zu Worms bei, 1496 dem zu …Nördlingen; ferner nahm der Kirchenfürst persönlich noch Theil …an den Reichstagen von Augsburg (1500), Köln (1505), …Constanz (1507), Mainz (1508), Worms (1509) und Augsburg …(1510); der letzte Reichstag, welchem Lorenz persönlich beiwohnte, …war jener zu Augsburg 1518, wo bereits die religiösen Streitig…keiten Gegenstand der Berathung waren und ein neuer Türkenzug …beschlossen wurde. Obgleich Kriege und Fehden im Vergleich …zu den vorausgegangenen und nachfolgenden Zeiten weniger …zahlreich waren, wurde der Bischof dennoch in den berüchtigten, …mit der größten Barbarei geführten Landshuter Erbfolgekrieg, …sowie in die Streitigkeiten unter Götz von Berlichingen und die …Händel mit dem gewaltthätigen Herzog Ulrich von Württemberg …verwickelt. Auf das entschiedenste trat in dem erstgenannten

Kriege Bischof Lorenz auf die Seite der Söhne Ruprechts u der Pfalzgräfin Elisabeth, deren Tod in Folge des Schrecke über die bei Schönberg (unweit von Regensburg) am 12. Septemb 1504 erlittene Niederlage erfolgt sein soll.

Als Götz von Berlichingen durch Beraubung von schweiz rischen Kaufleuten, die eben von der Leipziger Messe üb Nürnberg nach der Heimath zurückkehren wollten, den Lan frieden gebrochen hatte, wurde die Verfolgung der Räuber de schwäbischen Bunde, der den Bischof nebst dem ganzen Wür burger Stift gerne zu den seinigen gezählt hätte, aufgetrage Es erfolgte von Seite des Bundes ein „Aufgebot", und wi energisch dasselbe alle Kräfte zusammenzuraffen wußte, erhel daraus, daß u. a. die Stadt Straßburg ganze zwei Reisige z stellen hatte! Götz und seine Helfershelfer wurden auf de Tage zu Augsburg (1513) zu 14,000 Gulden Entschädigun an die Beraubten verurtheilt (die den Kaufleuten von de Strauchrittern entrissene Baarschaft selbst belief sich auf 8800 fl und der Vollzug der vom Reichskammergericht zu Frankfu über die Ruhestörer verhängten Reichsacht dem Stifte Würzbur übertragen; auf Vorstellung des Fürstbischofs wurde dieselb jedoch im nächsten Jahre wieder aufgehoben und Lorenz erhiel die Ermächtigung, die Güter der Raubritter gegen Entrichtun von 12,000 fl. an die kaiserliche Kammer in Besitz zu nehmen Die milde Art, mit welcher der Bischof in dieser ganze Angelegenheit gegen den auch beim Kaiser nicht unbeliebte Berlichingen vorging, brachte ihn übrigens beim schwäbische Bunde in einen gewissen Mißkredit.

In den Händeln wegen des Herzogs Ulrich von Württem berg stand der Herr von Würzburg auffallender Weise meh auf Seite dieses Mannes als der zahlreichen Feinde desselben seine Bemühungen, den rücksichtslosen Ulrich mit dem Kaise völlig auszusöhnen, scheiterten indeß an dem wilden Vorgehen des Herzogs, dessen sich derselbe neuerdings schuldig machte. Bekanntlich verlor Ulrich zum zweitenmale den Herzogshut.

Des Bischofs Beistand gegen die Türken beschränkte sich, wie es in der Natur der damaligen Verhältnisse lag, lediglich auf eine Aufforderung an die fränkische Ritterschaft, welche er im Auftrage des Kaisers Maximilian ergehen ließ, daß nämlich

Zahlung der Reichssteuer gemäß der auf dem Wormser ...tage gefaßten Beschlüsse geleistet werden solle.

Da es dem Sohne des Kaisers Friedrich III. bei aller ...lichen Tüchtigkeit nicht gelang, das besonders durch die ...se Regierung seines Vaters außerordentlich geschwächte ...liche Ansehen nur einigermaßen wieder herzustellen, so ...n die einzelnen Glieder des regierenden Körpers im heil. ...schen Reiche deutscher Nation geradezu darauf angewiesen, ...seitig Anschluß und Bundesgenossenschaft zu suchen. So ...s der Fürstbischof von Würzburg „zur Abwendung muthwil- ... Fehden, eingebrochener täglicher Raubereien und der ...ewaltigung des Adels" verschiedene Verträge und Bünd- ... worin man sich gegenseitig in Zeiten der Noth und des ...ges durch Fußvolk und Reiter zu unterstützen versprach; ...rtige Vereinigungen kamen u. a. zu Stande mit den ...höfen von Bamberg und Eichstätt, sowie dem Markgrafen ...drich von Brandenburg-Ansbach, ferner mit dem Kurfürsten ...drich von Sachsen, dann mit der Stadt Nürnberg, endlich ...dem schon erwähnten Herzog Ulrich von Württemberg und ...rheinischen Pfalzgrafen. Merkwürdig ist und bleibt bei ...n Umständen, daß Bischof Lorenz sich den Anschlußbestreb- ...n des schwäbischen Bundes gegenüber ablehnend verhielt; ...dem aber auch der Verfasser unseres Werkes, der zur Lösung ...r Frage wohl am competentesten erscheinen dürfte, keine ...ren Aufschlüsse zu geben weiß, bleibt diese Frage eine ...e; vielleicht ließe sie sich durch nähere Erforschung der ...ehungen des Bischofs zu dem mehrgenannten Württemberger ...oge lösen.

Dank der guten Verwaltung seines Vorgängers, des ...hofs Rudolf, sowie der relativ friedlichen Verhältnisse im ...ste konnte der Kirchenfürst verschiedene Erwerbungen, bezw. ... und Einlösungen vollziehen, umsomehr als seine friedliche ...sinnung Streitigkeiten mit Ritter und Bürgerschaft möglichst ...vermeiden trachtete. Von kleineren Differenzen sind einige ... Erwähnung werth. 1496 war ein Baderknecht von einem ...tel des Stiftes bei einer Arretirung erschlagen worden; aus ...laß dieses Vorfalles ließ der Bürgermeister von Würzburg ... der bischöflichen Behörde Vorstellungen machen mit der

Bitte, es möge solches in Zukunft nicht wieder vorkomm
Dieses Promemoria fand indeß beim Bischof eine ungnäd
Aufnahme, er ließ der städtischen Behörde eine Rüge erthe
und die Erklärung zugehen, er werde künftig nicht mehr in
Stadt herabkommen, sondern ausschließlich auf dem Frauenb
verbleiben; darüber gerieth die Bürgerschaft in nicht geri
Besorgniß, sie ließ alsbald um Entschuldigung und Wied
zuwendung der fürstlichen Gnade bitten. Dieses von Bi
unter Anführung der Quellen erzählte Vorkommniß ist ja
und für sich ganz unbedeutend, jedoch nicht ohne culturhistori
Bedeutung, und zeigt auch die Energie des Kirchenfürsten
Wahrung seiner landesherrlichen Autorität; wir wissen, wie b
und in welchem Grade dieselbe bereits sechs Jahre nach d
Hingange des Bischofs Lorenz unter seinem Nachfol
(Conrad III., 1519—1540) Einbuße erlitten hat.

Verhängnißvoller gestaltete sich ein Vorfall, bei dem
Priester ermordet wurde; der Thäter konnte nicht ermitt
werden und der Bischof verhängte über die Stadt Würzbu
das Interdikt, eine für jene Zeiten geradezu vernichten
Strafe; Taufe und Trauung wurden versagt, die Verstorben
ohne kirchliches Geleit der Erde übergeben, kein Sakrame
gespendet. Endlich als das Volk Miene zu einem Aufru
machte, entschloß sich der Fürstbischof, das schreckliche Verb
zurückzunehmen.

Daß ein Mann von der Stellung und Bedeutung Bibr
auch zu manchem schiedsrichterlichen Amte berufen wurde,
leicht erklärlich, ebenso, daß der Bischof der gesetzgeberisch
Thätigkeit im Gebiete seiner Unterthanen große Aufmerksamk
zuwandte. So wurde in letzterer Beziehung im Jahre 151
eine „Newe Reformation des Landtgerichtes des Herzogthum
zu Franken" vorgenommen. Diese neue Gerichtsordnung ste
sich, wie W. v. Bibra bemerkt, als ein gesetzgeberisches We
von großer Bedeutung dar, welches auch jetzt noch von hohe
juristischen Interesse ist, weil dasselbe für das 16. Jahrhunde
den Civilproceß in erster und zweiter Instanz vollkommen regel

1506 erschien eine neue Jagdordnung. Das folgende Jah
brachte eine Verordnung, „wie man auf der Gassen sol geen"
Darin wird „allen Personen, geistlichen wie werntlichen, alle

rgern und Burgerssöhnen, Handwerks- und Heckersknechten“ boten, des Nachts mit Waffen und ohne Licht auszugehen, chdem sich viel unfug in unserer Stat mit tod slahen, wundung, auffstossung der Häuser und sonnst in mancherlei s begeben“. Fünf Jahre nach dieser Verwarnung muß der chof schon wieder eine solche ergehen lassen, „daß Niemand, sey geistlich oder werntlich, bei nächtlicher weyl niemants ne thüre auffstoß bei Vermeidung von gefänkniß und hertiger Leibesstraf“. In gleicher Art sollen Strafe erleiden alle, elche nächtlicher weile auf den gassen mit paucken (!) schlagen, sei geistlich oder werntlich“. — Für die Stadt Ochsenfurt d 1509 eine neue Polizei-Ordnung erlassen, für das gesammte ftsgebiet bezüglich des Messe- und Fremdenverkehrs verordnet, ß „an den Thoren überall stattliche dapfere personen stehen d die kommenden examiniren, die Bettler aber nicht einlassen llen“; die Wirthe sollen die Fremden anzeigen u. s. w.

Außer dem Erlasse einer „Fischordnung“ und einer „Feuerdnung“ erging 1508 das „Gebott der Juden“, welches alle den, deren Wucher bereits Bischof Rudolf (1466—1495) tgegengetreten war, aus dem Gebiete des Stiftes auswies, n Betretungsfalle deren Verhaftung gebot und nur gestattete, ß man einzelnen durchreisenden Juden eine Nacht lang erberg, Speise, Trank und gewöhnliches Geleite gebe.

Auch der Verbesserung der Münzverhältnisse wandte der ischof große Sorgfalt zu; bereits ein Jahr nach seiner onsekration erließ er ein neues Münzedikt, in welchem „um n Mangel einer redlichen, beständigen, gankhaften und gemeinen ünz vorzubeugen“, die Ausprägung von Schillingern (damals = ca. 17 Pf. unserer jetzigen Geldwährung), Pfennigen und ellern angeordnet wurde. Die Schillinger trugen (vergl. ibra II, 306 ff.) auf der einen Seite das Bild eines Bischofs it Meßgewand und Inful, sowie mit Schwert und Bischofsstab, sodann die Umschrift: Sanctus Kilianus, auf der Kehrseite aber einen Schild mit dem Rechen und der Umschrift: Laurentius Episcopus herbip. Franciae dux. 1496. Die Pfennige zeigten ein Kreuz, das Würzburger Monogramm, welches auf der östlichen Seite des Domes angebracht ist, endlich die Heller ein Panierlein. — Der erst in die Welt getre-

tenen Buchdruckerkunst wendete Bischof Lorenz, von dem lebh
Wunsche beseelt, unter seinem Klerus die oft sehr lücken
Bildung zu erweitern, große Sorgfalt zu; Meß- und G
bücher wurden zahlreich gedruckt, und 1518 dem Buchdr
Johann Lobmayer ein Privilegium auf sechs Jahre ert
„auch was uns im druck zu geben notturftig wirdet,
deßhalb zu drucken". Lobmayer war hienach, schreibt
Verfasser unseres Werkes, der erste Hofbuchdrucker in W
burg und erhielt in dieser Eigenschaft, wie andere Hofdie
die „Hofspeiß uff unnserem schloß frawenberg".

Haben wir bisher den Fürstbischof mehr als weltli
Regenten betrachtet, so wollen wir nun seine ebenso umfasse
als schwierige Thätigkeit auf geistlichem Gebiete einer Würdig
unterziehen.

Es darf und soll nicht geleugnet werden, daß bei ein
nicht unbeträchtlichen Theile der damaligen Geistlichkeit in Be
auf ihre Lebensführung bedenkliche Erscheinungen zu Tage trat
hier die Axt anzusetzen, so manchen dürren Ast abzuhauen,
manche Wucherung am Lebensbaume der Kirche auszuschneid
diese Aufgabe war schwer, schwerer wohl, als wir heutzuta
beurtheilen können. Der Kirchenfürst, in seinem Privatleb
mustergiltig, suchte, soviel in seiner Macht lag, Excessen vorz
beugen, und war ihm solches unmöglich gewesen, durch energis
Bestrafung wenigstens eine Wiederholung derselben zu verhinde

Mehrere Kirchen, in erster Linie aber den Dom zu Wü
burg, stattete der Bischof reichlich aus; so ließ er durch d
bekannten Bildhauer Dill Riemenschneider (vgl. diese Bl. Bd. 10
S. 670 ff.) am Tabernakel des Hochaltars der Domkirche
Würzburg ein vergoldetes Standbild des Heilandes, ferner e
70 Mark Silbers schweres, mit Edelsteinen reich besetztes Lieb
frauen-Standbild mit dem Jesuskinde, ein Jahr vor seine
Tode die Statue des hl. Kilian im Werthe von 2000 fl. und ebe
eine solche der hl. Jungfrau anfertigen. Auch die Liebfrauen
kapelle und das Schottenkloster in Würzburg wurden von de
freigebigen und kunstsinnigen Oberhirten bedacht. Der eben
genannte Dill Riemenschneider, dem der Bischof sehr viele Werk
zur Ausführung übertrug, fand in ihm einen hohen Gönne
und Beschützer seiner Kunst.

Der Reform der Klöster widmete sich der Fürstbischof mit [illegible] Kräften. Insbesondere war er bestrebt, das 1134 von [illegible]hof Embriko gestiftete Schottenkloster in Würzburg wieder [illegible]eren und würdigeren Verhältnissen zuzuführen. Dasselbe [illegible] theils durch die schlimme Zeitlage, theils auch durch un=[illegible]rügende Wirthschaft seiner Aebte derart in Verfall gerathen, [illegible]ß nur mehr die nackten Wände übrig waren. Nachdem Bischof [illegible]orenz auf seine Kosten die Klosterkirche vollständig restauriren [illegible]d in einen würdigen Zustand hatte versetzen lassen, fügte es [illegible]n glückliches Ereigniß, daß für das neuerstandene Kloster ein [illegible]bt gewonnen wurde, dessen Name bereits damals den besten [illegible]lang besaß: es war Johannes Trithemius, der als Abt des [illegible]losters Sponheim bei Kreuznach in Folge der Wirren, die [illegible]r früher besprochene Landshuter Erbfolgekrieg mit sich brachte, [illegible]it seinen Mönchen zerfallen war und deßhalb gerne die ihm [illegible]on dem Würzburger Bischof angebotene Würde eines Abtes [illegible]m Schottenkloster annahm (1506). Er hat dieselbe bis zu [illegible]einem am 13. Dezember 1516 erfolgten Tode auch rühmlich [illegible]behauptet.

Einen weiteren, ziemlich umfangreichen Abschnitt widmet [illegible]der Verfasser unseres Werkes einer Schilderung und Besprechung [illegible]der reformatorischen Bestrebungen Luther's und der Beziehungen, [illegible]in welche hierbei der Fürstbischof von Würzburg entweder that=[illegible]sächlich äußerlich getreten ist oder innerlich getreten sein mochte.

Um gleich diese letztere, sicher nicht uninteressante Frage [illegible]zu beantworten, so schreibt hierüber v. Bibra (S. 323): „Es [illegible]ist eine oft gestellte Frage: welche Stellung hätte wohl Bischof [illegible]Lorenz zu der gewaltigen Reformationsbewegung des Dr. Martin [illegible]Luther genommen, wenn er, als es zur großen Trennung kam, [illegible]noch am Leben gewesen wäre? Der Verfasser dieser Blätter [illegible]nimmt kein Anstand, die zuweilen aufgestellte Annahme, auch [illegible]Bischof Lorenz wäre wohl in der Folgezeit zur evangelischen [illegible]Kirche übergetreten, geradezu als irrig zu bezeichnen. Erzogen [illegible]und ergraut in ächt katholischem Sinne, zusammenlebend mit [illegible]einem Kapitel, welches in der alleraufgeregtesten Zeit (aus welchen [illegible]Gründen, ist hier gleichgiltig) in seiner ganz entschiedenen Majo=[illegible]rität der katholischen Kirche treu geblieben ist, wird man bei [illegible]Bischof Lorenz in seinen späteren Lebensjahren eine Aenderung

seiner religiösen Ueberzeugung um so weniger annehmen könn
und dürfen, als derselbe wiederholt thatsächlich gezeigt hat, d
er mit aller Zähigkeit an den Einrichtungen seiner Kirche u
wandelbar bis an sein Lebensende festhielt."

Wir sind mit dieser Darlegung vollkommen einverstand
ja wir möchten es bei einer gerechten Würdigung alles dess
was uns über den Lebensgang, Charakter und das Wirken d
Bischofs vorliegt, ganz unverständlich bezeichnen, wie überha
jene oben erwähnte Frage gestellt und noch mehr, wie diese
könnte in positivem Sinne beantwortet werden. Daß Bisch
Lorenz gleich vielen andern seiner Amtsbrüder, wäre ihm e
längeres und auch von Krankheit minder gestörtes Dasein b
schieden gewesen, mit allen Kräften dahin gewirkt hätte, vie
damals faktisch bestehenden und durch die religiöse Bewegu
zu einer förmlichen Tagesfrage gewordenen Unzukömmlichkeite
ja selbst Mißbräuche abzustellen: dies bei Lorenz v. Bibra a
zunehmen, erfordert die gerechte Beurtheilung der Reinheit sein
Lebens und der Würde seines Amtes. Nie und nimmer ab
hätte sich der überhaupt mehr zur Milde und Versöhnu
neigende Charakter dieses Mannes verleiten lassen, in sein
hohen, so verantwortungsvollen Stellung ein Beispiel zu gebe
das von geradezu unberechenbaren Folgen und der schwerst
Schädigung des Wesens der katholischen Kirche wäre begleit
gewesen.

Was des Bischofs äußere Beziehungen zur Reformatio
anbelangt, so beschränken sich diese auf eine, allerdings persö
liche, Begegnung mit Martin Luther in Würzburg im Apr
1518. Luther reiste nämlich zu einer in jenem Monate stat
findenden allgemeinen Versammlung des Augustinerordens
Heidelberg mit seinem Prior Dr. Staupitz, und nahm bei dies
Reise durch Würzburg Veranlassung, sich hier auch dem Bischo
vorzustellen und demselben seine Empfehlungsbriefe persönli
zu überreichen. Bischof Lorenz nahm den jungen Doktor de
Theologie, der durch sein Vorgehen in Wittenberg schon so große
Aufsehen erregt hatte, freundlich auf und erbot sich, ihn durc
sichere Führer nach Heidelberg geleiten zu lassen; Luther jedoc
lehnte das Anerbieten dankend ab und setzte seine Reise z
Wagen fort.

Es erübrigt uns noch, das Privatleben und den Tod des ſchofs Lorenz mit einigen Worten zu berühren; außerordentlich nig iſt uns hierüber erhalten. Mit Recht ſtellt indeſſen der graph ſeines edlen Ahnherrn aus der Thatſache, daß ein lich von Hutten ſowohl wie ein Geiler von Kaiſersberg, die ch ſonſt Alles aufſpürten, was Anlaß zu Tadel und Satire t, des Biſchofs Lorenz niemals Erwähnung thun, die gewiß ht unbegründete Behauptung auf, daß eben des Kirchenfürſten en ein untadelhaftes, ſeiner hohen kirchlichen Würde durch- s entſprechendes geweſen ſein muß. Abhold allen rauſchenden ſten und Vergnügungen brachte er ſeine Tage, ſoweit es die rmiſchen Zeiten erlaubten, ruhig dahin, doch wahrſcheinlich en großen Theil ſeines Lebens durch Krankheit gequält, was ch durch die ſämmtlichen erhaltenen Porträts inſofern beſtätigt rd, als dieſelben einen gewiſſen leidenden, faſt wehmüthigen eſichtsausdruck aufweiſen.

Lorenz Frieß von Mergetheim hält dem Biſchofe den fol- nden Nachruf, wobei wir zugleich die näheren Umſtände ſeines odes und Begräbniſſes erfahren:

„Biſchoff Lorentz iſt beym Kayſer Maximilian und allen en Fürſten des Reichs in großem anſehen und achtung ge- weſen. Es haben auch auf ſeinen rath alle Stände des Reichs uf dem Reichs-tage ein auffſehen gehabt. Er hat den Stifft Wirtzburg nicht weniger denn ſein vorfahr Biſchoff Rudolph gebeſſert und gereichert, in ſtädten und ſchlöſſern viel gewaltige bäue und kellereyen vom neuen gebauet, hat aber in ſeiner regierung nicht viel geſunde tage gehabt. Die Frantzoſen (ſo nannte man damals einen häufig vorkommenden bösartigen Ausſchlag) haben ihn wohl gepeinigt und das eine aug zer- riſſen, daß er daſſelbe mit niedergeſenktem pareth verdecken mußte. Und als er viel krankheit erlitten, faſt krank und ſchwach war, und vermerckt, daß ſeines lebens und krankheit halber der Stifft nicht wohl verſehen wäre: ſchrieb er uf S. Blasii-tag anno 1519 ſeinen Dom-herren, zeiget ihnen an ſeine krankheit und unver- mäglichkeit, und daß er dem Stifft nicht mehr vorſtehen. Bath derhalben die Capittels-herren, ihme Herr Conraden von Thüngen zum Coadjutor zu geben und zu bewilligen, und unterſchrieb ſolchen brieff mit eigener hand. Die subscription aber war

seiner vorigen hand ungleich, denn er fast krank und schi
und nicht mehr schreiben kunt. Derselbe brieff wurde
Capitel überantwortet und verlesen, aber die Capittels=he
schlugen ihm sein begehren ab, wollten in die Coadjutorey
willigen, sondern wo es zum Fall käme, eine freye wahl
behalten. Also über 3 tage hernach, nehmlich auff S. D
theen=tag den 6. Febr. anno 1519 auff den abend um 7
starb Bischoff Lorentz uf unser Frauen=berg, da er auch
nacht stehen blieben. Uf Montag nach mittag ward er
herrlicher procession auf einem stuhl zun Schotten getra
auf Dienstag hernach von Schotten in Dom=stifft, allda er
über nacht stehen blieb. Mitwochen hernach früh trug
ihn ins neue Münster, allda wurde ihm vigil und seel=me
gesungen, darnach begraben und ihm ein herrlicher stein [1]) [
dem obengenannten Dill Riemenschneider, den aber Frieß m
würdiger Weise ‚Dalo Alpino Schneider' nennt] auffgem
worden."

Wie Eingangs bemerkt, stammt die Conrad'sche Linie
von Kunz von Senftenberg; dessen dritter Sohn (Hartung) h
aus der Ehe mit Margaretha, einer Tochter des Lamprecht
Seckendorf=Rynhofen, vier Söhne: Lamprecht, Martin, Con
und Georg.

Der dritte Sohn aus dieser Ehe, mit dem wir uns n
mehr etwas näher befassen wollen, ist nach Bibra's Ang
der für die Conrad'sche Linie zumeist die Urkunden und Cap
bücher des k. Archives zu Bamberg benützt hat, im Jahre 1
geboren. Es ist uns zwar das Jahr der Geburt nicht di
überliefert, doch stützt sich der Autor hiebei auf die Erbhu
gungsakten des Hochstiftes Würzburg, zufolge deren Bis
Conrad z. Z. seines Ablebens 54 Jahre alt war.

Frühe schon entschloß sich der junge Conrad für den ge
lichen Stand; bereits 1504 wird er im November sowohl
dem Domstifte Bamberg als Würzburg aufgeschworen, widm
sich dann als can. herbip. theologischen Studien zu Ingolstc
Im Jahre 1524 wird ihm gestattet, in Würzburg mehr
Pfründen zu besitzen, doch verzichtet er bald wieder auf
eine derselben zu Gunsten seines Vetters Moritz von Bib
Auch in Bamberg erwarb sich Conrad eine Pfründe, verzich
aber wieder auf dieselbe, doch nur, um sich später wieder e
solche zu erwerben. Mit Recht stellt der Verfasser der C

---

1) Eine nähere Beschreibung dieses schönen Grabdenkmals fin
der Leser im 102. Bande dieser Blätter S. 675.

leichte des Bibra'schen Geschlechtes die Frage: „Was gab wohl Anlaß zu dem so häufigen Verzichte und Wiedererwerbe der Domherrnpfründen?“

Nachdem Conrad auch lange Zeit die Stelle eines Stiftsherrn zu Neumünster bekleidet hatte, wurde er am 28. April 1540 zum Stiftspropste daselbst ernannt, vertauschte diese Würde aber bereits nach zwei Monaten mit der eines Nachfolgers des Bischofs Conrad von Thüngen.

Die Zahl der auf den 1. Juli zur Bischofswahl nach Würzburg zusammengerufenen Kapitelherren war diesesmal geringer als sonst; die Stelle des erst jüngst verstorbenen Domherrn Dietrich von Thüngen war noch unbesetzt, ein zweiter Domherr, Hilian von Fuchs, wagte dagegen nicht nach Würzburg zurückzukehren aus Furcht vor einer Verhaftung, wozu er allerdings wegen eines gegen den Domherrn Dietrich Wolf von Schaumberg nächtlich ausgeführten blutigen Ueberfalls begründete Ursache hatte.

Nachdem Conrad, wie bereits oben bemerkt, am 1. Juli 1540 (das bei Bibra a. a. O. S. 440 angegebene Jahr 1544 beruht wohl auf einem Versehen des Setzers) zum Bischof in Würzburg und damit zum Herzog in Franken einstimmig erwählt worden war, „begaben sich die Domherren von da unter dem Vortritte des Gewählten in feierlichem Zuge in die nahe Domkirche, von welcher derselbe, indem er selbst nach alter Sitte das Henlein, auch Heinlein genannt (eine Glocke, vgl. ‚Freund Hain') zog und sich auf den Hochaltar setzte, förmlich Besitz nahm.“

Sobald dann der neue Fürstbischof vom 3. Juli an bis zum 14. November sein Stiftsgebiet zum Zwecke der Huldigung bereist und damit eine für seine Gesundheitsverhältnisse sehr anstrengende Aufgabe beendet hatte, auch mittlerweile die am 21. Juli an Papst Paul III. behufs der Bestätigung der Wahl gesandte Deputation am 5. November wieder in Würzburg mit der päpstlichen Bestätigungsbulle eingetroffen war, konnte Bischof Conrad wohl daran denken, die eigentlichen Zügel der Regierung, geistlicher wie weltlicher, kräftig in die Hand zu nehmen. Doch des Bischofs Gesundheit war bereits vor seiner Erhebung auf den Würzburger fürstbischöflichen Stuhl gebrochen, und diese traurige Thatsache läßt uns wohl so manche Umstände in der kurzen, kaum vierjährigen Regierungszeit des Bischofs erklären, die außerdem leicht geeignet sein könnten, das Bild seines Lebens und Charakters etwas undeutlich und unsicher zu gestalten.

Ein Hauptzug seines Wesens war, wie es scheint, übergroße Nachsicht und oft an unrechter Stelle geübtes Wohlwollen, Eigenschaften, die je nach der Zeit und den Verhältnissen eher zu Fehlern als zu Tugenden sich entwickeln können. (Vgl. Bibra a. a. O. S. 446.)

Unaufgeklärt bleibt auch besonders das Verhältniß, in welchem

der Bischof zu dem später mehr berüchtigt als berühmt geworde
Ritter Wilhelm von Grumbach gestanden ist. „Bald geschah
Stifte Würzburg nichts ohne den Willen Grumbachs; die bisc
lichen Räthe waren ihm gegenüber machtlos." (S. 447.)

Zu Ostern des Jahres 1542 brach in Würzburg
schlimme Krankheit aus. Der schon oft citirte Frieß schr
(bei Ludewig S. 929 ff.), daß um Ostern „in allen Pfarren
anfing zu sterben und regiert pestis, doch gnädiglich, bis hin
im sommer; da nahm es gewaltig über hand, also daß hin
zog wer mochte. Auff Montag Timothei ritt Bischoff Con
weg gen Aschа; die Dom-herren machten Absenz von Barth
mäi bis uf Cathedra, und flohen alle hinweg jung und a

Bischof Conrad hatte, wie derselbe Chronist berichtet,
Anwesen selten zu Hof auf unser Frauenberg, sondern in
Stadt in seinem Hof Röttelsee. „Und als er am stein niel
kommen und schwach worden, sich seine krankheit täglich meh
schickt er nach einem artzt gen Nürnberg" (als Leibarzt in Wi
burg hatte Bischof Conrad einen gewissen Jakob Jud,
Bibra a. a. O. S. 447), „der auch eylends herabgeritten,
artzneyen seinen Fleiß zu thun." Als aber die Heilkunst ni
würckt, „ließ er sich Mittwochen Sixti den 6. August mit chr
lichen sacramenten bewahren, im obbemeldten hof Röttelsee,
nach den 8. Aug. Cyriaci zwischen 8 und 9 uhren, als
Processíon um die stadt gehalten, verschieden."

Am Tage vor seinem Ableben hatte er noch letztwi
über seinen Nachlaß testirt, nachdem ihm das Domkapitel
Erlaubniß ertheilt hatte, über 5000 fl. aus der Stiftskam
zu verfügen, weil er „durch nicht Präsenz auf den Reichsta
dem Stifte viel Geld erspart habe." Thatsächlich hatte Bis
Conrad während der Zeit seiner Regierung keinem einzi
Reichstage beigewohnt, ein Verhalten, das wohl in erster L
auf seine schwer erschütterte Gesundheit zurückzuführen sein dür
Eigenthümlich muß einen jeden Leser das bei Ludewig (S. 9
über die Beerdigung des verstorbenen Fürstbischofs Mitgeth
berühren: „Man legte ihn in ein Truhen mit schwartzer L
wand überzogen und zu ihm eine schlechte inful, stab und schwe
Er hatte nicht bischöfliche Ornamente an, sondern ein Al
und Manipel, auf dem Kopfe ein schwarzes Baret, in
Händen Stab und Schwert."

Ein im Dome zu Würzburg errichtetes, von Michel K
zu Forchtenberg gefertigtes großes Grabmonument aus Marm
zeigt die Gestalt eines vor einem hohen Crucifixe knieen
Bischofs, zu dessen Knieen Mitra und Krummstab liegen.
einem das Ganze krönenden Aufsatze ist wieder (gleichwie
einer ebenfalls in dieser Kirche befindlichen, in Bibra's We
abgebildeten, den Bischof in aufrechter, mit dem Herzogsma

kleideten Figur darstellenden Metallplatte) das Wappen des Stiftes und das der Herzoge von Franken, vereinigt mit dem Bibra'schen, angebracht. An den Seiten dieses großen Wappens halten zwei geharnischte Männer die Wappen des Hochstiftes Würzburg und des Herzogthums Franken, während zwei unter denselben auf Säulen angebrachte Löwen die Wappen der Familien Bibra und Seckendorf, sowie zwei weitere, am Fuße des Grabmals befindliche Löwen die Inschrift und die Wappen Aufseß Apollonia von Aufseß dürfte nach Bibra's Vermuthung die Stiefmutter des Bischofs Conrad gewesen sein) und Vestenberg halten.

Die Inschrift auf dem Monumente lautet in ihrem Anfang: Conrado a Bibra IIII. eius nominis, Wirceburg. Ecclesiae electo et confirmato Praesuli Franciaeque orientalis inclyto Duci, viro magnanimo, miti, sereno, pacis et communis tranquillitatis praecipuo amatori.

Am Schluß des Epigramms stehen die Distichen:

Gloria, nomen, opes, applausus, forma, potestas,
Ob quae ego non paucis ante beatus eram,
Quaeris, nunc ubi sint? Brevibus capis: invida mecum
Cuncta sub hunc tristem fata tulere rogum.
Sola manet terris non constans fama superstes,
Incertis votis his probor, his reprobor:
Iudicium at multo magis est coeleste verendum,
Pro meritis cuiquam praemia digna ferens.

Zu der „Berichtigung" aus Reinickendorf.

Eine wohllöbliche Redaktion der „Historisch-politischen Blätter" ersucht der Unterzeichnete zur Klarlegung des wirklichen Thatbestandes der katholischen Schulangelegenheiten in Reinickendorf das Nachstehende in dem nächsten Hefte veröffentlichen zu wollen.

Die Berichtigung des Herrn Pfarrers Schelck im 3. Heft: „Nicht ein einziges katholisches Kind wird zur Theilnahme am evangelischen Religionsunterricht gezwungen ꝛc." ist richtig, soweit die jetzige Lage in Betracht kommt, bedarf aber einer Ergänzung dahin, daß der katholische Religionsunterricht erst am 1. April 1889 nach langen Kämpfen eingerichtet worden ist, daß ferner bis etwa September 1888 alle die hiesigen Schulen besuchenden katholischen Kinder zum protestantischen Religionsunterrichte gezwungen wurden und zwar von Amtswegen. Zum Beweise diene, daß der Eigenthümer Gustav Marohn auf wiederholte Zuschriften von dem Stellvertreter des Herrn Lokalschulinspektors Schelck, Herrn Prediger Rettig in Pankow, unterm 14. August 1888 die wörtliche Er-

klärung erhielt: „Wenn Sie katholisch sind, so können Ih Kinder auf Ihren Antrag von der Theilnahme am Religion unterrichte dispensirt werden. In Vertretung, Rettig, Pr diger." Eine Dispense setzt unbestritten ein Gebot, eine Ve pflichtung bezw. Zwang voraus.

Der Herr Lokalschulinspektor Schelck stellt sich in ein öffentlichen Entgegnung (Neue Vorort-Zeitung Nr. 162 de Jahres) auf denselben Standpunkt, indem er sich auf ein Kammer gerichtserkenntniß beruft, dessen Existenz er nebenbei bemer bisher noch nicht nachgewiesen hat, mit der Erklärung: „Na Erkenntniß des Kammergerichts, einer gewiß rechtskundigen In stanz, muß, wenn andersgläubige Eltern Befreiung ihre Kinder von dem confessionellen Religionsunterricht der Schul wünschen, ein dahin zielender Antrag bei der Schulaufsichts behörde gestellt werden ꝛc."

Also Befreiung erst auf Antrag, das nenne ich Verpflichtun und Zwang.

Schließlich bemerke ich, daß diese Art und Weise, die katho lischen Kinder zur Theilnahme am protestantischen Religions unterrichte zu veranlassen, mit den gesetzlichen Bestimmungen in direktem Widerspruche stand. Vergl. 1. D. Allg. Landrecht Thl. II, Tit. 12, § 11, wonach Kinder, die einer anderen Religion angehören, als welche in der öffentlichen Schule gelehrt wird, nach den Gesetzen des Staates erzogen werden sollen, den betreffenden Religionsunterrichte in derselben beizuwohnen nicht angehalten werden können.[1]) 2. Ein Ministerialrescript vom 3. März 1847, in welchem ausgeführt ist, daß die Theilnahme andersgläubiger Kinder am Unterricht in der Religion und in der biblischen Geschichte nur dann gestattet ist, wenn die Eltern oder Vormünder dieses ausdrücklich verlangen. 3. Ministerial-Erlaß vom 18. Mai 1886 (abgedruckt in Dr. Schneider und Dr. Brehm, das Volksschulwesen im Preußischen Staate Bd. III Seite 444), wonach Religionsunterricht für die Kinder confessio neller Minderheiten da einzurichten ist, wo die Zahl der Kinder nicht unter 12 herabgeht.

Die Einrichtung des katholischen Religionsunterrichtes erfolgte erst nach wiederholten Vorstellungen und Eingaben beim Ministerium des Innern, obwohl damals über 50 Kinder nachgewiesen wurden. Endlich constatire ich, daß die katholischen Kinder thatsächlich erst nach gestelltem Antrage dispensirt worden sind, bezw. von dem Zwange befreit wurden.

Reinickendorf, den 13. August 1890.

Joh. Leop. Panske,
Curatus.

---

1) Damit stimmt überein die präcise Erklärung des Ministers von Goßler am 7. März 1889 im Abgeordnetenhause.

XXXIII.

Dom Mabillon und die Maurinercongregation.

Die monaſtiſchen Studien.

(Schluß-Artikel.)

Armand Le Bouthillier de Rancé entſtammte einer alten, im franzöſiſchen Hof hochangeſehenen Adelsfamilie. Körperlich und geiſtig mit den geſuchteſten Gaben geſchmückt, gebildet, liebenswürdig und geweckt, wurde der heranwachſende Jüngling bald das Idol der Pariſer Geſellſchaft. Faſt noch als Knabe hatte er eine Ausgabe der Gedichte des Anakreon mit Commentar beſorgt. Nach Einigen hätte ihn das ehrgeizige Verlangen, Coadjutor ſeines Oheims, des Biſchofs von Tours, zu werden, zum Eintritt in den geiſtlichen Stand veranlaßt; nach Andern das ſtolze Bewußtſein ſeiner Würde als „Commendatarabt“ mehrerer Klöſter, deren Einkünfte ihm ſchon von früheſter Jugend an zufloſſen. Wie dem auch ſei, de Rancé wurde Prieſter und ſtürzte ſich als ſolcher, durch Schmeicheleien, angeborne Eitelkeit und den unwiderſtehlichen Hang zum Vergnügen bethört, in den verhängnißvollen Strudel der Welt, aus dem ihn nur ein außergewöhnlicher Akt der göttlichen Barmherzigkeit rettete. Seine Umkehr war plötzlich und ſein Bußeifer ſo gründlich, daß die geſellſchaftlichen Kreiſe, in denen er ſo lange die Rolle des lebensfrohen Weltmannes geſpielt, wie vor einem unlösbaren Räthſel ſtanden. Ob die Urſachen dieſer plötzlichen

Umwandlung im Ueberdruß seines edlen Geistes an de
Leere und Eitelkeit der Weltfreuden, in Gewissensunruh
oder im fruchtbaren Wort gotterleuchteter Bischöfe un
Priester zu suchen, läßt sich mit Sicherheit nicht ermitteln
jedenfalls ist die dramatische Geschichte, welche die Sach
mit der Todtenbahre der ihm von Jugend an so theuer
Herzogin von Montbazon in Verbindung bringt, in's Reic
der Fabel zu verweisen. [1])

De Rancé verzichtete auf seine Pfründen mit Ausnahm
der Cisterzienserabtei La Trappe,[2]) wo er längere Zeit ver
weilend, sich auf der betretenen Bahn des Guten zu be
festigen suchte. Er stellte das durch das commendatar
ähtliche Aussaugesystem ruinirte Kloster wieder her, pen
sionirte die wenigen ihm abholden Religiosen und beric
regeltreue Mönche, mit denen er, in Betreff seines besonderen
Berufes vorerst Gottes Wink abwartend, Gebet und Arbei
theilte. — 38 Jahre alt trat er am 13. Juni 1663 zu
Perseigne in's Noviziat, legte im folgenden Jahre die heiligen
Gelübde ab und erhielt unmittelbar darauf die Abtsweihe.
Nach La Trappe zurückgekehrt, begann er, dem Drange
seines Bußeifers folgend, die goldene Discretion der Regel
St. Benedikt's unterschätzend, eine so strenge Lebensweise einzu
führen, daß ihm in wenigen Jahren an die dreißig Mönche
starben und er selber gefährlich erkrankte. Sein auf Drängen
Bossuets[3]) im Jahre 1683 veröffentlichter Traité de la sain-
teté et des devoirs de la vie monastique (2 Bände in 4°)
sollte seine Principien rechtfertigen und in weitere Kreise
tragen.

---

1) Vgl. Dubois, Hist. de l'abbé de Rancé. Paris 1869. I. p. 118,
120—125.

2) In der Diöcese Seez, Grafschaft Perche, an der Grenze der
Normandie, unweit Mortagne, gegründet 1120, 1148 mit dem
Cisterzienserorden vereinigt.

3) Vgl. Dubois II, 16.

In diesem Werke versucht der gestrenge Ascet mit erkennbarem Talent dem klösterlichen Leben neue Fundamente zu unterschieben, läßt sich aber von seinem Eifer zu Hauptungen fortreißen, die in ihrer Schärfe und Allgemeinheit sowohl der kirchlichen wie monastischen Tradition und gris widersprechen. Nach seinem Princip ist die einzig ubte Beschäftigung des Mönches Gebet, Psalmengesang d Handarbeit bei strengem Fasten und ewigem Stillweigen; Studium, Unterricht, Predigt, Missions- und seelgerliche Thätigkeit sind als unvereinbar mit dem wahren iste des Mönchthums ihm verboten.[1]) Kein Wunder, daß der feurigen Sprache und dem eindringlichen Appell an s Gewissen diese neuen und kühnen Ideen Aufsehen erregten d viele Geister blendend und betäubend mit sich fortrissen. laubte man doch die Stimme eines jener alten Anachoreten vernehmen, wie sie einst im 4. und 5. Jahrhundert aus r Thebais oder der syrischen Wüste in die volkreichen ädte hinabstiegen, um der erstaunten Welt die Eitelkeit d Nichtigkeit der glanzvollen heidnischen Civilisation zu erkünden. Bossuet triumphirte. „Ihr Buch bringt die Wirkung hervor", schreibt er dem Verfasser, „die ich mir zum voraus davon versprochen. Freilich sind einige Querköpfe icht damit einverstanden, und bereiten sich, wie verlautet, um Angriff. Hoffentlich wird ihre Verblendung sie nicht weit fortreißen. Danken Sie Gott, der Sie so trefflich spirirt hat. Ihre Doktrin entstammt derjenigen, gegen welche die Pforten der Hölle nichts vermögen, weil sie auf den Fels gegründet ist".[2]) Aehnliche Lobsprüche erntete de Rancé von den Jansenisten,[3]) die seinem Rigorismus natürlich a priori Beifall zollten.

---

1) Broglie II. 104.

2) Oeuvres de Bossuet publiés p. F. Lachat. Paris. 1864, t. 26 p. 317.

3) Dubois, Hist. de Rancé, II. 26 ff.

Weniger Begeisterung fand das neue Werk in Rom. Schon auf das Gesuch des Abtes von La Trappe, eine Generalversammlung für den gesammten Cisterzienserorden zu erlangen, hatte der sonst so milde und nachgiebige Cardinal Bona den merkwürdigen Ausspruch gethan: fervor hujus abbatis furor videtur.[1]) So dachte man auch jetzt; denn der Zeitpunkt, wo den Priestern und Mönchen nur zu oft von protestantischer Seite Unwissenheit und Versumpfung zum Vorwurf gemacht wurde, und wo der wachsende Unglaube mehr denn je die Vereinigung aller Kräfte zur Vertheidigung der Wahrheit gebot, schien in der That wenig geeignet, die Pflege der Wissenschaft in den Klöstern, die sich durch Jahrhunderte als die vorzüglichsten Stützen der Kirche erwiesen hatten, zu verdammen und die Feder mit dem Pflug vertauschen zu lassen.

Den Klöstern selber lag das Ungereimte des Rancé'schen Princips zu klar auf der Hand, um nicht energischen Einspruch dagegen zu erheben. Schien es sich ja mit unerklärlicher Kühnheit über die Thatsache hinwegzusetzen, daß gerade die berühmtesten Schriftsteller und hervorragendsten Vertheidiger der Wahrheit aus dem Ordensstande vielfach Heilige gewesen; daß die Abnahme der Wissenschaft in den Klöstern stets als sicherer Vorbote ihres Verfalles gegolten; daß im frühen Mittelalter wie zur Zeit der Barbarenfluth den Klöstern die providenzielle Mission geworden, der vom Untergang bedrohten Wissenschaft ein Asyl zu bieten; daß seine Doktrin im grellen Widerspruche stehe mit der Praxis des apostolischen Stuhles, der in den letzten Jahrhunderten die klösterlichen Studien ganz besonders begünstigt und gefördert hat.[2])

---

1) Broglie II, 106.

2) Die letztere Reflexion erhält in unsern Tagen ein neues Licht durch die Breven Leo's XIII. Zur Förderung der Studien im Benediktinerorden errichtete derselbe Papst bekanntlich auch das Collegium Anselmianum in Rom. Ganz besonders lobt der hl. Vater an den wahren Benediktinern der guten alten Zeit:

Zu den erſten, die Einſpruch erhoben, zählte der General
s Karthäuſerordens. Die von Rancé vertheidigten Sätze,
reibt er, entſpringen einem überſpannten Eifer und ſind
ignet, die Geiſter zu verwirren und die Seelen vom Wege
r Berufspflichten abzulenken. Die Karthäuſer nahmen
n auch eine Erklärung in ihre Statuten auf, die ihre
ätze vorzüglich gegen La Trappe richtet.[1])

Am empfindlichſten fühlten natürlich den von de Rancé
ührten Schlag die den Studien ſo warm ergebenen
auriner. De Rancé, der ſich nicht verheimlichen konnte,
ß ſich in St. Germain eine drohende Gewitterwolke ſammle,
muthete eine Zeit lang, Mabillon, eben in Rom anweſend,
rde bei der Indexcongregation Schritte thun, um eine
nſur gegen ſein Buch zu erwirken. Doch Mabillon war
cht der Mann, der zu ſolchen Waffen ſeine Zuflucht nahm,
nn es galt, einen Gegner zu bekämpfen. Er ſchrieb dem
bte ſelbſt, welche Bedenken er gegen ſein Buch hege.[2]) Im
ommer des Jahres 1684 erfolgte eine Antwort de Rancé's
f dieſen Brief in der Schrift: „Eclaircissements de
elques difficultés que l'on a formées sur le livre: ‚De
sainteté etc.' — eine Schrift, welche die beanſtandeten
ätze nur in eine neue, beſtechende Form hüllte, ſie ihrem
halt nach aber vollſtändig beibehielt. Damit war der
mpf eröffnet. Der beſcheidene Mauriner ſuchte ſich ihm
ar zu entziehen, wurde aber von allen Seiten in die Arena
drängt; bot doch ſein ſolides Wiſſen, ſeine unverwüſtliche
anftmuth und ſeine freundſchaftlichen Beziehungen zum Abte

tot monumenta doctrinae sacrae externaeque insignia ab ipsis edita, tot promerita in litteras artesque elegantiores etc. Leo XIII. Breve „Quae diligenter", 4. Januar. 1887.

1) Masson, Annales Ord. Carthus. Correriae 1867, t. I. praef. apud Dubois l. c. II. 39.

2) Réflexions de Dom Mabillon sur les devoirs monastiques avec les réponses de l'auteur de ce livre. Manuscr. autograph. inédit dans la bibliothèque nat. Portef. Corbie. Nr. 41, bei Dubois II. 32.

von La Trappe[1]) die beste Garantie, daß er bei gründl
Widerlegung die Grenzen einer besonnenen Apologie
christlichen Kampfweise nicht überschreitend den allge
geachteten „Convertiten" gebührend schonen werde. Im
und Ausland erwartete man mit Spannung die Antwort
großen Benediktiners.

Im Jahr 1691 veröffentlichte Mabillon seinen Tr
des études monastiques.[2]) Im ersten Theil liefert er,
vermeidend, die Thesen seines Gegners direkt anzugreifen,
der Hand der kirchlichen und monastischen Tradition
Beweis, daß die Studien weit davon entfernt, die Aufg
der Klöster, die vor allem in der Pflege der Tugend
des vollkommenen Lebens bestehe, zu hemmen, sie im Geg
theil fördern. St. Benedikt selber habe Studien in sei
Klöstern angeordnet. Die berühmten Männer, die aus d
Ordensstand hervorgegangen, die herrlichen Klosterbibliothek
die verschiedenen Reformen, die Verordnungen der Päpste u
Concilien, die monastische Tradition im Orient und Occid
bewiesen, daß die wissenschaftlichen Studien zu allen Zeit
in den Klöstern als unentbehrlich erachtet und in eminen
Weise betrieben worden seien. Der zweite Theil gibt ne
Beantwortung der Frage, welche Studien sich vorzüglich
den Mönch eignen, Methode und Hilfsmittel zum erfolgreich
Studium für Anfänger. Der dritte Theil beleuchtet d
Zweck der Studien, sowie die nothwendigen Hilfsmittel, u
Aufzählung einer Reihe von Werken, die einer Klosterbibli
thek unerläßlich seien.

---

1) De Rancé wußte das Talent Mabillons wohl zu schätzen.
wandte sich um Aufschluß über schwierige Punkte der Re
St. Benedikts an ihn und spendete ihm bei dieser Gelegenheit ni
wenig Lob. Vgl. Brief des Abtes de Rancé vom 11. Septe
ber 1679. II. 113.

2) Divisé en trois parties, Paris, Robustel 1691 in 4°;
zweite Ausgabe ebenda 1692, besteht aus zwei Duodezbänden.

Vergleicht man dieſes Werk mit jenem de Rancé's, ſo
ßt ſich nicht läugnen, Mabillon iſt an Feuer und Kraft-
ntfaltung, Fluß und Eleganz hinter ſeinem Gegner zurück-
eblieben, übertrifft denſelben dagegen an tiefem Wiſſen,
Takt, Ruhe und wohlthuender Natürlichkeit. „Der meinen
Obern ſchuldige Gehorſam und das Drängen meiner Freunde",
agt er in der Vorrede, wie um durch beſcheidene Zurück-
altung den ungeſtümen Gegner von vornherein zu entwaffnen,
veranlaſſen mich zum Schreiben. Ich weiß wohl, daß man
ber dieſen Punkt verſchieden denkt, und daß es nicht an
ophiſten fehlt, die glauben, für das Publikum hätten Mönche
nd monaſtiſche Dinge nur in ſoweit Intereſſe, als ſie ihnen
toff zur Kritik und Satire bieten. Doch nicht Jedermann
t ſo einſeitig; im Gegentheil ſind die richtig Denkenden der
nſicht, es ſei nur nützlich, wenn man Aufklärung über den
Mönchsſtand gebe, nachdem der beredteſte unter den griech-
chen Vätern denſelben ſo warm vertheidigt. Indeß bangt
ir weniger vor ſolchen Vorurtheilen als vor der Schwierig-
eit des Gegenſtandes und dem Umfang, den ein ſolches Werk
ach meiner Anſicht erfordert. Noch mehr Bedenken flößt
ir der Umſtand ein, daß ein großer Mönch und Diener
Gottes unſerer Tage bereits über denſelben Gegenſtand mit
olcher Tiefe und Gewandtheit geſchrieben hat, daß es ſchwer
ein dürfte, ihn zu überbieten. Adoptirt man nämlich ſeine
Anſicht, ſo läßt ſich derſelben kaum etwas Neues beifügen;
erwirft man ſie, ſo ſetzt man ſich der Gefahr aus, Mißbillig-
ung und Verurtheilung zu ernten. Vielleicht läßt ſich aber
auf discrete Weiſe ein Mittelweg finden, der uns beide
ſchließlich an dasſelbe Ziel führt. Immerhin hoffe ich, die
ſchuldige Ehrfurcht gegen den beſagten Diener Gottes nicht
zu verletzen, wenn ich mir erlaube, die bereits von ihm
behandelte Frage einer nochmaligen Prüfung zu unterziehen".

Mabillon täuſchte ſich in dieſer Hoffnung nicht; denn
beide kamen ſchließlich darin überein, ſie hätten auf verſchie-
denen Wegen dasſelbe Ziel verfolgt, indem der eine gegen

den Mißbrauch eitler Gelehrsamkeit, der andere zur Förderung der wahren christlichen Wissenschaft geschrieben habe.

Der Beifall, den „die Abhandlung über die monastischen Studien" allerorts in der Gelehrtenwelt erntete, war größer, als de Rancé und sein Anhang vermuthen mochten. Sofort wurde dieselbe in's Lateinische und Italienische übersetzt. „Ich bin überaus erfreut", schrieb der gelehrte Bischof Huet von Avranches mit sarkastischer Laune an den Verfasser, „daß Sie es unternommen haben, jene, denen man seit einigen Jahren gepredigt hat, die Unwissenheit sei dem guten Ordensmann unerläßlich, des Irrthums zu überführen. Ich befinde mich in einer Gegend, wo diese, dem Faulenzerthum so zusagende Maxime bereits Wurzeln geschlagen; man bedenkt aber nicht, daß Gleichgültigkeit in diesem Punkte nothwendig eine Erschlaffung der klösterlichen Disciplin nach sich ziehen muß. Umsonst habe ich auf Sie und Ihre Mitbrüder als würdige Träger des monastischen Gewandes und Namens hingewiesen. Mancher wird sich nun, falls ich ihn dazu bringe, Ihr Werk zu lesen, eines Bessern belehren lassen. Doch wer das Uebel liebt, scheut nur zu oft die Heilmittel".[1]) Selbst die Herren von Port Royal, große Bewunderer der neuen Aera von La Trappe, konnten nicht umhin, Mabillon zu seinem Erfolg Glück zu wünschen. Die Cardinäle Aguirre, Casanata, Colloredo, der Großherzog von Toskana, die Päpste Innocenz XI. und Clemens XI. spendeten dem Verfasser Lob.

Höchst empfindlich waren die Schläge, welche de Rancé durch den allseitigen Erfolg des Mabillon'schen Werkes erleiden mußte, das bald zum vierten Mal aufgelegt wurde; aber es schmerzte ihn noch weit mehr der Umstand, daß in die offizielle Approbation desselben Werkes eine Stelle des heil. Gregor von Nazianz mit aufgenommen war, worin der heil.

1) Der Brief steht in Vincent Thuillier's Ausgabe der Ouvrage posthumes de D. Jean Mabillon et de Thierry Ruinart. Paris 1724, tom. 1, pag. 392.

er sich scharf gegen die Widersacher der profanen Studien
spricht (Approb. D. Phil. Dubois, 29. Mai 1691) und
Rancé'schen Grundsätze des Irrthums zeiht. Indeß lag
nichts ferner als der Gedanke, seinem Gegner die Palme
zuerkennen. Besaß er doch in hohem Grad jene Zähigkeit
Charakters, jene bis zum Jähzorn sich steigernde Leiden-
ftlichkeit, wie sie sich zuweilen neben den erhabensten
genden bei Männern findet, denen die Mission geworden,
ieden Großes zu vollbringen, und die nur vermöge dieses
ereifers, vermöge dieser allen Hindernissen Trotz bietenden
waltthätigkeit zu jener Höhe gelangen, vor der die mensch-
e Schwäche zurückbebt. Unter den Eindrücken seiner plötz-
en Bekehrung von einem laxen Leben zu ungewöhnlicher
ßstrenge, erschien es de Rancé kaum begreiflich, warum
ht Jedermann den Weg von La Trappe einschlage, und
rum insbesondere die Ordensleute, statt auf halber Berges-
he stehen zu bleiben, nicht sofort, selbst auf die Gefahr
n Athem und Leben zu verlieren, nach dem von ihm
deckten Gipfel der Vollkommenheit eilten.

Mabillon, der von der Absicht seines Gegners Kenntniß
halten, schreibt an Estiennot: „Der Herr von La Trappe
denkt auf unser Buch zu antworten — wahrhaft zu viel
hre für mich!“ In einem andern Briefe sucht er den Abt,
m man geflissentliche Uebertreibung und Entstellung von
hatsachen vorgeworfen, zu rechtfertigen (Broglie II, 130).

Die erwartete Schrift, „Réponse au Traité des études
nastiques“, die acht Monate nach der Publikation des
raité erschien, war ein direkter Angriff auf die Thesen des
ztern. Nie hatte der Verfasser mit so viel Talent, Kraft
nd leidenschaftlichem Feuer geschrieben, aber auch nie so
ar durch die That bewiesen, daß die von ihm verpönte
flege der Wissenschaft allerdings nöthig sei, um einen Gegner
it Erfolg aus dem Felde zu schlagen. Das Buch erfreute
ch so günstiger Aufnahme, daß Rancé schon die Palme
zwang und die Debatte für geschlossen erachtete. Indeß

waren selbst Männer, die der Sache des Abtes Vor geleistet, sehr vorsichtig in der Beurtheilung desselben; Bo zählte zu ihnen; hatte er ja schon bezüglich des Trait la sainteté etc. sich geäußert, es folge aus seiner Ap bation nicht, daß er alle Gedanken des Buches durc billige. Einen schlimmen Eindruck machte am Hofe die h Behandlung, die Mabillon von seinem Gegner erfuhr. „ Abt von La Trappe hat mit Steinen nach dem bescheid Gelehrten geworfen, nachdem dieser ihm Rosen geboten", s der Staatsrath Pussort in Gegenwart des Hofes zum Kö Bei dieser Gelegenheit bezeichnete Ludwig XIV. den Maur als den gelehrtesten und demüthigsten Ordensmann sei Reiches.[1])

Mabillon hatte sich kaum von einer schweren Krank erholt, als ihm de Rancé's Erwiderung zukam. Nach sei Gewohnheit kümmerte er sich wenig um die gegen seine Per geschleuderten Schmähungen; dagegen erachtete er es eine heilige Pflicht, für das Interesse der Wahrheit, für Ehre des Ordens und seiner gekränkten Mitbrüder au neue zu den Waffen der Vertheidigung zu greifen.

Diese Kunde kam de Rancé höchst ungelegen; er ersuch seine Freunde, bei Mabillon und den erbitterten Maurin zu vermitteln. Mit besonderem Eifer widmete sich die Aufgabe die originelle Herzogin von Guise, eine Enkel Ludwigs XIII., die nach verschiedenen Schicksalsschlägen Abte von La Trappe einen geistlichen Rathgeber und warm Freund gefunden. Indeß all ihre Versuche, den Gegner zu Stillschweigen oder wenigstens zu einer vorläufigen Besprechu mit dem Abte zu bewegen, scheiterten an der Festigkeit seine Entschlusses, seine Congregation, die öffentlich geschmäht worde

1) Vergl. Histoire de la contestation sur les études monastiques lettres et écrits sur les études monastiques par D. Thuillie in den Ouvrages posthumes de D. Jean Mabillon. Pari 1724. t. I. p. 374.

h öffentlich zu vertheidigen. Darüber war de Rancé sehr
gehalten und schrieb an die Herzogin: „Wenn man mich
rsönlich beschimpft, so werde ich dazu schweigen; versucht
n aber, die von mir vertheidigte Wahrheit mit neuen, der
lt vielleicht plausibel und imponirend erscheinenden Gründen
zugreifen, so werde auch ich meine Thesen mit neuen, den
gnern noch unangenehmern Gründen zu stützen wissen, als
bisher geschehen.“ [1])

Eine Unterredung des Abtes mit dem Mauriner
m Lamy, den die Herzogin nach vielen Bitten schließlich
h La Trappe gebracht, hatte kaum ein anderes Resultat,
daß sie dem Mauriner Gelegenheit bot, den Abt im
traulichen Gespräch auf die Invektiven aufmerksam zu
chen, die er gegen die Congregation von St. Maurus
schleudert. De Rancé, der wohl fühlte, daß manche Sätze
nes Buches, wie z. B. dieser: „Ich wollte lieber Gemeiner
einem Garderegiment sein, als einer Congregation an-
hören wie jene der Benediktiner von St. Maurus“, schlecht
it der christlichen Vollkommenheit in Einklang zu bringen
ien, die er anstrebte, bereute seinen Fehler, indem er er-
öthend sagte, er habe in diesem Punkte um so übereilter
ehandelt, da er die Mauriner im Gegentheil sehr hoch
chätze und in vielen Stücken mit ihnen übereinstimme.

Inzwischen arbeitete Mabillon muthig an seiner Erwi-
derung weiter. „Ich stelle soeben die zweite Ausgabe über
die monastischen Studien fertig“, schreibt er an Magliabecchi,
„zwei Duodezbände, denen ich noch einen dritten zur Wider-
legung der Erwiderung des Abtes von La Trappe beifüge“.

Die ungefähr um dieselbe Zeit in Holland veröffent-
lichte anonyme Satire: „Vier Briefe an den Herrn von
La Trappe — zur Prüfung seiner Antwort auf die mona-
stischen Studien und einiger Stellen seines Commentars zur
Regel St. Benedikts“ (Amsterdam und Tours, 1692) war

1) Lettres de Rancé. S. 360. Broglie II, 142.

wenig geeignet, den Abt versöhnlich zu stimmen. Indes würdigte er bei seiner hohen Auffassung von der wissenschaftlichen Controverse das Pamphlet weder eines Blickes, noch gestattete er seinen Freunden, auf dasselbe zu erwidern. Nachdem der Streit beigelegt war, bereute der inzwischen bekannt gewordene Verfasser, Dom Dionysius de Sainte-Marthe, seinen Fehler und erhielt die Verzeihung des Abtes.[1])

Im September 1692 hatte Mabillon seine Arbeit vollendet. Die Behauptung D. Thuillier's,[2]) die Anhänger de Rancé's hätten beim Erzbischof von Paris und beim Kanzler Schritte gethan, um das Imprimatur zu hintertreiben, ist nicht hinlänglich bewiesen. Die Schrift führt den Titel: „Réflexions sur la réponse de M. l'abbé de la Trappe au Traité des études monastiques. Paris, Robustel. 1692. Nach sehr schöner Einleitung behandelt der Verfasser in dreißig Artikeln die controvertirten Punkte, wornach er drei Principien aufstellt, nach welchen die Streitfrage entschieden werde: 1) die Regeln der alten Mönche; 2) die Tradition in den mustergültigen Klöstern vom 4. bis 17. Jahrhundert; 3) das Wesen und die Aufgabe des Mönchthums. — Er stützt seine Sätze durch Beispiele und Aussprüche der Heiligen, durch Verordnungen der Päpste und Concilien, und schließt mit der Frage ab, ob ernste Studien jemals in den Klöstern Uebelstände, Verfall oder Häresien erzeugt hätten.

---

1) D. Dionysius de Sainte-Marthe oder Sammarthanus war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Studien, daher sein heftiger Angriff. Er ist der Verfasser der Lebensbeschreibungen des Cassiodor (Paris 1694), des heil. Gregor des Großen (Paris 1697), der ersten Bände der umfangreichen Gallia christiana (13 vol. in fol. Paris 1714 ff.) und der Herausgeber der Opera omnia S. Gregorii Magni, 4 vol. in fol. Paris 1705. Wegen seiner hohen Tugenden und seines umfangreichen Wissens gelangte er schließlich auch bei der Herzogin von Guise wieder zu Gnaden und erhielt hohe Vertrauensposten.

2) Histoire des contestations. Oeuvres posthumes de Mabill. S. 379.

Das Buch weist neben dem Vorzug schlagender Logik
d der seltenen Gewandtheit, die schwachen Seiten und
geständnisse des Gegners vortheilhaft zu benützen, so viel
ben, Fluß und Eleganz des Stiles auf, daß Mabillon nach
m allgemeinen Urtheil der Kritiker sich darin selbst über-
ssen. Was ihm aber die Sympathien Aller, selbst der
gner gewann, war der das Ganze durchwehende Geist der
muth, christlichen Liebe und Versöhnlichkeit. Citiren wir
r eine Stelle: „Ich bitte in Gottes Namen, bleiben wir
erhalb der Grenzen einer streng wissenschaftlichen Discussion
d verlieren wir uns nicht in Dinge, die statt unsern Gegen-
nd zu beleuchten, nur dazu dienen zu erbittern und die
be zu verletzen. Möge Gott mir die Gnade verleihen,
ch nie auf solche Abwege zu verirren; alle Einwendungen
d Vorwürfe werde ich suchen dem Frieden und der christ-
hen Liebe zum Opfer zu bringen. Gegentheilige Bestreb-
ngen widersprechen unserm Stande und führen nicht zur
ersöhnung, sondern zur Fortsetzung des Streites, so daß
s die Laien, wie einst auf dem Concil von Chalcedon, mit
echt zurufen könnten: ‚Clamores isti nec episcopos nec
onachos decent, nec partes juvant'. — Verzeihen Sie
ir, hochwürdiger Vater, diese offene Sprache; ich habe nicht
e Absicht, Sie zu verletzen, sondern die Wahrheit, mich
lber und meinen Orden zu vertheidigen. Sollte ich diese
renze überschritten haben, so sage ich mit dem heiligen
ugustinus: Da veniam si quid liberius dixi, non ad
ontumeliam tuam, sed ad defensionem meam. Praesumpsi
im de gravitate et prudentia tua: quia potes considerare
uantam mihi respondendi necessitatem imposueris: aut
i et hoc non recte feci, et hinc da veniam.“ [1])

Selbst Dubois, der sich sonst mit Vorliebe auf die Seite
e Rancé's stellt, gibt zu, Mabillon, der wie Tertullian mit

1) S. August. epist. 28 no. 29. Tract. de stud. monast. ed. Venet. 1729. II. 223. Broglie II, 167.

seiner Toga alle Wissenschaft umschlossen, habe durch seine Sanftmuth und Demuth den Sieg errungen.[1])

Hätte de Rancé auf die öffentliche Meinung gehört, er würde wenig Ermuthigung zur Fortsetzung des Kampfes gefunden haben. Selbst von Seiten seiner Freunde kam ihm der Wink zu, er thäte besser daran, zu beten, als sich mit Bücherschreiben zu beschäftigen, das er ja im Princip verurtheile; Mabillon könnte sich dann, statt die Studien zu vertheidigen, denen schließlich doch keine Gefahr drohe, zum Vortheil der Kirche seinen historischen Werken widmen. Leibniz machte sich zum Interpreten der deutschen Gelehrten, wenn er an Nicaise, einen Freund de Rancé's schreibt, es sei ihm unbegreiflich, wie der Abt so hartnäckig auf seiner Meinung bestehen könne, nachdem die Klöster nicht nur die Wissenschaft vor dem Untergange bewahrt, sondern die größten Männer herangebildet hätten. In der Kirche müsse es verschiedene Orden geben; de Rancé erneuere in löblicher Weise das alte Einsiedlerthum, täusche sich aber, wenn er glaube, alle Mönche müßten seinem Beispiel folgen. Man brauche in der That nicht zu fürchten, die Zahl der gelehrten Mönche würde über Gebühr anwachsen, indem der Mensch von Natur aus zur Trägheit geneigt sei. Die Wissenschaft sei ein mächtiges Hülfsmittel zur Förderung ächter Frömmigkeit: ohne dieselbe liefen die Contemplativen Gefahr, dem Visionärenthum oder dem falschen Mysticismus zu verfallen. — Aehnlich schrieb Leibniz an Tenzel.[2])

---

1) Dubois, Hist. de Rancé, II, 342. Il n'est pas possible de lire quelque chose de plus beau et de plus touchant. — Tels devraient être toujours le ton et l'esprit de la polémique chrétienne. l. c. p. 343. C'est ainsi que discutaient les Basile, les Grégoire, les Augustin, avec calme, douceur et modestie.

2) Lettre de Leibnitz ap. Cousin, fragments philos. 1866, t. IV, p. 82. Leibniz Werke V, S. 400. Broglie II, 174—176.

De Rancé zögerte, doch bald riß ihn sein Feuereifer
die Furcht, die Makel des Irrthums möchte an ihm
n bleiben, zu einer neuen Erwiderung fort, die schon
nigen Monaten zum Drucke bereit lag, aber in Folge
Zwischenfalls nicht zur Veröffentlichung gelangte. Das
alkapitel der Mauriner, das um diese Zeit (1693) zu
noutiers tagte, gab dem Abte neue Beweise seiner
chtung und Versöhnlichkeit, indem es das obengenannte
hlet censurirte und den Verfasser derselben, D. Denys
ainte-Marthe, seines Amtes als Prior entsetzte. Nicht
d hatte die Herzogin von Guise vernommen, Mabillon
e sich auf dem Kapitel, als sie ein dringendes Schreiben an
chtete, er möge es nicht unterlassen, die günstige Gelegen-
zu einem Besuche in La Trappe zu benützen. Mabillon
sich diesmal dem Wunsche und traf am 28. Mai desselben
es (1693) zur nicht geringen Freude der Herzogin von
e in La Trappe ein, wo sie endlich die beiden Männer.
urch die Heftigkeit ihrer Polemik die Augen von ganz
kreich, ja der ganzen Welt auf sich gelenkt hatten, in
aulichem Gespräch einander gegenüber sah. Mabillon
ert uns die Zusammenkunft mit Worten, welche uns
Schönheit seiner kindlichen Seele bis auf ihren Grund
üllen. „In der ersten Unterredung, so schreibt er, vermied
ede Andeutung unseres Streites. Dagegen frug mich
Herr Abt in der zweiten, ob wir es nicht übel genommen
n, daß er gegen mich geschrieben habe. Ich umarmte
sofort, und während wir beide vor einander niederknieten,
e ich, daß meine alte Liebe und Verehrung gegen ihn in
ge seiner Schriften auch nicht die geringste Einbuße erlitten
e." „Ist man tief von einer Wahrheit überzeugt", entgeg-
er, „so sucht man ihr nicht selten durch allzu große
haftigkeit Ausdruck zu geben; indeß glauben Sie mir,
ich stets eine hohe Achtung vor der Congregation von
Maurus und insbesondere vor Ihnen bewahrt habe".
h fügte er bei, daß er diese Erklärung in Gegenwart

eines Zeugen abzugeben wünsche. . . . Indeß kam zufälli Jemand heran und so wurde unser Gespräch unterbroche Mehrere Mönche von La Trappe unterhielten sich mit mi in demselben Sinne; sie sagten, ich hätte der ganzen Communi tät durch meinen Besuch eine unaussprechliche Freude bereitet."[1] De Rancé war von der Sanftmuth, christlichen Einfalt uni Liebe des großen Mauriners so erbaut, daß er nicht zögerte sich mit ihm auszusöhnen und auf jede weitere Erwiderun zu verzichten. Es meinten zwar Einige, die geplante Erwiderung des Abtes würde nach dem Tode Mabillon's veröffentlicht werden. „Mag das sein", erwiderte der Mauriner; „jedenfalls werde ich nicht aus der andern Welt zurück kommen, um darauf zu antworten. Selbst wenn ich noch lebte, würde ich mich nicht mehr darauf einlassen; einer muß schließlich nachgeben, sonst würde der Streit ja ewig dauern. Nos autem talem consuetudinem non habemus."[2]) Der Traktat de Rancé's gelangte indeß niemals zum Druck. Dubois hatte das Manuskript in Händen und gibt in dem oben citirten Werke (Bd. II. S. 380 ff.) Auszüge aus demselben.

So groß der Ruhm war, den Mabillon bei diesem Streite erntete, seine Demuth erlitt dadurch nicht die geringste Einbuße. „Wenn die Heiligkeit der Engel in Deiner Gegenwart erzittert, Herr", schreibt er in einem in der Pariser Nationalbibliothek aufbewahrten Autograph,[3]) „was soll ich von mir denken, der ich Dich so oft beleidigt habe! Wie könnte ich auch nur die geringste Regung von Eitelkeit zulassen, da ich niemals etwas Gutes, dagegen Böses ohne Zahl begangen habe. Wie dürfte ich je die Achtung der Menschen suchen, nachdem ich mich so oft der äußersten Schmach und Verach-

1) Brief vom 15. Juni 1693. Oeuvres posthumes de Mabillon I. 417. Vergl. die Antwort Estiennot's bei Broglie II, 181.

2) Corresp. de Mabill. Bibl. nat. fonds français 19649 fol. 393, ap. Broglie II. 187.

3) Broglie II. 195 nach dem oben citirten Manuskript.

ng ſchuldig gemacht? Was bin ich ſo vielen Menſchen genüber, die unvergleichlich beſſer ſind als ich? Wenn der poſtel ſich für den größten aller Sünder hält, weil er kurze it aus verkehrtem Eifer die Kirche Gottes verfolgt, was ß ich dann von mir denken, der ich ſtändig Dich bekämpft d von Kindheit an Deine Vorſchriften und Gebote übertreten be? Die heiligſten Seelen halten ſich vor Deinem Angeſicht r nichts als Sünder und Verbrecher, während ich Armer aube, etwas zu ſein. Aber wenn ich in der That auch as wäre, wie könnte ich genügend meine Unwürdigkeit r Dir bekennen? O mein Gott, gib, daß ich nur einzig ich achte und ehre, und nur darum mich kümmere, wie Du n mir denken und urtheilen wirſt, wenn ich vor Deinem ichterſtuhl erſcheine."

Dieſe Zeilen allein hätten de Rancé überzeugen können, ß ſelbſt der gelehrteſte Mönch ein demüthiger und darum ch wahrer und heiliger Mönch ſein könne. —

Mabillon zählte jetzt 60 Jahre; die Zeit des Friedens nd der Ruhe war indeß noch nicht gekommen; mühſelige, ſbſt bittere Stunden warteten ſeiner. Im Januar 1694 arb P. Michael Germain, ſein treuer Mitarbeiter und Ge=ährte. Ein heftiger Angriff des Jeſuiten Germon auf die Diplomatik" rief Mabillon aufs neue auf den Kampfplatz; r beſorgte eine neue Auflage ſeines großen Werkes mit einem Supplement (1704), worin die beanſtandeten Sätze mit ſo berzeugenden Argumenten geſtützt werden, daß der Gegner ach längerem Kampf und trotz verzweifelter Gegenwehr, worin er immer wieder neue Schwierigkeiten vorbrachte, ſchließlich in Aller Augen für beſiegt galt. Dagegen wäre die Schrift: Epistola de cultu Sanctorum ignotorum Eusebii Romani ad Theophilum Gallum beinahe auf den Index gekommen.[1]) Weitere Angriffe erlitt er bezüglich ſeiner Vor=

1) Mabillon war in ſeinem Eifer gegen die mitunter in Frankreich unbeſonnene Verehrung der aus den römiſchen Katakomben kom=

rede zum 7. Band der Werke des hl. Auguſtinus, auch weg
ſeines Gutachtens über eine die Familie des Cardinals v
Bouillon betreffende alte Urkunde; ja ſelbſt von der g
häſſigſten Verläumdung blieb er nicht verſchont, indem en
liſche Proteſtanten ihn mit dem apoſtaſirten Mönche Gabill
aus einem ganz anderen Orden verwechſelnd, das Gerüc
ausſtreuten, er ſei nach Holland geflohen und dort pro
ſtantiſch geworden. In einer Erwiderung (1698) weist unſ
Mauriner eine ſolche Zumuthung mit Entrüſtung zurück. D
Vertheidigung der römiſch-katholiſchen Kirche, ſagt er, ſei ſein
Lebensaufgabe geweſen; er bitte Gott, derſelbe möge ſein
Gegner mit dem Lichte des Glaubens erleuchten und in de
Schooß der Einen wahren Kirche zurückführen. Indeß ſchmä
lerte dieſe Verläumdung ſeine Achtung nicht in hohen un
höchſten Kreiſen. Papſt Innocenz XII. und Clemens XI
bezeugten ihm ihre Verehrung; die königliche Akademie de
Inſchriften ernannte ihn zum Ehrenmitglied; Fürſten, geiſt
liche und weltliche Würdenträger ſuchten in ihm ihren geiſt
lichen Lehrer und Führer, wie er denn auch mehrere aſcetiſch
Schriften für dieſelben verfaßte.[1])

Im Jahre 1701 beſuchte Mabillon, hauptſächlich um
ſeine Andacht zu befriedigen, die zwei berühmten Klöſter
St. Benoît ſur Loire und Clairvaux. Wie Ruinart berichtet,

---

menden sancti ignoti etwas zu weit gegangen, obwohl er die
katholiſche Lehre von der Reliquienverehrung durchaus richtig
darſtellte. Eine verbeſſerte Ausgabe derſelben Schrift (1705)
wurde von der Indexcongregation ſofort approbirt und em-
pfohlen. In neuerer Zeit regte der belgiſche Jeſuit de Buck
dieſelbe Frage wieder an, war aber kaum glücklicher als der
Mauriner. Indeß hat die römiſche Curie vor einigen Jahren
die von Mabillon über die Reliquienverehrung aufgeſtellten Grund-
ſätze vielfach zu den ihrigen gemacht.

1) z. B. Instruction sur le renouvellement de la vie, und La
mort chrétienne sur le modèle de celle de Notre Seigneur
Jésus Christ.

arf er ſich beim Anblick des letzteren Heiligthums zu Boden
d küßte mit großer Verehrung die Erde. Als er das Glück
atte, über den Reliquien dieſer beiden großen Heiligen und
ter des Ordens das unblutige Opfer darzubringen, konnte
ſeiner Gefühle nicht mehr Herr werden. — Das Werk,
as er noch in vorgerücktem Alter unternahm, die Annales
rdinis S. Benedicti, eine Arbeit, die ſelbſt jüngeren Schul-
n keine leichte Bürde geweſen wäre, bildet ein Meiſterwerk
ſtoriſcher Forſchung, welches, wie Biſchof Hefele ſagt, „nicht
r über die Geſchichte des Ordens, ſondern auch über die
rchen- und Profangeſchichte bedeutendes Licht verbreitet
d als hiſtoriſche Fundgrube für jeden ſpäteren Geſchicht-
hreiber des Mittelalters wichtig und ergiebig iſt.“ (K.-L. VI¹
. 702.) Vier Großfoliobände erſchienen noch zu Lebzeiten
es Verfaſſers (1703—1707); der fünfte, den Mabillon nahezu
ollendet hatte, ward nach ſeinem Tode mit einer Vorrede
on Dom Maſſuet, und der ſechſte 1739 nach dem Tode
Ruinart's und Maſſuet's von Dom Martene veröffentlicht.

Am 1. Dezember 1707 befand ſich Mabillon geiſtlicher
Funktionen wegen zu Chelles, als er von einem gefähr-
lichen Blaſenleiden erfaßt wurde. Mit banger Vorahnung
eilte Ruinart an das Lager ſeines geliebten Lehrers, der ihm
eines Tages, als er das Leben des hl. Anſelm für die An-
nalen bearbeitete, plötzlich zugerufen: „Ich werde im Alter
St. Anſelm's ſterben.“ In einer Sänfte nach St. Germain
zurückgebracht, ſuchte er die ihm noch beſchiedenen Tage einzig
für das Heil ſeiner Seele zu verwenden. Seine Mitbrüder
mußten ihm aus den Briefen des hl. Paulus und aus ſeinem
eigenen Büchlein vom chriſtlichen Tode, worin er zahlreiche
Beiſpiele der Heiligen zuſammengeſtellt, vorleſen. Auch unter
den heftigſten Schmerzen wollte er nicht vom Breviergebet
ablaſſen; jeden Tag hörte er von ſeinem Lager aus mit An-
dacht die heilige Meſſe, welche im anſtoßenden Gemache für
ihn geleſen wurde. Als P. Ruinart ihm Troſt zuſprach, ant-
wortete er: Non timeo mori, quia bonum Dominum habe-

mus. Mit innigem Glauben und glühender Liebe empfi
er die heiligen Sterbesakramente und bat dringend um
Verleihung der Ablässe, die er in der Todesstunde als Orde
mann gewinnen könne. „Vater, wenn es möglich ist . .
hörte man ihn oft im Uebermaß der Schmerzen sagen, „d
wie Du willst." Wenn Freunde aus der Stadt ihn besuch
und von Tagesneuigkeiten redeten, so sagte er mit d
Psalmisten: Narraverunt mihi fabulationes, sed non ut l
tua, um das Gespräch auf heilige Dinge zu lenken. Ma
verständigte alle Besucher, daß sie kein Wort des Lobes üb
seine Schriften und Arbeiten verlauten lassen dürften, fal
sie ihm nicht Leid bereiten wollten. Mit großer Dankbarke
erwiderte er alle Dienste der ihn pflegenden Brüder. De
Tode nahe, rief er mit dem hl. Johannes: Veni Domin
Jesu, und während Ruinart mit den Umstehenden die Sterb
gebete verrichtete, hauchte er in der Umarmung des Gekreuzigte
mit den Worten: Benedicite omnia opera Domini Domin
seine große Seele aus am Feste des hl. Johannes, 27. De
zember 1707.

Nach Ordensbrauch wurde die Leiche öffentlich aus
gestellt; zahlreich strömten seine Freunde und das Volk herbei
um noch einmal die ehrwürdigen Hände zu küssen. Ganz
Paris schien den unersetzlichen Verlust zu fühlen. Als man
dem König meldete: „Sire, der frömmste und gelehrteste
Mann Ihres Reiches ist gestorben", versetzte er: „Wie, Ma
billon todt?" In zahlreichen Kirchen Frankreichs veranstaltete
man Trauerfeierlichkeiten. In der Sorbonne, auf den Aka
demien und Gymnasien erklang sein Lob in griechischer,
lateinischer und französischer Sprache. Nicht weniger betrauerte
man den großen Todten in anderen Ländern (Broglie II, 366).
Unter den unzähligen Beileidsbriefen nennen wir nur den,
welchen der Cardinal Colloredo im Auftrage des Papstes
Clemens XI. schrieb. Der heilige Vater ordnete an, daß
man die Hülle des um die Kirche und die katholische Wissen-
schaft so verdienten gottseligen Mönches an einem hervor-

genden Orte bestatte, um, wenn der Augenblick es fordere, eine Gebeine erheben zu können.

Eine Inschrift in der Kirche von St. Germain zeigt uns den Ort seiner sterblichen Ueberreste. Ruinart, der uns die vergleichlichen Tugenden dieses Mannes beschrieben, schließt mit den Worten: „Er starb so, daß er sich nicht weigerte zu leben, und lebte so, daß er die letzte Stunde nicht fürchtete. Spiritu magno vidit ultima.“

Maredsous. S. B.

XXXIV.

Die Beuroner Malerschule.

(Schluß.)

Wahrlich es ist eine schöne Aufgabe, vor welche hier die junge Schule gestellt wurde. Was ist mit diesen Thematen des Kreuzweges zu vergleichen an großartigen und lieblichen Momenten, an tragischen Conflikten und dramatischen Contrasten, an allbezwingendem Affekt und allgemeinstem Interesse! Die Schule hat aber auch zur Lösung dieser Aufgabe ihre ganze Kraft, all ihr Können, Glauben und Beten eingesetzt. Die Bilder der Marienkirche sind unverkennbar das Reifste, was die Schule geschaffen hat, und es dürfte nicht unwillkommen sein, wenn wir gerade an ihnen die künstlerische Richtung derselben etwas näher darzuthun suchen.

Die erste Composition (Jesus wird zum Tod verurtheilt) ist dadurch räumlich stark beeinflußt, daß das ihr zur Verfügung stehende Feld durch eine stark hereingreifende spitz-

bogige Thürlünette entzwei getheilt wird. Damit war a
eine Zweitheilung der Composition geboten und als M
raum für sich war das geschlossene Bogenfeld der Thi
auszunützen. So sehen wir denn links von der Thüre (h
und im Folgenden immer vom Standpunkt des Beschaue
aus gemeint) Pilatus auf dem Richterstuhl, eben die Har
waschung vornehmend, das Antlitz merklich beschattet v
Sorge, Bedenken, Unzufriedenheit mit sich selbst, was d
verwunderten Blick des Lictors an seiner Seite nicht entge
Vor seinem Richterstuhl aber steht der Hohepriester mit zn
Vertretern des Synedriums; sie wenden sich mit flammende
Blick, mit erregter Geste des Abscheus und der Verwerfun
mit Worten der Wuth und Schmähung nach der ande
Seite, gegen die Person Jesu hin. Sie scheinen das Tode
urtheil, das Pilatus ungern und zaghaft ausgesprochen, n
vollem Herzen, mit innerstem Affekt zu wiederholen und Jes
zuzuschleudern; sie vollziehen den Bruch mit ihrem Messi
und überantworten ihn in den Tod. So kommt schön zu
Ausdruck, daß nicht so fast Pilatus als sie ihn in den T
gebracht haben. Drüben aber auf der andern Seite ste
Er groß in stiller Majestät da, ganz dem Beschauer z
gekehrt; die durch Schmerz und Schmach gedämpfte Glor
die Schönheit seiner Liebe und Geduld leuchtet mit ve
stärktem Glanze, da sein edles Antlitz rings umrahmt ist v
einem Kreis gemeiner, roher Proletariergesichter. Sein G
wand ist hier wie auf den folgenden Bildern der einfac
rothe Leibrock ohne Mantel, dessen kräftige Farbe ihn übera
sofort als die Hauptperson erkennen läßt, dessen Einfachhe
seiner Armuth und Niedrigkeit entspricht. Die Schergen e
greifen und binden ihn, um ihn nach der Dornenkrönun
zur Kreuzigung zu führen; einer schickt sich eben an, ih
von hinten den Dornenkranz wieder aufzusetzen. Die Ver
bindung dieser Bildhälfte mit der andern stellt aber ein röm
scher Soldat her von edleren Gesichtszügen; er wendet da
Antlitz mitleidig dem Heiland zu und wendet die Hand ab

ehrend gegen die Hierarchen, unwillig über ihre Lästerung
d Verwerfung. Nach rechts aber bildet den Abschluß der
nzen Composition Judas, welcher von Jesus abgewendet
e Silberlinge in den Beutel zählt. Mittelst einer sehr
laubten Aneinanderdrängung zeitlich nicht zusammenfallender
omente ist nun in den beiden Theilen dieses Bildes der
: das Verständniß des ganzen folgenden Dramas unent-
hrliche Vorunterricht gegeben, welcher in Worte gefaßt lautet:
r, dessen Todesgang und Todesleiden ihr nun schauen sollt,
mmt in solche Schmach und Noth verrathen durch seinen
inger, verurtheilt durch den römischen Landpfleger, mehr
ch dem Tod überantwortet durch die Obern seines Volkes,
r allem aber — das besagt seine das ganze Bild beherr-
jende Gestalt, die sich mit gesenktem Haupt, mit ausgebreiteten
rmen selbst ausliefert und hingibt — vor allem aber hin-
opfert durch seinen eigenen Willen und durch seine Liebe:
blatus est, quia ipse voluit, lautet mit Recht die Inschrift.
un schließt aber das Bogenfeld der Thüre noch eine er-
reifende Zwischenepisode ein, eine Commemoration der Geiße-
ung und Dornenkrönung, welche an die altbeliebten Erbärmde-
nd Ruh-Christi-Bilder erinnert. Mit Purpurmantel, Dornen-
rone und Schilfsscepter sitzt der Heiland auf einem Stein,
as müde Dulderhaupt mit der Hand stützend; links die
Geißelsäule und ein roher, spottender und schlagender Geselle,
echts ein anbetender Engel, das Auge voll schauernder Liebe
uf den Heiland heftend: drei mächtig wirksame Contraste,
ie höhnende, mißhandelnde menschliche Verkommenheit, die
leidende Unschuld, die anbetende Liebe. Das ist das Pro-
gramm für alle andern Darstellungen und der anbetende
Engel schönster Typus für die christliche Seele.

In die zweite Composition (Jesus nimmt das schwere
Kreuz auf sich) schiebt sich, sie diagonal durchschneidend, die
arbor infelix herein, das Holz des Fluches mit seinen harten
Linien, mit seiner herben Form, die sich ansieht wie eine
verkörperte Dissonanz, wie eine Durchschneidung und Auf-

einanderheftung von Schmerz und Schmach. Der Heilan aber schreitet erhobenen Hauptes, fast verklärt offenen Auge auf dasselbe zu, berührt es mit beiden Händen und weih und heiligt es durch diese Berührung; man meint das har Holz unter seiner Hand erzittern zu sehen, wie durchschauer von der Berührung der Gottheit, wie durchbebt von eine Ahnung seines hohen Berufs, als instrumentum salutis bein großen Opfer zu dienen. Römische Soldaten richten es au und bemühen sich, es Jesu auf die Schultern zu legen. Si sowohl als der Hauptmann, der mit einem Trompetenstoß das Signal zum Aufbruch gibt, sind anders charakterisir als die Schergen des vorigen Bildes. Auf ihren Gesichtern ist etwas von römischer gravitas zu lesen; daneben ein Zug tiefen Unbehagens, eine gedrückte Stimmung, ein unheimliches Gefühl, daß ein ungeheures Schicksal sich ihrer Hände be- dient; der Hauptmann scheint es zu ahnen, daß er mit seinem Trompetenstoß einen weltgeschichtlichen Moment ankündigt. Gewiß eine großartige Auffassung; dieser hochtragische Zug wird auch durch die folgenden Compositionen hin festgehalten und bietet schöne Möglichkeit, die ganze Schilderung über den Tiefen gemeiner Roheit zu erhalten. Haß und Wuth beseelt die beiden abseits stehenden Hierarchen, von welchen der eine mit erhobener Hand zum Aufbruch mahnt, während der andre mit Grimm Zeuge der Freudigkeit ist, mit welcher Jesus sein Kreuz begrüßt.

Jesus fällt das erste Mal unter dem Kreuz; sein Fuß ist gestrauchelt, sein ermatteter Körper sinkt auf ein Knie, mit Mühe hat der Herr noch mit beiden Händen sich am Kreuz einen Halt geben können, dessen Hauptbalken einer der Soldaten rasch mit der Schulter aufgefangen. Sein Nieder- stürzen ruft lebhafte Bewegung hervor; am ruhigsten ist der starkknochige Soldat, welcher rechts die Scene abschließt und welcher durch festes Halten des Kreuzes das völlige Nieder- stürzen zu Boden hat verhindern können; auf seinem Antlitz spielt ein Zug des Mitleids mit dem Erschöpften; ein an-

ist rasch herbeigeeilt, das Kreuz in der Mitte zu stützen, er beugt sich auch nicht ohne Theilnahme über Jesus Nur der, welcher Jesus an dem um den Leib gegangenen Strick führt, ist ärgerlich über das Vorkommniß zieht nicht eben allzu sanft den Strick mit beiden Händen Der Hauptmann hat rasch nach dem obern Ende des Querbalkens gegriffen, um das Umstürzen des Kreuzes zu hindern; er ist hocherregt und indem er zu lautem Rufen Mund öffnet und seinen Stab erhebt, um den Befehl Aufrichtung Jesu und zum Weiterziehen zu ertheilen, er sich abermals überwältigt von dem beängstigenden Bewußtsein, eine aktive Rolle spielen zu müssen bei dem sichtbaren Verhängniß, das über diesen, wie er bereits erkannt, schuldlosen Mann hereinbricht. Die Composition klingt aus in den zwei Frauengestalten links; eine edle Matrone ihrer Dienerin beklagen den Herrn, dessen Unschuld sie fühlen, und sie fordern vom Beschauer das Mitleid für Jesus.

Nach der vorübergehenden Schwächeanwandlung, welche zum ersten Fall verursachte, zeigt die vierte Station den Heiland wieder aufrecht, stark, energisch vorwärts schreitend, wie ein Riese seinen Weg laufend. Seine Liebe zu den Menschen spornt seine Kräfte — und seine Liebe zur Mutter, der eben auf dem Kreuzweg einherwankt, ihm ihr Mitleid zu bezeugen. Ihr Leid ist groß genug, es soll nicht durch den Anblick seiner Schwäche noch vermehrt werden. Er nimmt sinnig all seine Kraft zusammen, um die der Mutter durch sein Beispiel zu stärken. Auch diese Auffassung ist sehr glücklich und ächt christlich; keine Rührscene soll geschildert werden, in welcher auf beiden Seiten die Weiche des Gefühls die Stärke des Willens bedrohen würde. Diese Begegnung zwischen Mutter und Kind dient beiden zur Kräftigung und Stählung; aufrecht steht auch die Mutter da und breitet beide Hände gegen den Sohn aus, der sie segnet; hinter ihr kniet Magdalena und steht Johannes. Die Haltung der Soldaten ist eine durchaus würdige; keiner weist die Frauen

zurück, keiner hätte gewagt, störend einzugreifen: über i
hartes Gemüth kommt es wie zarte Rührung, wie Ehrfur
vor dieser jungfräulichen Mutter; halb verlegen suchen
theils das Vorkommniß zu ignoriren, theils werfen sie do
die Gruppe umschreitend, neugierige Blicke auf die anziehen
Scene oder flüstern sie sich ihre Eindrücke in staunenden Wort
zu. Der Hauptmann steht voll Staunen da, zugleich bere
mit der einen Hand jede etwaige unbefugte Einmischung a
zuwehren; er befestigt sich sichtlich beim Anblick der Mutt
im Bewußtsein der Unschuld des Sohnes.

Ganz anders der Haupteindruck der folgenden Station
Simon von Cyrene hilft Jesus das Kreuz tragen
Jesus hat in der That um der Mutter willen jene aufrecht
standhafte Haltung seiner zusammenbrechenden Kraft al
gerungen; nach der Begegnung hält die Schwäche und Müdig
keit des Leibes der Energie des Geistes nicht länger Stand
Er ist so unsäglich müde; die Last des Kreuzes beugt ihr
die Knie und drückt sein Haupt tief herab; es ist nicht mög
lich, er kann das Kreuz allein nicht weiter schleppen. Di
Soldaten sehen es ein; einer ruft es laut aus der Scen
heraus und fordert auf, eilig irgend jemand zur Hilfeleistung
herbeizuholen; ein anderer hat schon den Simon erspäht und
nöthigt den bestürzten Mann Hand anzulegen. Das ist ein
Augenweide für die Synedristen, die mit vollem Behagen
und Vergnügen es beobachten, wie der Heiland, der andern
geholfen, sich selber von einem Bauern helfen lassen muß
Ganz rathlos und verloren stehen aber zwei Büblein neben
draußen — Alexander und Rufus, die Mark. 15, 21 ge-
nannten Söhne des Simon, die eben so unerwartet von
ihrem Vater getrennt worden sind, von den Künstlern aber
hier und im Folgenden recht sinnig in die Composition herein-
genommen wurden.

Lieblich, einfach und rührend ist geschildert, wie Veronika,
hier wie bei Adam Krafft von einem dienenden Mägdlein mit
Kelch und Krug begleitet, dem Heiland das Schweißtuch dar-

Der Heiland hat es dankend angenommen und gibt
erschönt durch den Abdruck seines Antlitzes der knienden
zurück voll milden Dankes und sanfter Freundlichkeit.
n liegt mit Fleiß und Eifer seinem Amt als Kreuz-
er ob, nimmt aber zugleich bewegten Antheil am Liebes-
und hat staunend auch das Wunder auf dem Tuch
ckt. Auch die Soldaten neigen zur Milde und Duldung;
bei Einem erwacht die Wildheit, er kann seinen Unwillen
r die abermalige Störung nicht unterdrücken und schafft
Ausdruck durch drohendes Schwingen des Stricks, doch
ohne gleichzeitig hilfeleistend den Kreuzesbalken zu fassen.
s schließen wieder zwei ruhige Figuren die Scene ab,
lich wie in der Dürerschen Passion meist ein Landsknecht
der Haltung eines Statisten links oder rechts die Gruppe
chließt.

Die Darstellung des zweiten Falles zeigt den Heiland
f beide Knie und auf beide Arme niedergesunken; nur die
ale Hand hält sich noch etwas am Kreuze, welches mit
nem Querbalken hart auf dem Boden aufgestoßen ist; das
ntlitz ist ergreifend müd, wie durch eine Ohnmacht verschleiert.
uch hier hält ein mitleidiger Soldat, schmerzlich ergriffen,
n Hauptbalken, ein anderer aber, verdrossen über den stören-
en Zwischenfall, holt eben mit seinem Lanzenschaft zum Stoß
gen Jesus aus. Simon von Cyrene hält das Kreuz in
r Mitte und beugt sich tiefbekümmert über Jesus herab
d neben ihm steht ein Büblein, die kleinen Augen mit Ent-
en gefüllt, das Antlitz in Kummerfalten des Mitleids ge-
gt, mit beiden Händchen am Kreuz haltend. Das Büblein
rd sicher bald der Liebling der ganzen Kinderwelt werden
nd sie durch sein Beispiel lehren, schon in jungen Jahren
ndächtig den Heiland auf den Kreuzweg zu begleiten und
hm das Kreuz tragen zu helfen. Es bildet einen lieblich
rksamen Contrast zu der ehernen Mauer des Hasses und
er unversöhnlichen Feindschaft, die hinter ihm aufsteigt;
ier steht nämlich der Hohepriester mit zwei Synedristen;

sie nützen den Moment der Ohnmacht und Hilflosigkeit Jesu aus und überschütten ihn mit Verwünschungen; das sind die Bluthunde, die ihn verfolgen und die am liebsten sich selber auf ihn stürzen würden.

Nicht so gelassen, wie die Begegnung der Mutter und Veronika's, nehmen die Soldaten den dritten durch Weiber, durch Frauen von Jerusalem verursachten Aufenthalt hin. Mit der Ungeduld erwacht die Wildheit und Grausamkeit; indem der eine am Strick zerrt, der andere den Strick schwingt, ein dritter ungeduldig den Stab erhebt, bringt ihr Zusammenspiel in die rechte Hälfte des Bildes eine wahre Wildniß und Wirrniß von Linien. Davon hebt sich majestätisch ab die Gestalt des Heilands, der an Jerusalems Frauen die letzte Bußpredigt richtet. Der Hauptinhalt derselben ist schlicht und sprechend ins Bild hereingenommen in der Gestalt eines erstorbenen und eines grünenden Baumes.

Der dritte Fall unter dem Kreuz zeigt Anklänge an Adam Krafft's neunte Station: die Klimax ist künstlerisch berechnet und sehr wirkungsvoll: beim ersten Fall sinkt der Heiland auf ein Knie, beim zweiten auf beide Kniee und Arme, beim dritten bieten weder Kniee noch Arme mehr einen Halt, die ganze Gestalt liegt am Boden, nur Haupt und Oberkörper vermag sich dadurch über der Erde zu erhalten, daß er gerade noch sich mit beiden Händen auf dem Knie eines hilfsbereit herbeigeeilten Soldaten aufstützen konnte. Die Schilderung wagt viel, aber nicht zuviel: noch ist der Heiland trotz seiner jämmerlichen Lage der malerischen und geistigen Bedeutung nach die Hauptgestalt des Bildes. Ein kleiner technischer Kunstgriff sichert ihm diese Superiorität; in der richtigen Erwägung nämlich, daß eine liegende Gestalt sich gegen stehende nur schwer zu behaupten vermöge, hat der Künstler das Körpermaß des Heilands hier etwas größer genommen. Psychologisch motivirt ist es, wenn bei diesem Fall nicht bloß die Ohnmacht des Heilands, sondern auch die

heit unter den Soldaten den höchsten Grad erreicht; nur ze Zeit vermag der Anblick von Schwäche und Hilflosig- grobe Naturen in der Stimmung des Mitleids zu er- alten, dann schlägt das Mitleid gern in die Lust um, zu ißhandeln und die Lage des Nebenmenschen roh auszu- itzen. Einer der Soldaten beugt sich herab und greift mit rber Faust in die Haare und ins Kleid des Heilands, um n vom Boden aufzureißen. Doch nicht alle theilen diese Wuth, und zur Versöhnung dienen die hier wieder auftretenden eiligen Frauen.

Die zehnte Station ist eine streng gebaute Central- mposition. Die Hauptmasse der Figuren und die eigent- che Handlung ist in die Mitte gerückt. Hier stehen vier Personen auf ziemlich gleicher Linie. Der Hauptmann be- fiehlt, mit der Kreuzigung voranzumachen und das Opfer zu ntkleiden; zwei Soldaten legen Hand an das Gewand Jesu nd haben bereits seine rechte Schulter entblößt; Er selbst eht da, von Schmach übergossen, aber die Schmach vermag eine reine Würde und Hoheit nicht zu trüben. Rechts sehen wir einen in tiefes Sinnen versunkenen Soldaten am Boden itzen, sichtlich damit beschäftigt, die gewaltigen Eindrücke der letzten Stunden zu verarbeiten. Links schließt eine parallele weibliche kniende Figur die Composition ab, welche das Antlitz mit beiden Händen verhüllt. Man kann an Maria Magda- lena denken, aber die Figur soll eigentlich keine bestimmte Person repräsentiren; sie stellt eine Büßerin vor, welche an- gesichts der Entblößung des Heilands Sünden der Unscham- haftigkeit beweint und den Beschauer auffordert, dasselbe zu thun. Sie ist also die personificirte Moral des dargestellten Geheimnisses.

Wohl die schwierigste aller Kreuzweg-Scenen ist die Annagelung ans Kreuz. Historisch richtig ist sie eigentlich nur einmal, von Fiesole, dargestellt worden als Annagelung an das schon im Boden befestigte Kreuz. Man mußte hier davon absehen, da die Malfläche nicht die nöthige Raumhöhe

zur Verfügung stellte. Noch weniger konnte die Schule sich dazu verstehen, die seit Bonaventura in Predigt und Bild übliche gewaltsame Schilderung des Hergangs sich anzueignen, bei welcher das Reißen und Zerren nothwendig den Eindruck hervorrufen muß, als wehre und sträube sich Jesus. Den Körper aber platt auf das Kreuz hinzustrecken, ist deßwegen unstatthaft, weil damit alle Möglichkeit benommen ist, in das Antlitz und die Gestalt die hier doppelt nothwendige Würde und geistige Majestät zu legen. Der Schwierigkeit ist hier dadurch begegnet, daß Jesus dargestellt ist, wie er auf dem Kreuze sitzt, seine beiden Arme ausbreitet und sie an die Schergen ausliefert und eben im Begriff ist, auch den Oberkörper auf's Holz zu legen, — eine schöne Betonung der freiwilligen Hingabe auch in diesem Momente. Der Bau dieser Composition ist dem der vorigen entgegengesetzt: hier ist der Mittelraum nur zur Hälfte ausgefüllt, mit knienden oder liegenden Figuren, die stehenden Figuren sind auf die linke und rechte Seite vertheilt; links stehen nämlich einige Synedristen, deren Geberden Abscheu und Verwerfung ausdrücken, rechts mit in Liebe und Mitleid ausgebreiteten Armen Maria und Johannes.

Auch das Kreuzesbild der zwölften Station ist ganz neu componirt und weist vor den verschiedenen früheren Kreuzesbildern der Schule manche Vorzüge auf. Weil der Raum nur geringe Höhenentwicklung erlaubte, ist das überragende Ende des Kreuzes mit der Inschrift ganz weggelassen. Der Leib des Herrn zeigt die edle Durchbildung, sein Antlitz die Durchgeistigung und Verklärung durch Liebe und Opfersinn, wie dies nur noch Fiesole ähnlich vollkommen darzustellen vermochte. Um's Kreuz, um den verscheidenden Heiland ist ein kleiner Hofstaat von Liebe, Anbetung, Mitleid und reuiger Abbitte versammelt; die Mutter steht groß und stark da, mit ausgebreiteten Armen, ihre aktive Theilnahme, ihr energisches Eingehen in's Kreuzesopfer bekundend; nicht minder energisch weist auf der andern Seite Johannes mit beiden

länden auf's Kreuz hin, Glauben bezeugend und Glauben
rdigend. Es ist der große Moment, wo am Kreuz der
laube und die Liebe triumphirt, wo Hohn und Spott schweigen
üssen; auch die Soldaten ergreifen die Partei des Gekreuzigten
d der Hauptmann erhebt seine Rechte zur Betheuerung:
ahrlich, dieser war Gottes Sohn. Der Unglaube kann sich
cht mehr halten, in seinem Sieg wird er vernichtet: der
ynedrist mit seiner Gesetzesrolle flieht eiligen Schrittes von
nnen.

Die dreizehnte Station zeigt den schon vom Kreuz
genommenen Leichnam im Schooße der Mutter. Groß und
frecht sitzt sie vor dem Kreuz; den Schmerz über den zer-
ssenen Leib ihres Sohnes überwiegt die Ehrfurcht vor der
ülle der Gottheit, vor der Würde des geschlachteten Opfer-
mms, vor den heiligen Wunden, den Zeichen der Erlösung.
ohannes stützt kniend den Oberkörper, was in jeder Hin-
cht wohlthuend wirkt. Die übrigen Personen vereinigen sich
u einer stillen, zarten Todtenfeier. Die ganze Composition
emahnt an Giotto.

Die letzte Station hat dieselben räumlichen Beding-
ngen und daher dieselbe Dreitheilung wie die erste. Der
Raum der Portallünette stellt den Innenraum des Felsen-
rabes vor; hier steht der Sarkophag mit dem hl. Leichnam,
er von Todesstarre gelähmt, von Todesfrieden gesalbt er-
scheint; hinter ihm sind bei der Berührung des Erdbodens
mit dem unverweslichen Leichnam Blumen aufgesproßt; zwei
Engel mit Kreuzesscepteren und Lämpchen halten Grabeswache;
hier herrscht überirdische Ruhe und feierliche Stille; kein Erden-
ion stört diesen Grabesfrieden. Die linke Seite des Haupt-
feldes stellt eine winterliche Gegend dar mit ganz erstor-
benem Baumwerk; hier ist alles voll Schwermuth und Trauer;
Johannes und die heiligen Frauen kehren wankenden Schrittes
vom Grab heim; in ihren Herzen ist auch alle Freude ab-
gestorben, selbst Glaube und Hoffnung haben ihre Blüthen
abgestreift, wenn auch ihr Stamm nicht entwurzelt werden

konnte. Der Mutter droht bei diesem Weggehen das Her zu brechen und es ist ihr, als sollte sie umkehren, die ander bemühen sich um sie und halten sie mit sanfter Gewalt zurüc Nur ein Paradiesvögelchen, das auf dem entlaubten Bau singt, schlägt einen froheren Ton an. Drüben aber auf de rechten Seite ist ein Paradiesesgarten; hier blühen die Bäum und grünen die Palmen; hier wehen schon Auferstehungs lüfte; die beiden Marien sitzen dem Grab gegenüber; ih Schmerz ist noch nicht von ihnen genommen, aber er ist ruhig und friedlich geworden; bald wird er sich in Jubel verwan deln, denn rechts oben sieht man schon den Auferstehungs engel herabschweben mit dem leuchtenden Siegesscepter des Kreuzes. So klingt das gewaltige Oratorium der Passion aus; es kann nicht mit frohlockendem Osterjubel schließen aber noch weniger mit dumpfen Grabesmelodien, es verhaucht in leisen, hoffnungsfreudigen Allelujaklängen.

Wir haben versucht, in wenigen groben Strichen das letzte Monumentalwerk der Beuroner Kunstschule zu zeichnen und die obersten Gesichtspunkte jeder Composition kurz her vorzuheben. Schon unsre mangelhafte Beschreibung, noch mehr eine denkende Besichtigung dieser Stationen wird er kennen lassen, daß wir hier wahre Meisterwerke religiöser Kunst vor uns haben. Die religiöse und künstlerische Auf fassung der Passion im Allgemeinen und jeder einzelnen Scene ist musterhaft zu nennen. Die blutige Seite der Passion ist nicht mehr hervorgehoben, als die Wahrheit der Schilderung es erfordert; der menschlichen Leidenschaft wird nicht mehr Freiheit gelassen, als sich mit der Andachtsstimmung des Bildes verträgt; überall waltet ein lobenswerthes Bestreben, nicht abschreckende Blutscenen darzustellen, sondern die innere Schönheit der Passion, die verhüllte, aber dem frommen Blick nicht verborgen bleibende milde Glorie des Mannes der Schmer zen zu betonen. Eine kraftvolle Schilderung gibt dem be trachtenden Gemüth die festen Haltpunkte; eine bis in's Mark gesunde Frömmigkeit, eine tief religiöse Grundstimmung gibt in

in unwiderstehlicher Weise den Ton zum Beten an. Künstlerisch angesehen sind die Compositionen, ganz entsprechend den oben dargelegten Principien, fast architektonisch streng aufgebaut und die Formenwelt ist mehr nach den Gesetzen des Relief durchgebildet; daneben findet sich aber ein genügendes Maß von Naturwahrheit, von Lebendigkeit der Schilderung, von Abwechslung, Weichheit und Rundung; nirgends unnatürliche Bewegungslosigkeit, byzantinische Starrheit, conventionelle Verflachung, mechanisches Nachbilden traditioneller Typen.

Bald werden in der Residenz des Schwabenlandes diese Werke mönchischer Kunst vollendet sein und enthüllt werden. Welche Aufnahme werden sie finden? Voraussichtlich in den verschiedenen Kreisen eine verschiedene. Wenn man sie belauschen könnte die Urtheile, welche vor diesen Bildern gefällt und ausgesprochen werden! Doch vielleicht ist das zum Theil möglich. Suchen wir uns ein verborgenes Plätzchen in der Kirche und beobachten wir scharf die Kommenden. Sie brauchen nicht lange zu warten. Schon geht die Thüre auf und jugendlich eilende, selbstbewußt hallende Schritte nähern sich Ohne allen Zweifel zwei junge Künstler; das Künstlerische Aeußere, der Blitz des Genies im Auge verräth sie. Nun fliegen ihre Blicke über die Bilder hin, um aber bald einander mit vielsagendem Lächeln zu begegnen; die beiden Gesichter überbieten sich gegenseitig in mimischer Darstellung der Affekte der Enttäuschung und Geringschätzung; auch der Mund beider öffnet sich jetzt, und wahrlich es sind keine Weihrauchwolken, die ihm entströmen. Ein Verdikt schlägt das andere. „So etwas in unserer Zeit! Welch' ein Anachronismus! Tausend Jahre zurück!" „Hier hat nicht der Pinsel, sondern der Meißel gemalt; die Malerei ist auf der Steinwand selbst versteinert; Statuen, nichts als Statuen!" „Ueberall noch der mittelalterliche Irrthum, als habe die Malerei zum Geist und Herzen zu reden." „Und diese archaistische Farbengebung! In die Nacht dieses Klosters ist der erlösende Schimmer des Freilichts noch nicht gedrungen;

hier wird aus Nacht herausgemalt.“ „Gefühllos Farbe an Farbe gereiht, jede in ihrer unverschämten, ungebildeten Naturkraft.“ „Tausend Jahre zurück! Welch ein Anachronismus! So etwas in unserer Zeit!“ ... Dröhnend schlägt die Thüre in's Schloß.

Sie öffnet sich wieder. Gereifte Männer treten herein, Männer der Wissenschaft, Meister rechter Kunst. Auch bei ihnen mögen die Eindrücke zuerst fremdartige sein. Aber man sieht es ihnen an, wie mehr und mehr ihr Auge vom flüchtigen Sehen zum gedankentiefen Schauen übergeht, wie ihr Interesse sich steigert, wie sich ihrer das Bewußtsein bemächtigt, vor einem bedeutenden Geistes- und Kunstwerk zu stehen. Und über das Antlitz derer, welche am Bestehen und der Blüthe einer religiösen und kirchlichen Kunst inneren Antheil uehmen, sieht man einen Strahl freudiger Befriedigung gleiten darüber, daß auch im Moorgrund unserer Zeit doch diese reine Lilie nicht fehle.

Nach ihnen kommt schüchtern ein bleiches, schwarzgekleidetes Mädchen hereingeschritten; es hat in diesen Tagen seine Mutter verloren und fühlt sich unsäglich verlassen; da hat es von dem neuen Kreuzweg gehört und eine geheime Anziehungskraft hat es hieher geführt, eine Ahnung, daß hier am Ende auch für sein wundes Herz noch ein Trost sich finden werde. Nun richtet es sein kummerhaftes, abgehärmtes Gesicht empor zu den Bildern. Nicht lange schaut es hinauf, so falten sich seine Hände und seine Lippen bewegen sich im Gebet. Und wieder nicht lange steht es an, so umflort sich sein Blick und Thräne um Thräne tropft aus seinen Augen: es findet im Mitleid mit dem leidenden Heiland Heilung eigenen Leides, milde Lösung und Kühlung für seinen eigenen brennenden Schmerz.

Ich denke, das ist das competenteste Urtheil, das beste Lob, der schönste Lohn, den ein Meister der Kunst hienieden sich wünschen kann.

Tübingen. Prof. Keppler.

XXXV.

Der allmähliche Verfall der katholischen Kirche in Dänemark (Schweden und Norwegen) — durch die Verschuldung der Könige und des Adels.

II. König Friedrich I. (1523—1533).

Nicht gleich anfangs, wohl aber später, und dann noch viel gründlicher und wirksamer ward die Kirche geschädigt durch Christians II. Onkel und Nachfolger Friedrich I.; jedoch nicht ohne Schuld der höheren Geistlichkeit.

1. Was Friedrichs beschworne Verpflichtung hinsichtlich der Kirche war, ergibt sich aus den Artikeln 1, 2, 4—9 seiner Wahlkapitulation vom 3. August 1523, welche wir daher hier wiedergeben müssen[1]):

„1. Art. Item wollen wir zuerst über alles den himmlischen Gott und die heilige Kirche lieben und ihre Diener recht bestärken, vertheidigen und beschirmen; und alle ihre Privilegien, Freiheiten, Statuten und guten alten Gewohnheiten, welche ihnen von der heiligen römischen Kirche und heiligen abgeschiedenen Vätern, christlichen Königen, Fürsten, Fürstinen und Vorstehern freiest gewährt und gegeben sind, bestätigen wir ihnen so, daß sie dieselben unangefochten genießen, gebrauchen und behalten sollen.

2. Art. Item wollen oder sollen wir niemals einem Ketzer, Luthers Schülern oder andern erlauben, geheim oder öffentlich gegen den himmlischen Gott, den Glauben der heiligen

1) Pal.-Müller SS. 513, 514.

Kirche, den heiligsten Vater, den Papst, oder die römische Kirche zu predigen oder zu lehren; sondern wo sie in unserm Reiche gefunden werden, wollen und sollen wir sie an ihrem Leben und Gut strafen lassen.

4. Art. Item wollen oder sollen wir niemals nach diesem Tage zugeben, daß jemand für irgend ein Bisthum hier in diesem Reiche eligirt oder erwählt werde, es seien denn in Dänemark eingeborene Ritter und Knappen, oder jemand für irgend eine Prälatur, es seien denn eingeborene Ritter und Knappen des Reiches oder auch Doktoren der heiligen Schrift oder des Kirchenrechts, oder andere würdige gelehrte Männer, die dazu geeignet und tauglich sind, die übrigens in Dänemark geboren sein müssen, falls wir nicht mit Willen und Zustimmung von Dänemarks Reichsrath zu Nutz und Frommen des Reiches anders verfügen.

5. Art. Item werden wir keine Ausländer zu irgend einer Prälatur oder Kirche oder zu einem kirchlichen Lehen in Dänemark nominiren, präsentiren oder zulassen, auch nicht, so weit es in unserer Macht steht, zugeben, daß Curtisane oder Andere vom Ausland dänische Männer molestiren, wie bisher oft geschehen ist.

6. Art. Item werden wir niemals die Elektion oder Wahl irgend eines Kapitels hindern oder hindern lassen, sofern sie im Gehorsam gegen obgenannte Artikel eligiren; und wir werden nie gegen die Zustimmung des Kapitels irgend einen Prälaten oder Vorsteher aufdrängen; wir behalten uns nur die Ernennung von zwei oder drei in dem Kapitel vor, aus welchem der Bischof gestorben ist, oder auch ernennen wir mit dem Rathe des dänischen Reichsraths denjenigen, welcher der Kirche nützlich ist. Doch behalten wir das Patronatsrecht auf diejenigen Lehen, welche unsere Ahnen, die früheren Könige in Dänemark bisher gehabt haben.

7. Art. Item soll und muß jeder Bischof und Prälat das Recht und die Jurisdiktion der heiligen Kirche so frei gebrauchen und üben, wie sie dieselbe von jeher geübt haben; doch sollen die Angelegenheiten, die auf dem Landsthing und Herredsthing zu verhandeln sind, auf diesen Thing's vorgenommen werden.

8. Art. Item werden wir mit der Hilfe und Unterstützung des Reichsraths nicht zulassen, daß irgend eine Sache, mag sie geistlich oder weltlich sein, nach Rom berufen oder gezogen wird, bevor sie zuerst den Reichsprivilegien gemäß vor den Prälaten des Reiches zur Verhandlung gekommen ist.

9. Art. Item werden wir die würdigen Väter, Bischöfe und Prälaten, die gestrengen Ritter und Knappen, den Adel des Reiches Dänemark bei Ehre und Ansehen erhalten und ihnen je nach unserm und ihrem Bedürfniß und Vermögen und nach ihrem willigen und treuen Dienste mit den Lehen der Krone helfen, so daß sie nicht mit eigenen Mitteln zum Herrentag zu kommen oder andere königliche Bürden zu tragen haben."

Artikel 1 und 2 dieser Wahlkapitulation lauten ja äußerst günstig für die katholische Kirche; einigermaßen auch noch 6, 7 und 9; 4, 5 und 8 dagegen zielen, wenn vielleicht auch nicht nach der Absicht der Verfasser und des Königs, so doch ihrem Inhalt und ihrer Tendenz nach direkt auf die Schädigung der katholischen Kirche hin. Art. 4 will nur dänische Adelige zu Bischöfen in Dänemark gewählt wissen; Art. 5 läßt keine Ausländer zu einer Prälatur zu, und hindert auch jeden Ausländer — also auch den Papst — gegen dänische Prälaten einzuschreiten; und Art. 8 gestattet nicht, daß irgend eine Angelegenheit unmittelbar vom Papste mit Umgehung der dänischen Prälaten entschieden werde.

2. Hat da nicht der gelehrte Geschichtsschreiber Paludan-Müller Recht, wenn er sagt: „Die Prälaten träumten also von einer dänisch-katholischen Nationalkirche ungefähr von der Art, wie die gallikanische. Sie träumten davon, sage ich, sowohl weil ihre Pläne sich ebenso luftig zeigten, wie die Bilder, die an der Phantasie des Schlafenden vorüberziehen, als auch weil die Grundlinien einer solchen Bischofskirche sicher ebenso unbestimmt und wellenförmig waren, wie diese Bilder" (S. 515).

Wie kann er aber diese Träumereien den Bischöfen zur Last legen? Weil die betreffenden Artikel eben von ihnen entweder verfaßt oder wenigstens inspirirt waren. Neben

dem Adel war die höhere Geistlichkeit der mächtigste Stand im Lande: beide zusammen schrieben dem Könige die in der Handfeste zu beschwörenden Punkte und Gesetze vor. Beide, zumeist aber die Geistlichkeit als berufener Wächter der kirchlichen Verfassung, trugen also dazu bei, die katholische Kirche in Dänemark mit und durch den König Friedrich I. gründlich zu schädigen. Doch nicht bloß in Dänemark. Auch Norwegen haben sie theilweise auf ihrem Gewissen. Die norwegische Handfeste ist auf die dänische aufgebaut und enthält Artikel 1, 2, 6, 7, 8 und 9. Artikel 4 und 5 sind zu Gunsten der Dänen ausgelassen, nicht aber der verderblichere Artikel 8, der dem Schisma die Bahn bricht.

Mit gewohntem Scharfblick kennzeichnet Paludan-Müller das Verfahren der dänischen Bischöfe mit folgenden Worten: „Das kirchenpolitische System, welches die dänischen Bischöfe auf diese Weise durch die Thronbesteigung König Friedrichs aufrecht halten zu können hofften, sollte von vier Hauptpfeilern im Lande selbst getragen werden, da sie nicht wie in älteren Zeiten auf der Macht des Papstes und der allgemeinen Kirche allein stehen konnten noch durften, obwohl es auch keine Losreißung von Rom sein sollte.

Diese vier Pfeiler waren:

1) die Verbindung der Bischöfe und Prälaten mit dem Adel;

2) der eingelebte Gehorsam des Volkes und der niederen Geistlichkeit gegen die Auktorität der Kirche;

3) das Gesetz der Handfeste;

4) die eigene Macht der Bischöfe und Prälaten, gegründet auf ihren Sitz im Reichsrath, ihre festen Burgen, ihr Kriegsgefolge, ihre großen Güter und Einkünfte" (S. 515).

Unter Friedrich I. wurden alle vier Hauptpfeiler zum Wanken gebracht. Der erste Adelsmann des Landes, Reichshofmeister Mogens Gjöe, entpuppte sich bald als Lutheraner, Erik Erikſen Banner und andere folgten ihm; und wenn auch die Mehrzahl des Reichsraths zur Zeit König Fried-

richs sich noch zur alten Kirche hielt, so bildete doch der Neid über die weltliche Herrlichkeit und die reichen Güter der Prälaten, die Begierde, daran Theil zu haben und in den Besitz der Klostergüter zu kommen, eine Kluft zwischen weltlich und geistlich, die von Tag zu Tag größer und tiefer wurde.

Diese Gesinnung legte auf dem Herrentag zu Kopenhagen im Juli 1525 der nicht zum Reichsrath gehörende weltliche Adel an den Tag, indem er 5 gegen die canonische Besetzung der Prälaturen und Canonikate und gegen das geistliche Besitzthum gerichtete Forderungen an König und Reichsrath stellte. Diesmal drangen sie noch nicht durch, Dank den Bemühungen der angesehenen Bischöfe Lage Urne von Roeskilde und Ove Bilde von Aarhus; aber aufgeschoben war nicht aufgehoben. Ein Stoß gegen den ersten Hauptpfeiler war bereits versucht und ausgeführt.

Kurz darauf ward auch am zweiten Hauptpfeiler gerüttelt. Im Spätsommer 1525 legte Johann Tausen in Viborg die Mönchskutte ab, warf sich der Bürgerschaft in die Arme und brach vollständig mit seinem Bischof. In der Franziskanerkirche, wo er sich mit seinen Anhängern festgesetzt hatte, predigte er das „reine Wort und Evangelium", eiferte gegen Mißbräuche in der Kirche und gegen die heilige Messe, und verkündete Freiheit vom schweren Joche der Kirche. Unter seinen sich stets mehrenden Zuhörern verursachte er eine Gährung, von der wir uns nur schwer eine Vorstellung machen können.

Während er und Jörgen Jensen Sadolin sammt Gesinnungsgenossen von Viborg aus die katholische Kirche bekämpften, begann 1527 in Malmö eine selbständige von Deutschland und Südjütland her beeinflußte reformatorische Bewegung. Weder hier noch dort ging es ab ohne tumultuarische Auftritte und Zusammenstöße der streitenden Theile. Der katholische Gottesdienst in der Domkirche zu Viborg ward bisweilen plötzlich durch dänische Lieder unterbrochen und der Prediger

durch lauten Widerspruch zum Aufhören gezwungen. Nicht so sehr die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, sondern vielmehr der Hinweis auf die heilige Schrift als einziges wahres und geltendes Gotteswort, die Forderung der Communion unter beiden Gestalten und die Priesterehe übte in Dänemark Einfluß aus auf die allgemeine Bewegung. Natürlich ließen es die Verkünder der neuen Lehre nicht daran fehlen, dem gährenden Mißvergnügen des Volkes mit den herrschenden Ständen eine bestimmte Richtung gegen die Prälaten zu geben, wodurch das Volk nach und nach die ererbte Ehrfurcht vor der katholischen Kirche verlor und daher auch nicht mehr wie früher gehorchen wollte. Nach Paludan-Müllers Darstellung könnte man geneigt sein, diese Bewegung für eine allgemeine zu halten. Sie war aber in Wirklichkeit eine hauptsächlich auf Viborg, Malmö (weniger Kopenhagen) und nächste Umgebung beschränkte, obwohl nicht geläugnet werden kann, daß sie hin und wieder in einigen andern Gegenden ihre Anhänger und Beförderer fand.

Der dritte Hauptpfeiler der geträumten dänischen Nationalkirche waren König Friedrichs Versprechungen und Verpflichtungen, die er in der Handfeste beschworen hatte. Mit großer Schlauheit und anscheinender Unschuld wußte aber der König diejenigen, welche zu Gunsten der katholischen Kirche und Geistlichkeit sprachen, zu umgehen, ja sogar ganz das Gegentheil davon zu thun. Seitdem Johann Rantzau im Jahre 1520 Hofmeister für Christian, den Sohn des damaligen Herzogs Friedrich von Schleswig und Holstein, geworden, und sich mit seinem Schützling zu Worms (18. April 1521) für Luther begeistert hatte, begann die herzogliche Regierung Spuren von Zuneigung zum „reinen Gotteswort und Evangelium“[1]) zu zeigen. Der Pommeraner Peter

1) Sehr richtig nennt Pal.-Müller (ib. S. 320) diese Worte „einen unklaren Ausdruck, mit welchem die Anhänger der Reformation die lutherische Predigt so lang deckten, als sie ihn zu ihrer Fahne im Kampf gegen die katholische Kirche brauchen konnten“.

Svave ward herbeigerufen und Hermann Taſt konnte 1522 ganz ungehindert in Huſum als lutheriſcher Prediger auftreten. Natürlich hütete Herzog Friedrich ſich wohl, ſeine proteſtantiſchen Sympathien hervorzukehren, als es ſich um Erlangung der däniſchen Krone handelte. Denn zu dieſem Zwecke war ja der Bund mit der däniſchen Geiſtlichkeit nothwendig und mußte ſo lange gekräftigt werden, als noch Gefahr von Seite Chriſtians II., von ſeinen Anhängern und Freunden zu befürchten war.

Als aber im Sommer 1526 die Gewitterwolken ſich zu zerſtreuen begannen, der Reichstag von Speyer den deutſchen Reichsfürſten zugeſtand, bis zu einer allgemeinen Kirchenverſammlung das Wormſer Edikt ſo zu halten, „wie ſie es vor Gott und dem Kaiſer verantworten könnten", der Kaiſer mit dem Papſt in Fehde lag und Chriſtians II. eifrigſter Anhänger Sören Norby vollſtändig geſchlagen war, brauchte Friedrich I. nicht mehr ſo viel Hehl aus ſeiner wahren Geſinnung zu machen.

Im Juni 1526 war Herrentag in Kopenhagen. Der König kam dahin und gab den Katholiken großes Aergerniß, indem er an Freitagen Fleiſch aß.[1]) Nicht viel weniger, wahrſcheinlich weit mehr Anſtoß erregte die Vermählung ſeiner Tochter mit dem abgefallenen Großmeiſter Albrecht von Preußen.

Von jetzt an kam eine Verletzung der Handfeſte nach der andern. Den 19. Auguſt 1526 erging ein königliches Schutzſchreiben an Aage Jepſen Sparre, der das Erzſtift Lund in ſeinem Beſitz hatte: er ſollte in dieſem Beſitze verbleiben, bis *König und Reichsrath* zwiſchen ihm und Jörgen Skodborg und über die Giltigkeit ſeiner Wahl gerichtet hätten; auch verſprach der König, *niemanden* — alſo auch nicht dem Papſte — zu geſtatten, ihn aus dem Stifte zu

1) Dieſe Nachricht iſt ein klarer Beweis dafür, daß das Abſtinenzgebot von den däniſchen Katholiken (ſpez. in Kopenhagen) *gut* beobachtet wurde.

verdrängen oder das Stift mit Bann und Interdikt zu belegen.

Von Kopenhagen zog Friedrich nach Aalborg in Jütland. Von da aus warf er den dänischen Bischöfen den Handschuh hin, indem er durch Schreiben vom 23. Okt. 1526 den lutherischen Prädikanten Magister Johann Tausen unter seinen königlichen Schutz, Schirm und Frieden nahm, ihn zu seinem Kaplan ernannte und ihm vorläufig in Viborg zu bleiben befahl, um dort den Bürgern das Evangelium zu verkünden. Dies war ein Donnerschlag für die Prälaten, und ein offenbarer, flagranter Bruch mit den klaren Worten der Handfeste (Art. 2). Es war ein Eingriff in das Recht der Bischöfe, in rein kirchliche Angelegenheiten.

Auf der eingeschlagenen schiefen Bahn ging es rasch weiter. Gegen Ende des Jahres 1526 versammelte der König in Odense den Reichsrath um sich zu einem Herrentag, auf dem auch die Angelegenheiten der Kirche behandelt werden sollten. Unter anderem schlug er vor, daß Confirmation und Provision zu Prälaturen in Dänemark fürderhin beim Erzbischof, also nicht mehr beim Papste nachzusuchen sein solle. Diesen Vorschlag fand der Reichsrath gut und nützlich, und keine Spur von Einspruch dagegen seitens der Bischöfe ist aufzufinden. Uebrigens stimmte dieser Vorschlag ja auch überein mit der Handfeste (Art. 8). Ebenso wenig erhoben die Prälaten Einspruch gegen den ferneren Vorschlag des Königs, daß die bisher für die Confirmation nach Rom gesendeten Gelder in Zukunft in den Reichsschatz gezahlt werden sollten zu Gunsten des Vertheidigungswesens.

Dagegen sammelten die Prälaten ihre Kräfte zu einem Angriff auf das persönliche Verhältniß des Königs zur Kirche und suchten die weltlichen Reichsräthe auf ihre Seite zu ziehen. Dies gelang ihnen aber nur dadurch, daß sie von den fünf früher zu Kopenhagen durch den Adel gestellten Forderungen (oben S. 435) folgende zwei bewilligten: 1) sollten in Zukunft weder Prälaten noch andere kirchliche Personen

gend welches Land für Kirchen oder Klöster vom Adel kaufen oder in Pfand nehmen: was sie fürderhin kaufen, soll ihren Erben und Freunden vom Adel zufallen; 2) kauft ein Prälat, der nicht von adeliger Herkunft ist, Ländereien von Edelspersonen, so dürfen dessen Erben dieselben zurückverlangen.

Durch diese dem Kirchenrecht zuwiderlaufenden Zugeständnisse befriedigt, gaben die weltlichen Reichsräthe den Prälaten die feierliche Versicherung, auf ewige Zeiten sie unterstützen und ihre sowie der Kirche Privilegien zumal gegen die lutherische Ketzerei aufrecht erhalten zu wollen. Es erging nun vom gesammten Reichstag die Aufforderung an den König, er möge die „christliche Sitte" hier im Reiche so einhalten, wie sie vorhergehenden Könige, bis eine andere Bestimmung für die ganze Christenheit getroffen werde, d. h. bis zu einer allgemeinen Kirchenversammlung. Außerdem verlangten sie, der König solle niemanden seinen Schutzbrief oder den Befehl geben, öffentlich zu predigen; sondern wer predigen wolle, müsse sich an den Bischof wenden und von ihm Erlaubniß erhalten. Er möge überhaupt kein Schreiben erlassen gegen seine Handfeste und seinen geschwornen Eid.

Darauf gab der König die ausweichende Antwort, er habe im Reiche keinen anderen Schutzbrief ausgestellt, als um den Betreffenden gegen Gewalt zu sichern, wie er ja verpflichtet sei; auch habe er niemanden befohlen, etwas anderes zu predigen als das Wort Gottes und das Evangelium, wolle auch nie etwas anderes befehlen. — Dies konnte den Bischöfen nicht genügen; sie vermochten den Reichsrath, noch einmal in den König zu dringen, daß er die christliche Sitte im Lande aufrecht erhalte, und schärften ein, daß rücksichtlich des Predigens jeder Bischof seinem Amte gemäß es in seinem Stift so einrichten solle, wie er es vor Gott verantworten könne [ist auch zweideutig!], so daß der König nicht nöthig hätte, jemanden durch einen Schutzbrief damit zu betrauen. Was oder ob der König darauf geantwortet, ist unbekannt. Er verließ Odense den 7. Dezember.

Die Prälaten sahen, daß sie nur durch Zugeständniß den Reichsrath zur Vertheidigung der Kirche bewegen könnten und daß ihre geträumte Nationalkirche nach und nach all ihre Stützen verlieren werde. An die Stelle des Papstes von dem sie sich freier gemacht hatten, dessen Religion und Glauben sie aber doch bewahren wollten, drohte der jetzt offenbar ketzerische König treten zu wollen.

Da die Gährung besonders in Jütland zunahm, und die Leute an manchen Orten sich den Prälaten widersetzten und der Kirche nicht mehr den Zehnten hinterlegen wollten, verlangte der Reichsrath vom König, den erfolglos gebliebenen Herrentag auf's neue zu halten. Der König thats und war in Odense im August 1527. In seiner Mehrheit noch einig mit den Prälaten drang der Reichsrath energisch in den König, er solle seine königliche Macht gebrauchen, um die Bewegung zu unterdrücken und einige Rädelsführer zu bestrafen; auch solle er die Schutzbriefe widerrufen. Inzwischen hatten sie nämlich erfahren, daß Friedrich, weit entfernt seine Hand von Johann Tausen zurückzuziehen, auch dessen Mitarbeiter Jörgen Jensen Sadolin unter seinen Schutz und Schirm gestellt habe.

Der König versuchte den Angriff zu pariren und stellte sich als den unparteiischen Richter, der Armen und Reichen Recht schaffen müsse. Es seien ihm viele Klagen über unberechtigte Belastungen (Paalæg) von Seiten der Prälaten zu Ohren gekommen; nicht bloß das Volk, auch der Adel klage darüber, daß die Prälaten ihre Bauern verfolgten und ihnen Strafgelder abpreßten, während doch der König selbst die ihm von den Dienern der Adeligen gebührenden Geldbußen den adeligen Gutsherren abgetreten habe. Dieser vom Könige schlau unter die zwei herrschenden Stände geworfene Zankapfel bewirkte sofort eine Theilung des Reichsraths: die weltlichen Mitglieder vereinigten sich mit dem übrigen anwesenden Adel und erneuerten ihre Forderungen von 1525, besonders das Recht, von ihren eigenen Bauern die von der geistlichen

örigkeit festgesetzten Geldbußen eintreiben und behalten zu
ürfen.

Nicht lange versuchten die Prälaten ihnen Widerstand
leisten; sie erkannten, daß nur Nachgiebigkeit zu ihrem
eile diene, und überließen dem Adel die Eintreibung dieser
eldbußen, verlangten dafür aber, daß König und Adel den
meinen Mann zur Erlegung des Zehnten anhalten, die
üter und Besitzungen der Kirche und kirchlichen Personen
rtheidigen, ihre Personen gegen Gewalt beschützen, und daß
er Reichsrath und die Ritterschaft sich beim König bemühen
lle, daß den luthrischen Priestern und verlaufenen Mönchen,
elche den Schutzbrief Sr. Gnaden hätten, ein bestimmter
ermin anberaumt werde, innerhalb dessen sie das Land
rlassen oder in ihre Klöster zurückkehren müßten, und wo
e sich nach diesen Terminen befänden, sollten die Prälaten
e gebührend strafen. Auch solle Seine Gnaden fürderhin
lchen Priestern oder verlaufenen Mönchen keinen Schutzbrief
ehr ausstellen".

Für einige Zeit wurde so der Streit zwischen den zwei
errschenden Ständen zum Ruhen gebracht. Der Reichsrath
erlangte vom König wirklich die Widerrufung der den Prä-
latten ausgestellten Schutzbriefe, sowie auch, daß der König
einen Bischof mehr hindern solle, gegen diejenigen vorzugehen,
elche nach dem bestimmten Termin noch im Reiche sich
änden, sowie gegen Priester und Mönche, welche heiratheten.

Der König trat einen Schritt zurück, behielt sich aber
or, bei der Formulirung des Abschiedsrecesses die ihm
nangenehmsten Artikel zu übergehen oder umzuändern. So
iderrief er keineswegs die gewährten Schutzbriefe, sondern
ersprach, keine neuen ausstellen zu wollen; auch ließ er sich
ein Dekret gegen ausgesprungene oder verheirathete Mönche
und Priester abnöthigen. Der Receß hielt wohl die Pflicht
des Zehntengebens, gegen Abschaffung einiger geringeren
Abgaben an die Geistlichkeit, aufrecht; doch gab er die Frei-
heit, zwischen dem vollen Zehnten oder den alten Abgaben

zu wählen. Bischöfe und Prälaten sollten ihre Jurisdiktion wie bisher behalten; geistliche Personen sollten nicht vor weltliche Gerichtshöfe gestellt werden, es sei denn, wenn es sich um Landbesitz handle. Die Geldbußen dagegen, welche die Kirche den Dienern der Krone oder des Adels auflege, sollte den Gutsherren, nicht den Prälaten zufallen. Dies waren die Zugeständnisse des Abschiedsrecesses in Odense vom 20. August 1527.

Die Bischöfe sahen, daß nichts Weiteres zu erreichen war, und nahmen wenigstens das Angebotene entgegen. Es war ihnen klar, daß der Reichsrath eine ganz unzuverlässige Stütze für die katholische Kirche sei und nichts that, ohne sich dafür bezahlen zu lassen und seine gierigen Hände nach dem reichen Kirchengut und den Einkünften der Geistlichkeit auszustrecken.

Nur ein Mittel stand ihnen noch zu Gebote: es war der vierte Hauptpfeiler, auf den die Prälaten die geträumte Nationalkirche stützen zu können gewähnt hatten — ihre eigene Macht. Wollten sie sich aber vom Gebrauche dieses Mittels Erfolg versprechen, so mußte die ganze Geistlichkeit sich einmüthig gegen den ketzerischen König erheben. „Eine solche Erhebung", meint Paludan-Müller (S. 526), „wäre von ihrem Standpunkte aus mehr berechtigt gewesen, als der Aufstand gegen König Christian, denn jetzt handelte es sich nicht nur um die herrschende Stellung der Kirche, sondern um ihre Existenz, ja um den katholischen Glauben, oder, wie sie sagten und meinten, um das Christenthum selbst". Und fügen wir hinzu, Friedrich I. wollte sich ja in keiner Weise bezüglich seiner Pflicht belehren lassen, sondern handelte trotz aller Ermahnung schnurstracks gegen seine beschworene Handfeste (Art. 2). — Doch ein einmüthiges Auftreten war unmöglich. Die Prälaten hatten keinen Führer. Das Reich hatte keinen Erzbischof; der vom König in den Besitz des Erzstiftes Lund gesetzte Aage Jepsen Sparre war ja nichts anderes als die Creatur Friedrichs I.! Bischof Jens Andersen

Odense, der einzige nicht adelige Bischof, war ein alter
mann, der, von allen Seiten besonders vom Adel angefeindet,
h aus seiner unhaltbaren Stellung herauszuziehen suchte.
e beiden ehrenwerthen Bischöfe Lage Urne in Roeskilde
d Ove Bilde in Aarhus hatten nur höchst ungern am
ufstand gegen Christian II. theilgenommen: sie konnte man
herlich nicht zu einer neuen Erhebung begeistern. Dazu
m, daß die Stimmung im Lande, die Prediger und ein
ßer Theil des Volkes gegen die Geistlichkeit und nicht die
ringste Aussicht auf irgend welchen Beistand von Seiten
s weltlichen Adels vorhanden war. Wohin sie endlich auch
n Blick wenden mochten, an allen Ecken und Enden drohte
nen der tyrannische König Christian II. mit dem blutigen
chwert in der Hand! Seine Gedanken über sie zeigte die
nen von seinem Sekretär Cornelius Scepper gegebene
nig schmeichelhafte Benennung: „scortatores mitrati". Nach
lem zu urtheilen, wäre somit ein Versuch, ihre Macht gegen
önig und Volk zu wenden, der sichere Untergang gewesen.

Das Allerschlimmste bei der ganzen Sache war indeß
r Umstand, daß der König sich zuletzt für berechtigt
alten konnte, die betreffenden Artikel der Handfeste als
ufgehoben zu betrachten. Da nämlich nach dem Wortlaut
r Handfeste Reichsrath und König, wenn in einer Sache
nig, über der Handfeste standen, mithin dieselbe ändern
onnten — andererseits aber die Mehrheit des Reichsrathes
die weltlichen Mitglieder) sich zufrieden gab, daß der König
sich von seiner Verpflichtung löste und den Glauben für
ne freie Sache erklärte: so konnte er mit einem Schein von
echt und Wahrheit annehmen, durch den Reichsrath von
einer Verpflichtung in dieser Beziehung entbunden zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

XXXVI.

Die Frage von der Bevölkerungsabnahme in Frankreich

Die Entvölkerung oder vielmehr die immer geringe werdende natürliche Mehrung der Bevölkerung Frankreichs i nachgerade zu einer europäischen Frage geworden. Die Fran zosen, wenigstens die ernstern Geister unter ihnen, beschäftige sich vom internationalen Standpunkt aus mit dem Problem Sie sehen darin, daß bei dem allseitigen Wettkampf der Völke das zahlreichste derselben eine entsprechende Ueberlegenheit besitzt besonders auch im Hinblick auf die jetzt um die Wette betrie benen kriegerischen Rüstungen. Je bevölkerter ein Land, deste mehr Soldaten kann es aufstellen.

Ein Franzose, Rouanet, hat ein anschauliches Bild von der durch die Bevölkerungszunahme oder -Abnahme hervor gebrachten Machtverschiebung aufgestellt, das unter anderen folgende Ziffern ergibt. Nach den großen Kriegen im Jahre 1815 war das Verhältniß: Frankreich 29½, England 19, Oesterreich 30, Preußen 10, Rußland 45 und deutscher Bund 30 Millionen. Nach Abrechnung der zu letzterem gehörigen Theile Oesterreichs und Preußens sind es zusammen 139 Millionen, wovon Frankreich schon nur mehr 20 Prozent dar stellt, also halb so viel wie unter Ludwig XIV. Im Jahre 1880 zählen: Frankreich 37,200,000, England 34,800,000, Oesterreich 39,000,000, Deutsches Reich 45,600,000, Euro päisches Rußland 84,500,000 und Italien 28,600,000 Einwohner, zusammen 270 Millionen, wovon 13 Prozent auf Frankreich kommen. Seither hat sich das Verhältniß noch weiter zu Ungunsten Frankreichs verschoben, welches vor zweihundert

ahren etwa zwei Fünftel der Stärke aller Großmächte dar-
ellt, heute nur mehr ein Achtel.

Die natürliche Mehrung nimmt fortwährend ab, da die
ahl der Geburten sich vermindert. Unter Ludwig XIV. wurde
ren Zahl von Moreau de Jonnès auf beiläufig Eine Million
egeben. Seit 1801 liegen genauere Ausweise vor. Von
01 bis 1810 wurden 903,700 bis 919,000 Geburten im
hre gezählt oder 32,3 auf 1000 Einwohner; 1811 bis
20 sind es 883,950 bis 994,100 oder 31,6; 1821 bis
30 sind es 963,300 bis 992,300 oder 30,8. Mit jedem
lgenden Jahrzehnt fällt das Verhältniß um 1 von 1000; von
81 bis 1886 sind es nur mehr 24,6 Geburten auf 1000
nwohner oder 924,460 bis 937,450 das Jahr. Trotz der
hrung der Bevölkerungszahl ist die Zahl der Geburten
ringer als der frühere Durchschnitt. Seither ist die Geburt-
ffer noch gesunken; 1886 waren es 912,000, 1887: 899,000
d 1888: 882,639 oder nur noch 22,2 auf 1000 Einwohner.
Im Jahre 1881 betrug der Ueberschuß der Geburten über die
odfälle noch 108,229, im Jahre 1888 waren es nur mehr
4,772, während die in Frankreich lebenden 1,115,000 Ausländer
9,101 Geburten (gegen 17,971 Todfälle) aufweisen. Noch
n kleiner Fortschritt in dieser Richtung und die natürliche
ehrung ist gleich Null. Voraussichtlich werden im letzten
hntel dieses Jahrhunderts die Todfälle die Geburten über-
eigen. Seit 1885 verringert sich die Zahl der Geburten
ährlich um 12 bis 17,000!

Auch die Zahl der Heirathen verringert sich von Jahr zu
hr. Im Jahre 1888 wurden 276,848 Ehen geschlossen,
12 weniger als 1887 und 6360 weniger als 1886. Von
61 bis 1876 wurden jährlich 80 Ehen auf 10,000 Einwohner
schlossen; von 1881 bis 1885 waren es noch 75, jetzt sind
s nur mehr 72 auf 10,000 Seelen. Die Minderung beträgt
st ein Zehntel. Von 1801 bis 1810 kamen 4,2 Kinder auf
e Ehe; von 1851 bis 1870 sind es nur noch 3, im folgenden
hrfünft nur mehr 2,7; 1886 sind es nur mehr 2,2. Ende
890 werden es wohl kaum noch 2 sein.

Im Jahre 1886 wurden 10,425,321 Familien gezählt,
n denen 2,073,205 gar keine Kinder und 2,512,611 je 1

hatten; 2,265,317 Familien zählten je 2, zusammen 4,630,634 Kinder; 1,512,064 je 3, zusammen 4,536,162 Kinder; 936,855 je 4, zusammen 3,759,412 Kinder; 549,698 je 5, zusammen 2,748,465 Kinder; 313,400 je 6, zusammen 1,880,400 Kinder; 248,188 je 7 und mehr Kinder, zusammen 1,759,547. Die vier letztern Gruppen, zusammen 2,048,134 Familien, zählen zusammen 10,737,824 Kinder, die vier andern Gruppen, im Ganzen 8,363,187 Familien, zählen zusammen 11,579,407 Kinder. Ein Fünftel aller Familien hat also $10^1/_2$ Millionen, die vier andern Fünftel nur $11^1/_2$ Millionen Kinder. Hievon hat fast ein volles Fünftel gar keine Kinder.

Die große Zahl unfruchtbarer Ehen gibt zu denken; sie scheint auf einer gewissen Erschöpfung des Stammes zu beruhen. Denn sie ist fast nie freiwillig; ein Kind wünscht doch jedes Ehepaar. Genaue Beobachtungen bestätigen, daß alle diese Eheleute ohne Nachkommenschaft sich solche wünschten. Es liegt hier unzweifelhaft in den meisten Fällen eine natürliche Ursache vor. Dagegen ist ebenso unzweifelhaft, daß fast alle Familien mit 1 bis 3 Kindern, zusammen 6,289,982, deshalb nur diese Zahl aufweisen, weil sie nicht mehr wollten. Weit über die Hälfte aller französischen Familien beschränkt also absichtlich ihre Nachkommenschaft auf eine Minderzahl von Kindern. Dies ist die unbestreitbare, sehr betrübende Thatsache, welche aus den bloßen Ziffern hervorgeht, übrigens auch gar nicht verhehlt wird.

Aber warum diese Scheu vor einer zahlreichen Nachkommenschaft? Frankreich ist doch ein wohlhabendes Land, welches zudem den Vortheil besitzt, daß besonders der kleine und bessere Mittelstand ungemein zahlreich ist. Aber gerade dieser Mittelstand ist es, der vor den Sorgen und Lasten zurückschreckt, welcher eine größere Kinderschaar mit sich zu bringen pflegt. Der Bauer gleicht in dieser Hinsicht ganz dem städtischen Mittelstand. Er will sein Gütchen zusammenhalten, welches er mit so vieler Mühe abgerundet hat. Besonders der kleine Geschäftsmann, sei er Kaufmann oder Handwerkmeister, sieht in den Kindern ein Hinderniß. Die städtischen Wohnungen sind klein, Haushof und Gasse sind den Kindern verboten, dieselben müssen daher in der Kostschule auferzogen werden, was

stets theuer ist. Die Frau ist im Geschäft thätig, führt die Bücher und die Kasse, verhandelt mit den Kunden, steht im Laden oder hilft sonstwie bei dem Betrieb des Gatten, dabei leitet sie stets die Haushaltung. Diese Thätigkeit der Frau trägt ungemein zum Wohlstand des Mittelstandes bei, aber sie verhindert dieselbe, sich mit ihren Kindern zu beschäftigen. Kinder sind daher ein Hinderniß des Emporkommens und deshalb will man derselben nur so wenig als möglich. Die Leute wollen ein sorgenfreies Dasein ohne Ueberanstrengung, was ihnen bei vielen Kindern nicht so leicht zu erreichen däucht als bei wenigen. Bequemlichkeit, Wohlleben, Mangel an Muth und Opferwilligkeit sind es, welche den Kindersegen als unwillkommen erscheinen lassen.

Es sind eine Menge Mittel in Vorschlag gebracht worden, den Kindersegen zu fördern. Rouanet verlangt, jede Erbschaft müsse mindestens in drei Theile getheilt werden. Sind weniger Kinder da, dann nimmt der Staat die Drittel der fehlenden Kinder; fehlen diese ganz, dann fällt ihm die gesammte Erbschaft zu. Das käme einer Enteignung gleich, wäre jedenfalls ein weitgehender Eingriff in das Eigenthum. Angesichts der oben angegebenen Zahlen würde der Staat bei 4,777,928 Familien von 10,425,321 als Miterbe auftreten, bei weiteren 2,073,205 der alleinige Erbe sein, überhaupt bei 6,861,233 Familien als Erbe oder Miterbe auftreten. Jährlich würden ihm 6 bis 7 Milliarden, wo nicht viel mehr, durch Erbschaften zufallen, denn die kinderarmen und kinderlosen Familien sind durchgehends wohlhabend oder reich. Deshalb hat noch kein Blatt, kein Abgeordneter es gewagt, für diesen Vorschlag einzutreten, der auch in anderer Hinsicht unstatthaft und unausführbar wäre. Der Staat beschlagnahmt durch seine Steuern, seine Anleihen und Unternehmungen heute schon einen ungemein großen Antheil des Volksvermögens; mittelst eines solchen Erbschaftgesetzes würde er bald Alles verschlingen.

Der tiefblickendste Socialpolitiker Frankreichs, Le Play, ist durch fünfzigjährige Beobachtungen vielmehr zu dem Schlusse gekommen, die gesetzliche Gleichtheilung der Erbschaften müsse aufgehoben, den Familienhäuptern das Recht zurückgegeben werden, frei über ihre Hinterlassenschaft zu verfügen. Le Play

findet das Recht der Erstgeburt durchaus in der Natur begründ und der Blüthe der Familie zuträglich. Die katholischen Blätt (besonders „Monde“ und „Univers“) haben diesen Standpun stets vertreten, namentlich hat Coquille das römische Recht scha bekämpft und das Gewohnheitsrecht empfohlen. Le Pla Coquille und ihre Schule verlangen daher Beseitigung des a römischen Rechtsanschauungen beruhenden Napoleon'schen Gese buches. Dieses gestattet keine Enterbung, die Eltern könne einem Kinde nur einen Theil (z. B. bei drei Kindern ei Viertel) des ihm zustehenden Antheils entziehen. Daraus folgt daß die Kinder schon bei Lebzeiten Miteigenthümer sind, Schulde auf ihre Erbschaft machen können, die ihnen ja nicht entgehe darf. Thatsächlich geschieht dies auch. Oft genug hat de Sohn das Vermögen durch Wucheranleihen schon größtentheil durchgebracht, wenn er es antritt, nachdem seine Eltern sic ihre Lebenszeit lang abgeplagt haben, dasselbe zusammenzu bringen.

Den Eltern kann es also nicht besonders angenehm sein, viele Kinder, d. h. Miteigenthümer zu haben, welche auf ihr Vermögen sündigen, jedenfalls das Verfügungsrecht derselben wesentlich beschränken. Den Kindern aber benimmt die sichere Aussicht auf die Erbschaft gar oft die Spannkraft. Sie halten es nicht der Mühe werth, sich anzustrengen, sich selbst eine Stellung zu erkämpfen. Es fehlt ihnen der stählende Kampf um's Dasein. Die jungen Leute wollen genießen, bleiben hübsch im Lande, wagen sich nicht hinaus. Daher auch die Thatsache, daß das Vermögen gar oft den Herrn wechselt. Die Eltern erwerben durch emsige Arbeit das Vermögen, aber das Mutter- söhnchen bringt es durch und geht selbst dabei unter. Nur ein geringer Theil des Mittelstandes besitzt ererbtes Vermögen; die meisten haben sich durch eigene Kraft aus geringen Verhältnissen aus dem Arbeiterstande emporgearbeitet. Bei diesen geringen und armen Leuten finden sich viele zahlreichen Familien. Die Kinder werden nicht verwöhnt, sondern müssen schon früh in den Kampf um's Dasein eintreten, besitzen nur die unentbehr- liche Schulbildung, kommen aber vorwärts, bringen es oft recht weit. Aber sie werden dann selber zu Bourgeois, welche wenig Kinder wollen, und die sie haben, verwöhnen. Der Kreislauf

so weiter. Gerade dieſe ſtete Erneuerung des Mittelſtandes aus den unteren Claſſen trägt aber auch dazu bei, von dieſen den Socialismus fern zu halten. Warum nach „Theilung“ verlangen, wenn man durch Arbeit und Sparſamkeit zu Beſitz kommen kann?

Dr. Lagneau, welcher ſich viel mit der Frage beſchäftigt, hat der Akademie der Heilkunde behufs Ueberweiſung an einen Ausſchuß folgende Vorſchläge gemacht: Erleichterung der Eheſchließung, Geſtattung des Nachweiſes der Vaterſchaft behufs Beiziehung zur Erhaltung der unehelichen Kinder, Steuer auf Junggeſellen, Bewahranſtalten für Säuglinge, Schutz der jungen Kinder, Vermehrung und Hebung der Colonien, Naturaliſation der 1,115,000 in Frankreich lebenden Ausländer.

Nicht alles davon iſt ſtatthaft. Das Völkerrecht geſtattet keinen Zwang der Naturaliſation. Dieſe kann nur erleichtert, durch Koſtenloſigkeit und andere Vortheile gefördert werden. Aber trotzdem werden viele Ausländer nicht darauf eingehen wollen. Denn die Naturaliſation vermindert den Haß und den Brodneid nicht, der durch die beſtändige Fremdenhetze genährt wird. Im Gegentheil, man iſt vielfach noch neidiſcher und mißtrauiſcher gegen Naturaliſirte. Zwar wird hauptſächlich nur gegen die Deutſchen gehetzt, aber Oeſterreicher, Schweizer, Luxemburger, ſelbſt Holländer, Belgier, Engländer, Skandinaven leiden ebenfalls darunter, indem ſie mit Reichsdeutſchen verwechſelt werden. Gar viele dieſer unſerer Vettern, ebenſo die naturaliſirten Deutſchen, fanden es 1870 gerathen, Frankreich zu verlaſſen, da die Behörden nicht vermochten, ſie gegen die Volkswuth zu ſchützen.

Daß eine Junggeſellenſteuer nichts zu ändern vermag, ſich auch nicht leicht rechtfertigen ließe, bleibt außer Zweifel. Wichtiger wäre ſchon die Erleichterung der Heirathen. Die ſogenannte Civil- oder eigentlich Staatsehe erfordert ſo viele Unkoſten, Zeitverluſt und Umſtände, daß ſie unzweifelhaft viele Heirathen verhindert. Allein in Paris ermöglichen die kirchlichen Vereine jährlich dreitauſend Ehen, indem ſie den armen Leuten die nöthigen Urkunden verſchaffen und die erforderlichen Schritte thun. Die Eheſchließung iſt immer ſehr erſchwert, wenn die Brautleute aus verſchiedenen Gegenden oder gar aus

anderen Staaten herſtammen, und dieſe Schwierigkeiten verſchulde mit die zahlloſen wilden Ehen, bei denen Sittlichkeit und Nach kommenſchaft gleichmäßig Schaden leiden.

Die ſeit einigen Jahren eingetretene ſtärkere Abnahme der Eheſchließungen trifft mit der Einführung der Eheſcheidung zuſammen. Im Jahre 1888 fanden 4708 Scheidungen ſtat oder 1072 mehr als 1887 und 1758 mehr als 1886. Di Steigerung hält an, wird vielleicht noch größer werden, wenn wie beabſichtigt iſt, das Verfahren bei den Scheidungen verein facht und billiger gemacht wird. Die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, bei der nur die Schützlinge der Mächtigen des Tages Erleichterungen genießen, wirkt jedenfalls auch nachtheilig auf die Eheſchließung.

Hebung und Vermehrung der Colonien könnte nur in ſoweit günſtig auf Eheſchließung und Kinderſegen wirken, wenn dadurch der Unternehmungsgeiſt angeregt, eine größere Schwungkraft in das ganze Volk gebracht würde. Aber hiezu müßte vorerſt das entkräftende Erbrechtsgeſetz abgeſchafft werden. Hat doch in dieſer Hinſicht ſogar das nahegelegene, dabei unzweifelhaft fruchtbare Algier wenig Einfluß auf das Mutterland gehabt. Erſt ſeit den Verwüſtungen der Reblaus haben ſich Schweizer in größerer Zahl dort niedergelaſſen. In Tunis gedeihen 35 bis 40,000 Italiener vortrefflich, aber es ſind kaum 6 bis 7000 Franzoſen dort. Dagegen leben in Südamerika, beſonders in Argentinien und Chili 2 bis 300,000 Franzoſen. Im Jahre 1888 gingen allein 17,200 Franzoſen nach Argentinien, 1889 waren es 25,000. Die Auswanderung, welche früher nur 4 bis 6000 Köpfe betrug, ſtieg 1888 auf 25,000 und hat 1889 ſicher 35,000 erreicht. Die franzöſiſchen Colonien aber flößen den auswandernden Franzoſen offenbar nur geringes Vertrauen ein.

Die Einrichtung von Säuglingsanſtalten und die Fürſorge für junge Kinder vermöchten ſchwerlich viel mehr, als eine Minderung der Kinderſterblichkeit zu bewirken, die beſonders bei unehelichen Kindern ſtark iſt. Letztere betragen 8 Prozent, wovon indeſſen 2 Prozent durch nachträgliche Ehen anerkannt werden. In den Städten iſt der Prozentſatz der viel höhere, in Paris mit ſeiner buntſcheckigen, aus allen Himmelsſtrichen zuſammen-

geströmten Bevölkerung, erreicht derselbe 28 Prozent, allerdings hauptsächlich wegen der Schwierigkeit der Eheschließung.

Ein Mittel zur Förderung der natürlichen Mehrung ist schon angewendet worden. Der Arzt Javal erwirkte (1888) die Bewilligung von 50,000 Fr., um allen Familien, welche sieben Kinder besaßen, ein Kind abzunehmen, damit es mit 1000 Fr. jährlicher Unkosten aus Staatsmitteln erzogen werde. Er glaubte offenbar, daß nur 50 solcher Familien in Frankreich seien. Die Zählung aber ergab 248,188 Familien mit 7 und mehr Kindern. Es wären daher 248,188,000 Fr. zur Durchführung des Gesetzes erforderlich gewesen. Diese Summe schreckte natürlich ab. Die Kammer beeilte sich, das Gesetz dahin abzuändern, daß diese Familien von der Kopf- und Wohnsteuer befreit wurden. In den 248,188 Familien haben jedoch nur 148,808 die Wohlthat des Gesetzes beansprucht. Von diesen sind 113,636 als wenig begütert bezeichnet, da sie durchschnittlich nur 9 Fr. Kopf- und Miethsteuer zahlten. 29,697 waren wohlhabend, zahlten durchschnittlich 22 Fr. Steuer; 5475 aber wurden als reich bezeichnet, indem sie durchschnittlich 108 Fr. bezahlten. Aber die Kopf- und Miethsteuer ist eine Umlagesteuer: was diesen Familien erlassen wurde, mußten die übrigen Einwohner der Gemeinden aufbringen. Die Gemeinden wehrten sich kräftig, und deshalb änderte die Kammer das Gesetz wieder dahin ab, daß die Kopf- und Miethsteuer nur denjenigen mit sieben Kindern gesegneten Familien erlassen wird, welche unter 10 Fr. zu bezahlen haben. Daß ein Steuernachlaß von 10 Fr. irgend eine Wirkung auf die Mehrung der Bevölkerung haben könne, hat gewiß Niemand je geglaubt. Trotzdem sieht Dr. Bertillon, welcher als eine Autorität in allen die Bevölkerung betreffenden Fragen gilt, in diesem Javal'schen Gesetze das einzige Heil. Freilich, Dr. Bertillon war erbitterter Vorkämpfer bei der Vertreibung der Schwestern aus den Pariser Krankenanstalten.

Die Ursachen des Schwindens der natürlichen Mehrung des französischen Volkes liegen jedenfalls tiefer; sie beruhen auf den allgemeinen Verhältnissen und der Entwicklung des Landes. Die von gewissen Gelehrten aufgestellte Lehre von dem Aussterben der lateinischen Völker genügt nicht, sie könnte

sich auch nur auf Frankreich stützen. Im Allgemeinen herrsc die Regel, daß Völker mit alter Bildung einige Altersschwäche zeigen, sich nicht so stark vermehren als jüngere Völker. Abe das italienische Volk ist jedenfalls noch älter als das französisch und zeigt doch eine sehr starke natürliche Mehrung, indem e jährlich um 200—250,000 Seelen zunimmt, dabei noch übe 100,000 Auswanderer über's Meer schickt. Auch in Spanien un Portugal mehrt sich die Bevölkerung stark. In Mexiko un Südamerika mehren sich die Nachkömmlinge der Spanier un Portugiesen sehr schnell, während die Angelsachsen in den Ver einigten Staaten ohne den beständigen Nachschub aus Europ noch eher aussterben würden, als die Franzosen. Denn di ächten Yankees mit ihren verwöhnten Frauen mögen keine Kinder ihre Familien sterben oft aus. Nur die Eingewanderten haben reichen Kindersegen. In Canada mehren sich die vor zwei hundert Jahren angesiedelten Franzosen viel schneller, als die Engländer; sie haben sich seit einem Jahrhundert, ohne wesent lichen Nachschub, verzehnfacht und die Engländer in vielen Be zirken überwuchert und verdrängt. Ueberall zeigen die deutschen Stämme eine starke natürliche Mehrung. Nur eine einzige Aus nahme ist vorhanden: die reichen protestantischen Sachsen in Siebenbürgen mehren sich fast gar nicht, sie halten lange nicht gleichen Schritt mit Rumänen und Ungarn, unter denen sie wohnen.

Die Eingangs angegebenen Zahlen beweisen, daß Frank reich in früheren Jahrhunderten mindestens eine ebenso starke natürliche Mehrung gehabt haben muß, als Deutschland und die anderen europäischen Länder, denn es hatte damals ver hältnißmäßig mehr Einwohner als diese. Die Mehrung ist erst seither geringer geworden, der Rückgang beginnt mit der Revo lution. Die Urheber und Führer derselben hatten u. A. auch den Satz aufgestellt, Frankreich könne nicht mehr als 24 Mil lionen Menschen ernähren, folglich müsse die Mehrung gehemmt werden. Es gab Redner und Schriftsteller, welche die damaligen Metzeleien mit diesem Satz in Verbindung brachten und noch weitere Abschlachtungen empfahlen. Die Revolution hat denn auch durch ihre inneren und auswärtigen Kriege zwanzig Jahre lang Frankreich gehörig Blut abgezapft, einige Millionen Men-

auf die Schlachtbank geführt. Trotzdem war 1815 die völkerung zahlreicher als 1889: sie betrug 29 Millionen gegen Millionen. Mit dem eingetretenen Frieden mehrten sich die rathen und die Geburten, 1830 zählte Frankreich über Millionen Einwohner.

Seither aber hat die natürliche Mehrung beständig abommen, ja die Abnahme hat sich immer mehr beschleunigt. seit 1815 geführten Kriege Frankreichs haben wenig Betung für die Volksmehrung, sie waren nur kurze Gewitter, sie 1870 die Gesammtheit des Volkes in Mitleidenschaft en. Aber seither hat sich die Revolution eingelebt, sie dem Volk in Fleisch und Blut übergegangen, und die Revolution ist der Tod der Völker. Sie setzt die menschliche ernunft an Stelle der Gottesordnung, löst die Völker in Individuen auf, welche gegeneinander mit allen möglichen echten, aber möglichst wenig Pflichten ausgerüstet sind. Die Revolution läßt sich in Einem Wort zusammenfassen: die ernunft allein ist souverän, sie ist allein Gott. Nicht umsonst hat die französische Revolution die Anbetung der Vernunft eingeführt. Ganz folgerichtig errichtet die heutige Republik Danton Denkmale, während sie Robespierre verurtheilen. Letzterer war ein Rückschrittler, da er an dem höchsten Wesen festhielt, während Danton entschieden Gottesläugner, Vernunftmensch ist.

Die Grundsätze von 1789, was sind sie Anderes als eine einzig auf die Vernunft gebaute Rechts- und Sittenlehre? Seit 1789 aber haben alle französischen Regierungen, gleichviel welchen Namen sie führten, sich offen auf diese Grundsätze gestützt, sich als deren Wahrer erklärt, wenigstens dieselben bei ihren Gesetzen und Einrichtungen zur Richtschnur genommen oder doch berücksichtigt. Deshalb ist im Grunde nur ein äußerer Unterschied zwischen Kaiserreich, Königthum und Republik. Die einzige Verschiedenheit besteht darin, daß unter dieser oder jener Regierung die Förderung des Vernunftcultus etwas schneller und rücksichtsloser vor sich geht, als bei der andern. So sind seit 1789 diese Grundsätze immer tiefer eingedrungen, in allen Lebensäußerungen des französischen Volkes, in allen Einrichtungen zum Ausdruck gekommen. Das ganze Dasein des Franzosen ist

vom Rationalismus beherrſcht, welcher gleichſam die Luft durchtränkt, die er athmet.

In keinem Lande iſt das Chriſtenthum ſo ganz aus den Geſetzen und öffentlichen Einrichtungen verbannt, wie in Frankreich. Alle ſtaatlichen Einrichtungen verfolgen den Zweck, den Menſchen außerhalb des Chriſtenthums zu ſtellen. Es iſt daher ganz folgerichtig, wenn die dritte Republik die Zwangſchule einführt und die Religion ausdrücklich aus derſelben verbannt, wenn ſie eine bürgerliche Sittenlehre aufſtellt, wenn ſie die Staatsehe durch Eheſcheidung vervollſtändigt, das Begräbniß zur Staatsſache macht und den Prieſter nur noch dabei duldet, wenn die Angehörigen es ausdrücklich verlangen. Die dritte Republik hat offen erklärt: der Staat anerkennt keinen Gott.

Die Revolution muß voll durchgeführt werden, ſich ausleben, bevor eine Umkehr möglich iſt Frankreich aber befindet ſich in der Zeit der Reife der Revolution. Dieſe hat zerſtört, ſo viel ſie gekonnt, die Familie aufgelöst, die väterliche Gewalt vernichtet und unter ſtaatliche Vormundſchaft geſtellt, den Beſitz zerkrümelt und in ſtetige Bewegung gebracht, den Einzelnen von ſeinen Pflichten, ſeinen natürlichen Banden losgelöst, Selbſtſucht und Eigennutz zur Grundlage der Geſellſchaft gemacht, die Individuen mit ſo vielen „Menſchenrechten“ ausgeſtattet, daß der Krieg Aller gegen Alle zur Regel geworden iſt. Dazu hat die Revolution die Staatsgewalt mit ſolchen Machtbefugniſſen ausgerüſtet, daß der Einzelne ſich vollſtändig in deren Hand befindet, ſogar ſtörenden Behinderungen unterliegt. Ueberdies gebärdet ſich der Staat als Vorſehung, nimmt Vielen die Möglichkeit, ſich ſelbſtändig eine Stellung im Leben zu erringen. Er erzeugt daher jenen Kleinmuth und Unfähigkeit, die vor den Pflichten zurückſchrecken läßt, welche die Familie auferlegt, beſonders wenn ſie zahlreich iſt.

Der Revolution iſt auch zuzuſchreiben, daß Kunſt, Wiſſenſchaft und beſonders auch die Literatur ſich faſt gänzlich von dem Chriſtenthum losgelöst, ja ſich deſſen Bekämpfung zur Aufgabe gemacht haben. Eine ſo gottloſe Tagespreſſe, wie die franzöſiſche, gibt es in keinem Lande; dabei beſitzt dieſelbe eine ungeheuerliche Verbreitung. Die bildende Kunſt und die Bühne überbieten an Schamloſigkeit und Unfläthigkeit alles bisher Da-

gewesene. Die Bühnenlieferanten und die Romanschreiber suchen sich nur in Erfindung neuer Lüsternheiten und noch nicht dagewesener Wollustscenen zu übertreffen. Verführung und gewöhnlicher Ehebruch sind verhältnißmäßig entschuldbare Verirrungen, läßliche Sünden, im Vergleich zu dem, was jetzt in Romanen und auf der Bühne geboten wird, und gar nicht näher angedeutet werden kann. Der gewöhnliche, unschuldigere Roman behandelt lange und breit nicht etwa die Untreue einer Braut oder Gattin, sondern des Kebsweibes, der gemeinen Buhlerin! Kunst, Presse, Bühne sind eine wahrhaft teuflische Schule des Verderbnisses geworden. Nichts aber wird lächerlicher gemacht als eheliche Treue und Kindersegen, letzterer geradezu als Zeichen der Dummheit hingestellt! Und dies sogar in Tagesblättern, welche sonst als ernst und anständig gelten! Die Luft ist verpestet, mit Verderbniß geschwängert, Fäulniß verbreitet sich überall. Man weiß nicht mehr, wie sich derselben zu erwehren. Was Wunder, wenn so viele christliche Seelen sich gänzlich von der Welt abwenden!

Es wird eines kräftigen Gewitters bedürfen, um die Luft zu reinigen und einen gründlichen Umschwung herbeizuführen. Denn nur ein solcher kann die Umkehr bringen, die Sammlung der noch gesunden Theile und Kräfte des Volkes ermöglichen, um ein neues Leben zu begründen, wenn das revolutionäre Gift überhaupt noch überwunden werden kann.

Aus Paris.

XXXVII.

Zeitläufe.

Die bulgarisch-macedonische Kirchenfrage im Lichte der gesammten Orientfrage. I

Den 12. September 1890.

Es ist nicht mehr richtig, von einer schismatisch-orthodoxen Kirche im Orient zu sprechen. Das ganze Schisma ist allmählig und jetzt fast gänzlich in nationale Kirchlein zerfallen; das ehemals allein herrschende griechisch-orthodoxe Patriarchat in Constantinopel ist nur mehr dem Namen nach „ökumenisch". Jede kirchliche Frage ist eine Nationalitätenfrage, und jedesmal hat Rußland seine Wühlerhand mit im Spiele. Das Alles tritt jetzt wieder in dem Kampf, den die endliche Wiederbesetzung der bulgarischen Bisthümer in Macedonien angefacht hat, grell an's Licht. Insbesondere wäre die von Rußland zur Sache eingenommene Stellung geradezu komisch, wenn sie nicht so ernst wäre. Was der russische Gesandte, General Ignatiew vor 19 Jahren der Pforte selber anempfohlen hatte, das bulgarische Exarchat mit seiner Ausdehnung auf Macedonien: das suchte man in St. Petersburg jetzt drohend zu hintertreiben. Den Widerspruch mit sich selber machte auch die Pforte bei dem Erlaß der Ernennungsdekrete für die bulgarischen Bischöfe in Macedonien in einer Note vom 5. August geltend: „Diese nämlichen Berats seien ja früher

in Rußland selbst gefordert worden, und in dieser Erwägung
ürfe sie, daß ihre vortrefflichen Beziehungen zu Rußland
ine Aenderung erfahren würden".

Aber der griechisch-orthodoxe Patriarch hat die Nach-
ichtigkeit des Sultans gegen die bulgarischen Wünsche mit
einem Rücktritt büßen müssen, und gleichzeitig haben die
ussischen Umtriebe unter den orthodoxen Armeniern auch
en Sturz dieses schismatischen Patriarchen herbeigeführt.
Bezüglich der Bewegungen und Beschwerden aus türkisch
Armenien hat der englische Premier vor Jahr und Tag
chon gesagt: „Er könne für nichts stehen, denn die Türkei
e arm und schwach". In Macedonien aber droht nun wieder
mehr als je Alles drunter und drüber zu gehen, da die
Ernennung der bulgarischen Bischöfe die wüthende Eifersucht
der Serben und der Griechen erregt hat und der angeblasene
Sturm die schwachen Regierungen in Belgrad und Athen
mit fortzureißen droht. In Macedonien blüht eben das
Rohr, in dem Rußland seine Pfeifen schneidet. Schon seit
mehr als zwei Jahren wissen die Zeitungen an der Newa
immer wieder von „beunruhigenden Vorgängen in Macedonien,
wo der Zwist der Nationalitäten wachse", zu berichten, und
auch in London war man damals der Meinung, daß „die
Explosion, welcher Europa so lange entgegen gesehen habe,
wahrscheinlich weit eher in Macedonien ausbrechen werde,
als in Bulgarien, Rumänien oder Serbien".[1]) Damals
standen „die lange und leidenschaftlich genährten Hoffnungen
des hellenischen Königreichs" im Vordergrunde, jetzt ist es
der großserbische Radikalismus und im Hinterhalt desselben
Rußland.

So oft von Macedonien die Rede ist, muß immer wieder
das schmerzliche Bedauern über den Fehlschlag der Bestim-

1) Londoner Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 4. Mai 1888, und Wiener Correspondenz derselben vom 7. Januar 1888.

mungen des Pariser Congresses vom Jahre 1855 sich regen. Er hatte den richtigen Standpunkt eingenommen: nicht Zertrümmerung der Türkei in kleine Nationalstaaten, sondern Zusammenhalten derselben unter der Verpflichtung zu autonomistischer Reform. „Integrität und Souverainetät" unter europäischer Vormundschaft: dazu haben sich die beiden Westmächte und Oesterreich am 15. April 1856 noch eigens durch Separatvertrag verbunden. Daß nichts daraus wurde, war vor Allem der Fehler Oesterreichs. Diese „Blätter" haben in allen jenen Jahren entschieden die Blindheit der Wiener Diplomatie bekämpft, fast allein. Jetzt freilich reden gar viele Leute anders, als sie damals unter dem Einfluß der Bruck'schen Finanzpolitik geredet haben. „Hätte damals", sagt das große liberale Wiener Blatt, „Oesterreich, statt auf halbem Wege und mit halben Mitteln zu halbem Ziele zu streben und für eine Truppenaufstellung in Galizien, die England nicht befriedigte und Rußland reizte, Unsummen zwecklos auszugeben, sich entschieden auf die Seite der Westmächte geschlagen, so gäbe es heute wohl keine orientalische Frage. Es hat sich bitter gerächt, daß die österreichische Politik ihre Aufgabe, ihren Vortheil im Jahre 1854 so schlecht begriff, daß sie nicht rücksichtslos für die Türkei Partei nahm. Auch dessen muß man heute gedenken".[1])

Ja, freilich! Denn „gäbe es heute keine orientalische Frage", so gäbe es auch manches Andere nicht und keinen drohenden Weltkrieg. Eine Entschuldigung gab es allerdings für Oesterreich: die heimtückische Haltung Preußens an der Seite Rußlands und die Gegnerschaft der deutschen Mittelstaaten. Die haben ihren thörichten Hochmuth bereits gehörig gebüßt; aber indem seit 1859 der Umsturz aller europäischen Machtverhältnisse seinen Fortgang nahm, und Bismarck seit 1870 die französische Republik zum stillen Partner Rußlands

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 17. September 1887.

emacht hatte, war der Vertrag vom 15. April 1856 an und ür ſich hinfällig. Oeſterreich war jetzt in der Nothlage, als s durch den geheimen Vertrag vom 15. Januar 1877 ſich egen Rußland zu wohlwollender Neutralität in deſſen Krieg egen die Türkei verpflichtete, und dafür ein Vorrecht auf e zwei türkiſchen Nachbarprovinzen entgegennahm. Fürſt iſmarck hätte den Ruſſen, wie er ja ſelbſt bekennt, beim erliner Congreß nicht nur den ganzen Vertrag von San tefano in den Schooß geworfen, ſondern obendrein auch och Conſtantinopel, wenn man ſich an der Newa auf die interfüße geſtellt hätte.

Bei der Berathung über die bosniſche Occupation in er ungariſchen Delegation von 1879 hat Graf Szecſen ge- ußert: „Der große Irrthum der öſterreichiſch-ungariſchen egierung beſtand darin, daß nicht rechtzeitig erkannt wurde, ie jede Behandlung türkiſcher Einzelfragen, die ſich von dem oden der ſtrengſten Beachtung der vertragsmäßigen Be- immungen entfernte, der Aufrollung der orientaliſchen Frage r ihrer vollen Ausdehnung und Schwere mit ihren Gefahren nd Schwierigkeiten die Wege ebnen mußte.“ [1]) Dieſe Wahr- eit hat der Pariſer Congreß noch erkannt, der Berliner nicht ehr. Er hat nur über türkiſche Einzelfragen entſchieden. Macedonien hat er aus dem Großbulgarien des Vertrags on San Stefano ausgeſchieden und, da ein Nationalſtaat araus nicht zu machen war, unter Empfehlung an die Gunſt es ſelber rathloſen Sultans (Art. 23), hülflos ſtehen laſſen, ie Armenien in der aſiatiſchen Türkei.

Es iſt unmöglich, ein klares Bild von der Lage in Mace- onien zu geben, wenn man auch ſeit Jahren noch ſo aufmerk- am das Material geſammelt hat. Vor ein paar Jahren hat der bg. Dumba in der öſterreichiſchen Delegation geſagt: „Mace- onien, eines der ſchönſten, reichſten und fruchtbarſten Länder

1) Aeuſſer „Chriſtlich-ſociale Blätter“. 1888. Heft 1. S. 8.

der Balkanhalbinsel, hat das allerdings zweifelhafte Glü
von sechs größeren Nationalitäten bewohnt zu werden. Ab
den Türken als der herrschenden Raçe abgesehen, wohn
bloß die Serben im Norden in einem ziemlich abgegrenzte
Gebiete in compakter Masse beisammen, ebenso die Griech
an den Gestaden des Meeres, während sonst Griechen, Bu
garen, Albanesen und die Macedonier oder Kutzowallach
abwechselnd über das ganze Land zerstreut oder vereinigt i
Gemeinden wohnen." Bis zu dem Tage von San Stefan
hätten diese Nationalitäten in erträglichem Frieden miteinand
gelebt, fährt der Abgeordnete fort, seitdem aber sei „Mac
donien der Herd eines heftig entbrannten Nationalitäte
kampfes geblieben, und während der ‚kranke Mann' noc
durchaus nicht Miene mache, zu sterben, werde dort scho
um die Erbschaft in heftigster Weise gestritten." [1])

Nicht nur die slavische und die griechische Gruppe, let
tere im Bunde mit Albanesen und Wallachen, stehen gegen
einander, sondern die Slaven theilen sich wieder in das groß
serbische und das großbulgarische Kriegslager. Die September
Revolution in Philippopel schüttete noch neues Oel in's Feuer
Selbst die rumänisch-griechischen Studenten in Paris erließe
damals, während Serbien zu den Waffen griff, einen Protes
gegen die „Vermengung ihrer Racen in eine panslavistisch
Masse". „Wir ziehen vor, Türken zu bleiben, wenn man
uns nur manchmal in unseren Schulen die ruhmreiche Ge-
schichte und die Traditionen unserer Vergangenheit laut lesen
läßt!" [2]) Seitdem arbeiten auch die macedonischen Wallachen
mit Feuereifer von Bucharest aus gegen die bulgarischen Nach-
barn und deren Uebergewicht, wetteifernd mit Griechen und
Serben. Wir zählen, hat der ehemalige Ministerpräsident
in Sophia, Karawelow, gesagt, in Macedonien 200,000 Häuser,

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 19. Juni 1888.

2) Aus Paris s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 23. Sept. 1885.

ausschließlich von unserer Raçe bewohnt sind zu durch-
ittlich sechs Seelen. „Hier ruht die Frage unserer Zu-
st. Weder ich, noch Irgendjemand will, daß sie rasch
st werde. Wir haben die Zeit zum Bundesgenossen; die
garischen Schulen in Macedonien agitiren für uns, ihre
rer arbeiten unausgesetzt, mit jedem Tag stärkt sich ihr
fluß; und wenn einmal eine Volksabstimmung entscheiden
d, dann wird unser der Löwenantheil seyn. Jede Karte
d unser Recht erweisen, und die Serben werden sich be-
gen müssen, bis zur Csara-Planina vorzurücken.“ [1])

Um dieselbe Zeit zeigte sich Macedonien wieder als das
nd, „das dem Schlauche des Aeolus zu vergleichen ist,
rch dessen Oeffnung die Stürme entfesselt werden“. Die
rkei ist nicht nur ohnmächtig gegenüber der steten Gährung
schen den nationalen Parteien, sie vermag nicht einmal
öffentliche Sicherheit zu handhaben. Eben damals waren
der neue Nachrichten über Gräuelthaten, welche durch
ürken und Albanesen an bulgarischen Christen verübt waren,
gelaufen, und es war Gefahr, daß die Regierung in Sophia
rch eine russische Intrigue in Constantinopel, wo die bul-
rischen Flüchtlinge bereits den Exarchen auf ihre Seite
racht hatten, zu folgenschweren Schritten gedrängt würde. [2])
nd schon nach Jahr und Tag mußte die Pforte wieder
ue „Christenmassacres“, selbst in der Residenz des Gouver-
urs, ungestraft hingehen lassen. Ein Aufruf an die „öffent-
he Meinung des christlichen Europa“ aus Macedonien selbst
ilderte damals die Lage wie folgt:

„Während die europäische Diplomatie eifrig bemüht ist,
n Weltfrieden zu erhalten, während sie namentlich in Bulgarien
d Serbien mit wachsamen Augen die Ereignisse verfolgt und
rsorgt, damit nicht irgend ein unliebsamer Zwischenfall die

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 31. Aug. 1888.
2) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 22. Sept. 1888.

Orientfrage wieder aufrolle, scheint sie den Zuständen in Alt serbien und Macedonien nicht jene Aufmerksamkeit z schenken, welche diese beanspruchen können. Ist doch hier, w bulgarische, serbische und griechische Interessen sich tangiren und seit Jahren in einem erbitterten Kampfe um die Hegemoni sich befinden, wo überdies die wilden, unbotmäßigen Albanese nur zu leicht für jedes kriegerische Abenteuer zu gewinnen sind, Zündstoff in so reichem Maße vorhanden, daß ein plötzliche Explosion, leichter als in jeder anderen Provinz de Türkei, zu den nahen Möglichkeiten gehört. Diese Gefahr wir noch vermehrt durch die Anarchie, in welcher sich diese Provin befindet, und welche nachgerade solche Verhältnisse angenommen hat, daß die zur Verzweiflung getriebene Bevölkerung sich bereitwillig Jedem in die Arme werfen wird, der sie aus diese unerträglichen Lage befreit." [1])

Aber diese europäische Diplomatie hat in der Türkei eben ihre eigene Geschichte, in welcher sich die Umwälzungen im Abendlande seit dreißig Jahren widerspiegeln. Nicht nur, daß nach dem Beispiele hier die politische Vorherrschaft dort gewechselt hat, Rußland hat sogar die Basis seiner eigenen Orientpolitik vor mehr als zwanzig Jahren geändert im ge- nauen Zusammenhang seines Fortschreitens vom „orthodoxen Glauben" zur „slavischen Idee". Bis dahin hatte man an der Newa seine Rechnung immer noch auf das ökumenische Patriarchat in Constantinopel gestellt, wenn man auch in dem Hellenismus sich verrechnet hatte und in dem neuen griechischen Staat allmählig den natürlichen Rivalen der

---

1) Wiener „Vaterland" vom 3. Novbr. 1889. — So geht es fort bis auf den heutigen Tag. Noch unter dem 19. Juni d. Js. ließ sich die „Allg. Zeitung" aus Sophia schreiben: „Aus Macedonien kommen fortdauernd Nachrichten von arnautischen Räuberbanden; und man hört nicht ohne Empörung von den Gräuelthaten, ohne daß die türkischen Behörden im Stande wären, dem Treiben ein Ziel zu setzen."

ssischen Pläne auf Constantinopel erkennen mußte. Aber s Patriarchat zu Stambul repräsentirte ein Griechenthum herer Art. So schien es wenigstens noch. Das durch den hanar vertretene griechische Element war in Macedonien, e in beiden Bulgarien thatsächlich das herrschende, die echische Sprache war die Staatssprache und die des Gottes=enstes, das Unterrichtswesen, soweit es Schulen überhaupt b, lag in den Händen der Griechen. Man konnte aller=ngs nicht übersehen, daß es, namentlich auch in Macedo=en, noch andere Raçen gebe; aber die Griechen waren von er überlegenen Stellung so überzeugt, daß sie in keinem r anderen Elemente ein eigentlich fremdes erblickten, sondern e anderen Raçen nur gewissermaßen als Abarten der helle=nischen betrachteten; die Bulgaren insbesondere existirten für e kaum. Das änderte sich nun allmählig von Seite der nterdrückten Raçen in Folge des Krimkriegs und des Pariser ongresses.

Und zwar richtete sich die Bewegung zunächst nur mittel=ar gegen die Pforte, unmittelbar gegen das Patriarchat nd seine Sendlinge, genannt „Bischöfe", aus dem Phanar. eren Druck und Mißregierung wurde noch härter empfunden, ls die türkische Barbarei, wobei nicht zu übersehen ist, daß en Episkopaten in der Türkei auch ein großer Theil der ivilverwaltung anheimgegeben ist. Die Bewegung der Raçen, nsbesondere der bulgarischen, richtete nun ihre Augen, auch meingeladen, nach auswärts, und zwar vor Allem auf die leitende Macht des Pariser Congresses und angestammten Schutzherrn der katholischen Kirche in der Levante, auf Frank=reich. So entstand plötzlich die Lust zur Union mit der atholischen Kirche unter den schismatischen Bulgaren; sie ollten sich so des Schutzes der katholischen Mächte gegen ie Phanarioten versichern. Rußland aber erkannte die Gefahr, ließ das Patriarchat im Stich, machte die Bulgaren zu den Trägern seiner Zukunftspläne am Balkan, sendete als Ver=

treter seiner neuen Politik im Jahre 1868 den Gener
Ignatiew nach Constantinopel, und am 28. Januar 18
(a. St.) erschien der Erlaß des Sultans, welcher das bu
garische Exarchat, die selbständige national-bulgarisc
Kirche, begründete. Im September 1872 sprach der griechisc
Patriarch das Anathem über den bulgarischen Exarchen u
das neue Schisma aus.

Vor zwanzig, dreißig und mehr Jahren [1]) ist über d
kirchliche Bewegung im Bulgarenvolke viel berichtet und g
schrieben worden, und über die hohe Bedeutung derselbe
war nur Eine Stimme. Aber ihr erster Anfang fiel bereits i
die Zeit der großen Krisen im Abendlande selbst; was konnte
die bulgarischen Christen nunmehr von den katholischen Mächte
erlangen, die eben noch selber im Kriege gegen einander g
legen waren. „Es bedarf", so schrieb zwanzig Jahre späte
der beste Kenner der Balkanhalbinsel, Herr Kanitz, [2]) „woh
keiner weitern Ausführung, welch wichtigen Faktor die voll
Realisirung des großen bulgarischen Unionsprojekts in de
Lösung der orientalischen Frage gebildet hätte. Von Frank
reich und den katholischen Mächten nicht richtig und genügend
unterstützt, mußte der interessante Versuch scheitern an den
gemeinsamen heftigen Widerstande, welchen das griechisch
Patriarchat, Rußland und England entgegensetzten." Also
selbst England, aus Eifersucht gegen Frankreich und in pro-
testantischer Befangenheit, trug damals zur Verlängerung
von Zuständen bei, welche derselbe Hr. Kanitz gleichzeitig
wie auch nach zehn Jahren noch, als thatsächlich bestätigt:

„Die Mißbräuche der griechischen Kirche sind auch scham-

---

1) S. diese „Blätter" aus den Jahren 1854 u. 1856, die Bände 34, 37, 38 u. 42.

2) „Die griechisch-bulgarische Kirchenfrage und ihre religiös-politische Bedeutung" in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 5. Dezember 1871.

Der Patriarch muß dem Sultan bei seiner Investitur
,000 Fr. zahlen, die er selbst wieder durch Verkauf der
älaturen hereinbringt, indem er sich für jeden Bischofssitz
,000 Fr. zahlen läßt, während der Bischof wieder jede
rrei in seiner Diöceſe an den Papa verkauft. Reiche Papas
nen bis zu 20 Pfarrſprengeln auf dieſe Art an ſich bringen
verpachten. Bisher nun waren der griechiſche Patriarch
die Pforte ſtets die beſten Freunde; denn die Osmanen
hen den griechiſchen Pfaffen ihren weltlichen Arm, ſo oft
unter den Bulgaren ſchismatiſche Gelüſte regten. Die
chiſche Kirche aber ſchor ihre Schafe mit großer Kunſtfertigkeit.
ht allein verſtand ſie das Zehnterheben, ſondern ſie wußte
ein Einkommen durch Eheproceſſe, namentlich Eheſcheidungen
verſchaffen, die nur bei reichen Leuten vorkamen, weil arme
t bezahlen konnten. Die Mißbräuche gingen ſo weit,
griechiſche Biſchöfe der Bulgarei wegen der gemeinſten
rbrechen und Laſter — wegen Nothzucht und Kindsmord
ter anderen — in Unterſuchung gezogen werden mußten.
hdem blieben die Beſchwerden der Bulgaren fruchtlos, denn
e Streitigkeiten zwiſchen Laien und Klerus entſchied zuletzt
r Patriarch in Konſtantinopel, eine Krähe, die ihren Schweſtern
n Auge aushackte. So wurde 1857 der Erzbiſchof von
rnowa, Hr. Neophytes, wegen ſchamloſer Erpreſſungen bei der
forte angeklagt. Der Patriarch wußte ſich aber dieſes
iſtlichen Afterpächters ſo warm anzunehmen, daß ſeine An-
ger, Osmanen wie Chriſten, eingeſperrt wurden. Doch
lang die Intrigue nicht vollſtändig, ſondern die Wahrheit
gte, und Neophytes wurde von ſeinem Erzbisthum abgeſetzt.
er Wille der Türken, den Bulgaren zu helfen, iſt ſehr gut,
er das Fleiſch im Diwan ſehr ſchwach, d. h. die reichen
anarioten Konſtantinopels, welche mit dem Patriarchat
ſammenhängen, wiſſen ſtets durch Backſchiſch die Weſſiere und
andern Räthe und Würdenträger der Pforte zu beherrſchen.“ [1])

1) Aus dem „Ausland“ in der Augsburger „Allg. Zeitung“ vom 26. April 1861.

In alten Zeiten hatte die national-bulgarische Kir
nicht zum Schisma gehört, und es war ihr stets eine
wisse Zuneigung zum Sitze des katholischen Centrums v
blieben. Hr. Kanitz beschreibt eingehend, wie das griechis
Patriarchat bemüht war, nicht nur diese Keime zu zerstör
sondern überhaupt die fünf Millionen starke Bulgaren-Ma
zu gräcisiren. Es genügte nicht, daß die einheimisch
Elemente aus den höhern bulgarischen Kirchenämtern v
drängt und durch Sendlinge aus dem Phanar ersetzt wurd
welche an Stelle der slavischen Sprache die griechische
den Gottesdienst einzuführen hatten; es galt namentlich auc
die Schule zu entnationalisiren. Sogar die türkische Regierun
war der Schule mehr gewogen. Als Ende der Sechszig
Jahre eine Anordnung für Errichtung guter Schulen i
moslemischen, wie christlichen Gemeinden von ihr ausging
wehrten die griechischen Bischöfe ab: die Kinder würden
nur Ketzer werden! Die geistige Entwicklung des bulgarische
Volkes in seiner Muttersprache sollte unmöglich gemach
werden; die historischen Erinnerungen an die einstige politisch
und kirchliche Unabhängigkeit von Byzanz im Bulgarenvolk
zu vertilgen, war die Hauptaufgabe des phanariotischen Klerus
Von diesem aber liefert Hr. Kanitz folgende Beschreibung:

„Man denkt nicht entfernt im Fanar daran, zur Ausbildung
des niederen bulgarischen Dorfklerus Seminarien zu begründen,
und doch ist er kaum befähigt, die Evangelien nothdürftig zu
lesen, die Liturgie mechanisch abzusingen. Des Schreibens
größtentheils unkundig, verzeichnet er Taufen und derlei Acte
am Kerbholz. Er geht hinter dem Pflug und füttert seine
Schweine gleich dem geringsten Bauer, und nur Popenmütze
und Vollbart unterscheiden ihn von diesem. Aber nicht nur
die Nationalität und Bildung sucht der Fanar in dem von ihm
gepachteten Bulgarenvolke zu erdrücken, sondern auch die sitt-
liche Moral. Die Feder sträubt sich, die unglaublichen, durch
die Pfortencommissäre aber unwiderlegbar festgestellten That-
sachen niederzuschreiben, welche die Enquête vom Jahre 1860

wducirte. Die Begünstigung abergläubischer Sitten, anti-anonischer Eheschlüsse und Ehetrennungen lockender Sporteln egen, die Verführung von Frauen und Jungfrauen u. s. w., urden dem Bischofe von Pirot und vielen seiner Collegen urch Tausende von Zeugen nachgewiesen! Einige dieser wür-igen Kirchenhirten wurden abgesetzt, einige vertrieben, einige ieben! Man begreift aber, daß das bulgarische Volk mit llen Mitteln von der seine ganze politische und moralische Wiedergeburt arg bedrohenden Pestbeule aus dem Fanar — on dem griechischen Klerus — sich zu befreien sucht!“ [1])

Im Abendlande hatte man kaum mehr eine Kenntniß von den unter dem Joche des griechischen Patriarchats chmachtenden Nichtgriechen, als der geistige Befreiungskampf der Bulgaren plötzlich in hellen Flammen aufloderte, und sich alsbald in der Form einer Union mit der katholischen Kirche über das gesammte Territorium bulgarischer Zunge aus-breitete. Am 30. December 1860 erschienen zwei bulgarische Archimandriten und drei bulgarische Priester in Begleitung von 200 bulgarischen Häuptlingen in Constantinopel vor dem Erzbischof der katholischen Armenier und dem Erzbischof Mgr. Brunoni in der Heilig-Geistkirche, und übergaben ihnen eine Adresse an den Papst, die mit 2000 Unterschriften bedeckt war, und worin nach Aufzählung der bulgarischen Beschwerden gegen den griechischen Klerus folgende Stelle vorkam: „Gestützt auf die Dekrete der heiligen römischen Kirche über die Erhaltung der Riten der morgenländischen Kirche, und in der Erwartung, daß diese Riten unverletzt erhalten werden, wie es auf dem Florentiner Concil be-schlossen worden, bittet die bulgarische Nation, vertreten durch die Unterzeichneten, Se. Heil. Papst Pius IX. möge unsere bulgarische Kirche in den Schooß der katholischen aufnehmen, und unsere getrennte und nationale Hierarchie als kanonisch

1) A. a. O. der Augsburger „Allg. Zeitung“ vom 5. Decbr. 1871.

anerkennen." Gleichzeitig bitten die Bulgaren, der Pap möge den Kaiser der Franzosen ersuchen, daß er sich bei Sultan um Anerkennung der bulgarischen Hierarchie ver wende, und sie vor den Umtrieben der Griechen schütze. Mi diesem Bittschreiben wurden noch Adressen aus 93 Distrikte Bulgariens überreicht, welche die Deputation ermächtigten jenen Uebertritt im Namen der bulgarischen Nation aus zusprechen. Papst Pius IX. drückte in seiner Antwort von 22. Januar 1861 den bulgarischen Gemeinden seine väter liche Freude über deren Rückkehr in den Schooß der heiligen römischen Kirche aus, und ertheilte ihnen die Zustimmung zur Beibehaltung des orientalischen Ritus. Bald darauf empfing er den Grabower Archimandriten Joseph Sokolski zu Rom, und consekrirte ihn in der Sixtina feierlich zum unirten Bischof der Bulgaren.

Die Pforte ertheilte dem Bischof Berat und Investitur; der türkische Generalissimus in Bosnien, Omer Pascha, soll einer katholischen Deputation gegenüber sogar geäußert haben: „die Bekehrung der Bulgaren zum Katholicismus sei ein weit wichtigerer Sieg für das ottomanische Reich und Europa, als die Einnahme von Sebastopol". [1]) Aber das wußte man auch in Rußland. Drei Wochen nach seiner Rückkehr aus Rom war Bischof Sokolski, der präsumtive Patriarch der Bulgaren, plötzlich verschwunden. Auf einem Nachen von Constantinopel nach der asiatischen Küste übersetzend, wurde er durch ein russisches Boot angehalten und auf einem russischen Dampfschiff nach Odessa gebracht; er soll zu Kiew in einem orthodoxen Kloster bis an seinen Tod internirt gewesen seyn. Die Pforte lavirte noch unentschlossen hin und her; aber nach ein paar Jahren war sie schon so weit gebracht, daß sie dem Phanar gegen zwei bulgarische Bischöfe,

---

1) „Kölnische Blätter" vom 29. März 1862.

che wegen Hinneigung zu den nationalen Bestrebungen
d zur Union vom Patriarchat verurtheilt waren, den welt-
en Arm zur Exilirung bot.[1]) So gewann der Phanar
eder Luft, und die unionistische Bewegung gerieth all-
hlig in's Stocken. Im Abendlande hatte die politische Um-
lzung durch Preußen begonnen, und die beiden „katho-
chen Mächte" kamen außer Ansatz. Rußland hatte jetzt ganz
ne Hand und Preußen im Orient hinter sich; schon in
n ersten Sechsziger Jahren hätte es, bei der vorherrschend
nstigen Stimmung der Pforte für eine „autokephale Kirche"
r Bulgaren, den starren Widerspruch des griechischen Pa-
archats zu brechen vermögen. Aber vorerst galt es ihm
oß, die bulgarischen Unionsbestrebungen zu vereiteln. Warum
cht mehr? Darüber hat sich wieder Herr Kanitz zu einer
it, als in Petersburg der Umschlag bereits erfolgt war,
r verständig ausgesprochen:

„Wer möchte bezweifeln, daß Rußland aufrichtig die Be-
eiung der Christen vom Halbmond wünscht — betrachtet es
ch doch als den natürlichen Erben desselben; aber gerade aus
iesem Grund unterstützt es die Ansprüche des Konstantinopler
Patriarchats auf die ungeschmälerte oberste Ge-
alt über die gesammte orthodoxe Christenheit,
hne Unterschied der Nationalität, da nach der
Tendenz des großen russisch-slavischen Zukunfts-
eiches das russische Patriarchat an die Stelle
des griechisch-fanariotischen treten soll. Nichts
würde aber diesen letzten am Bosporus zu erstrebenden Zielen
des moskowitischen Czaropapismus mehr im Wege stehen, als
wenn er auf seinem Marsche nach Byzanz und der Adria, statt
eines riesigen in einzelne Atome aufgelösten Nationalitäten-
reies, statt eines das russische Ferment leicht durchlassenden
Siebes, neben den ihre Stammeseigenart immer eifersüchtiger

1) Augsburger „Allg. Zeitung" vom 27. Oktober 1864 und 11. December 1866.

hütenden und entwickelnden kleinen Staaten von Rumänien, Serbien und Griechenland, ein von der Pforte selbst geschaffenes, wenn auch nur vorläufig mit kirchlicher Autonomie ausgestattetes ‚Bulgarien' mit bestimmten territorialen Grenzen finden würde!"[1]

Aber solch' ein selbständiges Bulgarien würde nicht eintreten: glaubte man damals in St. Petersburg, und so ließ man das bulgarische Exarchat endlich doch in's Leben treten. Daß der Erfolg schließlich ein anderer war, das ist der unüberwindliche Zorn Rußlands, und dieser ist die stets drohende Gefahr für den Weltfrieden. Wäre Bulgarien die geplante Satrapie Rußlands geworden und geblieben, dann würde der Czar selber jedesmal für die Besetzung der bulgarischen Bisthümer in Macedonien pünktlich gesorgt haben, wie die Pforte dieselben auch nur mit der offenen oder stillen Zustimmung Rußlands unbesetzt lassen konnte.

XXXVIII.

Literatur zur bayerischen Geschichte.

III. Rechts- und Verwaltungsgeschichte Bayerns.[2]

Rosenthal verfolgt durch mehr als vier Jahrhunderte hindurch die innere Entwicklung des zweitgrößten deutschen Staates, dessen damaliger Länderbestand noch heute den Haupt-

---

1) Augsburger „Allg. Zeitung" vom 13. December 1871.

2) Rosenthal, Ed., Gesch. d. Gerichtswesen und der Verwaltungsorganisation Bayerns. Bd. I. Vom Ende des 12. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts (1180—1598). Würzburg, Stuber. 1889. XV, 601.

Bestandtheil des Landes Bayern bildet. Er zeigt uns, wie am Ende des 16. Jahrhunderts sich der planvoll gegliederte Bau des bayrischen Behördenwesens in einer für diese Zeit staunenswerthen Vollkommenheit erhebt. So fest waren die Umrisse, so solid die Fundamente dieses kraftvoll gefügten Quaderbaues, daß auch die tief einschneidende Reformbewegung am Anfange unseres Jahrhunderts die Umfassungsmauern unberührt ließ und die Grundzüge der alten Verwaltungsorganisation trotz eindringender Reformen im Einzelnen durch die Stürme der reichbewegten Zeit dem modernen Verfassungsstaate überliefern und den Umbau auf der altbewährten Grundlage vollziehen konnte.

Den Inhalt des ersten Buches bildet die Geschichte des Gerichtswesens: die Entwicklung der herzoglichen Gerichtsherrlichkeit, die Gerichtsbarkeit über den Herzog, die Bedeutung der Vemgerichte für Bayern, die kirchliche Gerichtsbarkeit; sodann die Land-, Hof- und Stadtgerichte (Stadtrath und Zünfte), Patrimonialgerichtsbarkeit (Dorfgericht, Ehehafttaidinge), Lehengerichte, Bergwerksgerichtsbarkeit, akademische Gerichtsbarkeit, Gerichtsbarkeit des Hofmarschalls.

Bei der Besprechung der herzoglichen Gerichtsbarkeit hebt Rosenthal nachdrücklich hervor, daß die Landesherren aus den ehemaligen Reichsbeamten, die landesherrliche Gewalt aus der öffentlichen Gerichtsgewalt entsprossen sei, und bekennt sich hiemit als Gegner der von Lamprecht in seinem „Deutschen Wirthschaftsleben" vertretenen Anschauung, daß die Landesherrschaft aus der Grundherrschaft hervorgegangen sei. Das von Rosenthal Gesagte genügt aber bei der hohen Bedeutsamkeit der Frage wohl kaum, und wäre eine eingehende Erörtung wohl am Platze gewesen.[1])

Ueber das Vemgericht schreibt R. S. 24: „In jenen trübsten Tagen der deutschen Vergangenheit, in der Periode des Faustrechts, als ohnmächtige Könige ihrer schönsten Regenten-

1) Vergleiche hiezu v. Below in d. Gött. gelehrt. Anzeigen Nro. 8 (15. April 1890) S. 369.

pflicht, des höchsten Richteramtes, nicht zu walten vermochten, als die Territorialgerichte zu schwach waren, um mächtige Uebelthäter ihrer Gewalt zu unterwerfen, traten die Vemgerichte an ihrer statt auf als energische Hüter des Rechts. Die Volksgerichte auf rother Erde boten in jener trostlosen Zeit allgemeiner Rechtsunsicherheit, in welcher die gerechte Sache des Schwachen der Herrschaft roher Gewalt preisgegeben war, dem Wehrlosen eine Zuflucht, indem sie selbst den mächtigsten Uebelthäter ihrem Richterspruche unterwarfen und vom Meere bis zu den Alpen die Vollziehung desselben sicherten". Es dürfte dieses Urtheil denn doch etwas zu günstig ausgefallen sein. Lindner hat in seinem grundlegenden Werke über die Veme die „Mißstände und Mißbräuche" (S. 618) gebührend hervorgehoben. „Wollte man alle die schweren Beschuldigungen, welche im fünfzehnten Jahrhundert gegen die heimlichen Gerichte erhoben wurden, zusammentragen, so würde ein arges Sündenregister entstehen. Kaum daß hin und wieder ein Wort der Anerkennung ausgesprochen wird, wie etwa von Aeneas Sylvius, den das Romantische anzieht. Ueberall ertönen nur Klagen über das ungerechte Verfahren der Gerichte, die Untauglichkeit der Freigrafen, ihren Geiz, die Verachtung der Rechtsbestimmungen". Im Großen und Ganzen dürfte der Haupteffekt der Vemgerichte wohl darin bestanden haben, daß in Folge einer bei der Veme anhängig gemachten Klage auch vom heimischen Gerichte die Rechtshilfe gewährt wurde, was auch Rosenthal hervorhebt.[1])

Ueber die Schergenbezirke bringt Rosenthal fast so gut wie gar nichts (S. 52 u. S. 83). Im Vergleich zu dem, was Riezler darüber berichtet, in dessen Werk doch solche Dinge naturgemäß

1) Er schreibt S. 29: „Schon die Furcht vor den westfälischen Gerichten wirkte heilsam und schon allein die Thatsache der Vorladung bahnte dem Siege des Rechtes den Weg, da wo man auf gewöhnlichem Wege eine Rechtshilfe nicht erwarten konnte, auch wenn die Sache nicht auf rother Erde urtheilsmäßig erledigt wurde. . . Immer erreichte eine Klage beim Gerichte auf rother Erde den Zweck — Gewährung von Rechtshilfe".

hr in den Hintergrund treten müssen,[1]) kann man von einem ezialwerke doch mindestens das Gleiche verlangen. Was in „Die Landgerichte" über die Ernennung des Richters gesagt rd, ist uns nicht klar. S. 55 heißt es: „Der Richter wurde meist vom Pfleger selbst bestellt". S. 57 heißt es: „Seine nennung erfolgt durch den Herzog". Woran hat man sich n zu halten?

Als im Laufe der Zeit zur Gerichts- und Kriegshoheit, den Kern der alten herzoglichen Gewalt gebildet hatten, m aufstrebenden Territorialfürstenthume neue Machtbefugnisse wuchsen, namentlich die Finanz- und Verwaltungshoheit, und s das Herzogthum auch in der auswärtigen Politik mehr und hr mitzusprechen begann, sahen sich dessen Landesherren nöthigt, sich immer mehr Gehilfen beizugesellen, die sie in Bealtigung der verschiedenen Regierungsgeschäfte unterstützten oder neu dieselben ganz abnahmen. Diese Beamten wurden ganz nach n Belieben des Fürsten berufen und waren in ihren Spitzen orzugsweise Hofbeamte. Es wiederholte sich hier eine Erheinung, die seit der Zeit der Merowinger in allen Staatswesen a finden ist, die häufige Verwendung von Hofbeamten zu nzelnen staatlichen Funktionen und die dauernde Verbindung er angesehensten Hofchargen mit dem staatlichen Verwaltungsrganismus. „Der Charakter des Hofamts, schreibt Rosenthal S. 237, überwiegt derart, daß noch der Hofstaat (Verzeichniß ller Hofbeamten) Ende des 16. Jahrhunderts neben den reinen ofchargen die Mitglieder der Centralbehörden neben einander ufführt."

Das zweite Buch ist der „Geschichte der Verwaltungsorganisation" gewidmet. Zunächst bespricht Rosenthal die Zweige der Centralregierung: die Hofbeamten und den Rath, den Kanzler, die Kanzlei und das Archiv. Hieran reihen sich die Mittel- und Unterbehörden: die Vitzthume und die Rentmeister, die Pfleger, Richter, Rentner und Kastner, endlich die Regalienverwaltung: die Forst-, Münz-, Berg- und

1) Riezler, Geschichte Bayerns 2, 178; 3, 684.

Zollbeamten, die Ungelter und die Organe der ständischen Steuerverwaltung (S. 236—398).

„Der Kanzler und die Kanzlei" werden etwas rasch abgemacht. Das Verzeichniß der herzoglichen Schreiber (S. 266 N. 1) „will kein erschöpfendes sein," sollte es aber doch, wenn man es einmal geben will, womöglich sein. Allerdings hätte Rosenthal dann das noch ungedruckte Urkundenmaterial durchsehen müssen; lieber wäre auch uns ein chronologisches Verzeichniß der Kanzler gewesen.

Mit dem Anbruch des 16. Jahrhunderts trat eine für Bayerns staatliche Entwicklung höchst segensreiche Neuerung in's Leben, indem Albrecht IV. (1506) die Untheilbarkeit des Herzogthums mit der Primogeniturordnung einführte. Die hiedurch herbeigeführte Wiedervereinigung bisher getrennter Landestheile, wie die Umgestaltungen, welche der Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit im Gefolge hatte, bedingten auch in Bayern eine umfassende Reorganisation des Behördenwesens, in erster Linie die Schaffung von Centralbehörden und die Durchführung eines gleichmäßigen Verwaltungssystemes.

Den Inhalt des dritten Buches bildet die Organisation der Central- und Mittelbehörden im 16. Jahrhundert: der Hofrath und die Regierungen, die Anfänge des diplomatischen Dienstes, die Hofkammer, der geistliche Rath, die Anfänge des Kriegs- und Geheimen-Raths, die Kanzleien, das Archiv und die Bibliothek (S. 409—600). Wir möchten dieses Buch als die bestgelungene Partie der Rosenthal'schen Arbeit bezeichnen, und es berührt einen angenehm, wenn man die Wahrnehmung macht, daß Rosenthal sich bestrebt, in den hier stark hereinspielenden religiösen Fragen eine objektive Darstellung zu geben, wenn gleich manches, wie z. B. S. 514 das über Herzog Wilhelm IV. und Albrecht V. Gesagte, zum mindesten übertrieben ist. Den ersteren läßt er „mit Feuer und Schwert" [1]), den

1) „Feuer und Schwert" ist bei Kluckhohn „Die Jesuiten in Bayern mit besonderer Rücksicht auf ihre Lehrthätigkeit" (Sybel's hist. Zeitschr. Bd. 31, S. 343 ff.) stehendes Beiwort bei Wilhelm IV.

feren „mit schonungsloser Rigorosität“ vorgehen, „um seine de von der Ketzerei zu säubern.“

Eine Behörde wollen wir hier nicht unerwähnt lassen, en geschichtlicher Entwicklung Rosenthal eine wenn auch etwas ppe Darlegung angedeihen läßt. Wir meinen das Archiv- sen. „Reichthum und Bedeutung der heutigen bayrischen hive, schreibt er S. 272, stützen sich auf eine vielhundert- rige eifrige Pflege des Archivwesens durch Landesfürsten, lche schon frühe den Werth der Urkunden für das Staats- d Rechtsleben ihres Landes und Volkes zu würdigen verstanden“; d S. 549 schließt er seine kurze Darlegung der Geschichte s bayerischen Archivwesens mit den Worten: „Aus diesen nigen Bemerkungen läßt sich der erfreuliche Zustand des yrischen Archivwesens entnehmen in einer Zeit, in welcher in deren Ländern Archive noch nicht einmal dem Namen nach kannt waren. Der historische Sinn des bajuvarischen Stammes gt sich in jener conservativen Fürsorge für die Urkunden, in elcher sich die Geschichte des bayrischen Staatswesens abspiegelte. o war der Grund zur heutigen Blüthe der bayrischen Archive hon in früher Zeit gelegt durch die erfolgreiche Thätigkeit flichttreuer Archivare und durch die Schaffung von Verwaltungs- ormen, welche noch heute in ihren Grundzügen als höchst erständig und zweckentsprechend anerkannt werden müssen. ene frühe vortreffliche Entwicklung muß aber um so höher eschätzt werden, wenn man erwägt, daß in Preußen des rchivs zum ersten Male in der Geheimraths-Ordnung von 613 Erwähnung geschah, und daß in einer Verfügung des urfürsten Friedrich Wilhelm's von 1651 wegen Vertheilung er Geschäfte zum ersten Male ein archivarius vorkommt.“

So Rosenthal. Sein Werk, das großentheils auf bisher nbekanntem, bayerischen Archiven entnommenem Materiale fußt, ist der beste Beweis des von ihm oben Gesagten.

Auf S. 2 ff. gibt R. in aller Kürze ein Bild der ver- schiedenen Landestheilungen unter Anführung aller Herrscher der einzelnen Linien, und heißt es S. 4 ganz richtig bei Bayern- Landshut: Heinrich der Reiche † 1450; Ludwig der Reiche, † 1479; Georg der Reiche † 1503. Auf S. 593 aber schreibt

R.: „der Landshuter Heinrich d. R.[1]) ragt wieder hervor durch eine tiefgreifende segensreiche Fürsorge für die innere Verwaltung des Landes; durch die Landes-Ordnung 1474 . . . hat er viele Gebrechen derselben beseitigt. Unvergänglichen Ruhm hat er sich durch die Gründung der Universität zu Ingolstadt errungen . . . Heinrichs Sohn, Georg, wandelte die Wege seines Vaters". Der Vater Georgs, Ludwig der Reiche, wird also hier zu Georgs Großvater, und der Großvater, Heinrich der Reiche, zu Georgs Vater gemacht. In einem Buche, das mit so viel Mühe und Fleiß geschrieben ist, sollten derartige Ungenauigkeiten nicht vorkommen.

Wenn man bedenkt, wie gewaltig das gedruckte und ungedruckte Material war, das R. bei der Ausarbeitung des Buches zu bewältigen hatte, und wie erst seine Arbeiten über das Werden und allmählige Ausgestalten mancher Einrichtungen und Behörden klares Licht verbreitet, so wird jeder, der sich mit deutscher Rechts- und Verwaltungsgeschichte zu befassen hat, die vorliegende Monographie nach deren Lektüre nur mit dem Gefühle der Dankbarkeit und Anerkennung für das Gebotene aus der Hand legen.

Karl Werner.

---

1) In Anmerkung bemerkt er dazu: „Sein Vater Ludwig der Reiche soll sich durch gute Verwaltung . . ausgezeichnet haben.

XXXIX.

Luis Mendez de Quijada.

(Karl's V. Mayordomo und Vertrauensmann.)

I.

Der Mann, dem dieſe Blätter gewidmet ſind, hat ſich
inen glänzenden Namen gemacht; er war kein Kriegsheld,
ſſen blutigen Lorbeeren ganze Völker zujauchzten, kein
taatsmann, vor dem die Fäden der Weltpolitik in ihren
ſſten Geheimniſſen offen lagen; er war kein Kirchenfürſt,
r einen bedeutenden Einfluß ausübte, kein Ordensmann,
r durch flammende Predigten die Maſſen des Volkes zum
uten bewegte: und dennoch bietet das Leben dieſes Mannes,
en die Weltgeſchichte nicht kennt, ſo viel des Schönen und
ntereſſanten, daß es ſich wohl lohnt, dasſelbe etwas
äher zu betrachten. Wenn ſiebenunddreißigjährige treue
ienſte bei Karl V. ihn an und für ſich des Andenkens
erth machen, ſo muß doch der Mann, dem dieſer ſein
ößtes Vertrauen ſchenkte, der ihm ſeine ſchönſten Siege
kämpfen half, ihn bei ſeiner Abdankung begleitete und
letzt ſeine Zurückgezogenheit in Yuſte theilte, der Mann,
em er die Erziehung Don Juan's de Auſtria[1]) anvertraute,
nd der einer der letzten Freunde ſeines unglücklichen Enkels

1) Ich habe durchgehends die ſpaniſche Schreibart „de Austria“ gebraucht. Die Form „d'“ kennt die ſpaniſche Sprache nicht.

war — wohl werth sein, besser und allgemeiner gekannt zu werden. Gar mühsam muß man in den Quellen suchen, um die einzelnen Notizen über diesen Edelmann, dessen Verdienste so wenig an die Oberfläche kamen, zu einem Bilde zusammen zu fügen. Aber hohe Achtung und Anerkennung sprechen deutlich aus allen Aeußerungen, sie mögen vom Manne auf dem Throne oder aus den Reihen der Armen, vom stolzen Granden oder dem venetianischen Gesandten, vom allmächtigen Günstling oder vom Helden von Lepanto, vom Bischof oder dem bescheidenen Ordenspriester herrühren.

Luis Mendez Quijada (Quixada) entstammte einer alten adeligen Familie Castiliens, deren Stammvater[1]) Ruy Arias Quijada um 1100 dem Könige Alfons VI. diente. Ein Quijada machte 1195 die unglückliche Schlacht von Alarcos mit, ein anderer kämpfte an der Seite des hl. Ferdinand bei der Eroberung Sevilla's, ihr Name ist zu allen Zeiten eng mit den Geschicken ihres Landes verwachsen gewesen, und erlosch mit dem edlen Manne, mit dessen Leben wir uns beschäftigen. Sein Vater war Guiterre Gonzalez Quijada, der im Gerichtssaale wie auf dem Schlachtfelde seinen Königen mit Auszeichnung diente, seine Mutter Maria Manuel, die der Familie die Besitzung Villamayor zubrachte. Da der älteste Sohn Pedro vor dem Vater starb, so war Luis, als der zweite, späterhin der Erbe der Eltern. Es gab noch eine Tochter, welche Aebtissin des Klosters de las Huelgas in Valladolid, und zwei Brüder, von denen einer Priester wurde, der andere aber seinem Könige und Kaiser mit den Waffen diente. Nach damaliger Sitte trat Luis schon als Kind in den Dienst seines Landesherrn, indem er

---

1) Villafañe, La Limosnera de Dios. Relacion historica de la vida y virtudes de la excelentisima señora D. Magdalena de Ulloa, mujer del excelentisimo señor Luis Mendez Quijada. Salamanca 1723. S. 15 ff.

21[1]) in Tordesillas als Page bei der Königin Johanna
Tollen zusammen mit dem hl. Franz Borja seine Lauf-
m begann, und später mit diesem dieselbe Stellung bei
em Sohne, Karl V., einnahm. Ueber seinen Bildungs-
ng ist uns nichts Näheres bekannt. Er muß aber tüchtigen
terricht genossen haben, denn aus allen seinen in aus-
eichnetem Spanisch geschriebenen Briefen ist zu bemer-
s man es mit einem sehr gebildeten Manne zu thun

Ueber die ersten dreizehn Jahre seines Dienstes war
viel zu ergründen, daß er die verschiedenen Grade des
rgundischen Hofes durchlief, dabei aber nach damaliger
tte sich dem Kriegshandwerke widmete. Auf dem Felde
r Ehre begegnet er uns das erste Mal 1534 in Sicilien,
o er unter Andrea Doria gegen den Seeräuber Barbarossa
ieg führte.[2]) Der genuesische Seeheld hatte gerade einen
cht vom Glück begünstigten Angriff unternommen, der
er doch Barbarossa zwang, sich etwas zurückzuziehen. Da
lang es diesem, zwei Schiffe in Brand zu stecken, die einige
anische Compagnien von Palermo nach Messina brachten.
uixada führte eine derselben noch als Lieutenant. Sie fielen
lücklicherweise nicht in die Hände der Seeräuber, kamen
ber mit großer Mühe wegen des geringen Windes bei
Melazzo an's Land und zu Fuß nach Messina, wo sie auf
Befehl des Vicekönigs eine Zeit lang verblieben, weil Sicilien
n diesem Augenblicke sehr von Truppen entblößt war.
im September wurde Quixada, der unterdessen zum Haupt-
mann befördert war, nach Trapani geschickt. Im folgenden
Frühjahr reiste er nach Barcelona, und schloß sich dort mit
iner großen Anzahl Edelleuten dem Heere des Kaisers an,
welches dieser in eigner Person gegen Tunis führte.

1) So gibt es Quixada selbst an, wenn er 1555 schreibt, er sei schon 34 Jahre im Dienste des Kaisers. Um 1525 wird er das erste Mal als Page genannt. Gachard, Retraite et mort de Charles Quint, I, XXIX.

2) Cerezada, Tratado de los campañas . . . del Emperador Carlos V. Madrid 1876. I, 460 ff.

Der Anfang der kriegerischen Operationen galt Goletta das der Kaiser mit seinem ganzen Heere belagerte. Quijada war nicht im Gefolge Karls, sondern führte als Hauptmann eine Compagnie, jedoch eine andere als in Sicilien. Die Belagerung wurde hauptsächlich von italienischen und alten spanischen Truppen geführt, indem jeder Nation ihre bestimmten Angriffspunkte zugewiesen waren. Einst beklagte sich bei Quijada ein Italiener über seinen Platz (es wollte nämlich Jeder am gefährlichsten Punkte angreifen), da antwortete ihm dieser: „Weder gibt der Platz Muth, noch nimmt er ihn; der uns vom Feldherrn angewiesene Platz ist gut; da sollen wir stürmen, und wir werden ihn vertheidigen, so gut wir können, damit wir nicht wegen Privatangelegenheiten dem Vaterlande schaden und Spanien seinen guten Namen der Tapferkeit nehmen. Wir sind nicht hierher gekommen, um mit Freunden Streitigkeiten auszufechten, sondern um ihnen zu helfen, im Kampfe gegen die Feinde zu sterben. Wenn ihr unsern Platz haben wollt, nehmt ihn und gebt uns den euern, denn ich glaube, daß überall Gelegenheit sein wird, sich auszuzeichnen." Schöne, uneigennützige Antwort, die den ganzen Mann charakterisirt! Bald hatte aber wirklich Jeder Gelegenheit sich hervorzuthun, denn nach dreiwöchiger Belagerung befahl der Kaiser am 12. Juli den Sturm auf die Stadt, der mit ungemeiner Begeisterung ausgeführt wurde, zumal er persönlich unter dem Rufe „Espana y Santiago," dem spanischen Feldgeschrei, in den Kampf eingriff. Gar manche aus den edelsten Geschlechtern Spaniens ließen ihr Leben an den Wällen, wie Pedro Quijada, viele auch wurden verwundet, unter diesen Luis Quijada. Es wird uns zwar keine Heldenthat von ihm berichtet, aber Sandoval nennt ihn unter den Tapfersten dieses Tages [1]). Er scheint sich jedoch bald von seiner Wunde

1) Sandoval, Historia de la vida y hechos del Emperador Carlos V. Amberes 1681. II., 159, 172, 190.

holt zu haben, da er kurze Zeit darauf an dem heldenmüthigen Sturme auf Biserta Theil nahm und tüchtig mithalf, die Festung binnen einer Stunde einzunehmen.

Nach diesem Kriege kehrte er zu seiner früheren Compagnie zurück, die in Trapani geblieben war, und wurde im Januar 1536 mit ihr auf dem Schiffe „Aldama" nach Gaeta befördert, weil Karl damals in Rom weilte. Im Juni finden wir Quijada auf den Schlachtfeldern der Lombardei, wo er unter Antonio de Leiva die Schlacht von Savigliano (19. Juni) mitmachte. Das ganze Jahr blieb er in Italien und auch einen Theil des folgenden, wo er in den letzten Tagen des Juni, auf Befehl des Marquis von Vasto, zusammen mit dem Hauptmann Ruiz, Asti besetzte. In den folgenden Jahren scheint er zum Kaiser zurückgekehrt zu sein, focht aber bereits wieder 1543 unter Vasto in Italien. Er muß damals schon durch seine persönlichen und militärischen Eigenschaften sich in hohem Maße die Gunst Karl's V. erworben haben, da dieser ihn zu jener Zeit zu einem seiner Mayordome ernannte, während der Herzog von Alba Großmayordomo war.

Das Amt eines Mayordomo's bestand darin, die Vorbereitungen zur kaiserlichen Tafel zu überwachen, dem Kaiser zu melden, wenn Alles bereit war, bei Tisch mit dem Stab in der Hand in seiner Nähe zu stehen und ihn in sein Zimmer zurück zu begleiten. Die sechs Mayordome[1]) wechselten im Dienste ab, während der Großmayordomo nur zu Ostern, Pfingsten, Allerheiligen und Weihnachten Dienst that. Der Mayordomo bekam täglich 48 Sous (etwa 96 Pf.) und monatlich 20 Pfund, außerdem täglich 2 Loth Wein und ein Brod, im Winter 6 Sous für Brennholz und ein Pfund Talglicht, im Sommer aber nur 4 Sous für Holz und ½ Pfund Lichter, im Winter monatlich sechs, im Sommer vier Fackeln. Trotz dieser Stellung blieb Quijada jedoch

1) De Ridder, La court de Charles-Quint. Bruges 1889. S. 30 ff. Die Zahl war unbestimmt, es waren ungefähr sechs.

nach wie vor Soldat und betheiligte sich mit Auszeichnung am Schmalkaldischen Kriege. Im Sommer 1546 war der Kaiser in Regensburg und machte die Vorbereitungen zum Kriege. Am 3. August marschirte er mit seinem ganzen Heere von da nach Landshut ab, Quijada als Fähnrich des kaiserlichen Hauptquartiers, in Vertretung des kaiserlichen Oberstallmeisters Bossou.[1]) Bei Landshut hatte Karl erst 5—6000 Mann Infanterie und 2000 Reiter beisammen, die sich aber durch täglich eintreffende deutsche Truppen vermehrten. Am 14. August kamen endlich die spanischen und italienischen Truppen an. Die spanischen Regimenter waren schöne „tercios“[2]) zu je 2—3000 Mann mit 10 Compagnien unter den Obersten Sande, Vives und Arce. Quijada übernahm trotz seiner Stellung als kaiserlicher Fähnrich die 9. Compagnie im 3. Regimente, das Arce commandirte. Es war ein schönes Heer, welches der Kaiser zur Verfügung hatte. Oberfeldherr war der Herzog von Alba, dem ein Kriegsrath zur Seite stand. Herzog Emmanuel Philibert von Savoyen stand dem kaiserlichen Hauptquartier vor und befehligte dessen Bedeckung, welche aus den niederländischen Gardekürassiren, bei denen die vornehmsten Edelleute, wie der unglückliche Lamoral von Egmont und Brederode, Dienst thaten, der neapolitanischen Leibgarde und je einer Abtheilung leichter Reiter und Reiterschützen gebildet war. Außerdem bestand das Heer noch aus fünf oberdeutschen, vier spanischen, sieben päpstlichen, einem italienischen, zwei niederdeutschen Infanterieregimentern, fünf schweren und einem leichten kaiserlichen Reiterregimente, neun päpstlichen, einem schweren und einem leichten unter Max von Egmont, Grafen von

1) Mameranus, Catalogus omnium generalium, tribunorum, ducum primorumque totius Exercitus Caroli V. Imp. Aug. et Ferdinandi regis Roman. anno 1546. Coloniae 1550. p. 8.

2) Regimenter, bei denen ein Drittel der Leute mit Feuerwaffen, zwei Drittel mit Piken bewaffnet waren. Regiment Arce war das stärkste, es hatte 3290 Mann. (Catalogus 42.)

ßüren, zwei Compagnien Pionieren, im Ganzen 57,800 Mann
nfanterie und 13,700 Cavallerie. In der Nacht vom 28.
m 29. Auguſt fochten die Regimenter Sande und Arce
it Glück bei Ingolſtadt gegen die Schmalkaldner,[1]) welche
nternehmung Karl mit Alba vorher beredet hatte.[2]) Da-
gen verbot er für die nächſte Zeit den Italienern und
panіern irgend ein Gefecht anzufangen, ſo daß auch
uijada's Degen ruhte. Im October jedoch bei Nördlingen,
ei jenem Gefechte, das der Kaiſer zu Pferde, mit dem
ein in einer Leinwandſchlinge mitmachte, weil er ſich vor
ichtſchmerzen kaum im Sattel halten konnte, nahm der
erzog von Alba die geſammte ſpaniſche Infanterie als
vantgarde mit ſich, ſo daß ſie von neuem Gelegenheit
atten ſich auszuzeichnen. Ein einziges Mal wird Quijada's
ame beſonders genannt. Es war in der zweiten Hälfte
ovember, als das ganze Heer ſich auf forcirten Märſchen
ach der obern Donau befand. Der Kaiſer lag im Schloß
ellenſtein bei Heidenheim und hatte ſchon einmal am
Morgen ſelbſt recognoscirt. Da unternahm Luis Quijada,[3])
er mit ſeiner Compagnie im Felde lag, in der Nacht noch
ine Recognoscirung, wodurch er den Abmarſch des Feindes
nach Giengen zu an den Herzog von Alba melden konnte.
Dieſer theilte es dem Kaiſer mit, welcher ſich daraufhin am
andern Morgen mit dem ganzen Heere in Bewegung ſetzte.
Wir hören nun weiter nichts von Quijada, noch von ſeinem
Regimente bis zu jenem glorreichen Tage von Mühlberg,
dem 24. April 1547. Die Truppen waren bei dieſer Ge-
legenheit von früh 4 Uhr auf den Beinen, aber das Regiment
Arce kam erſt ſpäter in's Gefecht. Der Kaiſer hielt mit
ſeinem Stabe an der Elbe, ſpaniſche Arkebuſiere beſchoſſen
von Flöſſen aus den Feind, der am andern Ufer war, und

1) De Avila, Historiadores I, 410.

2) Des Viglius von Zwichem Tagebuch, herausg. von A. von Druffel. München 1877. S. 57.

3) Historiadores 1, 430.

weil auch die kaiserliche Artillerie energisch spielte, so machte sich bald ein Schwanken in den feindlichen Linien bemerkbar. Da befahl Karl, diesen Augenblick benutzend, das Vorgehen der 1000 Arkebusiere des Regiments Arce. Mit Begeisterung folgte das frische Tercio seinen Kameraden, stürzte sich vor den Augen seines Kriegsherrn in die reißende Fluth, gelangte mit sammt den Andern im Gefolge der ungarischen Cavallerie an das gegenüber liegende Ufer und eröffnete dort ein heftiges Feuer, um den Uebergang des Kaisers und des übrigen Heeres zu decken. Was Wunder, daß diese Truppe mit solcher Begeisterung vorging, da an der Spitze ihrer Compagnien Männer wie Luis Quijada und Juan Guevara fochten! Bald kamen der Kaiser und Alba den Regimentern nach, und der Herzog führte die ungarische Reiterei und die spanische Infanterie als Avantgarde vorwärts, indem er die Ungarn weit voraus schickte. Nachdem Karl alle Truppen über eine unterdessen geschlagene Brücke hatte herüberziehen lassen, blieb er eine Zeit lang bei ihnen, folgte aber dann in scharfem Trabe der Avantgardenreiterei. Als er diese erreicht hatte, hielt er an, und ließ diese und seine drei braven spanischen Regimenter zum zweiten Male an sich vorbeiziehen. Unaufhaltsam gingen sie vorwärts, und die Entscheidung des Tages war hauptsächlich der Avantgarde zu danken, welcher es auch gelang, den Kurfürsten von Sachsen gefangen zu nehmen. Das war wohl der schönste und größte Tag Karl's V., und doch gab er dabei Gott allein die Ehre, indem er sagte: Veni, vidi et Deus vicit! Im folgenden Jahre (1548) machte Quijada im Gefolge des Kaisers jenen Reichstag zu Augsburg mit, bei welchem Karl V. Moritz von Sachsen, zum Lohne seiner Hülfe im Kriege, mit der Kurwürde belehnte. Bei Gelegenheit dieses Reichstages ernannte der Kaiser seinen Mayordomo zum Kammerherrn, gentilhomme de la chambre.[1])

1) Catal. Familiae totius aulae Caesareae. Colon. 1550. p. 21.

Der Dienſt des Kaiſers hielt Quijada aber nicht ſo gefeſſelt, daß er darüber verſäumt hätte, ſich einen eigenen Hausſtand zu gründen. Schon früher hatte er ſich vergeblich um die Hand einer Tochter des Marquis von Mondejar beworben, ſpäter verſuchte er es mit Glück bei Juan de Ulloa, Alcalden von Toro, und heirathete 1549 durch Procuration deſſen Tochter Magdalena. Dieſe ſtammte durch ihre Großmutter väterlicherſeits von den Königen von Caſtilien ab, und ihre Mutter, eine Tochter aus dem Hauſe von Luna, Maria Toledo de Oſorio, trug Namen, die ſich der Abſtammung von den kaiſerlichen Paläologen rühmten. Sie war 1525 geboren, verlor mit zehn Jahren ihre Mutter, einige Jahre ſpäter ihren Vater und wurde von ihrem Großvater erzogen. Quijada hatte von ihr viel Gutes gehört und ſah D. Maddalena zuerſt als ſeine Frau, ohne ſie vorher nur ein einziges Mal erblickt zu haben. Nachdem der Ehecontrakt abgeſchloſſen war, zu welchem auch der Kaiſer ſeine Zuſtimmung[1]) geben mußte, weil ihr älteſter Bruder ihre Dota von ſeinem Majorat auszahlen wollte, fand die Procurationstrauung im October 1549 ſtatt, bei der Quijada durch ſeinen Bruder Alvaro, den Kaplan des Kaiſers, vertreten wurde. Als der junge Ehemann in Brüſſel erfuhr, daß ſeine Trauung vollzogen ſei, ging er zu ſeinem kaiſerlichen Herrn und bat um Urlaub, um ſeine Frau zu ſehen, was dieſer mit Freuden geſtattete, da er ſeinem Mayordomo ſehr zugeneigt war.

Obwohl D. Maddalena etwa 20 Jahre jünger als ihr Mann war, lebten die Beiden in einer ſehr glücklichen Ehe.

1) „D. Carlos, von Gottes Gnaden römiſcher Kaiſer, Auguſtus, deutſcher König; D. Juana ſeine Mutter und derſelbe D. Carlos, von derſelben Gnade Könige von Caſtilien, Leon, Aragonien, Sicilien, Jeruſalem, Navarra, Granada u. ſ. w.", beginnt das Aktenſtück d. d. Valladolid, 2. März 1549, contraſignirt vom Erzherzog Max und der Infantin D. Juana. Villafañe, l. c. 30 ff.

Sie hatten aber auch alle Eigenschaften, welche das ehelich Glück bedingen: er, ein Edelmann durch und durch, den keine niedrige Eigenschaft anklebte, der Gott in wahrer Frömmigkeit und seinem Kaiser mit der Hingebung eines tapfern Soldaten diente; sie, eine fromme, reine Seele, gebildet, von liebenswürdigem Charakter und großer Schönheit, wie sie nur je eine edle Frau an Castiliens Hof geschmückt hat. Nur Eins hat ihnen der Himmel nie beschieden, Kinder! Wenn wir uns so eingehend mit D. Maddalena beschäftigen, so geschieht das nicht nur deßhalb, weil sie Quijada's treue Lebensgefährtin war, sondern auch bedeutenden Theil an seiner Lebensaufgabe nahm, indem in ihren Händen hauptsächlich die Erziehung des Siegers von Lepanto lag. In Valladolid verlebten sie die erste Zeit ihrer Ehe, und zogen dann nach Villagarcia, Quijada's Schlosse, wo sie mit großer Freude von der Bevölkerung empfangen wurden. Bald nachher begannen aber die Bauern, ihm Widerstand bei der Ausübung seiner herrschaftlichen Rechte zu leisten. Unrecht hatten seine Unterthanen nicht, sich zu beschweren, da ihnen Quijada's Vorfahren ungebührliche Lasten aufgelegt hatten. „Sie verlangten z. B. von ihnen, daß sie zu gewissen Zeiten Vögel für ihren Tisch lieferten; sie mußten für Unterhalt und Pflege ihrer Pferde sorgen und die Bauern mußten ihnen mit Maulthieren und Wagen dienen, wenn es den Herren beliebte zu fahren . . . . Kamen diese, mußten sie ihnen Quartier und Unterhalt schaffen, nicht nur für sie allein, sondern auch für die Diener." U. s. w. Die Leute hatten nun endlich die Bedrückung satt und „beklagten sich beim königlichen Rathe von Castilien über das Unrecht, das ihnen ihre Herren thaten, worin ihnen der oberste Gerichtshof Recht gab, und erlangten, ungeachtet des Widerstandes, der sich auf das Hergebrachte stützte, ihre volle Freiheit . . . ."[1]) Um diese Zeit (1550) machte ihm sein

1) Villafañe 39, 41.

kel, D. Pedro Manuel, Erzbischof von St. Jago, ein
der seiner Mutter, eine bedeutende Schenkung, indem er
die Einkünfte des Erzbisthums St. Jago wie auch des
thums Zamora überließ, die er, wie P. Villafañe mit
ht bemerkt, besser den Armen geschenkt hätte.[1]) Als nun
Erzbischof starb, hatte er viele Unannehmlichkeiten mit
kirchlichen Behörden, welche gegen ihn als gegen Einen
gehen wollten, der Kirchenvermögen unterschlagen habe.
größte Aerger aber, den ihm die Freigebigkeit seines
kels bereitete, war, daß die Apostolische Kammer, wie
mer so auch hier, auf die Gelder verstorbener Prälaten
sprüche machte. Luis Quijada hatte infolge dessen viele
useinandersetzungen mit Cardinal Poggio, Nuntius in
adrid, die mit einem Vergleich endeten, bei dem er aller-
ings sehr bedeutende Summen zahlen mußte.

Quijada blieb nie lange in Villagarcia, da ihn seine
Pflicht an den Hof des Kaisers rief. Während seiner Ab-
wesenheit gewann D. Maddalena die Herzen ihrer Bauern
und sonstigen Untergebenen durch freundliches Wesen und
liebevolle Hülfe in jeder Noth. Es lag ihr aber noch eine
andere Beschäftigung, nämlich die Erziehung D. Juan's
de Austria, ob. Diesen hatte der Kaiser 1546 Quijada
anvertraut.

Eines Tages nämlich, gerade in jenen schwülen Tagen
vor dem Ausbruch des schmalkaldischen Krieges, rief Karl V.
seinen Vertrauten in sein Zimmer, versicherte sich, daß sie
allein wären, und sprach, indem er wohl seiner Gewohnheit
entsprechend im Zimmer auf und ab ging,[2]) lange mit ihm
darüber, wie schlimm es sei, daß die Monarchen nicht frei
von Leidenschaften wären, und äußerte u. A.: „Man sagt,
daß meine Waffen die Welt beherrschen; was nützt das
aber, wenn ich, der ich so Viele beherrsche, nicht einmal mich
selbst bezwingen und einen Sieg erringen konnte, der zwar

1) Villafañe, 67.
2) Cartas de D. Garcia de Loaysa 23.

des Beifalls der Menſchen entbehrt, den ich aber im Himme gefeiert hätte." Und darauf geſtand er ihm ſeinen Fehltritt und daß er einen einjährigen Sohn habe, D. Juan de Auſtria Er übergab das Kind in Quijada's Sorge, der es von de an bis 1550 ſtets in ſeiner Wohnung behielt und mi zärtlicher Liebe an ihm hing. Der Knabe galt unter dem Namen Hieronymus für das Kind eines Freundes Quijada's. Im Jahre 1550 ging Prinz Philipp nach Spanien, und Karl hielt es für gerathen, auch den Kleinen mit den Dienern ſeines Sohnes dahin zu ſchicken. Er beſprach die Sache mit Quijada, aber mit großer Rückſicht, da er ſeine Liebe zum Kleinen kannte. Der Mayordom ſah ebenfalls den Nutzen der Maßregel ein, und ſchlug dem Kaiſer vor, ihn entweder ſeiner Frau nach Villagarcia oder zu Vela, dem Pfarrer von Leganes, in der Nähe von Madrid, zu ſchicken. Karl entſchied ſich für das Letztere, weil er dabei hoffte, in dem Kinde Liebe zum geiſtlichen Stande zu erwecken. Quijada ſchickte ihn mit einem kaiſerlichen Geiger, Francisquin, und deſſen Frau Anna de Medina aus Leganes, im Gefolge des Prinzen Philipp nach Spanien, wo unter der Aufſicht des Pfarrers Vela der Knabe von der Frau des Geigers gehütet wurde. Da aber die dortige Erziehung nicht geeignet ſchien, ſo befahl Karl ſeinem Mayordom, den kleinen „Hieronymus" ſeiner Frau anzuvertrauen. Lange berieth er mit Quijada, ob D. Maddalena erfahren ſollte, wer der Knabe ſei, da der Kaiſer ihrer Discretion vollſtändiges Vertrauen ſchenkte. Auf der andern Seite erwogen ſie die Möglichkeit, daß der Brief Quijada's verloren gehen oder geöffnet werden könne, und ſo ſchrieb dieſer nur von Hieronymus, welcher das Kind eines hochgeſtellten Freundes ſei. Obgleich Karl ſich auf Quijada's Treue wie auf ſich ſelbſt verlaſſen konnte, ſo legte er ihm doch noch inſtändigſt an's Herz, er möge doch der innigen Freundſchaft gedenken, die ſie Beide verbände, und das Kind wie ſein eigenes erziehen, da Gott ihm keines geſchenkt habe.

Quijada ſchrieb nun an ſeine Frau, wie er es mit Karl abgemacht hatte, und ſchickte einen Diener des Kaiſers, Karl Pubeſt, erſt nach Leganes, um den Knaben abzuholen und dann nach Villagarcia, um ihn mit ſammt dem Briefe ſeiner Frau zu übergeben. Als dieſe den Brief geleſen und den Knaben mit blauen Augen und blonden Locken geſehen hatte, faßte ſie ſofort eine zärtliche Liebe zu ihm, daß ſie, wie eine Quelle ſagt,[1]) nur Eines bedauerte, nicht die Mutter dieſes Engels zu ſein. Sie wurde ihm in der That eine liebende Mutter, und ſie nannten ſich gegenſeitig Mutter und Sohn. Sie lehrte ihm Leſen, Schreiben, Singen, Franzöſiſch und ein wenig Lateiniſch theils ſelbſt, theils verſchaffte ſie ihm tüchtige Lehrer dafür. Auch erzog ſie ihn zu guten Manieren, und ließ ihm in allen ritterlichen Uebungen Unterricht ertheilen, ſo daß er mit 14 Jahren ſchon ſehr geſchickt ſowohl in der Bahn als im Freien ritt und mit großer Gewandtheit die Lanze führte. Wenn Luis Quijada in Villagarcia war, unterwies er ihn ſelbſt in dieſen Dingen und ließ ſich von ihm helfen, wenn er ſeine Waffen durchſah, was den künftigen Helden von Lepanto entzückte.[2]) Beim Spiele mit anderen Knaben ragte er durch außerordentliche Gewandtheit hervor, und war ſtets ſeines Sieges gewiß. „Des Morgens war ſeine erſte Sorge, zu Pferde zu ſteigen, die Schaar der Knaben anzuführen, die Lanzen bis zum Griff zu brechen oder durch den Ring zu ſtoßen. Bei dieſen Uebungen war er ſtets unter dem Beifall der Andern Sieger; es war der Ehrgeiz der Knaben, auf gemeinſchaftlichen Beſchluß und ihre Koſten ihren Meiſter im Reiten, der ſie die Pferde bändigen lehrte, in die Stadt zu führen, und dieſen ihren Hauptkämpfer einmal zu beſiegen. Und Luis als Soldat erfreute ſich dieſer Liebe zu den Waffen,

1) Van der Hammen y Leon, Don Juan de Austria. Madrid 1627. 11b.

2) Dichos y hechos del rey D. Felipe II. Bruselas 1666. p. 41.

und der Anfänge großer Thaten, wie er sagte.“ [1]) Der Kaiser hatte Quijada ermahnt, den Knaben zum geistlichen Stande vorzubereiten, da aber die Neigung D. Juans zu den Waffen so ausgesprochen war, gab er den Gedanken wieder auf.

Das Segensreichste für den Knaben jedoch war, daß er bei D. Maddalena in einer Atmosphäre der Frömmigkeit lebte, welche ihren Einfluß auf das jugendliche Gemüth nicht verfehlte. „Luis Quijada und seine Frau waren dem Dienste Gottes und der Uebung jeglicher Tugend ungewöhnlich ergeben. Sie benutzten alle ihre Einnahmen und was sie sonst besaßen, zum Baue großartiger Kirchen und Schulen, welche aller Welt den Eifer ihrer christlichen Herzen kund thun.[2]) D. Maddalena gewöhnte ihren Zögling frühzeitig an die Uebung der Barmherzigkeit. Sie beauftragte ihn aufzupassen, ob Arme kämen, und es ihr dann zu melden. Dieselben kamen meist zu Mittag, aber „der Knabe lief fast den ganzen Morgen im Hofe umher, um seiner Mutter Freude zu machen und ihr die Armen anzukündigen, indem er Jedermann nach der Zeit frug. Wenn er sah, daß sie vollzählig da waren, ging er hinein und rief: ‚Mutter, es sind so viele Arme da!‘ D. Maddalena gab ihm dann stets für einen Jeden einen halben Real. Und er gab mit ritterlichem Anstand zuerst dem Aeltesten, Bedürftigsten oder Kränksten, indem er ihn küßte, und dann den Uebrigen.“

„Luis und Maddalena“, sagt ein anderer Schriftsteller,[3]) „verbrachten ihr Leben in jenem Frieden und jener Einigkeit des Willens, welche so sehr bei denen geschätzt werden, die durch die Ehe verbunden sind, obgleich der Himmel ihnen keine Nachkommenschaft geschenkt hatte, welche sie sich doch so sehr wünschten. Luis ging den Geschäften des Hauses und den

1) Strada I. 613.

2) Von der Hammen, 12.

3) Villafañe, l. c. 42.

ritterlichen Uebungen der Edelleute nach; Magdalena, welche von Kindheit an sich in der Tugend geübt hatte, vervollkommnete sich immer mehr. Und die Barmherzigkeit, welche stets einen Platz in ihren Beschäftigungen eingenommen hatte, entwickelte sich von ihrer Heirath an fort und fort, so daß sie bei allen kranken, bedürftigen, traurigen und armen Unterthanen als Zuflucht bekannt war, zu der sie in Schmerzen, Kummer und Noth eilten. Sie sorgte auch mit dem größten Eifer für die Pflege und Erziehung Don Juan's, welcher, wie er an Körper und Schönheit wuchs, so auch unmerklich die klugen und heiligen Lehren dieser großen Frau in sich aufnahm. Als es ihr das Alter des Knaben gestattete, bemühte sie sich besonders, ihm unter anderen Andachten, die sie seiner Seele einprägte, eine große Liebe zu Maria, der Mutter der Gnade, einzuflößen, und ihn zum häufigen Empfange der Sacramente der Buße und des Altars zu veranlassen. Es gelang ihr auch vollständig, ihn zu all dem für sein ganzes Leben zu bestimmen."

Wie schon erzählt ist, sagte Quijada seiner Frau kein Wort von der wirklichen Herkunft ihres Pflegesohnes, und sie gewann es über sich, ihn nie darüber zu befragen. Eines Tages trat aber ein Ereigniß ein, welches sie ahnen ließ, daß die Erziehung des Kindes eine hohe Ehrenpflicht ihres Gemahles sei. Bei einem seiner Besuche in Villagarcia begann es Nachts in seinem Hause zu brennen. Quijada wurde durch das Rufen vieler Leute geweckt, welche das Feuer im Schloß gesehen hatten. Er stand eilends auf und wollte sich daran machen, zu retten, was noch möglich war. Da blieb er plötzlich unentschieden stehen: in seiner Seele kämpften Pflicht und Liebe; die Pflicht gegen den Kaiser, seinen Herrn und größten Wohlthäter, der ihm den Knaben als das theuerste Unterpfand seines Vertrauens übergeben hatte, die Liebe zu seiner Frau, die ihm theuerer als Alles auf der Welt, mit der er ein Herz und eine Seele war: lange konnte der edle Quijada nicht zaudern, er eilte, ohne

ſich weiter anzukleiden, in das Zimmer D. Juan's, deſſen Thüre ſchon vom Feuer ergriffen war. Er fand den Knaben im Hemd, weinend und erregt, nahm ihn in ſeine Arme und brachte ihn an die Thüre der Mutter-Gottes-Kirche. Dann aber ſtürzte er ſich ein zweites Mal in Rauch und Flammen und rettete ſeine Frau, welche daraus erkannte, daß er mit ſeiner ganzen Ehre für das Kind hafte, da er es ihr vorgezogen hatte.

Einen ſeiner ſeltenen Beſuche konnte Quijada ſeiner Frau am Anfang 1552 abſtatten. Karl hatte ihm Urlaub gegeben, und daher konnte ihm der treue Mayordom nicht zur Seite ſtehen, als er im April desſelben Jahres von Innsbruck, wo er ſich gerade aufhielt, vor dem undankbaren Moritz von Sachſen nach Villach fliehen mußte. Auf dieſe erſchreckende Nachricht hin reiſte aber Quijada [1]) ſofort mit dem Herzoge von Alba von Spanien ab und landete in Genua. Von da aus eilten beide in einem beſchleunigten Ritte mit unterlegten Pferden nach Innsbruck, wohin ſich Karl unterdeſſen zurückbegeben hatte. Was mag das für ein Wiederſehen zwiſchen Karl und ſeinem treuen Diener geweſen ſein! Luis Quijada hatte in den drei folgenden Jahren zum letzten Male die Gelegenheit, ſich im Kampfe für ſeinen kaiſerlichen Herrn auszuzeichnen, als nämlich die Franzoſen 1552 in die Niederlande einfielen und Tarvannes und Hesdin beſetzten. Der Kaiſer lag in eigener Perſon vor Tarvanne mit 30,000 Mann Fußtruppen unter dem Befehle des Juan Guevara und 700 Mann Reiterei, welche Luis de Avila, [2]) Großkomthur von Alcantara, anführte. Auch Quijada, ſein Mayordom, der unterdeſſen zum Oberſten

1) Sepulveda, II. 430, 431.

2) Ein vertrauter Freund Karl's, der ihm ſowohl als Reiterführer bei Tunis und im ſchmalkaldiſchen Kriege, als auch als Diplomat bei Pius IV. und Paul IV. und dem Concil von Trient gedient hat. Er verfaßte auch die von ihm dem Kaiſer gewidmeten „Commentarien des deutſchen Krieges".

befördert war, begleitete ihn. Da kam plötzlich ein Nothschrei von den Belagerern von Hesdin, die nichts ausrichten konnten und zum Unglücke kurz vorher noch dem Kaiser hatten 250 Mann abgeben müssen. Karl sandte daher den Luis Quijada an seiner statt zu der dortigen Armee, um das Obercommando über die Infanterie zu übernehmen. Quijada eilte dahin und führte unter den größten Schwierigkeiten die Belagerung mit Geschick und Sachkenntniß fort, bis der Herzog Emanuel Philibert von Savoyen ankam und das Obercommando übernahm. Quijada erlebte übrigens den Schmerz, daß beim Sturm auf Tarvannes sein Bruder Juan an seiner Seite fiel. 1555 machte er noch Karls letzten Feldzug mit, bei dem der Kaiser Metz vergeblich belagerte, und kehrte dann mit ihm nach Brüssel zurück, wo Karl geistig und körperlich gebrochen ankam.

Karl V. hatte unterdessen Alles vorbereitet, um einen Entschluß auszuführen, den er schon nach den glänzenden Tagen von Tunis in's Werk setzen wollte, wenn ihn die Umstände nicht bis 1555 daran verhindert hätten, nämlich abzudanken. Nur mit zwei Menschen besprach er diese Angelegenheit: mit dem h. Franz Borja,[1]) Grafen von Lombay, und Luis Quijada. Ersterer billigte den Plan des Kaisers vollständig, da er selbst zu jener Zeit schon anfing sich mit dem Gedanken zu tragen, der Welt zu entsagen. Quijada dagegen war weniger heilig und stellte seinem Herrn vor, daß seine Abdankung nur der gesammten Christenheit und seinen eigenen Ländern schaden könne, da er sich eine ungewöhnliche Achtung bei Türken und Christen erzwungen habe. Karl aber dachte größer als sein treuer Diener, er wollte, wie er an Andrea Doria schrieb,[2]) den Rest seines Lebens in der Einsamkeit verbringen, um Buße zu thun für einige Dinge, mit denen er Gott schwer beleidigt habe.

1) Ich habe die spanische Schreibart „Borja" und nicht die gebräuchliche italienische „Borgia" gebraucht.

2) Weiß, Weltgeschichte, IV. 744.

Für Karl begann nun eine Zeit der Ruhe, für Quijada jedoch eine Zeit der Arbeit und Aufopferung, denn der Kaiser nahm ihn als seinen Mayordom mit in die Abgeschiedenheit, wo diesem jedoch mehr Pflichten oblagen, als für den Tisch zu sorgen, indem er seinem Herrn nicht blos viel Gesellschaft leisten, sondern auch einen Theil seiner Correspondenz führen mußte, da die Hände des Kaisers damals kaum mehr einen Brief zu öffnen vermochten, die Hände, die doch einst den Degen so elegant und geschickt geführt hatten. Und Karl verlangte sehr viel von seinen Dienern, zumal von denen, die ihm besonders lieb und theuer waren, und nahm keine Rücksicht auf ihre persönlichen Wünsche.

Am 25. Oktober 1555 begleitete der treue Mayordom seinen kaiserlichen Herrn in den großen Saal des Palais zu Brüssel, um einer der ergreifendsten Scenen beizuwohnen, welche die Weltgeschichte kennt: wie der Mann, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, sich aller Ehren und Würden begab, um allein für sein Seelenheil zu leben. Mit einer von Thränen erstickten Stimme nahm er Abschied von seinen niederländischen Ständen, die auf seine rührende Rede mit lautem Schluchzen antworteten. Von dem Augenblicke an nahm Karl keine Regierungshandlung mehr vor, in seinem Herzen hatte er bereits auf Alles verzichtet, wenn er auch noch faktisch die herrlichste Krone der Welt trug. Für viele ist die goldene Kaiserkrone, die Corona aurea der Salier, der Staufen, der Habsburger eine schwere Dornenkrone gewesen, doch eine Krone voller Glanz; und wenn sie auch Manchem zu schwer wurde, er hielt sie doch mit sterbenden Händen fest, und hatte nicht die heroische Hochherzigkeit Karls V., sie im Gefühle unzureichender Körperkräfte stärkeren Händen zu übergeben.

Quijada war auch Zeuge in der Abdankungsurkunde vom 16. Januar 1556, in welcher Karl auf Spanien und dessen Nebenländer verzichtete. Und nun galt es auch für ihn, dem Boden des deutschen Reiches Valet zu sagen

XL.

Der dritte katholisch-sociale Congreß in Lüttich.

(Von Einem, der dabei war.)

Die internationalen Congresse sind an der Tagesordnung. Im Laufe dieses Jahres hat besonders der in Berlin abgehaltene internationale medizinische Congreß von sich reden gemacht, nicht nur wegen seiner Bedeutung für die medizinische Wissenschaft, sondern auch deshalb, weil es gelungen ist, trotz des anfänglichen Widerstandes chauvinistischer französischer Elemente, die hervorragendsten Aerzte Frankreichs mit ihren Berufsgenossen aus allen Ländern zu gemeinsamer Arbeit zusammen zu führen.

Am nächsten liegt es, daß Versammlungen zur Erörterung der socialen Frage einen internationalen Charakter annehmen. Die socialdemokratische Bewegung ist längst international, aber auch diejenigen, welche die Heilung der großen socialen Schäden unserer Zeit auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung anstreben, können sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß ein gewisses Einvernehmen unter den verschiedenen Industrieländern in Sachen der Arbeiterschutzgesetzgebung unerläßlich ist, schon aus dem einfachen Grunde, weil die auf diesem Gebiete vorgeschrittenen Staaten unter Umständen einem ruinösen Wettbewerb der manchesterlichen, jede Fürsorge für die Arbeiter vernachlässigenden Staaten sich gegenüber sehen würden.

In Lüttich haben bereits in den Jahren 1886 und 1887

ſociale Congreſſe getagt, welche einen internationalen Anſtrich hatten; insbeſondere waren ſchon damals deutſche Socialpolitiker verhältnißmäßig zahlreich vertreten. In dieſem Jahre war der internationale Charakter des Congreſſes viel ſchärfer ausgeprägt. Außer Belgien hatten das Deutſche Reich, England, Frankreich, Oeſterreich-Ungarn, Italien, Spanien und Holland eine Reihe hervorragender Perſönlichkeiten geſandt. Zehn Biſchöfe verſchiedener Länder, an der Spitze der Cardinal Primas Gooſſens von Mecheln, wohnten regelmäßig den Sitzungen bei. Nach Hunderten zählten die Mitglieder des Welt- und Ordens-Klerus in allen Stellungen. Von den belgiſchen Parlamentariern aus der Deputirtenkammer und aus dem Senate war mehr als die Hälfte erſchienen, darunter der frühere Miniſter Woeſte. Eine beſondere Erwähnung verdient unter den Belgiern Graf Waldbott von Baſſenheim, geborener Deutſcher, aber ſchon lange bei Brügge anſäſſig, einer der entſchloſſenſten Socialreformer. Aus der Centrumsfraktion des deutſchen Reichstages und des preußiſchen Abgeordnetenhauſes ſah man die Herren Hitze, Winterer, Jul. Bachem, von Grandry, Lingens, Cahensly, außerdem Biſchof Korum von Trier, Weihbiſchof Fiſcher von Köln, Fürſt Löwenſtein, Baron Felix von Loë und Fabrikbeſitzer Franz Brandts von M.-Gladbach, der verdiente Vorſitzende des Verbandes Arbeiterwohl, welcher ſeine ſocialpolitiſchen Grundſätze in muſtergültigen Einrichtungen ſeiner großen Fabrik in die That überſetzt hat. Unter den engliſchen Mitgliedern wurde bemerkt der feingebildete Biſchof von Salford, der Biſchof von Nottingham aus der Manning'ſchen, nach feſtländiſchen Begriffen nahezu radikalen Schule, ſowie Lord Aſhburnham, Mitglied des engliſchen Oberhauſes und Vorſitzender des engliſchen Home-Rule-Commitee's. Frankreich war zahlreich vertreten, u. a. durch den Biſchof von Montpellier, den Großinduſtriellen Harmel (le bon père, wie er von ſeinen Arbeitern genannt wird), den Marquis de la Tour du Pin, einen Freund und Geſinnungs-

genoſſen des Grafen de Mun, der durch Unwohlſein verhindert war, den Abbé de Pascal, die Schriftſteller Guérin und Rouſſel (letzterer vom „Univers“), den Profeſſor Théry von der katholiſchen Univerſität zu Lille, ſowie eine Anzahl Ordensleute, namentlich die Jeſuitenpatres Caudron und Forbes und den Kapuziner Ludovic de Beſſe. Als italieniſcher Vertreter, bezw. Theilnehmer iſt zu nennen: Graf Meldolago Alboni, Enkel des Grafen de Maiſtre. Oeſterreich-Ungarn hatte in der Perſon des Herrenhausmitgliedes Grafen Blome, frühern öſterreichiſchen Geſandten in Berlin, den ungemein gewandten Vorſitzenden der wichtigſten zweiten Sektion geſtellt, außerdem das Herrenhausmitglied Graf Kueſſtein und den Fürſten Sapieha. Unter den Spaniern machte ſich der Profeſſor des öffentlichen Rechtes an der Univerſität Valencia Rodriguez de Cepeda bemerkbar, unter den Holländern der Führer der Katholiken in der zweiten Kammer Dr. Schaepman. Dieſe lückenhafte Zuſammenſtellung — eine gedruckte Präſenzliſte wurde nicht ausgegeben — zeigt, daß der Congreß nach der perſönlichen Seite etwas zu bedeuten hatte.

Was das Programm des Congreſſes anbelangt, ſo war dasſelbe entſchieden zu reichhaltig: faſt alle im Vordergrunde ſtehenden Einzelfragen waren zur Erörterung geſtellt und, wenn auch dieſe Erörterung durch meiſt gedruckt vorliegende Referate gut vorbereitet war, ſo mußte dieſelbe ſich doch leicht in Allgemeinheiten verlieren und dadurch das unmittelbar praktiſche Ergebniß der Arbeiten beeinträchtigt werden.

In den Sektionsberathungen trat alsbald ein grundſätzlicher Gegenſatz von großer Tragweite ſcharf hervor. Das doktrinäre Mancheſterthum bot noch einmal Alles auf, um ſeine Anſchauungen zur Geltung zu bringen. Während auf den erſten Lütticher Congreſſen namentlich belgiſche Parlamentarier und Induſtrielle in dieſem Sinne thätig waren, hatten dieſes Mal Franzoſen, Anhänger der Freppel'ſchen

Schule, die Führung übernommen. Wie bestimmt verlautet, war eine Anzahl Geistlicher und Ordensleute von dem streitbaren Bischof von Angers eigens herübergesandt, um den Einfluß de Mun's in der Socialpolitik auf belgischem Boden energisch zu bekämpfen. An Energie und Zähigkeit haben es diese Herren, insbesondere die oben genannten Ordensleute, denn auch nicht fehlen lassen. Der Widerstand gegen die de Mun'schen Bestrebungen, welche denen der deutschen Centrumsfraktion nahe verwandt sind, wie denn auch Graf de Mun dieselben als Kriegsgefangener in Deutschland kennen gelernt hat, war planmäßig organisirt und wurde mit einer Lebhaftigkeit geleistet, welche nicht selten in eine an Fanatismus grenzende Leidenschaftlichkeit ausartete, so zwar, daß selbst die altfranzösische Höflichkeit dabei zu kurz kam. Die französischen Katholiken, welche der Fahne des Bischofs Freppel folgen, wollen von keinerlei *Eingreifen des Staates* in die Gestaltung der wirthschaftlichen Dinge wissen; für sie gilt das Wort, welches Woeste in der Eröffnungssitzung des Congresses sprach: „J'ai peur de l'état et je haïs le césarisme". Sie erwarten Alles von der durch die Kirche genährten *freien Liebesthätigkeit des Einzelnen*. Die berechtigte Abneigung gegen die jeweilige Regierung wird auf die Staatsgewalt als solche übertragen, Recht und Pflicht des Staates, auf die socialen Verhältnisse regelnd und bessernd durch Gesetzgebung und Verwaltung einzuwirken, geleugnet.

Es liegt auf der Hand, daß dieser Standpunkt ebenso *principiell falsch*, wie *praktisch undurchführbar* ist. Der Staat hat als von Gott gesetzte Ordnung zu seinem Theil das moralische und materielle Wohl der Bevölkerung zu fördern, die entgegenstehenden Hindernisse hinwegzuräumen. Allerdings ist er zu dieser Aufgabe nicht *allein* berufen: seine Thätigkeit muß *innerhalb der rechten Grenzen* sich bewegen und namentlich die sociale Wirksamkeit der *Kirche* frei und ungehemmt sich entfalten lassen. Aber die

Kirche wird auch ihrerseits unter den gegebenen Verhältnissen den großen und immer wachsenden Erfordernissen auf socialem Gebiete allein nicht genügen können. Mag sie noch so viele ihrem Einflusse zugänglichen Katholiken zu den edelsten charitativen Anstrengungen begeistern — und die französischen Katholiken geben in dieser Beziehung ein glänzendes Beispiel — es bleiben weite Kreise, wo die Selbstsucht ausschließlich das Wort führt und das Verständniß und der gute Wille für unerläßliche Reformen nur erzwungen werden kann.

Man sollte meinen, solche Erwägungen müßten heute allgemein sich aufdrängen. Daß dies jedoch auch unter den Katholiken keineswegs der Fall ist, haben manche Erörterungen auf dem Lütticher Congreß bewiesen. Unverkennbar kam bei der ablehnenden Haltung eines Theiles der französischen Theilnehmer nationaler Chauvinismus mit in's Spiel. Das trat besonders deutlich zu Tage gegenüber dem von dem Abg. Bachem mit Unterstützung von Angehörigen verschiedener Nationen eingebrachten Antrage: „Der sociale Congreß zu Lüttich pflichtet der großmüthigen Anregung der Berliner Conferenz bei. Obschon die von dieser Conferenz verlautbarten Wünsche nur einen ersten Schritt auf dem Wege des internationalen Arbeiterschutzes darstellen, ersucht der Congreß die Regierungen, die Gesetzgebung mit diesen Wünschen in Einklang zu bringen". In der Begründung wies der Antragsteller darauf hin, daß es nützlich sei, einerseits die Aktion der Conferenz gegenüber widerstrebenden Regierungen und widerstrebenden Interessengruppen in den einzelnen Ländern zu unterstützen und zum anderen zum Weiterschreiten in der betretenen Bahn die Regierungen aufzufordern, was der Stellungnahme des Congresses durchaus entspreche, da derselbe in mehreren wichtigen Fragen — namentlich bezüglich der Sonntagsruhe und des Schutzes der Frauen und Kinder — über die Wünsche der Conferenz erheblich hinausgehende Beschlüsse gefaßt habe.

Obwohl so der Antrag lediglich als eine Consequenz

der Gesammthaltung des Congresses erschien und der internationale Charakter des von dem leitenden Comité des Congresses ausdrücklich gebilligten Antrages in jeder Weise gewahrt war, erhob sich doch gegen denselben von französischer Seite ein förmlicher Sturm. Durch die alleinige Bezugnahme auf eine in Berlin auf Einladung des deutschen Kaisers zusammengetretene Conferenz fand sich die französische Empfindlichkeit gereizt und verletzt. In so krankhafter Weise trat dieses überspannte Nationalgefühl zu Tage, daß durch die Lütticher Vorgänge der Ausspruch: der Nationalismus sei die große Ketzerei unserer Zeit, eine neue drastische Begründung erhielt. Den französischen Chauvinisten erschien der Gedanke an eine zustimmende Kundgebung zu einer von deutscher Seite ausgegangenen Anregung unerträglich. Es ist eine hochbedauerliche Erscheinung, daß auf die von einem französischen Ordensmanne an den ausgezeichneten General-Vikar des um den Congreß besonders verdienten Bischofs von Lüttich gerichtete inquisitorische Frage: was ihn denn überhaupt veranlassen könne, einem in Frankreich so empfindlich berührenden Antrage zuzustimmen, erst noch die ausdrückliche Antwort ertheilt werden mußte: der Wunsch, das Gute zu unterstützen, woher es auch komme. Ja, wenn die Conferenz vom Papste oder von den Bischöfen einberufen wäre, lautete dann der Einwand. Selbst die Thatsache, daß die Einberufung der Berliner Conferenz die freudige Zustimmung des Oberhauptes der katholischen Kirche gefunden hat, vermochte diesen hyperkirchlichen Zelotismus und hypernationalen Chauvinismus nicht zu entwaffnen. Auch als der confretere Bachem'sche Antrag durch die ganz allgemeine von dem Lütticher Advokaten Collinet vorgeschlagene Resolution ersetzt worden war: „der Congreß erkennt in der Berliner Conferenz ein für den socialen Frieden erfreuliches Ereigniß", verhielten die Freppel'schen sich ablehnend, während anerkannt werden muß, daß die anwesenden hervorragenden Vertreter der de Mun'schen Richtung dem Gedanken des Antrages volle Sympathie bezeugten.

Verschieden von der Haltung der vorstehend gekennzeichneten französischen Gruppe war diejenige der belgischen Gruppe unter Führung von Woeste. Es läßt sich nicht verkennen, daß dieser hervorragende und wegen seiner großen Verdienste namentlich im Schulkampfe mit Recht volksthümliche und gefeierte Staatsmann einen Rückfall in die manchesterlichen Theorien erlitten hat. Auf dem zweiten Lütticher Congreß schien Woeste z. B. für eine gesetzliche Kranken- und Unfallversicherung der Arbeiter gewonnen; dieses Mal mußte in der von ihm geleiteten dritten Sektion auf's neue um das Princip gekämpft werden, ob hier der Staat eingreifen könne und solle, oder alles der privaten Initiative der Betheiligten zu überlassen sei, und wenn auch abermals im Sinne der deutschen Gesetzgebung entschieden wurde, so gehörte doch der frühere belgische Minister zu den Verneinenden.

Wir glauben Herrn Woeste richtig zu beurtheilen, wenn wir hinzufügen, daß für ihn weniger manchesterlicher Doktrinarismus als wahlpolitische Erwägungen maßgebend sind. Woeste ist der Vorsitzende der sämmtlichen Wahlvereine des Landes; ihm liegt vor allem die Erhaltung der Katholiken im Regiment am Herzen; er fühlt sich dafür in erster Linie verantwortlich und ist geneigt, bei der Billigung oder Verwerfung jeder gesetzgeberischen Maßregel sich zu fragen: wie wird das auf den Wahlkörper wirken? Bekanntlich ist in keinem europäischen Lande das Wahlrecht so beschränkt wie in Belgien. Obwohl die Katholiken gegenwärtig in den Kammern über eine größere Mehrheit verfügen, als jemals zuvor, genügt doch in einzelnen bedeutenden Städten wie Gent und Antwerpen eine verhältnißmäßig geringe Verschiebung, um dieselben den Liberalen und diesen in der Kammer wieder die Mehrheit zufallen zu lassen. Darum ist vor allem der manchesterliche Großindustrielle und der in Belgien besonders mächtige Kneipwirth bei guter Laune zu erhalten.

Man muß dabei zugestehen, daß es auch im social-

politiſchen Intereſſe dringend erwünſcht iſt, die Liberalen vom Ruder fern zu halten; denn der belgiſche Liberalismus iſt durch und durch manchesterlich, manchesterlich bis zur Brutalität, während das katholiſche Miniſterium immerhin einige, wenn auch völlig unzureichende Beſſerungsverſuche gemacht, auf dem Gebiete der Sonntagsruhe für die Eiſenbahnangeſtellten ſogar wirklich ſegensreiche Einrichtungen getroffen hat. Ueberdieß würde auf allen anderen Gebieten die Rückkehr der Liberalen zur Macht für die große katholiſche Majorität der Bevölkerung die ſchonungsloſeſte Bedrückung bedeuten.

Jene Betrachtungsweiſe iſt aber, ſelbſt wenn man den wahltaktiſchen und machtpolitiſchen Maßſtab überall anlegen dürfte, verfehlt, wenigſtens kurzſichtig. In Belgien ſtehen die Katholiken keineswegs mehr ausſchließlich den Liberalen der verſchiedenen Schattirungen gegenüber. Nova potentia crescit. Das gilt für alle europäiſchen Staaten und nicht am wenigſten für Belgien. Auch dort drängt die Arbeiterbewegung mächtig voran. Nicht nur die revolutionäre Socialdemokratie, welche in Belgien bis tief in das Heer ihre Wühlereien betreibt, auch die noch feſt auf dem Boden des Chriſtenthums ſtehende Arbeiterbevölkerung iſt unzufrieden und erregt. Und es fehlt ihr nicht an Grund, ſo viel grundloſe Unzufriedenheit auch mit unterlaufen mag. Mit dem Arbeiterſchutz ſieht es in dem induſtriellen Nachbarland noch recht traurig aus. Die Zahl der Kinder, welche in den in geſundheitlicher und ſittlicher Beziehung bedenklichſten Betrieben beſchäftigt wird, iſt noch ſehr groß und auf der Heimfahrt ſah ich nach wie vor Frauen in den Bergwerken beſchäftigt, wenn deren Zahl auch beträchtlich abgenommen haben ſoll. Die Sprache, welche auf der am Schluſſe des Congreſſes und in Verbindung mit dem Congreſſe abgehaltenen Arbeiterverſammlung geführt wurde, ſollte für die katholiſchen Socialpolitiker in Belgien eine Mahnung ſein, daß die elfte Stunde da iſt. Nicht „deus providebit“, wie mit einem

ssen christlichen Fatalismus Herr Woeste ausrief, sondern: f dir selbst und Gott wird dir helfen" muß angesichts riesengroß anwachsenden socialen Gefahr der Wahlspruch belgischen Katholiken lauten.

Bis jetzt hat die breite Masse der Bevölkerung in gien politisch nichts zu bedeuten. Das überaus beschränkte hlrecht legt die Macht ausschließlich in die Hände der n Zehntausend. Gegenwärtig ist eine stürmische Agitation Einführung des allgemeinen Wahlrechtes im Gange. Der ern möchten wir in keiner Weise das Wort reden. Das emeine Wahlrecht ist das Unglück Frankreichs; es würde h für Belgien die größten Gefahren haben. Was soll eine eicht erregte, der Einwirkung des Augenblicks so sehr eim gegebene Bevölkerung wie die französische und die lonisch-belgische mit dem allgemeinen Stimmrecht machen? r die gegenwärtige Beschränkung des Wahlrechtes ist so ungerecht wie unklug. Noch dürfen die belgischen holiken eine beträchtliche Erweiterung des Wahlrechtes gen. Angesehene Führer, wie der junge Löwener Pro- or Helleputte, drängen denn auch in der Kammer auf, daß wenigstens mit einer Erweiterung des Wahlrechtes die Provinzialvertretungen und die Gemeinderäthe der fang gemacht werde. Letzteres ist ohne Aenderung der fassung möglich, während jede Erweiterung des Wahl- hts für die Deputirtenkammer und den Senat eine Ver- fungsänderung voraussetzt, welcher die Katholiken auf's erste widerstreben. Ueber die Art und Weise, wie das hlrecht zu erweitern sei, gehen unter ihnen die Ansichten h weit auseinander; aber eine Lösung muß gefunden rden und zwar bald.

Doch genug der specifisch belgischen Gesichtspunkte. Wenn der manchesterlich-chauvinistischen Opposition in Lüttich lungen ist, gewissermaßen die große Mehrheit der Con- essmitglieder brüskirend, eine Abschwächung mancher Ein- beschlüsse herbeizuführen, so bleibt das Gesammtergebniß

des Congresses nichtsdestoweniger ein erfreuliches. Mit Recht sagt die Frankfurter Zeitung: „Der Congreß hat die Idee des Lütticher Bischofs, der völlig im Einklang ist mit den deutschen und anglikanischen Reformern, angenommen. Das ist ein großer Fortschritt, der diesmal erzielt wurde; der zweite ist das Unterliegen des französischen Chauvinismus unter die weiterschauenden internationalen Meinungen." Wenn das demokratische Blatt hinzufügt: „Merkwürdig war, daß die auf einem katholischen Congresse berufensten Autoritäten, die Bischöfe einig waren über die Principien der modernen Socialreform, während der niedere Klerus gegen diese anstürmte, geführt von einigen doktrinären Theoretikern", so ist dies doch nur in beschränktem Maße richtig da die übergroße Mehrzahl der anwesenden Geistlichen durchaus auf Seiten der reformfreundlichen Richtung sich befand.

Im Großen und Ganzen hat sich, trotz aller Hemmnisse und Zwischenfälle der Congreß in der Richtung bewegt, welche das in der Eröffnungssitzung verlesene Schreiben des Cardinals Manning anzeigte. Diese bedeutungsvolle Kundgebung, welche auf dem Congresse selbst wie außerhalb das größte Aufsehen erregte, lautet in seinem programmatischen Theile wie folgt:

„Westminster 4. September 1890.

„Die Oekonomie der Industrie steht unter dem höchsten Sittengesetz, welches alle ihre Operationen bestimmt einschränkt und controlirt. Ausgehend von dieser sittlichen Controle kann ich sagen, daß für die Arbeiten der in den Bergwerken beschäftigten Arbeiter und für alle andern schweren Arbeiten der Achtstundentag gerecht und vernünftig ist. Für die weniger mühsamen Arbeiten kann verständigerweise der Zehnstundentag angenommen werden. Es ist nicht verständig ein und dasselbe Maß für die harten und für die weniger anstrengenden Arbeiten festzusetzen. Man kann es kaum verstehen, daß eine Familienmutter, welche an der Spitze ihrer Haushaltung steht, fern von ihren Kindern arbeitet. Der ältere und geheiligte Vertrag der Ehe steht jedem neuen Interessen-

Vertrag entgegen, welcher eine Verletzung des erstern sein würde. Hinsichtlich der andern Frauen sind acht oder zehn Stunden alles, was sie leisten können, ohne die nothwendige Erfüllung der Pflichten des menschlichen Lebens und ihr Recht, in ihrem Heim das Familienleben zu genießen, in Frage zu stellen. Was die Kinder angeht, so darf man sie zu keinerlei Arbeit zulassen, ehe sie ihre Erziehung in angemessener Weise vollendet haben. Dieser Zeitpunkt wechselt je nach den verschiedenen socialen Lebensbedingungen bei den verschiedenen Nationen. Indessen ist es fast in sämmtlichen Ländern nöthig, die für die Schülerzeit festgesetzte Altersgrenze zurückzuverlegen. Für die jungen Mädchen müssen alle ihrer Gesundheit schädlichen und gefährlichen Arbeiten untersagt werden. Es sollte durchaus gesetzwidrig sein, Frauen und Kinder in den Gruben arbeiten zu lassen; das Gleiche müßte für dieselben bezüglich der Nachtarbeit bestimmt werden. — Die Sonntagsruhe müßte den Arbeitern gesetzlich gesichert und die Enthaltung von jeglicher Arbeit, abgesehen von einigen dringenden Fällen, müßte unter bestimmten Strafen obligatorisch sein. Will eine Regierung in der christlichen Welt eine Sonderstellung einnehmen, indem sie den Tag des Herrn nicht anerkennt, so muß sie wenigstens im Interesse der Gesundheit und aus physiologischen Gründen den arbeitenden Klassen einen Ruhetag bewilligen. — Endlich ist das Recht der Vereinigung zu gegenseitiger Hülfe und Unterstützung ein natürliches und legitimes Recht, welches sowohl dem Capitalisten als dem Producenten, dem Arbeitgeber wie dem Arbeitnehmer zusteht. Diese Vereinigungen sind sehr fruchtbar für den Frieden, wenn Herren und Arbeiter sich in Corporationen zusammenfinden. Wenn sie dagegen getrennt und von einander unabhängig bleiben, so müssen sie in voller Freiheit mit einander verkehren können, sobald eine Schwierigkeit unter ihnen entsteht; und wenn sie nicht zu einer Verständigung kommen, sollten sie doch in der Lage sein, ihre Meinungsverschiedenheiten einem von beiden Theilen frei gewählten Schiedsgericht zu unterwerfen. Wenn endlich auch dieses Schiedsgericht nicht zum Frieden führt, so könnte die Gesellschaft überhaupt im Interesse des Selbstschutzes entweder von sich aus interveniren oder wenigstens sich an die gesetzgebende Behörde wenden. Mein letztes Wort,

Monseigneur, erscheint vielleicht gewaltsam und kühn. Ich glaube nicht, daß es jemals möglich ist, in wirksamer und dauerhafter Weise friedliche Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern herzustellen, so lange nicht ein gerechter und billiger Maßstab für Gewinne und Löhne anerkannt, festgestellt und zur öffentlichen Einrichtung geworden ist, ein Maßstab, nach welchem alle freien Verträge zwischen Capital und Arbeit geregelt werden müßten. Da ferner die Werthe im Verkehr nothwendigen Veränderungen unterworfen sind, müßten alle freien Verträge binnen je drei bis fünf Jahren einer periodischen Durchsicht unterworfen werden, damit man das wechselseitige Einvernehmen bezüglich des Vertrages erhalte. Diese Bedingung muß im Vertrag selbst eine Stelle finden".

Ohne dem englischen Kirchenfürsten, der in die englischen Lohnkämpfe dieses Jahres wiederholt entschieden eingegriffen hat, auf das schwierige und bestrittene Feld der Lohnregulirung und der Revision der freien Verträge zu folgen, hat der Lütticher Congreß im Uebrigen dem socialen Reformgedanken eine weite Gasse gemacht, bekundend, daß die katholische Kirche und die Katholiken aller Länder zu ihrem Theile gewillt und bereit sind, an der Lösung des großen Problems der Gegenwart mitzuarbeiten und sich dabei von Niemand an Eifer übertreffen zu lassen. Daß das die Bedeutung des dritten Lütticher Congresses ist, wird auch in Kreisen empfunden, welche nur widerwillig zu entsprechendem Anerkenntniß sich herbeilassen. Ein großes Pariser Blatt, der „Temps", welches trotz seiner liberalen Instinkte doch zu den ernsthaften Organen der französischen Tagespresse gehört, gibt jener Empfindung in folgender beachtenswerther Weise Ausdruck:

„Lassen wir den Boulangismus, seine Papiere und seine nachträglichen Offenherzigkeiten, welche allmälig nicht einmal mehr die Neugier der Thürhüter erregen, bei Seite. Es gehen in der Welt Dinge von ganz anderer Wichtigkeit vor. In Lüttich ist soeben ein katholischer Congreß, fast ein Concil, zusammengetreten, um über die sociale Frage zu verhandeln. Nach der großen Zahl der aus allen Ländern

schienenen Theilnehmer, der aufgebotenen Beredsamkeit, r Manigfaltigkeit der in Angriff genommenen Fragen und r ausschlaggebenden Rolle, welche Bischöfe und Ordensleute den Debatten gespielt, kann man beurtheilen, mit welchem fer die Kirche in die sociale Bewegung eintritt, welche raft sie entfaltet und welche Früchte sie erhofft. Diese rscheinung eines katholischen Socialismus, welcher t einigen Jahren sich gezeigt und unaufhörlich an Be- eutung gewinnt, verdient Beachtung. Es ist keineswegs nnütz, einen Augenblick dabei zu verweilen und sich die rage zu stellen, welches die Ursachen davon sind und welches s Ergebniß sein wird. Hüten wir uns zunächst wohl vor r ebenso landläufigen wie bequemen Auffassung, als sei ese Fürsorge des Katholicismus für das Loos der Arbeiter diglich heuchlerisches Rechnungtragen und ehrgeizige Be- chnung, ein diplomatisches Manöver ohne alle Aufrichtigkeit. chts wäre falscher und gefährlicher, als sich in solche elbsttäuschungen einzuwiegen. Daß die Kirche den Lohn hrer Anstrengungen einzuheimsen gedenkt, versteht sich von lbst, aber nur verblendeter Parteigeist konnte die Be- auptung aufstellen, daß die Kirche es nicht ernstlich als hre Aufgabe betrachte, der unteren Volksklassen sich an- unehmen und ihr Vertrauen zu gewinnen, indem sie denselben hr irdisches Geschick verbessern hilft. Der Grund zu der von der Kirche in allen ihren Gliedern, vom Papste bis um letzten Ordensmann entfalteten socialistischen Thätigkeit ist ein ernsterer und tieferer." Dann sagt der „Temps" weiter: „Der Katholicismus ist etwas ganz anderes als eine bloße politische Hierarchie; er ist auch eine volks- thümliche Religion und unterhält enge Fühlung mit der Demokratie. Diese Fühlung gibt seinem socialistischen Gährungsstoff (ferment) die Wärme. Ihr entlehnt der Katholicismus immer neue Kraft, durch sie erscheint er als einer der großen Faktoren, welche auf dem Schachbrette des irdischen Lebens sich bewegen."

XXXV.

Der allmähliche Verfall der katholischen Kirche in Dänemark (Schweden und Norwegen) — durch die Verschuldung der Könige und des Adels.

II. König Friedrich I. (Schluß.)

3. Die drei Jahre nach dem Odenser Herrentag 1527 bis 1530 wurden dadurch sehr fruchtbar für die Reformation, daß der König Gelegenheit bekam, die Bischofsstühle von Fünen und Seeland zu besetzen, daß die Agitation gegen die alte Kirche von den Predigern immer unverschämter betrieben, und insbesondere das Mönchthum mächtig erschüttert wurde durch die gewaltsame Vernichtung der Bettelklöster.

Der gut katholische, gelehrte, durch die Verfolgungen König Christians II. vielgeprüfte Bischof von Fünen Jens Andersen Beldenak war ein Greis. Da er der einzige nicht adelige Bischof war, sah nicht nur der weltliche Adel, sondern auch der adelige Episkopat mit scheelen Augen auf ihn. Dazu kam ein Streit, den er seit seinem Amtsantritt im Jahre 1502 mit der adeligen Verwandtschaft seines Vorgängers, der mächtigen Familie Rönnov in Fünen hatte führen müssen; ein Streit, der jetzt, wo ein der Geistlichkeit ungünstiger Wind wehte, aufs neue und heftiger als zuvor entbrannte. Alt und krank, wie er war, suchte der Bischof dem Unwetter aus dem Wege zu gehen. Anfangs 1527

fügte er sich mit dem Propst Knud Henrichsen Gyldenstjerne
en Viborg dahin, ihn zu seinem Coadjutor mit dem Rechte
r Nachfolge zu nehmen. König Friedrich bestätigte den
ertrag mit der Klausel, daß Gyldenstjerne, wenn er in den
irklichen Besitz des Stiftes komme, dem Könige die Geld-
mme ausbezahle, welche sonst für die päpstliche Bestätigung
ach Rom zu entrichten war. Da nun der Streit mit den
önnov's eine für den Bischof ungünstige Wendung nahm,
dem König Friedrich als gewählter Schiedsrichter einen
m ungünstigen Richterspruch abgab, ließ sich der greise
rälat zu nahegehenden Aeußerungen gegen den König und
n Kanzler Eiler Rönnov hinreißen, die ihm einen Injurien-
rozeß zuzogen. Jetzt sah er ein, daß seine Zeit vorüber
ar. Im März 1529 resignirte er und übertrug das Stift
em gewählten Coadjutor, wobei beide protestirten, daß dies
igentlich nicht ohne Zustimmung des Papstes hätte geschehen
ürfen, daß sie aber, da Noth kein Gebot kennt, gegenwärtig
ch mit der Erklärung begnügen müßten, sobald als die
mstände es erlaubten, die Angelegenheit in Rom vorzulegen.
So kam Knud Gyldenstjerne in den Besitz des Stiftes Fünen;
ls Bischof bestätigt oder geweiht ist er nie geworden. Er
ar geneigt sich gegen die alte und neue Lehre neutral zu
alten und legte somit dem Lutherthum in seinem Stifte kein
indernis in den Weg.

Leider starb wenige Wochen nach Jens Andersens Resi-
ation der angesehenste von allen dänischen Prälaten, der
ätige Bischof Lage Urne von Roskilde, am 29. April
529. Ohne sich im mindesten um den Papst zu kümmern,
schloß sich der König, Joachim (oder Jakob) Rönnov, den
Bruder des obgenannten Eiler Rönnov, zum Nachfolger
des verstorbenen Bischofs zu ernennen. Vorerst mußte der
Auserkorene sich aber durch eine strenge Verpflichtung zur
Treue gegen König Friedrich und seine Kinder binden, und
dazu versprechen, „wenn einer in das Stift von Roskilde
kommt, und sei es in einer Stadt oder auf dem Land, das

heilige Evangelium rein und klar, wie es mit der heiligen Schrift bewiesen werden kann, predigen will; oder wenn Priester oder Mönche im Stifte heirathen wollen, so wolle er nicht zugeben, daß solche gewaltsam oder ungerechter Weise überfallen würden. Habe jemand über sie deshalb zu klagen, so sollten sie vor den König und Reichsrath gestellt werden".

Darauf hin „anerkannte, nominirte und bestätigte der König Rönnov als Bischof von Roskilde" und sandte ihn damit zum Domkapitel, welches ihn eben noch der Form halber wählen durfte und mußte. Rönnov unterschrieb dabei eine Capitulation, durch welche er sich zur Aufrechthaltung der Gerechtsame und Freiheiten des Kapitels verpflichtete. Als er sich darnach mit der Wahlurkunde beim Könige präsentirte, bestätigte dieser die Wahl, wie wenn er das Oberhaupt der Kirche gewesen wäre. In seinem offenen Schreiben vom 24. Juni 1529 sagt er, daß er „die Wahl des ihm geliebten Herrn Jakob Rönnov zum Bischof und Vorsteher in Roskilder Domkirche, Stift und Bischofsstuhl vollziehe, anerkenne und bestätige, nachdem ihn das ganze Kapitel in Roskilde dazu auserwählt, erkiesen und erkoren habe; so daß derselbe zeitlebens und so lange er lebe, ohne alle weitere Bestätigung von Seite der römischen Kirche oder seiner Nachfolger, der Könige von Dänemark, alle Schlösser, Höfe, Güter, Besitzungen, Einkünfte und Gerechtsame desselben Stiftes und Stuhles haben, genießen und behalten, gebrauchen und verwalten solle".

Darüber berichtet das Roskilder Jahrbuch[1]): „Nach seinem (Lage Urne's) Tod bekam die Roskilder Domkirche ein böses Geschick und (that) einen schweren Fall. — Nach ihm wurde Joachim Rönnov Bischof in Roskilde, welcher in viele böse Händel verwickelt war (hvilken haffde mange

1) Roskilde-Aarbogen 1448—1549 in Monumenta historiæ Danicæ (Historiske Kildeskrifter . . . udgivne . . . af Dr. Holge Rördam. I. 1873.) S. 359.

gade wilkor). Zuerst kaufte er das bischöfliche Stift von König Friedrich für sechs tausend Gulden. Später kaufte er es vom Grafen Christoph für 10,000 dänische Mark, und viele tyrannische Maßregeln traf er ꝛc. Zuletzt ward er von König Christian gefangen genommen und in verschiedene Gefängnisse gebracht bis zu seinem Todestage ꝛc."

Der Karmelitermönch Paul Helgesen aber schreibt in einer sogenannten sibyllischen Chronik[1]): „Mit dem Tode dieses hochwürdigen Vaters (Lage Urne's) begann sofort der Verfall (ruina) der Kirche von Roskilde. Diesem Lage folgte der Edelmann Joachim Rönnov nach unter vielen schlimmen und unbilligen Bedingungen, nicht so sehr durch seine Schuld als durch die des gottesräuberischen Fürsten und Königs Friedrich, der in seiner Tyrannei das Wahlrecht abschaffte, und die Rechte aller Kirchen mit Macht und Gewalt an sich riß. so daß keinem eine Würde zufiel, es sei denn für vieles Geld und unter der Bedingung, daß er die Religion verachtete und den den römischen Päpsten, den Lehrern und Hütern des Glaubens im ganzen Abendlande, auf immer gebührenden und gelobten Gehorsam abschwur. Nicht aufgehoben wurde die Tyrannei, in welcher der römische Papst sich die Kirche des ganzen Erdkreises unterworfen hatte,[2]) sondern in Wahrheit nur auf einen andern übertragen. Denn die Confirmation, welche früher mit 1000 Goldstücken vom Papste erkauft ward, ward jetzt von weltlichen und gottesräuberischen

1) Holger Rördam. Monumenta historiæ danicæ. I. p. 74, 75.

2) Dieser Ausspruch Helgesens ist keineswegs wörtlich zu verstehen. Denn a) spricht er im Sinne der damaligen Neuerer (Lutheraner), b) meint er nicht den Jurisdiktionsprimat des Papstes, sondern nur seine Geldforderungen. Die oberste Regierung der Kirche gesteht er dem Papst ohne Vorbehalt zu, wie ja die vorhergehende Bemerkung von dem „den römischen Päpsten gebührenden Gehorsam" beweist. In anderen Werken (z. B. gegen Johann Mikkelsen) spricht er noch deutlicher und nennt den Papst in Rom oft den „Statthalter Jesu Christi auf Erden".

Fürsten für 6000 erschachert. Und diejenigen, welche die päpstliche Habgier bis zur Treulosigkeit des Schismas verfluchten, gefielen sich gar sehr darin, zehnmal habgieriger geworden zu sein, und erwiesen jenen nicht geringe Gunst, welche unter dem Vorwand der evangelischen Freiheit die Gelegenheit zu Ketzerei und Schisma herbeiführten. Dieser mit so großem Gewinn für die Fürsten verbundene Umstand öffnete der Verbreitung des Lutherthums in diesem Reiche ein großes Fenster". [1])

Es versteht sich, daß der vom König für Roskilde ernannte Joachim Rönnov ebenso wenig wie die Besitzer der Stifter Lund und Odense vom Papste bestätigt wurden: er durfte sich ja nach des Königs Willen nicht an den Papst wenden. Ebenso wenig wurde er geweiht. Zwar wendete er sich in dieser Sache an den von Lund verdrängten, aber vom Papst bestätigten und geweihten Erzbischof Jörgen Skodborg von Lund (dem es natürlich nie vergönnt war, sein Erzbisthum zu sehen, weit weniger zu verwalten), wurde aber von ihm an den Papst gewiesen, von dem er vorerst bestätigt sein müsse. Doch darauf durfte Rönnov sich nicht einlassen.

Von einem katholischen Standpunkt aus betrachtet war also Rönnov gar nicht Bischof und konnte, wenn die Kirche wieder Einfluß gewann, ohne weiteres als Eindringling auf die Seite geschoben werden. Ein halbes oder drei Viertel Jahr nach seiner Einsetzung bekam er Grund solches ernstlich zu fürchten, da der vertriebene König Christian II. den Erzbischof Christoph von Bremen, einen gebornen Herzog von Braunschweig, durch die Anwartschaft auf das Bisthum Roskilde für seine Sache gewann. Rönnov ließ sich daher vom König, Reichsrath und Kapitel 24. Juni und 22. Juli 1530

---

1) Sehr gute Anspielung auf Joel 2, 9 (per fenestras intrabunt quasi fur.) und Joan. 10, 2 ꝛc.

Versicherungsurkunden ausstellen, durch welche die Betreffenden ihn im Besitz des Stiftes erhalten zu wollen versprachen.

Kaum zwei Jahre nach dem letzten Herrentag zu Odense hatten also 3 Bisthümer, Lund, Roskilde und Odense je einen unbestätigten und ungeweihten Bischof von Königs Gnaden. Aage Jepsen zu Lund hatte noch nicht versprechen müssen, dem Lutherthum freie Hand zu geben und die verheiratheten Priester und Mönche zu dulden. Als er aber, seiner ohnmächtigen Würde überdrüssig, 1532 als Dekan in's Kapitel zurücktrat und Torben Bilde zum Erzbischof ernannt wurde, mußte dieser ganz dieselben Verpflichtungen wie Rönnov auf sich nehmen.

Einen ganz ähnlichen Receß hatte ein Jahr zuvor (1531) Oluf Munk, ein Sohn des Mogens Munk, dem König Friedrich ausstellen müssen, um dessen Zustimmung dazu zu erlangen, daß sein Onkel, der alte Bischof Ivar Munk von Ribe, ihn zum Coadjutor nahm.

Während der König so seine Herrschaft über die Kirche erweiterte, unterstützte er auf vielfache Weise die heftigen Angriffe der Prediger auf den ganzen Katholicismus, auf dessen Lehre, Kirchenverfassung und Gottesdienst wie auch auf die gottgeweihten Personen.

Malmö in Schonen war die erste Stadt, wo die sogenannte Reformation durch die vereinigten Bestrebungen der Prediger und des Magistrats im Jahre 1529 vollständig durchdrang. Zumal waren die zwei Bürgermeister Jörgen Kock und Jep Nielsen in dieser Sache thätig; und der König unterstützte sie in verschiedener Weise, sogar auch dadurch, daß er vor ihren Gewaltmaßregeln und manchen Uebertretungen seiner eigenen Gebote, die sie sich zu Schulden kommen ließen, ein Auge zudrückte. Das schöne Franziskaner- und Heiliggeistkloster ward aufgehoben und die Mönche, welche nicht luthrisch wurden, vertrieben. Der frühere Karmelitermönch Peter Laurensen aber verfaßte zur Rechtfertigung dieser Reformation

das ſogenannte „Malmöbuch," welches 1530 zu Malmö gedruckt wurde.[1])

Kräftige Hilfe bekam die reformatoriſche Bewegung in Dänemark auch aus dem Herzogthum Schleswig. König Friedrichs älteſter Sohn, Herzog Chriſtian, hielt ſich ſeit 1527 meiſt zu Hadersleben auf, wo er luthriſche Lehrer aus Deutſchland, wie Georg Winter, Eberhard Weidenſee und Johann Wandal um ſich ſammelte. Der Herzog nöthigte die Prälaten im däniſchen Südjütland, dieſe Lehrer zu hören, und ſetzte eigenmächtig ſeine Parteigänger namentlich in die törningleniſchen Pfarrſtellen ein, ohne daß der Ordinarius, der greiſe Biſchof Ivar Munk von Ribe, dies zu hindern vermochte. — Von Viborg, Malmö und Hadersleben aus umſpannte die luthriſche Agitation die Umgegend, um von ſporadiſchen Bewegungen in andern Gegenden zu ſchweigen. Kopenhagen war in den Jahren 1526—29 noch verhältnißmäßig ruhig, obgleich es dort nicht an Neuerungsſüchtigen fehlte. Der Magiſtrat, mit Ausnahme des einen Bürgermeiſters Ambroſius Bogbinder, begünſtigte die neue Lehre keineswegs. Erſt 1529 kam die Bewegung in Gang, als König Friedrich den Johann Tauſen von Viborg nach Kopenhagen rief und zum Prediger in der Nikolaikirche ernannte.

Nicht nur das mündliche Wort benutzten die Prediger, um das neue Evangelium zu verbreiten und die katholiſche Kirche ſammt ihrer Geiſtlichkeit unmöglich zu machen; ſie erkannten auch ſehr gut, welch eine nützliche Waffe in dieſem Angriffskriege die neu erfundene Buchdruckerkunſt ſei. Und in Benutzung derſelben waren ſie leider den Katholiken bald voraus. Chr. Thorn. Engelſtoft zählt in ſeiner 1836 gehaltenen Doktor-Diſputation (S. 9—18) wenigſtens 26

1) Es iſt in neuerer Zeit wieder aufgefunden und herausgegeben worden. — Peter Laurenſens Lehrer und Ordensbruder, der ſtreng katholiſche Karmelitermönch Paul Helgeſen, ſchrieb eine Widerlegung, die leider erſt in unſerer Zeit gedruckt wurde.

ier von Lutheranern 1527—1531 meist dänisch (einige
herausgegebenen, oft in heftigem, erbittertem und
lhaftem Tone verfaßten Schriften auf. Sehr heftig
fen die Neuerer die hl. Messe an, welche in zwei Schriften
von die eine jetzt verloren gegangen) von Paul Helgesen
theidigt wurde. Am heftigsten aber kämpften sie, wie
gelstoft sagt, für die Priesterehe; denn nur die pharisäische
ligkeit, schrieb der Malmöer Reformator, der beweibte
rmelit Peter Laurensen, verbiete streng ihrem hl. Volk,
Bischöfen, Priestern und anderen sogenannten geistlichen
rsonen, diese gute Paradiesesfrucht zu verkosten.[1])

Was Christian II. mit Gewalt angestrebt hatte, nämlich
Herrschaft über die Kirche in seine Hände zu bekommen,
s wußte Friedrich I. durch schlaue, aber gewissenlose
nutzung der Umstände zu erreichen, indem er die Sektirer
ist negativ und indirekt zum Vorgehen gegen die katholische
istlichkeit ermunterte und ihre Ausschreitungen und Greuel
ht strafte.

Um die katholische Geistlichkeit brach zu legen, mußten
ch die Klöster aufgehoben werden. Eine der fünf zu
openhagen im Juli 1525 vom Adel gestellten Forderungen
ar, daß die Klöster Adelichen zu Lehen gegeben würden.
s findet sich kein Reichsrathsbeschluß in dieser Beziehung.
nd doch geschah diese Belehnung in Wirklichkeit mit den
genannten Herrenklöstern, die sehr reich waren. Das
ine nach dem andern gab der König einem Adelsmann zu
hen, unter der Bedingung, daß er den Mönchen und
onnen einen anständigen Lebensunterhalt sichere und für
en Ueberschuß ihm (dem Könige) Dienste leiste.

Mit den Bettelklöstern, namentlich der Franziskaner
nd Dominikaner, machte man keine solchen Umstände. Die-
selben wurden vom Könige ganz der Willkür der Prediger,
des Adels oder der Magistrate preisgegeben. Während jene

1) Malmöbuch im 7. Abschnitt.

die Bettelmönche als faule Bäuche verschrieen, die vom sauren Schweiße des gemeinen Mannes lebten, bedrängten diese die treu gebliebenen Mönche, die ihre Klöster nicht gutmüthig verlassen wollten, auf die empörendste Weise und brachten die absonderlichsten Klagen gegen sie beim Könige vor. Friedrich I. schenkte oder verkaufte dann das Kloster an einen Adelsmann oder an die Stadt, und diese verjagten die Mönche nach vielen Mißhandlungen. In Bezug auf sieben Klöster hat Friedrich I. nachweislich befohlen, die Mönche zu vertreiben. Der berüchtigte Adelsmann Mogens Gjöe war bei dieser Heldenthat am rührigsten, wie die von zwei Minoriten als Augen- und Ohrenzeugen geschriebene Chronik der Vertreibung ihres Ordens aus fünfzehn dänischen Klöstern (1528—1532) darthut.[1]) Natürlich spielte dabei bisweilen der eine oder andere Mönch den Verräther, wie z. B. der Br. Melchior, Guardian in Kallundburg, der durch Mogens Gjöes Gnade alsdann „Prädikant und Ketzer der Stadt Kallundborg wurde" (1532).

Für ewige Zeiten ist die Einführung des Lutherthums in Dänemark durch die schmähliche Vertreibung der beim Volke so beliebten und so treu nach ihrer Regel lebenden Franziskaner gebrandmarkt, am meisten aber die Ungerechtigkeit und Gottlosigkeit des Königs an den Pranger gestellt, der jener Verfolgung nicht nur gleichgiltig zusah, sondern dieselbe befahl! In ähnlicher Weise wird sein Eifer für die Religion und Gottesverehrung gut gekennzeichnet durch die den Lutheranern in Viborg am 23. Februar 1529 gegebene Erlaubniß, die zwölf Pfarrkirchen der Stadt niederreißen zu dürfen, da die zwei den Dominikanern und Franziskanern geraubten großen Kirchen für die lutherische Kirche genügten.

---

1) Dieses äußerst interessante Schriftchen ist von einem Protestanten aus dem Latein in's Dänische übersetzt und der Geschichte der katholischen Kirche in Dänemark (von Karup) als Anhang beigegeben worden (S. 292—337).

17. Mai 1529 waren dann auch alle diese Pfarrkirchen Boden gleich gemacht.[1])

4. Die vom Könige eingesetzten Bischöfe mußten sich ürlich in Alles fügen. Freier waren die jütländischen schöfe. Diese suchten einige der bedeutendsten katholischen lehrten aus Deutschland für sich zu gewinnen, damit sie Kampf mit den agitatorischen lutherischen Prädikanten nähmen. Wohl hatten sie an Paul Helgesen (Paulus liæ), dem hochgelehrten und eminent katholischen Karmeliten, sich längere Zeit beim Aarhuser Bischof Ove Bilde aufhielt, en äußerst gewandten Kämpfer für die katholische Sache; allein seine Stimme, fast die einzige von Bedeutung, r wie eine Stimme des Rufenden in der Wüste. Sieben ner Schriften sind von mehr oder minder großem apolo- tischem Werthe: die besten sind 1) seine Antwort auf die agen des Schwedenkönigs Gustav — in Wirklichkeit eine rtheidigung der Kirche und ihrer Lehren gegen die Ketzerei ter König Friedrich 1528, 2) seine Schrift gegen das almöbuch, die übrigens damals nicht gedruckt worden zu n scheint.

Daß sein Wort und seine Schriften den Prädikanten ßerst ungelegen waren, erkennt man am besten aus ihrem bitterten Hasse gegen den freimüthigen und furchtlosen rtheidiger der Wahrheit. Weil er früher gegen kirchliche ißbräuche geeifert und im Anfang, so lange ihm die Ab- chten Luthers gut schienen, derselben Meinung mit ihm wesen, später aber zur Erkenntniß von Luthers Häresie kommen, gründlich mit ihm gebrochen hatte, so ward er n den Prädikanten als Windfahne (Vendekaabe, eigentlich Mantelwender) verschrieen und für ein von den Prälaten ahltes Werkzeug ausgegeben. Daß er aber niemals von r Lehre der Kirche abgewichen, ist durch sein ganzes Leben nd alle seine Schriften unwiderleglich dargethan. Am Hofe

1) Den kath. Kirke i Danmark. S. 297.

war er natürlich keine persona grata. Wenn er trotz des größten, theilweise vielleicht unbesonnenen Eifers und trotz angestrengter Thätigkeit der um sich greifenden Neuerung keinen wirksamen Damm entgegensetzen konnte, so wird dies Niemand Wunder nehmen, der die Zeitverhältnisse kennt.

Vielleicht hat auch er dafür gearbeitet, daß die Bischöfe zuletzt eine öffentliche Disputation mit den Predigern verlangten, um ihnen das Ketzerische ihrer Lehre darzuthun. Der König gab hierin nach und rief sie und ihre Gegner im Sommer 1530 zum Herrentag nach Kopenhagen. Gegen zwanzig Prediger sammelten sich daselbst im Juli unter der Leitung Tausens, Sadolins und Laurensens, faßten ihre Lehre in 43 Artikeln zusammen und benützten diese Gelegenheit zur heftigsten Agitation auf der Kanzel, ohne daß der König sie behelligte. Zwar schwiegen sie auf seinen Befehl zwei Tage lang, erregten aber darnach ungehindert einen noch viel gewaltigeren Sturm. Doch kam es zu keiner eigentlichen Disputation zwischen den Predigern und den dänischen und deutschen von den Prälaten mitgebrachten Theologen, weil man sich weder über die Form der Erörterung noch über die Richter einigen konnte. Der Redner der Prälaten sah ein, daß ein öffentliches dänisches Religionsgespräch nur ein neues Agitationsmittel für die Gegner sein würde. So löste die Versammlung sich auf ohne ein anderes Ergebniß, als daß der König, wie es scheint, die Prediger ermuntert hat, wie bisher fortzufahren (Pal.-Müller S. 534). Um die Klagen der Bischöfe zu beschwichtigen, schärfte er seinen Vasallen ein, über die Ausführung des Odenser Recesses bezüglich des Zehnten zu wachen.

Natürlich war keine Partei befriedigt: die Bischöfe nicht, weil der König seine Verpflichtungen nicht hielt; die Prediger nicht, weil er die katholische Kirche noch zu Recht bestehen ließ. Ihr Predigen und Agitiren war rein demokratisch und vollständig gesetzwidrig; denn die katholische

e mit all ihren Einrichtungen, mit der Jurisdiktion der öfe über alle religiösen Angelegenheiten, bestand immer auch nach dem Staatsgesetze; die katholische Religion Staatsreligion.

5. Das demokratische Wühlen und Agitiren hat wohl den König Friedrich beunruhigt, der sehr gut wußte, Christian II. seine Hoffnung einer Restauration gerade die niederen Stände, auf Bürger und Bauern gründete. war zu fürchten, daß die Agitation von der Kanzel b in offenen Tumult ausschlagen möchte. Wie be- det diese Furcht war, zeigte sich schon ein paar Monate dem Herrentag in Kopenhagen. Bevor der König am uguſt die Hauptstadt verließ, hatte er mit dem kgl. of Rönnov von Roskilde die Uebereinkunft beschlossen, „die Canoniker der Liebfrauenkirche wie bisher lateinische sen lesen, singen und halten sollten; doch solle evangelische Prediger ebendaselbst Gottes Wort predigen dänische Messe am Sonntag halten".

Dies konnte auf die Dauer nicht ohne Störung ge- hen. Und schon am 2. Nov. 1530 theilte der Kopen- gener Magistrat seine Befürchtungen dem Könige in einem r lehrreichen Schreiben mit. Das Volk, heißt es darin, ches die Prediger täglich gegen lateinische Messen, Seelen- ssen und Vigilien losfahren hört, wolle auf die Dauer che Gotteslästerung und Verhöhnung nicht mehr dulden d verlange Abstellung dieser Abgötterei. Es möge daher ine kgl. Majestät durch den Bischof von Seeland dem pitel befehlen, mit ihren Messen und Vigilien aufzuhören, s eine endgiltige Reformation entweder im Kaiserreich oder Dänemark zu Stande gekommen sei. Wenn diese Heuchelei Messe) nicht verboten werde, so bitte der Magistrat um seine lassung und um Einsetzung einer anderen städtischen Be- hörde. (Pal.-Müller S. 536 ff.)

Die städtische Obrigkeit stand also auch auf der Seite der Neuerer. — Indeß antwortete Friedrich I. nicht. Die Be-

wegung wuchs und artete in einen Bilderſturm aus. A
27. Dezember 1530 brach ein Pöbelhaufe, angeführt vo
Bürgermeiſter Ambroſius Bogbinder (welch edler Held!)
die herrliche Liebfrauenkirche ein, hieb die Heiligenbild
herunter, zerſtörte die Chorſtühle mit ihrem Getäfel u
raste den ganzen Tag hindurch bis gegen Abend, wo d
Stadtvogt mit bewaffneter Mannſchaft herbeieilte, den G
waltthätigkeiten ein Ende machte und ſo den koſtbaren Hoc
altar rettete, den der Pöbel eben zerſtören wollte.

Der König befahl hierauf, die Liebfrauenkirche zu ſchließe
nicht nur für die Lutheraner, ſondern auch für die Katholike

(Ein Schlußartikel folgt.)

LXII.

Licht in's Dunkel.

Aufzeichnungen eines öſterreichiſchen Anonymus.[1])

Die glückliche oder unglückliche Wahl der Parole hat
ſchon oft über Sieg oder Niederlage entſchieden noch vor
Beginn des Kampfes. Eine glückliche Wahl war es zu
nennen, als ein Häuflein Männer auf dem Kampfplatz der
öſterreichiſchen Parteien erſchien unter der ſchwarz-gelben Fahne
und mit der Parole: „Vereinigte Chriſten!“

Eine glückliche Wahl iſt es zu nennen; denn die Parole
kennzeichnet klar und unzweideutig die Ideen des Kampfes.

1) Der Name des Verfaſſers iſt uns ſelber nicht bekannt.
Anm. d. Red.

n die Christen die von den Gegnern angegriffene christlich-
e Ordnung vertheidigen, üben sie nur das Recht des
Besitzers aus; wir Christen sind das positive, das
uktive, das conservative Element, unsere Gegner das
ive, das destruktive, das revolutionäre Element in der
päischen Gesellschaft.

Eine glückliche Wahl ist es zu nennen; denn die Parole
zeichnet auch klar und — was bei jedem Kampfe eine
ptsache ist — untrüglich und vollständig jeden einzelnen
ner. Daher die Thatsache, daß die Parole im gegnerischen
r wie Scheidewasser wirkte; die Einen kamen zur Be-
ung, die Anderen in Wuth — ob Semit oder Japhetit.

Jene nun, welche in bewußter Opposition verharren
n die von den „Vereinigten Christen" vertretenen
tlichen Principien nennen wir „Vereinigte Anti-
risten". Keine Bezeichnung ist logischer, keine entspricht
r den Thatsachen. Bei den orientalischen Völkern des
rthums war es Sitte, daß aus besonderen Anlässen die
zenpriester das Bild ihrer Gottheit auf einem festlich ge-
nückten Wagen, gezogen von vier feisten Opferthieren, im
ade herumführten. Dabei ließen sich viele Gutmüthige
s dem zuschauenden Volke den Kopf zuerst durch die Ge-
ge der Hierodulen verrücken und dann unter den Rädern
s Götterwagens zermalmen. Bei den occidentalischen
lkern der Neuzeit ist es nicht anders.

Ueber Europa fährt im Triumphe dahin das goldene
lb der Alliance Israélite; am Wagen ziehen als
ste Opferthiere die Führer der Freimaurerei und der
Socialdemokratie; den Vorspann bilden Libera-
smus und Extrem-Nationalismus; als Wagen-
ter, Hierodul und Opferpriester zugleich, fungirt die von
hen-Moses Montefiore organisirte Judenpresse. Daß
e lange Zeit auch nicht an Gutmüthigen fehlte, davon
issen Gemeinderath und Parlament, Börse und Handels-
mmer zu erzählen. Und hiemit hat der Leser ein ge-

treues Gruppenbild der „Vereinigten Anti-Christen“ Europas.

Ein in Wien erscheinendes Organ dieser vereinigten Anti-Christen schrieb am dritten Tag nach der furchtbaren Katastrophe, welche am 30. Januar 1889 über das altehrwürdige Haus Habsburg und über das vielgeprüfte Oesterreich hereingebrochen, folgenden Leiter: „Wollen wir ergründen, wie das Undenkbare möglich geworden? Wollen wir erforschen, welche Wolke das strahlende Licht dieses krystallklaren Geistes getrübt hat? Wollen wir ergrübeln, welcher Art und Herkunft die dämonische Kraft gewesen, welche sein Urtheil trübte, seinen Willen unterjochte, seinen Finger lenkte, bis das Unnennbare geschehen war?“

Auf all diese rhetorischen Fragen der vereinigten Anti-Christen antworten die vereinigten Christen mit einem entschiedenen: Ja! wir wollen es! Wir wollen sie ergründen, erforschen, ergrübeln jene Wolke, jene dämonische Kraft! Als treue Oesterreicher haben wir ein Recht, sie zu kennen. Ob Ihr es wollt, daß wir es wollen, ist hier nicht die Frage.

Allein das Organ der vereinigten Anti-Christen weicht wohlweislich jeder Antwort aus. Der Bach liebt es, Welle durch Welle, der Leitartikler Frage durch Frage zu verdrängen. Er fährt fort: „Wozu auch das Unerforschliche ergründen wollen? Gesetzt, ein Gott wirkte Wunder und entzündete eine Fackel, welche in die Finsternisse dieses Verhängnisses hineinleuchtete, was würde es uns frommen?“ Was und wozu es uns frommen würde? Nun wir wollen sehen!

Nicht das ist hier die Frage, ob der Gegenstand unserer berechtigten und aufrichtigen Trauer ein Mitglied der Loge war; es frägt sich einzig und allein darum, ob er ein Opfer der Logentendenz war. Und hierin wissen wir uns in Uebereinstimmung mit Tausenden und Millionen von Oesterreichern und Nicht-Oesterreichern, wenn wir die von den

nigten Anti-Christen muthwillig provocirte Antwort auf
e Fragen in die offenen Worte kleiden: „Ja! die Frei-
urerei schuf die Wolke, welche das strahlende Licht dieses
ystallklaren Geistes getrübt hat". Die Freimaurerei ist
ne dämonische Kraft, welche sein Urtheil trübte, seinen
illen unterjochte, seinen Finger lenkte, bis das Unnennbare
schehen war". Sie ist die „Fackel, welche hineinleuchtet
die Finsternisse dieses Verhängnisses". Und „wozu soll
ns diese Kenntniß frommen?" Sie soll frommen
m Andenken des betrogenen Opfers, nicht aber den Be-
ügern!

Wir wollen uns bei unserer Untersuchung nur auf
reimaurer-Schriften stützen. Der bekannte preußische Frei-
aurer-Literat Br . . Venturini sagt in seiner Geschichte
r Freimaurerei: „Jeder öffentliche Büchersaal bietet dem
ißigen Forscher Werke dar, in welchen die Geschichte und
as Geheimniß der Freimaurerei zerstreut liegen. Suchet,
werdet Ihr finden. Nun ja, nachdem man's anfängt.
er rathen mag, der rathe; und wenn er's trifft, wohl ihm!
llein bequem wird man es Niemand machen. Wenn freilich
uge Köpfe den Schlüssel selber finden, nun wahrlich dafür
nn man nicht". Die Sache ist eines Versuches werth!

Wir sagten: „Opfer der Logentendenz". Denn leider
s war nicht das erste und wir fürchten, es wird leider auch
cht das letzte sein, so lange sich in die Regierungen und
die Umgebung der Regenten Leute einzudrängen wissen,
elche für die Kassandrarufe der Tieferblickenden nur ein
ächeln süffisanter Ungläubigkeit oder aber ein mephistophe-
isches Lachen eingeweihter Verständnißinnigkeit haben. Man
innere sich doch an den Fürstencongreß zu Verona 1822,
uf welchem der preußische Staatsminister Graf Haugwitz [1])

1) Wir citiren nach der „Freimaurer-Denkschrift" III. Berlin 1864, Seite 6, herausgegeben und dem Protektor der Freimaurerei, Herzog Bernard v. Sachsen-Meiningen gewid. von Karl Didler.

in ſeinem Memorandum über und gegen die Freimaurerei ſich alſo ausdrückt: „Hätte ich es nicht ſelbſt erfahren, es würde mir heute noch unglaublich ſcheinen, mit welcher Sorgloſigkeit die Regierungen ein Unweſen dieſer Art, einen wirklichen Staat im Staate gänzlich unbeachtet laſſen konnten". Von falſchen Rathgebern über die Wahrheit und Treue der Tieferblickenden hinweggetäuſcht, mußte auch der unglückliche Ludwig XVI. im Angeſichte der Guillotine 1793 ausrufen: „Alles dies ſagte man mir vor elf Jahren; wie kam es doch, daß ich es nicht glaubte?" Es war leider zu ſpät für den König! Zu ſpät aber auch für die Rathgeber, die Miniſter à la Necker und Roland, für die Militärs à la Dumouriez und Lafayette!

In dem engen Rahmen eines Aufſatzes wollen wir uns auf die Opfer aus dem altehrwürdigen Herrſcherhauſe Habsburg-Lothringen allein beſchränken, nicht blos weil es uns ſo nahe ſteht, ſondern auch weil es dasjenige iſt, auf welches die Freimaurerei es beſonders abgeſehen hat.

1. Kaiſer Franz I. Stephan † 1765.

Die „Freimaurerzeitung, Handſchrift für Brüder" bringt unter dem 8. September 1877 einen Artikel mit der Aufſchrift: „Der erſte kaiſerliche Bruder Freimaurer in Deutſchland". Franz Stephan, Herzog von Lothringen, geboren 8. Dezember 1708, war der Enkel jenes großen Feldherrn Karl von Lothringen, welchem in militäriſcher Beziehung das Hauptverdienſt um die Befreiung Wien's 1683 gebührt, und der Erzherzogin Eleonore, einer Schweſter Kaiſers Leopold I. Darum wurde auch Franz Stephan in Wien erzogen am Hofe ſeines Onkels Kaiſer Karl VI., der ihn früh zum Gemahl ſeiner Erbtochter, unſerer großen Kaiſerin Maria Thereſia, in Ausſicht nahm. Als im Jahre 1729 der Vater ſtarb, verließ Franz Stephan Wien, um mit 21 Jahren die Regierung ſeines Herzogthums Lothringen anzutreten.

Laſſen wir nun der Freimaurerzeitung das Wort. Franz Stephan hielt ſich 1731 im Haag auf, zu einer Zeit o der Freimaurerbund in England bereits feſte Wurzeln ſchlagen hatte und man ſich anſchickte in den Vereinigten iederlanden dem Bunde dadurch eine Stätte zu bereiten, aß man vermittelſt Deputation von der engliſchen Großloge us hier maureriſche Verſammlungen abhielt. Bei der erſten ieſer, am 31. Mai abgehaltenen Verſammlung, welche Rev. r. Deſaguliers leitete, wurde der erſt 23 Jahre zählende erzog Franz als Lehrling und Geſelle aufgenommen und ch in demſelben Jahre zu London in einer vom Groß= eiſter Lovell beſonders anberaumten Loge zum Meiſter eſördert."

Daß wir es hier mit einem ſchreienden Mißbrauch der nerfahrenen Jugend, mit einem Opfer des Logenbetruges u thun haben, liegt auf der Hand und ſcheint die Freimaurer= eitung ſelbſt zu fühlen; denn ſie wundert ſich, daß der erſt 3 Jahre zählende Herzog, als Lehrling und Geſelle auf= enommen wurde, und dies in der erſten Verſammlung, welche überhaupt abgehalten wurde.

Woher ſoll unter ſolchen Umſtänden Herzog Franz Stephan die zu einem ſolchen Schritte nöthige Kenntniß gehabt haben? Dieſer Mißbrauch der unerfahrenen Jugend wird aber um ſo ſchreiender durch die Eile, die man hatte, die Schlinge um den Hals eines ſo hervorragenden Opfers noch feſter zu ziehen. Der erſt 23 Jahre zählende Herzog wird noch im ſelben Jahre in einer beſonders anberaumten Loge im Ausland zum Meiſter befördert, und ſo dem Opfer durch den Eid des Geheimniſſes auch noch der Mund geſperrt gegenüber ſeiner Braut und gegenüber ſeinem Wohlthäter und künftigen Schwiegervater, welcher die Freimaurerei in ſeinen Landen aufs ſtrengſte verboten hatte!

Im Februar 1736 wurde die Vermählung des Herzogs Franz Stephan mit der Erzherzogin Maria Thereſia voll= zogen; im Juli 1737 trat Franz Stephan ſein Herzogthum

Lothringen an Stanislaus Lescinski ab und wurde dafür Großherzog des nach dem Aussterben der Medici erledigten Toscana; im August 1740 starb Kaiser Karl VI. und Großherzog Franz Stephan wurde nun von seiner treu liebenden Gemahlin Maria Theresia zum Mitregenten in den Habsburgischen Ländern angenommen und auf ihr Betreiben von den deutschen Kurfürsten im September 1745 auch zum römischen Kaiser gewählt.

Franz Stephan war eine durchaus edel angelegte Natur. Von seiner Großmutter Eleonore hatte er die ächt habsburgische Herzensgüte geerbt. Fremdes Unglück fand bei ihm eine offene Hand und einen thätigen Arm, welcher bei den Ueberschwemmungen Wiens wiederholt kräftig das Ruder zu führen wußte, selbst mit Lebensgefahr. Und gerade diesen Vorzug natürlicher und christlicher Nächstenliebe wußte die Loge ihrem Zweck dienstbar zu machen, indem man ihm, wie so vielen andern edlen Charakteren, die Freimaurerei als einen humanitären Bund der Wohlthätigkeit vorspiegelte.

Franz Stephan hatte von seinem Großvater Karl von Lothringen auch die arglose altdeutsche Ehrlichkeit geerbt und gerade diese war es, welche ihn nicht einmal ahnen ließ den bodenlosen Abgrund von neudeutscher Unehrlichkeit, der sich vor unsern Augen aufthut bei dem brüderlichen Wort der Freimaurer-Zeitschrift „Latomia" Juli 1865: „Die Firma der Wohlthätigkeit dient nur dazu, um Anderes zu verdecken".

Franz Stephan hatte von seiner Mutter, Prinzessin Elisabeth von Orleans, etwas von dem leichten französischen Blute mitbekommen, und man versteht es, wenn der heitere Fürst sich vom Zwange der spanischen Hofetikette, wie sie sein Schwiegervater der ernste Karl VI. liebte, zwanglos erholen wollte. Auch dies mußte der Freimaurerei eine Handhabe bieten und so entstand die populäre Fabel, er sei mit knapper Noth der Verhaftung entgangen, als Maria

Thereſia die Theilnehmer beim Feſtgelage in der Wiener Loge zu den drei Kanonen 1743 polizeilich überraſchen ließ.

Franz Stephan war endlich ein tüchtiger Finanzmann. Nun war es in jener Zeit ein allgemein verbreiteter Irrthum, welchen die Loge nicht blos duldete, ſondern auch abſichtlich nährte, es beſtehe das der Freimaurerei eigenthümliche Geheimniß in der Kunſt, Gold zu machen. Wenn ſchon das Geheimnißvolle an und für ſich einen beſonderen Reiz auf die Menſchen ausübt, um wie viel mehr dieſes Geheimniß! Dieſer Nimbus führte auch der Loge zahlreiche Jünger zu und es iſt hiſtoriſch und pſychologiſch vollkommen richtig, wenn „Luiſe Mühlbach“ in ihrem Roman „Kaiſer Joſef II.“ eben dieſes Geheimniß eine ſo große Rolle im Leben ſeines Vaters Franz Stephan ſpielen läßt. Wir fragen jeden ehrlichen Leſer: Sind das ehrliche Mittel?

Kaum hatte Franz Stephan 1737 das Großherzogthum Toscana angetreten, da erſchien unter dem 28. April 1738 die Bulle des Papſtes Clemens XII., worin derſelbe die politiſchen und ſocialen Ziele der geheimen Geſellſchaften offen aufdeckt und im Intereſſe von Thron und Altar den Beitritt unter Strafe der Excommunication verbietet. Großherzog Franz Stephan wurde hierüber von ſeinen Freimaurerbrüdern ſo geſchickt betrogen, daß er den Papſt für den Betrogenen hielt,[1]) und darum ließ er in Florenz den Druck

1) Intereſſant iſt es, die dreifach verſchiedene Stellung zu beobachten, welche die Freimaurerei dieſer Bulle des Papſtes Clemens XII. gegenüber einnimmt. Da iſt es vorerſt der beim jüdiſchen Br. Findel in Leipzig jährlich erſcheinende offizielle „Kalender für Freimaurer“, welcher unter dem 28. April als maur. Gedenktag notirt: „Bannbulle des Papſtes Clemens XII. 1738“. — Das hindert aber den ebenfalls jüdiſchen Br. Lewis in Budapeſt durchaus nicht, in ſeinem Bittgeſuch an Miniſter Belcredi um ſtaatliche Anerkennung der widergeſetzlich beſtehenden Logen unterm 23. Sept. 1865 zu behaupten: „Die katholiſche Kirche hat die Freimaurerei allerdings der Ketzerei verdächtig erklärt, allein

einer eigenen Freimaurerſchutz-Schrift zu, zur Belehrung des übel berichteten Papſtes und der durch die Bulle getäuſchten Katholiken; ja er befreite ſogar das in Folge der Bannbulle inhaftirte Haupt der Florentiner Loge Br .·. Crudeli. Als Mitregent in den öſterreichiſchen Landen verhinderte er die Verkündigung der päpſtlichen Bulle, ermöglichte aber gegen Wiſſen und Willen ſeiner Gemahlin Maria Thereſia die Eröffnung der erſten Wiener-Loge aux trois canons am 17. Sept. 1742. Er paralyſirte den Einfluß der Geiſtlichkeit, hemmte aber das Verfahren der Kaiſerin gegen die Brüder, ſo daß die Freimaurerei ihm ihre Einführung und Duldung in den öſterreichiſchen Landen verdankt, und protegirte ſie, nachdem er 1745 römiſcher Kaiſer geworden, auch im deutſchen Reiche, wo doch die Logen alle im Sinne ſeines Feindes des Br .·. Friedrich II. von Preußen arbeiteten. Die „Freimaurerzeitung, Handſchrift für Brüder," ſchließt dieſen Artikel: „Die Begünſtigungen, welche der Bund durch Kaiſer Franz I. Stephan erfahren, ſichern ihm in den Annalen der Freimaurerei einen unſterblichen Ruhm."

Klingen dieſe letzten Worte nicht wie das Hohnlachen eines Feindes beim Triumphe über das Opfer ſeines gelungenen Betruges? Beſonders wenn man daneben die Worte jener andern, ebenfalls in Leipzig erſcheinenden Freimaurer-Zeitſchrift „Latomia" (Juli 1865) hält: „Wenn man den Fürſten die Leitung der Logen in die Hände gibt,

---

dieſer Verdacht ging bisher in kein Verbot der Freimaurerei über." Und dieſe bewußte Lüge wagt der Jude vorzubringen, nachdem die Freimaurerzeitſchrift „Latomia" 1861 S. 317 mit Rückſicht auf die päpſtliche Bannbulle das höchſt compromittirende Geſtändniß unter Brüdern ablegt: „Der päpſtliche Stuhl erfaßte mit dem feinen Spürſinn, der ihm überall in kirchlichen und politiſchen Dingen eigen iſt, am klarſten den innerſten Kern des Freimaurerordens." — Hätte doch Großherzog Franz Stephan die Verlogenheit ſeiner „Brüder" gekannt, wie wir ſie kennen

ſo geſchieht dies nur zum Scheine, und deren (der Logen) Deputirte decken die eigenen Maßregeln mit dem fürſtlichen Namen!"

2. Kaiſer Joſef II. † 1790.

Hier drängen ſich die freimaureriſchen Dokumente in einer Weiſe, daß manche Antiquariats-Kataloge eine eigene Rubrik für dieſelben unter dem Titel: „Joſephiniana" haben. Der Leſer wird es darum erlauben, wenn wir uns ſo kurz faſſen, als es Klarheit und Zweck der Darſtellung erlauben.

Erſtens. Kaiſer Joſef II., der jetzt viel mit Mund und Feder geprieſene Liebling der öſterreichiſchen Freimaurer, war ſelbſt nicht Freimaurer. Dafür haben wir einen Zeugen, wie wir ihn nicht beſſer wünſchen können; es iſt das Wiener Freimaurerblatt, deſſen offiziellen Titel wir Ehren und Spaſſes halber genau nach dem Verzeichniß der Freimaurer-Zeitſchriften im offiziellen Freimaurer-Kalender des Br. C. van Dalen, Leipzig bei Br. Findel, bringen wollen: „Der Zirkel. Manuſcript für Brr. Organ der Loge und des Br.-Vereines Humanitas. Verlag von Br. L. Prätorius in Wien". In der Nummer vom 15. April 1874 wird dort erzählt, wie Br . · . von Sudthauſen im Jahre 1776 als Abgeſandter der Großen Landesloge für Deutſchland aus Berlin nach Wien kam, wo die hinter dem Rücken der Kaiſerin Maria Thereſia gegründeten Logen für ihre Exiſtenz zu fürchten eben neuen Grund hatten. Selbiger Br . · . Sudthauſen erlaubte ſich nun ein allerunterthänigſtes Anſchreiben der Großen Landesloge Sr. kaiſerlichen Majeſtät allerunterthänigſt einzuhändigen, worauf der Kaiſer mit ernſter Miene fragte: „Was wollen denn die Herren von mir? Ich bin ja kein Freimaurer".

Zweitens. Kaiſer Joſef wußte wenig von der Freimaurerei. Auf die Bitte des Br . · . Sudthauſen, Kaiſer Joſef möge das von ſeinem politiſchen Feinde Friedrich II. der Berliner Großen Landesloge ertheilte Protektorium auch

in Bezug auf die in Oesterreich gelegenen Logen anerkennen, erwiderte[1]) Josef II. in einem Schreiben an die Berliner Großloge: „Ich kann über eine mir gänzlich unbekannte Verfassung Meinen Schutz, so wie Sie es verlangen, nicht ertheilen".

Drittens. Kaiser Josef kümmerte sich auch nicht viel um die Freimaurerei, eben weil er wenig davon wußte und dem, was man ihm sagte, mit Recht nicht recht traute. Wir entnehmen auch hiefür den Beleg demselben Schreiben des Kaisers an die Berliner Großloge. Der Ton ist auffallend despektirlich. „Ein dänischer Offizier, Namens Sudthausen, überbrachte mir ein Schreiben von der sich so nennenden Freimaurer-Gesellschaft in Berlin. So lobwürdig als ihr Vorhaben ist, christliche Tugend zu befördern (!) und der Menschlichkeit nutzbar zu sein, so sehr trifft es mit meinen Gesinnungen und Wünschen überein. . . . So viel kann ich versichern, daß Männer und Gesellschaften, die nach diesen Vorsätzen handeln, wegen ihrem dabei beobachteten Geheimniß, wenn sie nur nichts Böses, sondern lauter Gutes thuen, weder von meiner Bangigkeit noch von meinem Vorwitz jemals was zu sorgen haben würden. Wirken Sie also in Ihrer Gesellschaft so viel Gutes als möglich. Ich bin fest entschlossen, außer derselben das Nämliche zu thun". Dieser Ton macht ordentlich den Eindruck, als wollte Kaiser Josef in seinem von seiner Logenumgebung stets genährten Bewußtsein eigener Klugheit sagen: Mir scheint, ihr wollt mich täuschen und glaubt, ich glaube euch; nun, solch inferioren Leuten kann man ja diese Freude lassen. Und so meint Josef II. in seinem von seiner Logenumgebung gleichfalls genährten Bewußtsein eigener Allmacht, mit der Loge spielen zu können, wie die Katze mit der Maus. Und hiemit war der Loge schon ein wohlgeplanter Betrug gelungen, denn die Loge ist wie ein Hausirjude; er glaubt mit Recht, schon viel erreicht

1) Abgedruckt im „Zirkel" vom 1. Juli 1874.

haben, wenn man ihm aus lauter Despektion nicht mehr
f die Finger sieht.

Viertens. Kaiser Josef wurde zuletzt ein Feind der
reimaurerei. Wie sehr er sich als Mitregent über die
nschädlichkeit der Freimaurerei theils selbst getäuscht, theils
n Anderen (Sonnenfels, Swieten, Kaunitz, Dietrichstein)
tte täuschen lassen, sollte er als Alleinherrscher nur zu
ld sowohl in der inneren als äußeren Politik erfahren.
s war kein Geringerer, als der von Kaiser Josef II. hoch-
rehrte und in den Adelstand erhobene Br . · . Joh. Wolf-
ang von Göthe von der Loge „Amalie" zu Weimar, der
ch zum Commis-Voyageur bei den Fürstenhöfen im Dienste
er Loge und speziell Friedrichs II. hergab, um ein Lieblings-
rojekt Josef's II., die Arrondirung Oesterreichs durch Erwerbung
Bayerns gegen Abtretung der Niederlande zu vereiteln. Jetzt
annte Josef II. keinen Spaß mehr. Durch Erlaß vom
6. Dezember 1785 wurde den „sogenannten Freimaurer-
Gesellschaften" die Verpflichtung auferlegt, die Liste der Mit-
glieder und das Verzeichniß der Versammlungstage den
Behörden vorzulegen. Das war aber natürlich den Logen
zu viel des Schutzes. Es regnete förmlich, wie früher Lob-
hudeleien auf den „Fürsten des Lichtes", so jetzt Pasquille
auf den „Bruder Sakristan". Vom Witz kam es zum Ernst,
vom Wort zur That. Die ungläubigen Freimaurer drängten
sich nun an die Spitze der mit den Neuerungen unzufriedenen
glaubenstreuen Völker. Und doch hatten gerade die Frei-
maurer den Kaiser zu diesen Neuerungen gedrängt. Es
gährte überall im Jahre 1789.[1]) Dazu kam noch der äußere

---

1) Der französische Freimaurer Lavasque, welchen Br. Diderot an den russischen Hof Katharina's II. beordert hatte und welcher ein Zeitgenosse dieser Unruhen war, hat also doch Recht, wenn er später in seinem Werke „Les Rapports de l'homme" im 2. Cap. 3. Buch schreibt: „Ich fand nirgends mehr Eifer für die Gesetze, als in den Freimaurer-Logen, in diesem Staat im

Krieg mit der Türkei, welchen die freimaureriſche Diplomatie Preußens Oeſterreich aufgedrängt hatte. Jetzt erſt, 1789, gebot Joſef II. die ausnahmsloſe Schließung aller Logen. Es war zu ſpät. Kaiſer Joſef II. ſtarb im Jahre darauf, 1790, enttäuſcht und gebrochen.

So hatte ſich alſo der Scharfblick unſerer Kaiſerin Maria Thereſia wirklich bewährt. Die Zeitſchrift für Freimaurer „Latomia“ (Dezember 1866) ſoll uns ſelber ein intereſſantes Geſpräch der Kaiſerin mit ihrem Miniſter Kaunitz mittheilen. Letzterer ſuchte die Befürchtungen der Kaiſerin in Betreff der Freimaurerei durch das alte Mittelchen zu zerſtreuen, dieſelbe ſei in politiſcher Beziehung ſchon deßhalb nicht gefährlich, weil ſie unter ſich nicht einig ſei. Darauf erwiderte Maria Thereſia: „Hören Sie, lieber Kaunitz! Sie wollen Uns da etwas weis machen, was Sie ſelber nicht glauben. Der Joſef wird auch noch auf Unſere Worte kommen und es bitter bereuen, ſich mit dieſen gefährlichen Leuten ſo tief eingelaſſen zu haben. Wenn die einmal merken, daß beim Goldkochen u. ſ. w. nichts herauskommt, ſo werden ſie aufeinmal lernen einig ſein; ſie werden Euch in's Handwerk pfuſchen und regieren wollen. Wir ſagen Euch, das Haus werden ſie Euch noch umkehren und das Leben ſauer genug machen. Wir werden es nicht erleben und ſind darüber froh; Ihr aber ſeht zu, wie Ihr mit Euren Brüdern Freimaurern zurecht kommt“. Hatte Maria Thereſia Unrecht? Die Jahre 1789 und 1889 geben die Antwort.

Die „Latomia“ aber fährt buchſtäblich alſo fort: „Die fromme Kaiſerin ſchrieb, wie man ſieht, dem

---

Staate, wenn ſie dem Eigendünkel, der Eigenliebe und dem Ehrgeiz der Eingeweihten das Wort ſprachen; und nirgends mehr Unordnung, Widerſtand und Intriguengeiſt, wenn ſie dieſen drei erſten Gottheiten des gemeinen Maurers die Huldigung verweigern“. Der Leſer kann ſich ſelber die Anwendung machen z. B. auf die Schulgeſetze.

nde und zwar nicht mit Unrecht, weitgehende
litische Absichten zu". Bei diesem Geständniß unter
rüdern" — welchen Werth haben da die Betheuerungen
Wiener „Humanitas", „Einigkeit", „Bildung", „Literar-
r Club", und wie sie sonst heißen, gegenüber den Pro-
n und den Behörden? Mit welchen Gefühlen aufgedeckter
ufrichtigkeit, aufgedeckt durch ihre eigenen Organe,
gen diese Herren Wiener Brüder am Standbild ihres
ierten Opfers Kaiser Josef II., am Standbild unserer
ßen Kaiserin Maria Theresia, und überhaupt an der
hrwürdigen Kaiserburg vorübergehen?!

Wer nähere Aufschlüsse über das Wirken der Freimau-
ei am Hofe Josefs II. und Leopolds II. zu haben wünscht,
verweisen wir auf das Werk von Seb. Brunner „Die
gsterien der Aufklärung in Oesterreich 1770 bis 1800"
ainz, Kirchheim 1869) und die gedrängten, aber gediegenen
ssätze über Leopold II. von Universitätsprofessor Albert
ger in der „Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theo-
gie" IV. Jahrgang 1880.

(Fortsetzung folgt.)

XLIII.

Zeitläufe.

Die bulgarisch-macedonische Kirchenfrage im Lichte der gesammten Orientfrage. II.

Den 24. September 1890.

Bis zum Jahre 1767 hatte noch ein selbständiges bulgarisches Erzbisthum zu Ochrida und für Altserbien das autokephale Patriarchat zu Ipek bestanden, als die letzten Erinnerungen an die alten serbischen Könige und die bulgarischen Czaren. In diesem Jahre fanden beide ihren Untergang durch den ökumenischen Stuhl in Constantinopel, wo der hohe bulgarische Klerus verdächtigt worden war, daß er im letzten Türkenkrieg mit Oesterreich sympathisirt habe. Der griechische Patriarch herrschte nunmehr auch über alle türkischen Völker slavischer Zunge von der Donau bis zur Adria. Erst nach hundert Jahren, und nachdem Serbien und Rumänien bereits früher aus dem Abhängigkeitsverhältniß zum Patriarchat geschieden waren, ging die Pforte daran, auch die Bulgaren von seiner Zwingherrschaft zu erlösen. Im Februar 1871 trat die vom Sultan einberufene Versammlung bulgarischer Notabeln geistlichen und weltlichen Standes behufs Berathung des Verfassungsentwurfs für das im Princip bereits genehmigte „autonome Exarchat", die neubulgarische Nationalkirche, zusammen. [1])

1) Herr Kanitz in der Augsburger „Allg. Zeitung" vom 28. November und 5. December 1871.

Das griechische Patriarchat bot vergebens Himmel und
e auf gegen den Schritt der hohen Pforte. Es ver-
k, daß der bulgarische Kirchenstreit nicht als eine ad-
trative, sondern als streng kanonische Frage behandelt
nur von einem ökumenischen Concil zum Austrag ge-
t werden solle. Die eigenthümlichste Rolle spielte dabei
land. Der „heilige Synod" von St. Petersburg stand
zuletzt hinter dem Patriarchat, die russische Diplomatie
gen diente mit ihrem ganzen Einfluß bei der Pforte
Sache der Bulgaren. Die altrussische Partei hat noch
wenigen Jahren ihrer Entrüstung darüber und über das
ringen des Nationalismus in Kirchenfragen Ausdruck
ben. [1]) Der russische Gesandte in Constantinopel, Graf
atiew, „umgeben von bulgarischen Nihilisten und mit
kirchlichen und politischen Geschichte der Griechen, Serben
Bulgaren wenig bekannt, sowie noch weniger mit den
ographischen Grenzen derselben, habe sich ganz dem
garischen Chauvinismus hingegeben und die Absicht gehabt,
Großbulgarien zu schaffen (wofür der Vertrag von San
fano Zeugniß gebe), vielleicht mit der Nebenabsicht, später
nal als König an die Spitze des bulgarischen Volkes zu
en". So sei es gekommen, daß auch von Serben und
chen bewohnte Länder der geistigen Knechtung des „aller-
ten und verachtetsten von allen Balkanvölkern, des Volkes
Bulgaren", preisgegeben worden seien.

Aber auch der heilige Synod hielt gegen den obern
nd nur so lange Stand, als der Metropolit Philaret von
skau in ihm die Sache des griechisch-phanariotischen
erus mit dem Gewichte seines Ansehens vertrat. „Vor
n mußte freilich", sagt derselbe Verfasser, „das nichtige
stliche Collegium in St. Petersburg die Segel streichen;
ch ihm ließ sich der russische regierende Synod nach Ver-

---

1) „Ein neues russisches Programm rücksichtlich der Balkanhalbinsel",
s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 15. November 1887.

werfung aller kirchlichen Kanones und Verordnungen ganz in das Schlepptau der bulgarischen Nihilisten und Anarchisten nehmen". Auf derselben Seite standen aber ebenso die Parteien Katkow und Aksakow, die Slavisten, welche in Rußland bereits den Ton angaben. Als das griechische Patriarchat zu einem ökumenischen Concil behufs Lösung der bulgarischen Kirchenfrage Einladung erließ, kam nur aus Petersburg ablehnende Antwort, und als der Patriarch den Beschluß der Constantinopeler Lokalsynode von 1872 veröffentlichte, daß die bulgarische Kirche als häretisch anzuerkennen sei, hüllte sich der russische heilige Synod in Schweigen. Während sich die Mönche und Einsiedler auf dem Berge Athos, griechische und bulgarische, wegen des Anathems buchstäblich in die Haare geriethen, ersah man in Petersburg nebenbei die Gelegenheit zu einem guten Geschäft.

Zu Beginn des Jahres 1873 wurde „der von den Russen gewonnene" Patriarch von Jerusalem, Cyrillus, weil er den vom Constantinopeler Patriarchen gegen die Bulgaren ausgesprochenen Kirchenbann nicht anerkennen wollte, von der heiligen Synode von Jerusalem seiner Würde verlustig erklärt. „Die russische Regierung antwortete hierauf mit Confiscirung der dem genannten Patriarchat gehörigen Güter in Bessarabien, wodurch dasselbe in die größte Geldklemme gerieth, so daß es sehr viele wohlthätige Stiftungen, Schulen, Spitäler, Apotheken, aufheben mußte, was ein schwerer Schlag für die nothleidenden Christen Palästina's war". Ein anderer Bericht erzählt von der Gefangennehmung und Exilirung des 85jährigen Cyrillus durch die türkische Regierung mit dem Beifügen: sein Nachfolger solle schon ernannt seyn, aber die russische Regierung scheine nicht Willens, ihn in den Besitz der Pfründe gelangen zu lassen. „Das Patriarchat von Jerusalem besitzt nämlich auf russischem Territorium etwa 30 in den besten Kreisen von Bessarabien gelegene Güter, die eine Jahresrente von fast 200,000 Rubel abwerfen. Diese Güter sind jetzt von der russischen Regierung

mit Beschlag belegt worden, um auf solche Weise die Opposition Rußlands gegen die in der bulgarischen Frage von der hl. Synode zu Constantinopel geschehenen Schritte zu verschärfen". In der That erfolgte die russische Antwort auf die Antrittsanzeige des neuen Patriarchen erst nach drei Jahren.[1]) So damals; und jetzt wollte man in Petersburg der Pforte verbieten, die vom bulgarischen Exarchen vorgeschlagenen Bischöfe für die Bulgaren in Macedonien zu bestätigen.

Das neue Schisma im Schisma brachte einen furchtbaren Riß in die Stellung des ökumenischen Patriarchats. Ganz abgesehen von den großen materiellen Verlusten an den Kirchensteuern, bildete das Eindringen des Nationalismus eine eiternde Wunde am ökumenischen Körper. Noch vor einem halben Jahrhundert gab es im ganzen türkischen Reich nur einen Orthodoxismus, aber kirchlich keine Nationalitäten; die slavischen Stämme, wenn sie auch in den aus Rußland gelieferten Andachtsbüchern für den Czaren beteten, galten doch als Griechen. Zwar lösten sich von Zeit zu Zeit einzelne Stämme als „autokephal" ab. Aber der Grundsatz blieb doch bestehen, daß nur ein politisch selbständiges Volk, die in einem Staat zusammengefaßte Nation, eine autokephale Kirche mit einem Exarchen an der Spitze besitzen dürfe. Anfänglich gedachte auch die Pforte, den Bulgaren nur das Recht zuzugestehen, einen Exarchen als Stellvertreter des ökumenischen Patriarchen zu wählen, dann aber verfiel sie auf den ganz entgegengesetzten Ausweg, dessen nicht gewollte Folgen jetzt vorliegen.[2])

Der neue bulgarische Exarch sollte zwar „autokephal" seyn, aber die türkischen Staatsmänner hielten es für po-

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 16. Februar 1873; Augsburger „Allg. Zeitung" vom 1. September 1876.

2) Münchener „Allg. Zeitung" vom 15. November 1887. — Augsburger „Postzeitung" vom 10. September 1872.

litisch bedenklich, das Exarchat zu einem ausschließlichen Privilegium der damaligen Provinz Bulgarien zu machen und für dieselbe eine Ausnahmestellung zu schaffen. Um auch den Schein eines politischen Zugeständnisses zu vermeiden, sollte der Exarch seinen Sitz nicht in Bulgarien, sondern in Constantinopel haben, und die neue bulgarische Nationalkirche über Bulgarien hinaus auf alle von Bulgaren bewohnten Theile Macedoniens, Thraciens und Altserbiens ausgedehnt werden. Zu dem Zwecke mußte der gesammten bulgarischen „Rajah", einschließlich der kleinen zwischen Türken und Griechen verstreut lebenden Gemeinden, das Recht zur Option zwischen der griechischen Patriarchats- und der bulgarischen Exarchatskirche zugestanden werden.

Welche Zustände daraus überall, namentlich aber in Macedonien entstanden — Bischof neben Bischof, Pope gegen Pope — mag man daraus schließen, daß der ökumenische Patriarch, Angesichts des Entschlusses der Pforte, drei bulgarische Bischöfe dort zur Funktion zuzulassen, an dieselbe das Ansinnen stellte, daß zur Vermeidung einer Verwechslung mit der orthodoxen Geistlichkeit dem bulgarischen Klerus eine von der Amtskleidung der erstern verschiedene Tracht vorgeschrieben und in den Bestallungsdekreten der bulgarischen Bischöfe dieselben ausdrücklich als schismatisch bezeichnet werden sollten.[1]) Für die Türkei gab es aber bald noch andere Gründe, die Zulassung des kirchlichen Optionsrechtes bitter zu bereuen, denn die ganze Einrichtung ebnete großbulgarischen Umtrieben die Wege. Die Pforte näherte sich wieder dem Patriarchat und in Folge des Krieges von 1877 schlug sie vollends zum Griechenthum um. Die angerichtete Verwirrung steigerte sich aber jetzt erst recht zur allseitigen Verbitterung.

„Die Pforte, welche auf Ignatjews Andringen die neue bulgarische Kirche anfänglich begünstigt hatte, ist seit dem letzten

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 23. Juli 1890.

Siege und der Aufrichtung eines selbständigen Bulgariens zur Gegnerin ihrer eigenen Schöpfung und zum Bundesgenossen des Patriarchats geworden. Zahlreiche bulgarische Gemeinden Thraciens und Macedoniens, welche auf Grund des Fermans von 1872 von ihrem Optionsrechte Gebrauch machen und der bulgarischen Kirchengemeinschaft zutreten wollten, sind durch die mit den griechischen Bischöfen verbündeten türkischen Paschas daran verhindert worden. Haß gegen den griechischen Klerus und Verstimmung über erlittene Vergewaltigung haben in einer wachsenden Anzahl von Fällen dazu geführt, daß solche Gemeinden sich für ‚unirt' erklärten, um dadurch ihrer Feinde und Bedränger ledig zu werden und auf österreichischen Schutz Hoffnung zu gewinnen. Der Anstoß dazu ist aber weder von Zankow, noch von den anderen bulgarischen Politikern, sondern von den zahlreichen katholischen Missionären ausgegangen, welche den im Schoße der morgenländischen Kirche ausgebrochenen Bruderzwist zu benutzen verstanden haben. Indem sie den bulgarischen Popen und Bauern Gottesdienste in ihrer Sprache, sowie Schutz und unveränderte Aufrechterhaltung des nationalen Ritus versprachen, und dagegen lediglich die Anerkennung des im fernen Rom residirenden Papstes verlangten, haben diese Missionäre mit Tausenden von macedonischen Bulgaren Fühlung gewonnen, denen ihre Nationalität schwerer wiegt als der Name der Kirche, zu welcher sie sich bekennen." [1])

Was, nebenbei gesagt, die fraglichen „Siege der römischen Propaganda" betrifft, so hat allerdings auch nach 1870 die russische Presse unaufhörlich Lärm geschlagen über den „Rückgang der slavischen und rechtgläubigen Sache auf der Balkanhalbinsel". Unbefangene haben gerade in der neuen Waffenbrüderschaft der Türken mit den Griechen den Grund davon gesehen. „Da die griechische, dem Slaventhum und seinen kirchlichen Emancipationsbestrebungen feindliche Kirche zur Zeit die Oberhand besitzt, und ihre Bischöfe den zur Nationalkirche

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 30. November 1887. — Vgl. Wiener „Neue Freie Presse" vom 15. Februar 1873.

haltenden bulgarischen Gemeinden außerhalb des Fürstenthums mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu Leibe gehen, ist eine in der Zunahme begriffene Zahl bulgarisch-macedonischer Kirchengemeinden einer neugebildeten griechisch-unirten Glaubensgemeinschaft zugetreten, die unter Beibehaltung des herkömmlichen Ritus die Suprematie des Papstes anerkennt und in voriger Woche bereits einen eigenen Erzbischof erhalten hat."[1]) Noch nach Berichten vom vorvorigen Jahre haben seit dem Ausbruch des russisch-bulgarischen Conflikts die Uebertritte von der orthodoxen zur unirten Kirche in Bulgarien selbst wieder Aufsehen zu machen begonnen, noch mehr aber in Macedonien, wo das Griechenthum eine von den türkischen Beamten gehegte und unterstützte Macht bilde. „Hier ist die Erbitterung gegen den phanariotischen Druck so hoch gestiegen, daß man alle Mittel zur Bekämpfung desselben gelten läßt, und daß die im Besitze höherer Bildung befindlichen Missionäre der Union verhältnißmäßig leichtes Spiel haben. Die macedonischen Bulgaren zu Griechen gemacht zu sehen, ist keine Aussicht vorhanden, wo das Phanariotenthum noch leidenschaftlicher gehaßt wird, als das demselben verbündete Türkenthum."[2]) In den jüngsten Tagen sind aber noch andere, für jeden Christenmenschen schmerzliche, Wirkungen dieser schismatischen Wirren zur Kenntniß gekommen:

„Durch die verschiedenen nationalen und religiösen Agitationen ist die slavische Bevölkerung Macedoniens gänzlich demoralisirt. Man wechselt die Religion im Handumdrehen: bald ist man orthodox, bald exarchisch, dann uniatisch, katholisch, protestantisch — alles durcheinander, bis schließlich den Löwenantheil der Mohammedanismus davonträgt, welcher heute in Macedonien erstaunlich viel Neophyten bekommt, da er vorläufig die größten materiellen Vortheile bietet, und die Leute

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 5. November 1884.
2) Münchener „Allg. Zeitung" vom 7. April 1888.

durch die verschiedenen religiösen Agitationen zu der traurigen Einsicht gekommen sind, daß die Religion doch im Wesentlichen Sache des materiellen Vortheils sei. In Folge dessen ist z. B. der Kreis Tikwesch (südlich von Köprülü) in den letzten 20 Jahren beinahe ganz mohammedanisirt. Auch sonst zeigen diese Agitationen ganz beklagenswerthe Resultate in Bezug auf die Moral. Ehen werden im Handumdrehen gelöst; man braucht nur zur exarchischen Kirche überzutreten, um ohne Anstand bei lebendem anderen Gatten sich zum zweiten Male zu verheirathen, anderer traurigen Symptome der Demoralisation nicht zu gedenken. Das sind vorläufig die Folgen der phanariotischen Habgier und griechischen Hartnäckigkeit, sowie des ‚bulgarischen Projekts' der russischen Politiker." [1])

Noch ehe das Werk der Option vollendet war, wonach alle ganz oder theilweise bulgarisch redenden Gemeinden des Reichs, in welchen zwei Drittel der Gemeindeglieder ein solches Verlangen aussprechen würden, das Recht haben sollten, der neuen Kirche beizutreten, brach der Krieg von 1877 aus, und dessen Folgen steigerten die Angst der Pforte vor einer großbulgarischen Propaganda aus dem neuen Fürstenthum in die gemischten Bezirke Macedoniens. „Jetzt wurde die Pforte des Mißgriffs gewahr, den sie im Jahre 1870 begangen hatte, indem sie unterlassen, der neuen Kirchengemeinschaft bestimmte geographische Grenzen zu stecken und dadurch weiterer Ausbreitung der slavischen Propaganda vorzubeugen. Um das nach Kräften wieder gut zu machen, erneuerten die Paschas Macedoniens das alte Bündniß mit dem phanariotischen Klerus, der den Anschluß an die bulgarische Kirche mit allen Mitteln der List und Gewalt zu verhindern und die conversionslustigen Gemeinden durch Drohungen und Mißhandlungen bei den alten Verhältnissen festzuhalten versuchte. Die aus dem Fürstenthum und aus Ostrumelien nach Macedonien kommenden bulgarischen Missionäre wurden als Rebellen

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 23. Aug. 1890.

ausgewiesen oder eingekerkert, ihre Anhänger wegen politischer Umtriebe mit schweren Geld- und Gefängnißstrafen belegt, die an vielen Orten zwischen Griechen und Bulgaren ausgebrochenen bewaffneten Händel aber zur Niedermetzelung besonders gefährlicher bulgarischen Volksführer benutzt".[1]) Die ostrumelische Revolution von 1885 und der Abfall der autonomen Provinz zum suzerainen Fürstenthum machte das türkisch-griechische Bündniß noch enger, und die Verfolgung der macedonischen Bulgaren noch heftiger, vor der auch die bulgarischen Bischöfe verschwinden mußten. In Bezug auf die Diöcesen Ochrida und Stoplje hatte die Pforte schon gleich nach dem Kriege ihre Zugeständnisse von 1872 für null und nichtig erklärt.

Seit dem Ausbruch des russisch-bulgarischen Conflikts und namentlich seit der Erhebung des Prinzen von Coburg zum Fürsten von Bulgarien hatte man auch in Constantinopel von einer russischen Einsprache nichts mehr zu fürchten, weder bei der Pforte, noch im Patriarchat, und in Macedonien nichts zu hoffen. Es war allgemein bekannt, daß der bulgarische Exarch selbst und die meisten Metropoliten im Fürstenthum (man brauchte nur den Namen „Clement" zu nennen) in vertrauten Beziehungen zu den russischen Agenten und in feindlicher Stellung zu dem katholischen Fürsten in Sophia standen; aber Rußland rührte sich nicht. Ja als zuletzt noch der Bischof von Uesküb, Theodosius, ausgewiesen wurde, war er in der russischen Presse und vom griechischen Patriarchen als politischer Verschwörer angeschwärzt worden.[2]) Der Exarch hatte noch unmittelber vor dem Ereigniß von Philippopel eine Anklageschrift gegen die griechischen Gewaltthätigkeiten in Macedonien an die Pforte gerichtet, und von da liefen unter anderen Beschwerden auch die wegen des bezeichnenden

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 7. April 1888.

2) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 12. Juni und 14. August 1890.

ſtandes ein, daß der während des Krieges eingeſetzte
ıtärgerichtshof als die einzige Gerichtsbehörde im Lande
ire, und da die Biſchöfe im Orient die einzigen legalen
treter der Nationalitäten bei den Civil- und Militär-
örden ſeien, müßten alle bulgariſchen Eingaben und
chwerden, in Ermangelung bulgariſcher Biſchöfe, durch
griechiſchen Biſchöfe eingereicht werden.[1]) Alles vergebens.

Gerade dieſe letztere orientaliſche Eigenthümlichkeit läßt
Tragweite des griechiſch-türkiſchen Culturkampfs in Mace-
ıien erſt recht erkennen. Das bulgariſche Element hatte
ıe civiliſatoriſche Befähigung auch hier bereits hervorragend
ıieſen. Seit 1880 beſtand ein großartig organiſirtes
chulminiſterium", welches unter der Leitung der Erzprieſter
allen größeren Orten kirchlich-culturelle Gemeinden grün-
e.[2]) Aber auch bei dieſen ſchwebte ſtets das Damoklesſchwert
den Händen der griechiſchen Biſchöfe. „Die Lage der
ılgaren in Macedonien", erklärte die „Bulgaria" in
ophia noch im Herbſt 1888, „iſt heute dieſelbe, wie jene
ı Bulgaren im Donauvilajet in den Jahren 1866 bis
69: ſtets wird ihnen der griechiſche ökumeniſche Patriarch
ıfgedrungen, wie einſtens den Bulgaren von Rumelien bis
den Ufern der Donau". Und darum ſeien ſie der reli-
öſen Freiheit, der nationalen Schulen und aller jener
rivilegien beraubt, die ihnen nach dem Berliner Vertrag
ıkommen.[3]) Gleichzeitig wurde aus Conſtantinopel geſchrieben:
Alle in Macedonien lebenden ‚Nationen', wie man hier die
rſchiedenen Religionsgeſellſchaften nennt, ſelbſt die Zigeuner,
aben einen von der türkiſchen Regierung anerkannten Kirchen-

1) Wiener „Vaterland" vom 13. September 1885. — Münchener „Allg. Zeitung" vom 31. Mai 1885.

2) Nähere Angaben in der Münchener „Allg. Zeitung" vom 21. Dezember 1889: „Die bulgariſche Kirchen- und Schulpropaganda in Macedonien".

3) Wiener „Vaterland" vom 4. September 1888.

vorstand, der alle religiösen und die mit diesen zusammenhängenden Geschäfte (wie Schule, Heirathscontrolle, Scheidung u. s. w.) seiner Nation besorgt. Nur die Bulgaren besitzen einen solchen nicht. Alle bulgarischen Kirchen und Schulen wurden mit Hülfe der Behörden gesperrt!" [1])

Der Berichterstatter fügte bei: „Die bulgarische Regierung mußte sich nun auch mit der Sache beschäftigen. Sie suchte Anfangs zu beruhigen, ist aber schließlich von der Strömung mitgerissen worden. Aber weit entfernt von dem heftigen Tone, in dem sich die Zeitungen ergingen,[2]) hat sie nur bei der Pforte die Petition (an den Großvezier aus Macedonien) nachdrücklich unterstützt". Der Exarch in Constantinopel war schon im Frühjahr mit einer Note an die Pforte vorangegangen, in welcher er in nichts weniger als freundlicher Weise auf die Erlassung des Berats, behufs Ernennung neuer bulgarischen Bischöfe in Macedonien, gedrungen.[3]) Wie man sieht, schwebte also die Frage nicht erst seit gestern, und war der Schritt der bulgarischen Regierung vom Ende Juni ds. Js. weder erst durch die Ausweisung des Bischofs Theodosius von Uesküb, noch durch die Entdeckungen bei dem Hochverrathsproceß gegen Panitza veranlaßt.

Die Ueberraschung bestand nur darin, daß die bulgarische Note nicht ohne weiters die endliche Anerkennung des Fürsten Ferdinand durch den Sultan forderte, wie vielfach erwartet

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 4. Oktober 1888.

2) Indeß erklärte auch das Regierungsorgan: „Wenn Europa die Eröffnung der orientalischen Frage nicht wünscht, so möge es der Türkei rathen, Macedonien eine dem Berliner Vertrag entsprechende autonome Verwaltung zu gewähren oder, wenn sie dieß nicht thun könne, Macedonien der Verwaltung Bulgariens zu überlassen, was das einzige Mittel sei, das den Zerwürfnissen im Orient ein Ziel setzen könnte". Münchener „Allg. Zeitung" vom 22. September 1888.

3) Münchener „Allg. Zeitung" vom 17. Mai 1888.

worden war, sondern die Pforte nur aufforderte, endlich einmal wenigstens etwas für den getreuen Vasallenstaat zu thun, und zwar durch sofortige Wiederbesetzung der von dem Sultan selbst vor achtzehn Jahren bestimmten bulgarischen Bischofssitze in Macedonien und durch Rückerstattung der rechtsverbindlichen Kraft für die Beschlüsse ihrer Gemeinden. Gegen die Forderung als solche konnte auch Rußland, wollte es nicht die Zerstörung seines eigenen Werkes den Türken zumuthen, seinen Protest nicht einlegen, sondern denselben nur damit begründen, daß die Gewährung durch den Sultan eine Stärkung der „usurpatorischen Regierung" in Sophia wäre, und als solche ist das Entgegenkommen der Pforte nun wirklich von aller Welt angesehen. Es macht den Eindruck, als wäre die Pforte zur Einsicht gekommen, daß für die Erhaltung des bulgarischen Schutzwalles auch der Zorn Rußlands zu riskiren seyn dürfte.

Man durfte begierig seyn, wie Rußland sich rächen würde. Auffallend war schon die außerordentliche Heftigkeit, mit welcher der griechische Patriarch seinen Rücktritt begründete. Als sein Amtsblatt die von ihm an die Pforte gerichteten Noten veröffentlichte, wurde das Blatt sofort confiscirt, und zwar wegen „Publikation aufrührerischer Dokumente", der Phanar aber sogar militärisch besetzt. Der Patriarch hatte unter Anderm gesagt: „Ich kann E. Exc. die Versicherung geben, daß sich kein Nachfolger für das von mir niederzulegende Amt finden wird". Seine Kirche erklärt er als „in voller Auflösung begriffen" und „im Zustande der Verfolgung befindlich", weshalb er „die selbständigen orthodoxen Kirchen Rußlands, Rumäniens, Serbiens und Griechenlands zum Schutz derselben anrufen werde". Es hat sogar verlautet, das ökumenische Patriarchat werde in's Exil gehen und seinen Sitz nach Athen verlegen.[1])

---

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 13. August und Berliner „Kreuzzeitung" vom 15. August d. Js. — Das Organ des

Nun hat allerdings Griechenland, als es vor drei Jahren in der bulgarischen Frage seinen Frieden mit der Türkei machte, nur die einzige Bedingung gestellt, daß die Pforte gegen die griechischen Gemeinden im ottomanischen Reiche sich wohlwollend zeige, und das denselben durch geschichtliche Gesetze zukommende Aktionsfeld nicht zum Vortheile weniger entwickelter Nationalitäten beschränke.[1]) Andererseits versteht es sich von selbst, daß man in Serbien einen Höllenlärm über großbulgarische Propaganda macht und das Patriarchat Ipek reklamirt. Aber das Alles erklärt doch noch nicht das jetzige Auftreten des Patriarchats, das im Jahre 1872 die Gründung des bulgarischen Exarchats als russische Forderung über sich ergehen ließ. Es müßte sich denn nur die Nachricht bestätigen, daß der russische Vertreter auf der Pforte die feierliche Erklärung abgegeben habe: er fordere im Namen des Czaren und des russischen Volkes, daß das Recht der orthodoxen Kirche in der Türkei im vollen Umfange aufrecht erhalten werde. Das wäre

---

hellenischen Ministerpräsidenten, eines vertrauten Freundes des Patriarchen, brachte eine Zuschrift aus den Kreisen des Phanar, wonach die griechische Synode mit Abfassung eines Aufrufs an die Episkopate von Athen, Belgrad, Bukarest und Petersburg beschäftigt war, um ihren Beistand für die verfolgte orthodoxe Kirche in der Türkei anzuflehen. Ferner beabsichtige die Synode, alle orthodoxen Bischöfe des Reiches zur Einstellung ihrer gesammten priesterlichen Thätigkeit aufzufordern. „Die Kirchen sollen geschlossen werden, jeder Verkehr der Geistlichen mit den weltlichen Behörden soll unterbleiben, keine priesterliche Handlung soll mehr stattfinden, und nur in Nothfällen und bei Beerdigungen ein Geistlicher während der Nachtstunden eine kirchliche Funktion ausüben". Der Berichterstatter fügte bei: nach der herrschenden Stimmung könnte man wirklich glauben, „die Türkei stehe am Vorabend eines Religionskriegs". Aus Constantinopel in der Berliner „Kreuzzeitung" vom 19. August ds. Js.

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 14. Septbr. 1887.

und gar dieſe teufliſche Politik: heute Schutzherr des
miſtiſchen Patriarchats, morgen, wenn man Bulgarien
rdings unter den Daumen bekäme, wieder Vormacht der
iſchen Kirchen![1])

Es wäre von nicht zu unterſchätzender Bedeutung, wenn
ich beſtätigte, daß nicht nur Oeſterreich, England und
lien, ſondern ſchließlich auch Deutſchland für die bulgariſche
derung beim Sultan in's Mittel getreten ſeien. Jeden-
s iſt der ſchwere Schlag für Rußland noch in beſonderer
ziehung ein großer Erfolg für Bulgarien. Der Miniſter-
ſident Stambulow ſagte eigentlich nichts Neues, wenn er
Kurzem einem Engländer gegenüber bemerkte: „Die
zigen wirklichen Ruſſenfreunde bei uns waren lange Zeit
Mitglieder des höheren Klerus; an ihnen hatte Rußland
nen weſentlichſten Halt.“[2]) Noch vor Jahr und Tag
rde aus Sophia geſchrieben: „Der Zwiſt zwiſchen der
iſtlichkeit und den Laien wird von Tag zu Tag größer.
r Exarch, wie die Metropoliten und Popen beſchuldigen
e Regierung, daß ſie für den orthodoxen Glauben nichts
ue und die katholiſche und proteſtantiſche Propaganda
hig gewähren laſſe.“ Der ruſſiſche Metropolit von Odeſſa
atte damals einen öffentlichen Aufruf erlaſſen: die bulgariſche
ationalkirche habe ſich wieder unter das ökumeniſche Pa-
riarchat zu ſtellen, um „aus den Bulgaren gute Chriſten
u machen“.[3]) Der Exarch in Conſtantinopel war zwar der

---

1) Das iſt auch das Urtheil, mit welchem der ſach- und quellenkundige Verfaſſer einer Abhandlung über „die macedoniſchen Biſchöfe und den bulgariſch-griechiſchen Kirchenſtreit“ in der Beilage der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 12. September d. Js. ſeinen geſchichtlichen Rückblick ſchließt.

2) Aus dem Londoner „Standard“ in der Wiener „Neuen Freien Preſſe“ vom 29. Auguſt 1890.

3) Aus Sophia in der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 11. März und 14. Juni 1889.

russischen Forderung, den neugewählten Fürsten mit dem Bannfluch zu belegen, nicht nachgekommen, aber er verbot die Nennung seines Namens im Kirchengebet. Die Verweigerung entschuldigte er damit: „weil die unter seiner geistlichen Leitung stehenden Bulgaren Macedoniens und Thraciens zur Türkei gehörten, so müsse er eine ottomanische Politik verfolgen, um die macedonischen Bulgaren vor dem Panhellenismus zu retten".[1]) Heimlich aber beauftragte er die ihm untergeordneten Bischöfe, die Sache Rußlands zu unterstützen. Erst diese Entdeckung scheint die Regierung in Sophia veranlaßt zu haben, nicht nur den Exarchen bei Strafe der Gehaltssperre zur Anerkennung des Fürsten im Kirchengebet zu zwingen, sondern auch den entscheidenden Schritt bei der Pforte zu thun. „Es galt", sagte Hr. Stambulow, „das letzte Bollwerk der Macht Rußlands zu zerstören. Ich glaube in der That, die panslavistische Sache ist für den Augenblick in Bulgarien und Macedonien ganz verloren, und hat auch in Serbien eine schwere Niederlage erlitten."

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 2. Oktober 1887.

XLIV.

Bellesheim's Geſchichte der iriſchen Kirche. [1])

Der gelehrte Verfaſſer der auch in dieſen Blättern mit ührendem Lobe gedachten Kirchengeſchichte Schottlands tritt mit einem auf drei ſtarke Bände berechneten Werke die Geſchichte der katholiſchen Kirche in Irland an die ffentlichkeit. Jeder Fachmann weiß, welch' eine Menge von chwierigkeiten ſich auf dieſem Gebiete dem Forſcher darbieten, gefangen von der Frage nach der Heimath, dem Bildungsgang d Alter des hl. Patrick bis herab zum Veto und der Univerſi=tsfrage im laufenden Jahrhundert. Es konnte ſelbſtverſtändlich cht in der Abſicht des Verfaſſers liegen, für all dieſe Fragen e endgültige Löſung zu gewinnen. „Mein beſcheidenes Streben", gt Dr. Bellesheim in der Vorrede, „konnte lediglich darauf ch richten, die iriſche Kirchengeſchichte in ihren Hauptzügen zu ildern. Aber auch ſo ſtieß ich auf einen Reichthum des aterials, welcher ſich nur mit Mühe in drei Bänden bewältigen ließ". Von dieſen Bänden iſt der erſte, ſiebenhundert Seiten ark, kürzlich erſchienen, während die Publikation der beiden nderen ſchon in allernächſter Zeit zu erwarten iſt. Für den

---

1) Geſchichte der katholiſchen Kirche in Irland von der Einführung des Chriſtenthums bis auf die Gegenwart von Alphons Bellesheim, Dr. der Theologie und beider Rechte, Canonikus des Collegiatſtiftes in Aachen. Erſter Band von 432 bis 1509. Mainz, Kirchheim 1890.

zweiten und dritten Band konnte der unermüdlich thätige Verfasser auch eine Anzahl von wichtigen bisher ungedruckten Urkunden und Aktenstücken heranziehen; er entnahm dieselben theils dem Record Office und dem britischen Museum zu London, theils dem unerschöpflichen päpstlichen Geheim-Archiv und der Handschriftensammlung des Fürsten Borghese in Rom. Für den ersten Band wurden nur gedruckte Werke herangezogen; in welchem Umfang dies geschehen ist, davon gibt das vierzehn Seiten füllende Literaturverzeichniß einen Begriff.

Der reiche Stoff des ersten Bandes der irischen Kirchengeschichte ist in drei Bücher vertheilt. Das erste derselben reicht von der Einführung des Christenthums bis zum Einfall der Dänen (432 bis 795). Zunächst tritt uns hier die Gestalt des hl. Patrick entgegen. Bekanntlich hat man sogar in Irland den Vater des irischen Christenthums und den ersten Apostel dieses Landes in eine Mythe verflüchtigt. Da die außerkirchliche Wissenschaft noch fortwährend die althergebrachte Ueberlieferung der Katholiken, sowie die ältesten Patrick-Biographien zum Zielpunkt ihre Angriffe macht und sich sogar zeitweilig katholische Forscher von diesem Verfahren beeinflussen ließen, geht Canonikus Bellesheim auf die hier einschlagenden Fragen näher ein. Er prüft zunächst kurz die über den ersten Apostel des meerumgürteten Erin zu Tage geförderten Theorien und zeigt dann mit überzeugenden Gründen, daß eine unparteiische Forschung die Substanz der alten Patrick-Leben festzuhalten hat. In drei Kapiteln werden Heimath und Lebensdauer, Bildung und Sendung, sowie die großartige apostolische Thätigkeit des Heiligen in Irland geschildert. Daran schließt sich im vierten Kapitel die Erzählung der Schicksale der irischen Kirche vom Tode des hl. Patrick im Jahre 493 bis zum Hinscheiden des hl. Columba im Jahre 597. „Das sechste und siebente Jahrhundert", sagt der Verfasser hier (S. 81), „gelten als das goldene Zeitalter der irischen Kirche. Der Same, welchen Patrick und seine Schüler ausgestreut, keimte nun zu lieblicher Frucht empor. Irische Fürsten legten ihre Krone auf den Altar, um fortan Gott zu dienen, die vornehmsten Jungfrauen weihten sich dem Herrn in der Einsamkeit des Klosters. Es nahm den Anschein, als ob Irland in ganz besonderer Weise sich der

hut der göttlichen Vorsehung erfreue. Andere Länder fielen
Irrglauben oder Islam als Beute anheim; in Irland
ochte keine Häresie Boden zu gewinnen. Das Festland
erte unter den dröhnenden Schritten der Barbaren; konnte
nd sich allerdings nicht rühmen, von inneren Fehden frei
ein, dann unterlag es doch nicht dem Schwerte des fremden
berers. Die seltene Ruhe, welche die Insel genoß, war
Vorbedingung einer fast beispiellosen Entwicklung auf allen
ieten des geistigen Lebens. Mit der Verkündigung des Evan-
ums, der Gründung neuer Diöcesen und der Urbarmachung
Landes ging Hand in Hand die Errichtung jener großartigen
tten der Wissenschaft, welche ihr Licht weit über Irland
hten ließen, deren Leistungen in unseren Tagen in gleich
em Maße den Geist des Gelehrten wie das Auge des Künst-
wieder beschäftigen".

In dem fünften, den irischen Glaubensboten in Britannien
6. und 7. Jahrhundert gewidmeten Kapitel kommt der Ver-
er auf die Spannung zwischen römischen und irischen Geist-
en zu sprechen und zeigt überzeugend, daß rituelle, aber keine
matische Verschiedenheit zwischen Irland und Rom obwaltete
.128). Von hohem Interesse ist auch der Abschnitt über die
dem Festlande wirkenden irischen Glaubensboten. Fridolin
d Columban von Luxeuil werden hier mit wohlthuender Wärme
schildert. In dem nächsten Abschnitte wird die irische Canonen-
mmlung von ca. 700 eingehend behandelt. Dem Verfasser ge-
hrt hiefür besonderer Dank, weil er uns durch seine Mittheil-
gen ein klares Bild der kirchlichen Verhältnisse und des Ein-
sses des keltischen Gesellschaftssystems auf dieselben entrollt. In
n beiden letzten Kapiteln des ersten Buches beschäftigt sich Bel-
heim mit den Kuldeern und den irischen Klöstern auf dem
stlande und gibt zum Schluß ein genaues Bild der irischen
rche im 8. Jahrhundert. Von Wichtigkeit erscheinen hier
sonders die Auseinandersetzungen über die Beziehungen der
erowinger und Pippiniden zu Irland, und über die Iren
m Hofe Karls des Großen (S. 258 ff.).

Das zweite Buch des Werkes umfaßt die Zeit vom Einfall
r Dänen bis zur Synode von Cashel (795 bis 1172.) Wir
önnen auf den reichen Inhalt dieser Periode hier nicht ein-

gehen, wie der Gegenstand es verdient. Es sei nur gestattet, einige wichtige Punkte hervorzuheben und hinzuweisen auf die Ausführungen des gelehrten Verfassers über die Blüthe der irischen Kunst unter König Brian (S. 272), die gelehrten Schreiber in irischen Klöstern (S. 280), die Iren in St. Gallen und Reichenau (S. 294), die Entstehung der Irenklöster in Regensburg, Würzburg, Nürnberg, Eichstätt, Erfurt, Memmingen und Wien (S. 338—346). In der Frage nach der Echtheit der bekannten Schenkungsurkunde Papst Hadrian's IV. stellt sich Bellesheim entschieden auf die Seite derjenigen Forscher, welche die Unechtheit dieses Documents annehmen. Die Gründe für diese Annahme werden in sehr lichtvoller Weise zusammengestellt.

Das dritte und letzte Buch dieses ersten Bandes führt die geschichtliche Erzählung von der Synode von Cashel bis zur Regierung Heinrich VIII. (1172—1509). Es ist nicht möglich, hier in das Detail der Darstellung des gelehrten Canonicus einzugehen; wir verweisen unsere Leser auf das interessante Werk selbst. Ein Wort nur sei uns gestattet über die vier Schlußkapitel des ersten Bandes, welche den eigentlichen Glanzpunkt desselben bilden.

Zunächst werden hier Glaube und Gottesdienst der irischen Kirche geschildert (S. 593 ff.); es tritt uns hier die interessante Erscheinung der vollen Uebereinstimmung der liturgischen Denkmäler der altirischen Kirche mit der römischen Kirche im Glauben und in dem Gottesdienst entgegen. In Dingen von untergeordneter Bedeutung sind allerdings gewisse Verschiedenheiten vorhanden, im Wesen der Sache dagegen, der Glaubens- und Sittenlehre begegnet man nicht der geringsten Abweichung (S. 593). Ganz neu sind ferner die Ausführungen über die heilige Schrift in der altirischen Kirche (S. 612 ff.) sowie über die theologische Bildung in Altirland (S. 628 ff.) Bezüglich des ersteren Punktes hebt der Verfasser treffend hervor, daß es eine der erhebendsten Thatsachen der altirischen Kirchengeschichte ist, daß das Studium der heiligen Schrift eine so große Ausdehnung gewonnen hatte. Auch hier lag die Schrift durchaus nicht „unter der Bank": sie war vielmehr in zahlreichen Klöstern und sonst verbreitet. „Heute, nach mehr als tausend Jahren, die seit dem Wirken der irischen Mönche ver-

n, ſind es koſtbare Handſchriften der Bibel in Italien,
Schweiz, Oeſterreich, Deutſchland, Frankreich, Großbritannien
Irland, welche dem Wirken jener Pioniere des Chriſtenthums
glänzendſte Zeugniß ausſtellen“ (S. 611). Der Verfaſſer
auch intereſſante Einzelheiten über die Zerſtörung von
lhandſchriften während der ſogenannten Reformation und
eine Aufzählung der noch erhaltenen altiriſchen Bibel-
ſchriften, die an Vollſtändigkeit nichts zu wünſchen übrig läßt.
Vielleicht der intereſſanteſte Abſchnitt des ganzen Werkes
der letzte über die iriſche Kunſt. Wir erhalten hier höchſt
enswerthe Aufſchlüſſe über die verſchiedenſten Dinge, über
älteſte Form der Kapellen, den iriſch-romaniſchen Stil (Irish
anesque), die Chriſtuskirche und den Patrickdom in Dublin,
berühmten runden Thürme, mit welchen Irland wie überſäet
die Glocken, Grabinſchriften, Altarſteine, Buchmalereien,
hdeckel (Cumdachs), Schellen, Biſchofsſtäbe und Reliquiare
altiriſchen Kirche. Ein geiſtreicher Ausblick auf die Ver-
tung des Genius der Kunſt durch die ſogenannte Reformation
ießt den hochintereſſanten erſten Band und leitet in paſſender
iſe zu dem zweiten Theile über. Mit Spannung ſehen wir
Fortſetzung dieſes Werkes entgegen, das ſich durch gründliche
rſchung, Ruhe und Vornehmheit der Darſtellung auszeichnet
d eine wahre Zierde unſerer hiſtoriſchen Literatur bildet.

L. P.

XLV.

Zur Geschichte des 30jährigen Krieges.

(Graf Pappenheims letztes Kriegsjahr.)

Ein kleiner, aber werthvoller Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, wenn auch nur zu einer Episode desselben, birgt sich in dem bescheidenen Schulprogramm eines Münchener Studienlehrers, auf das wir mit wenigen Worten die Aufmerksamkeit der Geschichtsfreunde hinweisen möchten.

Das Schriftchen ist betitelt: „Quellenbeiträge zur Geschichte der kriegerischen Thätigkeit Pappenheims von der Schlacht bei Breitenfeld bis zur Schlacht bei Lützen. Von S. Röckl, k. Studienlehrer. Programm des k. Maximilians-Gymnasiums für das Schuljahr 1888/89". München 1889. In der Einleitung bemerkt Hr. Röckl, daß er, mit der Sammlung von Quellenberichten zur Geschichte des Bauernaufstandes im Lande ob der Enns (1626) beschäftigt, sich lebhaft angesprochen fühlte von den Briefen des Bändigers jener Rebellion, des tapfern Reiterführers G. Heinrich zu Pappenheim, welche einen wohlthuenden Gegensatz zu den übrigen langathmigen Schriftstücken aus dieser Zeit bilden. „Kurz und kräftig, freimüthig und durchwürzt mit treffendem Humor, ein treuer Spiegel seines rastlos schöpferischen Geistes, lassen sie vor uns seine Gestalt lebendig werden, in Jugend und Kraft, voll Muth und Thatendurst, Ehrgeiz und Verwegenheit, in Siegesjubel und Verzweiflung, immer aber voll Gottvertrauen und Ergebenheit an Fürst und Vaterland, ‚der Soldat' wie ihn Gustav Adolf seinen Leuten als Muster hinstellte".

Die ritterliche Originalität dieses Kriegsmannes hat den
scher wohl veranlaßt, seinen Sammelfleiß weiter zu erstrecken
auf die ganze Kriegsthätigkeit desselben auszudehnen, somit
der Correspondenz des Feldmarschalls in dessen späteren
ensjahren nachzugehen. Da aber der begrenzte Raum eines
ulprogrammes nur die Veröffentlichung eines Theiles dieser
efe zuließ, so beschränkte sich der Autor für seinen nächsten
eck auf die Correspondenz Pappenheims aus seinem letzten
ensjahr. Und dieses eine Jahr ist in der That auch für
schon interessant genug. Gerade dieses letzte Lebensjahr
tapferen Gegners Gustav Adolfs (1632), in welchem ihm
ebenso wichtige als schwierige Aufgabe zufiel, die Krieg-
rung in Niedersachsen mit völlig freier Aktion, aber mit einer
mee, die er unter den schwierigsten Umständen im Norden
zu bilden hatte, und gegen eine wohldisciplinirte Feindes-
cht, die ihm an Zahl dreifach überlegen war, zeigt uns den
jährigen Kriegsmann in seiner ganzen Eigenthümlichkeit,
istleskraft und Größe.

Von seiner Correspondenz aus diesem Zeitabschnitt war
jetzt nur ein kleiner Theil und auch dieser nur bruchstück-
ise publicirt. Unser Schulprogramm bietet ungefähr dreißig
ue Schriftstücke, die, dem Münchener Reichsarchiv und der
Hof- und Staatsbibliothek entnommen, in sorgfältig genauem
Wortlaut wiedergegeben sind. Dabei hat sich Hr. Röckl mit
nem bloßen Wortlaut nicht begnügt; er ließ sich vielmehr
ngelegen sein, durch erläuternden Text die Aktenstücke mit
inander zu verbinden und mit den allgemeinen Vorgängen
uf dem Kriegstheater übersichtlich in Zusammenhang zu bringen.
Dies ist in knapper, aber verständnißvoller und den Leser hin-
änglich orientirender Weise geschehen.

An der Hand dieser Aktenstücke läßt sich Pappenheims
Thätigkeit von Ende November 1631 bis 17. November 1632
(der Schlacht von Lützen) fast Schritt für Schritt verfolgen.
Durch die neueren Geschichtsdarstellungen, namentlich Heilmann's
Kriegsgeschichte der Bayern, war dieselbe in den Hauptumrissen
wohl schon bekannt. Aber von der unbeschreiblich schwierigen
Lage, in welcher Pappenheim, ganz auf sich allein gestellt und
von Geldmitteln entblößt, einer von allen Seiten ihn um-

stellenden Uebermacht gegenüber sich befand, und von der Kühnheit und unerschöpflichen Schnellkraft seines Geistes, von der erfinderischen Schlagfertigkeit seiner Strategie, von dem durch nichts zu erschütternden Heldenmuth gegenüber oft trostlosen und geradezu entmuthigenden Verhältnissen, gewinnt man erst durch den Wortlaut seiner Berichte aus den Hauptquartieren (Hameln, Magdeburg, Wolfenbüttel, Lühde, Vöhrden, Stade, Hildesheim ꝛc.) ein deutliches und ergreifendes Bild. Auch der oben bezeichnete Ton und Charakterzug seiner brieflichen Aeußerungen, die Kraft und Bildlichkeit seiner Sprache, der da und dort anklingende Humor, bei klassischer Bildung die hervortretende Neigung zu volksthümlichen Wendungen und sprichwörtlicher Redensart, sind diesen Briefstücken aufgeprägt. Und nicht minder sein mannhafter Freimuth, den er bei aller Ehrerbietung dem Kurfürsten gegenüber bekundet. „Dulcis amor patriae et religionis, una cum presenti periculo," zwingen ihn dazu, vor kurfürstlicher Durchlaucht offen zu sprechen: so entschuldigt er im Frühjahr 1632 sein Schreiben. Und in einem andern Brief versichert er: „Ich rede darum frei und ohne Scheu, dieweilen ich hoffe E. churf. Gnaden und Durchl. ohne die Victori nimmer zu sehen, sondern viel eher mit tausend Freuden die Cron, vor den katholischen Glauben gestorben zu sein, zu erlangen." Daß dies bei Graf Pappenheim keine bloße Phrase, sondern aus Herz und Gemüth gesprochen war, wissen wir. Er hat es durch den Heldentod bei Lützen wahr gemacht! Er wird immerfort als die ritterlichste Gestalt des 30jährigen Krieges dastehen.

Prof. Röckl hat sich für sein Schulprogramm ein dankenswerthes Thema gewählt, und wir dürfen nach dieser verdienstlichen Leistung den Ergebnissen seiner weiteren Forschungen mit gerechter Erwartung entgegensehen.

XLVI.

Licht in's Dunkel.

Aufzeichnungen eines österreichischen Anonymus.

3. Kaiser Leopold II. † 1792.

Auf Josef II. folgte sein Bruder Leopold II., bisher roßherzog von Toscana, welches er nun seinem zweiten ohne Ferdinand überließ, während der erstgeborne Franz s Thronerbe von Oesterreich an des Vaters Seite in ien lebte.

Wer hätte es gedacht? Schon zwei Jahre später stand ranz am Sarge seines Vaters Leopold, welchen ein Herzschlag n schönsten Mannesalter — er zählte 45 Jahre — hinweg=rafft hatte. Ein neues Opfer der Loge und zwar im Leben nd im Tode! Die näheren Umstände dieses jähen Todes be=ichtet uns abermals die Zeitschrift für Freimaurer: „Latomia" ahrgang 1866. Wenn man das cynische Wohlbehagen be=achtet, mit welchem die in den Logenorgien vorausgegangenen inzelheiten unter Nennung der Namen erzählt werden, so eint man ordentlich die Wiener Skandalcorrespondenzen in uswärtigen Blättern vom Anfang vorigen Jahres zu lesen; en Stempel desselben Ursprunges können sie nicht verleugnen. a wir aber nicht gesonnen sind, bei der Erbauung des reimaurertempels Handlangerdienste zu leisten, so muß der eser wohl verzeihen, wenn wir über diese chronique scan-daleuse mit Stillschweigen hinweggehen. Doch auf einige

andere sehr lehrreiche Punkte des betreffenden Artikels müssen wir aufmerksam machen, welche merkwürdige Streiflichter auf unsern eigentlichen Gegenstand werfen. Der Leser beachte vorerst Zeit und Ort, wann und wo der betreffende, offenbar von Ungarn inspirirte Artikel der Latomia über Kaiser Leopold II. und die ungarische Logentendenz erschien. Es ist Leipzig 1866!

Der Leser möge hier mit einer Abschweifung Nachsicht haben, die sich unwillkürlich aufdrängt.

Schon 1848 war ein Jude Br.·. Lewis, Mitglied der Hamburger Loge „Absalon", von der Berliner „Großen Landesloge" autorisirt worden, in Wien die 1771 entstandene, 1794 eingegangene Loge zum hl. Josef zu reactiviren, eventuell eine neue „nach den Vorschriften unseres alten, die Ehre Gottes und das Wohl der Menschheit bezweckenden Ordens" zu errichten. Der constitutionelle kaiserlich österreichische Minister Dobblhoff hatte denn auch am 2. September 1848 die Güte, bei der in Wien erfolgten Geburt dieses im Ausland gezeugten Kindes Hebammendienste zu leisten. Als allgemein bekannt dürfen wir voraussetzen die nun folgenden Ereignisse. Der von Fremden angezettelte Aufstand in Wien Oktober 1848 sollte es den ungarischen Brüdern Kossuth und Klapka ermöglichen, Ungarn von Oesterreich zu trennen und in einer ungarischen Republik aufzugehen; den italienischen Brüdern Venedig und die Lombardei von Oesterreich lozureißen und in einer italienischen, den österreichischen Brüdern aber aufzugehen in einer schwarz-roth-goldenen deutschen Republik, und alles dies als „Republik der Vereinigten Staaten Europas" unter der Hegemonie eines geeinigten Deutschland. Das war der Plan der Loge für 1848. Er wurde vereitelt. Und nun wird man erst so recht die Worte verstehen, welche Br.·. Fischer unter dem frischen Eindruck der Ereignisse gesprochen und die er selbst in der „Freimaurerzeitung" 1849, Nr. 15 veröffentlichte: „Wir müssen uns klar bewußt werden, daß unser Bund noch immer eine hochwichtige Aufgabe zu lösen hat. Sie sind ja eben (1848) alle Zeugen gewesen von den vielen Schwierigkeiten, welche sich der brüderlichen Vereinigung deutscher Bürger entgegengestellt haben. Sie

wissen, daß man sich endlich von der Noth gedrängt, mit einem Kleindeutschland wird begnügen müssen, nicht ohne heftigen Widerspruch, vielleicht nicht ohne blutigen Krieg in der Folgezeit!"

Merkt der Leser die prophetische Anspielung im Jahre 1849 auf den „Bruderkrieg" des Jahres 1866?

Es ist interessant zu beobachten, wie uns bei den nächsten Vorbereitungen zu dem Kriege von 1866 ganz dieselben Ideen und dieselben Personen wieder begegnen, wie im Jahre 1848.

Unser jüdischer Br.·. Lewis taucht wie ein Sturmvogel im Jahre 1865 abermals auf. Diesmal richtet er von Budapest aus an das Wiener Ministerium Belcredi die allerunterthänigste Bitte, sein im Jahre 48 gebornes, aber bald nach der Beschneidung in den Revolutionsfraisen 49 verkümmertes, jedoch nur scheintodtes Knäblein durch einen gnädigen Hauch wieder zu beleben. Charakteristisch genug motivirt er die Bitte um staatliche Anerkennung der gesetzwidrig bestehenden Logen in Oesterreich damit, daß „namentlich in Ungarn, wo die Freimaurerei schon in den höchsten Klassen Anhänger zähle, dieselbe zur Lösung der (eben 1865 stark verknoteten) Verfassungsfrage in günstiger Weise beitragen können dürfte." Also wiederum die ungarische Verfassungsfrage! Nun ist es aber durch die Schrift des General Lamarmora: „Un po' più di luce" bekannt geworden, daß die ungarische Freimaurerei zur selben Zeit (1865), während sie in Wien ihren freundlichen Beitrag zur Lösung antrug, bereits mit der italienischen und deutschen Loge unterhandelte um den Judaslohn des Verrathes. Wiederum begegnen uns dabei die Namen Br.·. Kossuth und Br.·. Klapka! Und wieder war es gerade Leipzig, wo der von Br.·. Fischer schon 1849 vorausgesagte „blutige Krieg" zur Herstellung der deutschen und italienischen Einheit und zur Lostrennung von Ungarn unmittelbar für das nächste Frühjahr 1866 in Aussicht genommen wurde. Der Krieg begann im Juni auf drei Seiten, und im Frieden zu Prag im August erhält richtig das besiegte Italien Venedig, das sieg-

reiche Preußen begnügt sich richtig mit einem Kleindeutschland und die ungarische Loge sieht sich richtig in die angenehme Lage versetzt, zur Lösung der Verfassungsfrage in günstigster Weise beitragen zu können.

Ebenso interessant ist es, wie bei der äußern, so auch bei der inneren Geschichte Oesterreichs den Gang der Ereignisse nach Freimaurerquellen kurz zu verfolgen. Im Jahre 1865 hatte also, wie gesagt, der jüdische Br . · . Lewis sein Gesuch um staatliche Anerkennung der ohnehin mit staatlicher Mißkennung bestehenden Logen damit motivirt, daß „namentlich in Ungarn, wo die Freimaurerei schon in den höchsten Klassen Anhänger zählt, dieselbe zur Lösung der Verfassungsfrage in günstigster Weise beitragen können dürfte". Den Wortlaut dieses Gesuches brachte die Leipziger „Freimaurer-Zeitung" im November 1865. Schon im März 1866, also noch vor Ausbruch des Krieges, berichtet eine andere Leipziger Freimaurerzeitschrift „Bauhütte": in Ungarn sei „von italienischen Brüdern in jedem Comitat eine Loge und in Pest eine Großloge errichtet worden". Im Februar 1867 erzählt wieder die Leipziger Freimaurer-Zeitung, offenbar das Organ des Br . · . Lewis, derselbe beabsichtige einen Cyklus von Vorlesungen über die Geschichte des Freimaurerthums zu eröffnen. „Obgleich Dr. Lewis dem Statthaltereirathe ein Programm vorlegte und den Nachweis lieferte, daß er keineswegs beabsichtige, liberale oder gar freimaurerische Ideen unter seinen Hörern zu verbreiten, so legte man ihm doch behördlich so viel Hindernisse in den Weg, daß die voraussichtlich sehr interessanten Vorlesungen aller Wahrscheinlichkeit nach werden unterbleiben müssen. Die Sache wird geradezu lächerlich, wenn man bedenkt, daß in Ungarn mehrere Freimaurerlogen, wenn auch im Geheimen, existiren". So weit stand die Sache im Februar 1867. Allein schon im März kann abermals die „Bauhütte" schreiben: „Sobald die ungarische Verfassung in Wirksamkeit tritt, wird auch dieser Staat der Freimaurerei geöffnet sein". Unterdessen war an Stelle des Grafen Belcredi der sächsische Minister Beust getreten. Er leitete die Ausgleichsverhandlungen in Oesterreich und „löste die Verfassungsfrage" durch Zweitheilung. Ungarn erhielt sein

verdientes Ministerium Andrassy und — die Anerkennung der Freimaurerei. Auf Cisleithanien aber ließ sich im Dezember 1867 das Wort anwenden: Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus; es war das „Bürgerministerium" des Fürsten Carlos Auersperg. Sonderbar! Im selben Dezember 1867 bringt abermals die „Bauhütte" diesmal von Wien aus folgenden Triumphgesang in Prosa: „Wie wir wünschen und mit Zuversicht hoffen, wird alsbald nicht blos in Ungarn, sondern auch in Oesterreich der geheiligte Hammerschlag von Neuem ertönen; denn das vom Kaiser genehmigte Gesetz über das Vereinsrecht vom 15. November hat endlich die Pforten wieder erschlossen, welche seit 1795 dem Freimaurerbunde den Eingang in's Kaiserreich (officiell) wehrten. Die Regierung müßte höchstens ihre Zuflucht zu § 6 nehmen und die Freimaurer für staatsgefährlich erklären, was indeß um so weniger zu befürchten ist, als der Staatskanzler Herr von Beust aus seiner Wirksamkeit als sächsischer Minister das Logenwesen hinreichend kennt." Durch diese letzten Worte des Wiener Freimaurers wird Beust, der Todtengräber Altösterreichs, in den Augen jedes Denkenden entweder zum Betrüger an Oesterreich oder zum Betrogenen der Loge erklärt. Zu letzterem scheint ihn seine in den Memoiren dokumentirte Eitelkeit besonders zu befähigen.

Kehren wir nun zu unserem Thema, zu den Jahren 1790 bis 1792, zurück. Mitten in die „Lösung der ungarischen Verfassungsfrage" hinein — Dezember 1866 — fällt jener Aufsatz der Freimaurerzeitschrift „Latomia", welchen wir bei der Geschichte Kaiser Leopolds II. zum Ausgangspunkte und zur Grundlage nahmen. Die Einleitung ist charakteristisch genug, um wörtlich wiedergegeben zu werden. „Ein gesundes und geübtes Auge vermag im Spiegel der Vergangenheit das Bild der Gegenwart und Zukunft in ungetrübter Klarheit zu schauen und Schlußfolgerungen zu ziehen von dem Gewesenen auf das Seiende und Werdende." Eine solche Einleitung ermächtigt uns zu vielen Schlüssen.

Welchen Spiegel der Vergangenheit hält nun wohl das Logenblatt seinen Brr. Lesern vor, um daraus die Gegenwart (Dezember 1866) und die Zukunft (?) mit ungetrübter

Klarheit zu schauen? Sie führt ihnen vor einen ungarischen Bruder Martinovics, weiland Professor der Chemie und Physik an der Bamberger Universität; zeigt, wie er sich bei einem Hofball in Sachen einer vorübergehenden Liaison mit einer schönen Jüdin bei Kaiser Josef II. einschmeichelte, und schildert dann, durch welche chemische Mittel er sich auch bei Kaiser Leopold II. in der Sorge für dessen Vergnügungen unentbehrlich zu machen wußte. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch, daß Kaiser Leopold II. im Leben ein Mitglied, im Tode ein Opfer der Loge war. Die „Latomia“ schreibt: „Das von Martinovics mit großer Virtuosität bereitete Aphrodisiacum diavolini richtete den Monarchen zu Grunde und trug die Schuld an seinem Tode“. Er starb am 1. März 1792. Welche Fackel leuchtet da hinein in die Finsternisse des Verhängnisses! Nachdem nun die „Latomia“ berichtet hat, daß Kaiser Franz II. diesen sauberen Bruder vom Hofe, dem Schauplatz seiner unsaubern Arbeit, verbannt habe, fährt das Blatt — NB. während der „Lösung der ungarischen Verfassungsfrage“, zu welcher laut Br . · . Lewis die ungarische Freimaurerei in günstiger Weise beitragen „könnte“ — also fort: „Tief gekränkt, das Herz voll Ingrimm gegen Oesterreich und dessen Kaiser, ging Martinovics im Mai 1793 von Wien nach Ungarn ab. Binnen zwei Jahren reifte ungestört eine gefährliche Verschwörung heran. Ungarn sollte dadurch als selbständiges Reich von Oesterreich getrennt werden. Noch in zwölfter Stunde wurde die Verschwörung entdeckt, und deren Oberhaupt Martinovics am 20. Mai 1795 mit vier Anderen enthauptet.“ Die „Latomia“ vom Dezember 1866 nennt wohlweislich ihre Namen nicht; denn sie gehörten abermals jenen „höchsten Klassen“ an, in welchen die ungarische Freimaurerei nach dem Berichte des Br . · . Lewis vom Jahre 1865 viele Anhänger zählt, bereit zur Lösung der Verfassungsfrage in günstigster Weise beizutragen.

Wahrhaftig! „Ein gesundes und geübtes Auge kann

im Spiegel der Vergangenheit das Bild der Gegenwart und Zukunft in ungetrübter Klarheit schauen". Eingeweihteren bieten sich hier der Parallelen nur zu viele! Uns genügt: Kaiser Leopold II. eingestandenermaßen ein Opfer der Loge im Leben und im Tode!

4. Königin Maria Antoinette. † 1793.

Ein neues Opfer der Loge! Anderthalb Jahre, nachdem unser guter Kaiser Franz am Sarge seines hochbegabten und von Natur aus edlen Vaters gestanden, mußte er am 6. Oktober 1793 dessen unglückliche Schwester Maria Antoinette, Wittwe des am 21. Januar hingerichteten Königs Ludwig XVI. von Frankreich, in der Ferne fallen sehen als neues Opfer der Loge unter dem Henkerbeile der im vergangenen Jahre von den vereinigten Anti-Christen auch in Oesterreich bald offen, bald schüchtern gefeierten französischen Revolution. Es war mehr als weiblicher Scharfblick, als die unglückliche Lieblingstochter unserer großen Kaiserin Maria Theresia kurz nach dem Tode ihres Bruders Josef II. an ihren zweiten Bruder Leopold II. unter dem 17. August 1790 [1]) schrieb, er solle sich vor den Freimaurern hüten, denn diese Ungeheuer gehen in allen Ländern auf dasselbe Ziel los. „Gott behüte mein Vaterland und Dich vor solchem Unglück!" Wie ein Testament klingen diese ihre Worte: „Unsere gefährlichsten Feinde sind die Freimaurer; sie werden über uns und das Land noch das größte Unglück bringen." Ach hätte doch Kaiser Leopold diesen Mahnruf seiner lieben Schwester beachtet, er wäre nicht zwei Jahre darauf schon ein Opfer der Loge, oder wenigstens nicht in dieser Weise geworden! Es hätte sich nicht neben seiner Leiche die

---

1) „Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich 1770—1800" von Seb. Brunner. Mainz 1869. Arneth: „Maria Antoinette, Josef II. und Leopold II." Leipzig 1866 — Weiß: „Lehrbuch der Weltgeschichte" 7. Band.

Kaiserin-Wittwe Maria Louise zu den Füßen ihres Sohnes Franz niederwerfen und ihn um Schutz bitten müssen für sich und die Kinder, um Schutz gegen wen?

Bereits 1789 hatte die arme Königin Marie Antoinette von Frankreich sich die Worte des Br.·. Desmoulins von der Pariser Loge in die Ohren gellen lassen müssen: „Was die Schwachköpfe Verbrechen nennen, eben das muß herrschen, und wir werden es ausführen im Blute der Könige und Pfaffen.“ Man wendet vielleicht ein, das seien die alten Freimaurer von 1789; heute sei eine solche Sprache nicht mehr möglich. Leider gilt auch hier das alte Sprüchwort: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.“

Man höre das bekannte Wort des im Jahre 1865 verstorbenen Meister Proudhon: „Gott ist die Tyrannei, Gott ist das Elend, Gott ist das Uebel. So lange sich die Menschheit vor seinem Altare neigt, wird dieselbe als Sklavin der Könige und Pfaffen eine verworfene Gesellschaft sein.“ Aber, könnte man vielleicht erwidern, Proudhon war mehr als Freimaurer, er war auch Socialist, ja der Vorläufer der Nihilisten, und außerdem kann man ja doch nicht den ganzen Freimaurerorden verantwortlich machen für dasjenige, was irgend ein einzelnes Mitglied denkt, oder spricht und schreibt.

Auch auf diese Erwiderung haben wir eine Antwort. Anfangs September 1870 tagte als vorsätzlicher Gegensatz zu dem eben damals vertagten vatikanischen Concil der katholischen Bischöfe ein Concil der Freimaurer aller Länder im benachbarten Neapel. Auf demselben sprach der noch lebende französische Republikaner und Bruder der Hochgrade Andrieux, später Polizeipräsident von Paris, unter dem Applaus der versammelten Brüder: „In Anbetracht, daß die Idee der Gottheit die Quelle und Stütze von jedem Despotismus und jeder Ungerechtigkeit ist; in Anbetracht, daß die katholische Religion die vollständigste und schrecklichste Personification dieser Gottesidee und daß die Gesammtheit

Glaubenssätze der Ruin der menschlichen Gesellschaft
übernehmen die Freidenker die Verpflichtung, an der
sofortigen und radicalen Abschaffung des Katholicismus und
seiner Vernichtung durch alle Mittel, die revolutionäre
Gewalt inbegriffen, zu arbeiten." Also: entweder Sturz
des Thrones durch Sturz des Altares, oder Sturz des
Altares durch Sturz des Thrones![1]) Man könnte vielleicht
auch darauf antworten, so revolutionär dächten und sprächen
höchstens die romanischen Freimaurer, nicht aber die
ruhigeren Deutschen. Ei! ist es denn wirklich so wenig be-
kannt, daß die Ermordung der Könige Gustav III. von
Schweden (März 1792) und Ludwig XVI. von Frankreich
(Januar 1793) bereits 1784 in Aussicht genommen wurde
nicht von den hitzigen Romanen, sondern von den ruhigen
Deutschen auf dem Frankfurter Logentag, genauer ge-
sprochen in der Loge von W.? — Schrieb nicht die deutsche
F.-M.-Geheimschrift „Latomia" Okt. 1865: „die Freimaurerei
hat drei hervorstechende Epochen gehabt: die dritte, politisch-
sociale hat mit der Proclamation der Menschenrechte in der

1) Wie sich doch die Zeiten ändern! Die französischen Zeitungen vom Febr. 1889 brachten aus dem Munde desselben Andrieux folgende neueste Aeußerung: „Was ist heute aus der Freimaurerei geworden? Ihre hervorragendsten Leute haben die Macht in Händen und haben die öffentliche Meinung nur gereizt. Um dieselbe auf ihrer Seite zu erhalten, bilden sich diese Herren ein, man brauche nur täglich der hungernden Meute ein paar Priester zum Fraße hinzuwerfen. Sie vergessen, daß das Volk jetzt schon seit 1870 ihre Herrschaft trägt und eine andere Nahrung erwartet. Heutzutage bleibt von der Freimaurerei nichts als die lächerliche Seite, äußerer Prunk, schwulstige Redensarten, sogenannte Geheimnisse, die aber bereits jedes Conversationslexikon offen darlegt. Deshalb geht es heutzutage mit der Freimaurerei wie mit den Parlamentariern: sie gegen sich haben, heißt die öffentliche Meinung für sich haben!" — Nicht alle Freimaurer sind gescheidt genug, um so ehrlich zu sein wie Br.·. Andrieux.

französischen Republik 1789 begonnen". — Und hat nicht ein deutsches, ein Wiener Witzblatt seine Pränumerationseinladung für das Jahr 1889 mit folgender Zeichnung geschmückt: Auf freiem Felde eine Vogelscheuche, bekleidet mit dem Hermelin, gekrönt mit dem Herzogshute und gegenüber ein — offenes Rasiermesser als Wegweiser? Wäre das sogenannte „Witzblatt" nicht für gewöhnlich so ungewöhnlich geist- und witzlos, dann müßte man sich fragen, wie es kam, daß Zeichnung und Text sowohl dem christlichen Staatsanwalt als dem für christliche Enunciationen gar wachsamen, getauften Chef des Taaffeschen Preßbureau entgingen? Allein das ist hier Nebensache; Hauptsache bleibt uns: Königin Maria Antoinette, die Lieblingstochter unsrer großen Kaiserin Maria Theresia, abermals ein Opfer der Loge.

5. Königin Marie Karoline von Neapel 1799.

Ein neues Opfer der Loge! Im Januar 1799, also sechs Jahre nach dem Tode der Königin Marie Antoinette, mußte unser Kaiser Franz es erleben, wie eine andere Schwester seines verstorbenen Vaters Leopold II., Königin Marie Karoline von Neapel, durch die Loge gezwungen wurde, aus ihrer Hauptstadt nach der Insel Sicilien zu flüchten. Und doch ist es dieselbe Königin Marie Karoline, welche im Jahre 1777 die von ihrem Gemahl König Ferdinand verfügte Aufhebung der neapolitanischen Loge durch ihre Fürsprache wieder aufhob und den Freimaurern Duldung erwirkte. Für dieses Verdienst wurde sie von der Loge mit dem Titel Patronesse des francmaçons beehrt und in eine dicke Wolke von Weihrauch gehüllt, der ihr das sonst gesunde und geübte Auge für das antidynastische Treiben der Loge trüben sollte und leider auch für längere Zeit getrübt hat.

Um überhaupt die italienischen Vorgänge in der bewegten Zeit von 1785 bis 1815 zu verstehen, ist es geradezu nothwendig, die Beobachtungen zu kennen, welche der protestantische

chof Br . · . Friedrich Münter für die Freimaurer nieder-
ieb und welche der höchstleuchtende Provinzial-Großmeister
telbladt im „Kalender für die Provinzial-Loge von
klenburg 1831" seinen deutschen Brr . · . zugänglich machte.
biger Münter, geboren in Gotha, wo damals Br . · .
ann Wolfgang von Göthe aus Zeitvertreib in Frei-
rerei für den großen Fritz von Preußen wider den von
österreichischen Freimaurern hoch gefeierten Kaiser Josef
eitete, machte nämlich in den Jahren 1783 bis 1785 mit
iglich dänischer Unterstützung eine „wissenschaftliche" Reise
h Italien, wie Br . · . Brockhaus in seinem für die Oeffent-
keit bestimmten Conversationslexikon den Profanen vor-
cht, während Br . · . Münter in seiner Geheimschrift selbst
esteht, als Emissär der Loge die Reise unternommen zu
ben. Solche „wissenschaftliche" Reisen, Clubs, Congresse
. w. spielen übrigens in der Freimaurerei seit der deutschen
ion von 1784 eine constante Rolle.

Aus diesen „Beobachtungen",[1]) welche Br . · . Münter
f dieser seiner wissenschaftlichen Reise anstellte, erfahren
r, daß der Hof der Königin Marie Karoline von Neapel
Jahre 1785 von Freimaurern ganz umgeben war; daß
dem nur etwas einflußreichen Nichtmaurer ein Maurer
enigstens als Sekretär, Adjutant und dergleichen beigegeben
ar; daß der Feldmarschall von Neapel Naselli, der Minister
manasi, der Commandant der Leibgarde Viertz, das mit dem
önigshaus verwandte Fürstenhaus Pignatelli dem Frei-
aurerorden angehörten; daß selbst dem Beichtvater des
önigs, dem frommen aber arglosen Erzbischof von Palermo
in „priesterlicher" Br . · . als Sekretär zur Seite stand
. s. w. Aehnliches ist auch schon anderswo dagewesen und
och da.

Das waren also die nächsten Folgen jener Duldung,

1) Mitgetheilt in der Freimaurer-Denkschrift V. Berlin 1864. Seite 7 ff.

welche die durch Lobhudelei und Loyalitätsheuchelei getäuschte Königin vom König für die Freimaurerei erwirkt hatte. Und was waren die entfernteren Folgen? Die infamsten Verleumdungen im Ausland und die zweimalige Vertreibung aus dem Inland 1799 und 1806 für die einst so laut bejubelte Lady Patroneſſe!

Aber, könnte man fragen, wie kam es, daß Sicilien der aus Neapel vertriebenen Königsfamilie treu blieb? Der profane Hiſtoriker glaubt hiefür die Erklärung im Einfluſſe Englands zu finden. Mag ſein, aber er genügte in Sicilien eben ſo wenig, als er in Neapel genügte. Br.·. Münter gibt uns abermals den Schlüſſel in die Hand, wenn er in ſeinen Beobachtungen ſchreibt: „Sicilien ſcheint mir kein Land für die Maurerei zu ſein; die meiſten traten hinzu nur aus Gewinnſucht und erkalteten dann und wurden zu Verräthern.“ Wie haben ſich doch die Verhältniſſe in Sicilien geändert in den Jahren 1799 bis 1860! Oder ſollten die ſicilianiſchen Brüder im Jahre 1860 bei der Landung des Br.·. Garibaldi abermals aus Gewinnſucht zu Verräthern geworden ſein, diesmal an der Sache des Königs Franz II. und ſeiner Gemahlin, der Schweſter unſerer erlauchten Kaiſerin?

Einen lehrreichen Pendant zu dem königstreuen Sicilien des Jahres 1799 bietet die benachbarte Inſel Malta. Der franzöſiſche General Br.·. Bonaparte kann ſich ohne Schwertſtreich dieſes uneinnehmbaren Eilandes bemächtigen 1798, geradeſo wie Garibaldi 1860 ohne Kampf ſich Siciliens bemächtigte. Dem profanen Hiſtoriker iſt dieſer Verrath der durch ihre Ritterlichkeit ſo berühmten Malteſer ein Räthſel; allein das Räthſel löst ſich, wenn er aus den Beobachtungen des Br. Münter erfährt: „In Malta war 1785 keine Loge, aber Brüder genug, meiſt junge franzöſiſche Ritter.“

Nochmals: „Ein geſundes und geübtes Auge kann im Spiegel der Vergangenheit das Bild der Gegenwart und Zukunft in ungetrübter Klarheit ſchauen, und die Firma

Wohlthätigkeit dient nur dazu, um Anderes zu ver-
er."

Königin Marie Karoline von Neapel, die Tochter unſerer
en Kaiſerin Maria Thereſia, abermals ein Opfer der
e! Sie ſtarb in der Verbannung am 8. September 1814.
gin von Neapel war damals die Tochter eines obſcuren
okaten von Corſica, Gemahlin des Br. Joachim Murat.

6. Kaiſer Franz II. 1801.

Kaum hatte Franz nach dem unerwarteten Tode ſeines
ers Leopold II. 1. März 1792 die Regierung der habs-
giſchen Länder angetreten — er war noch nicht einmal
römiſch-deutſchen Kaiſer gewählt — da ſah ſich Lud-
XVI. durch ſein der Loge entnommenes Miniſterium
öthigt, im Namen des revolutionären Frankreich den Krieg
das alt-conſervative Haus Habsburg zu erklären, welches
ch damals in dem für ſeinen Thron bangen Hauſe Hohen-
ern einen zeitweiligen Bundesgenoſſen fand. Eine Ironie
Schickſales wollte es, daß an die Spitze des preußiſchen
eres im Kriege gegen die franzöſiſche Freimaurerei ein
itglied jenes Hauſes Braunſchweig berufen wurde, welches
Freimaurerei in Deutſchland Eingang verſchafft hatte.
ie noch größere Ironie des Schickſals iſt es ferner, daß
franzöſiſche Jacobiner Carra nach Ausbruch des Krieges
n dieſem preußiſchen Feldherrn und Herzog von Braun-
weig in ſeinen politiſchen Annalen ſchreiben konnte: „Nichts
immer, als zu glauben, daß die Preußen die Jacobiner zu
runde richten wollen; ſie müſſen ja in ihnen die grimmigſten
inde Oeſterreichs, die ſtandhafteſten Freunde Preußens
ennen. . . Ich wette darauf, wenn der Herzog von
raunſchweig nach Paris kommt, ſo iſt ſein erſter Gang
ch dem Jacobinerclub und ſetzt er dort die rothe Mütze
uf" (Louis Blanc, Révolution française VII, 14). Die
größte Ironie des Schickſals aber war es, daß, um für den

Krieg gegen die französische Freimaurerei den eigenen Rücken gegen die deutsche Freimaurerei gedeckt zu haben, der hochwürdigste, höchstleuchtende und höchstweise National-Ordensmeister von Deutschland, der alte Herzog Ferdinand von Braunschweig, noch 1792 ein geharnischtes Manifest an seine deutschen Brüder erlassen mußte.

Darin[1]) erhebt er sich mit Entrüstung gegen jene „Sekte" im Freimaurerbunde, welche bereits der Abgott einer „zahlreichen Menge Bundesglieder geworden". Er meint hiemit die 1782 von den Illuminaten in die deutsche Johannes-Maurerei eingeschmuggelten Hochgrade, deren Zweck es sei, „alle Menschen in den Stand der allgemeinen Brüderschaft zu setzen, die Verhältnisse von Oberherrschaft und Unterwürfigkeit aufzuheben und allen Unterschied von Stand, Ansehen, Würde und Vorzug in der bürgerlichen Gesellschaft zu verbannen". Sie fingen mit der Verächtlichmachung der Religion an, streuten in die Herzen der Jugend den Samen der Begierlichkeit und ihre Meister hätten nichts weniger als die Throne der Erde zu ihrem Gesichtspunkt; die Regierung der Völker sollte von ihrem mitternächtlichen Kreise geführt werden. „Geschehen ist dies alles und geschieht noch; aber man bemerkt, daß Fürsten und Völker nicht wissen, wie und durch welche Mittel dies geschieht. Unsere Herzen zittern, da Wir Euch dies sagen müssen, aber die höchste Gefahr fordert ein lautes Bekenntniß: Niemand als abtrünnige Sektirer unseres Bundes sind die Urheber aller gegenwärtigen und noch bevorstehenden Revolutionen". Eine solche Sprache aus dem Munde des Ordensmeisters! Hatte er im Jahre 1792 Unrecht? Die treulose Ueberlieferung ganzer Festungsgürtel am Rheine von Seite maurerischer Generäle in den Jahren 1793 und 1794 geben die Antwort.

---

1) Mitgetheilt in der „Freimaurer-Denkschrift I". Dem Freimaurer und Protektor Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha gewidmet. Berlin 1864.

Ist es da ein Wunder, daß der unterdessen zum deutschen Kaiser gewählte Franz II. im selben Jahre 1794 auf dem Regensburger Reichstage den Vorschlag machte, die Freimaurerei und die verschiedenen ihr affiliirten, oder besser gesagt appatriirten Geheimbünde im ganzen deutschen Reiche zu verbieten? Der Vorschlag scheiterte am Widerstande der preußischen, braunschweigischen, hannoveranischen, kurrheinischen und herzoglich-sächsischen Agenten. Damit es aber für ein gesundes und geübtes Auge klar zu Tage trete, wie sehr der französische Br. · . Carra Recht hatte, daß der Freimaurerorden es besonders auf das Haus Habsburg abgesehen habe und jedem Feinde Habsburgs, ob Dynastie oder Republik, zeitweilig frohnde im stillen oder offenen Kriege gegen Oesterreich, so schlossen gerade die genannten norddeutschen Staaten schon im Jahre darauf, 1795, mit der französischen Revolution den Frieden von Basel, durch welchen Oesterreich isolirt und den Angriffen der französischen Revolutionsgeneräle preisgegeben wurde.

Merkwürdig, es ist dasselbe Jahr 1795, in welchem, wie wir oben gesehen, durch dieselbe Freimaurerei auch Ungarn als selbständiges Reich vom Hause Habsburg getrennt werden sollte.

Nochmals: kann man sich wundern, wenn unser guter Kaiser Franz diesen Teufelsplan der Freimaurerei wenigstens in seinen Erblanden ausrotten wollte? Wir haben schon oben gesehen, daß Kaiser Josef II. im Jahre 1789 die Schließung aller Logen befahl; die Ausführung wurde durch seinen Tod 1790 und durch die Gesinnung seines getäuschten Bruders Leopold II. verhindert, aber durch Franz II. im Jahre 1795 zur Thatsache gemacht. Allein das Feuer glimmte bei der bekannten Loyalität der Freimaurer unter der Asche fort. Darum erließ Kaiser Franz im April 1801 folgende Verfügung, deren Wortlaut dem geheimen „Handbuch der Freimaurerei" Bd. I S. 393 zu entnehmen ist: „Da, wie die Erfahrung bewiesen hat, die geheimen Gesell-

schaften und Verbrüderungen eine der Hauptquellen sind, durch welche man versucht, schädliche Grundsätze gegen die Unterwerfung unter die wahre Religion zu verbreiten, die Sitten zu verderben, endlich den Parteigeist durch allerlei Kunststücke wach zu rufen, Ursachen, durch welche das häusliche Glück und die Ruhe Meiner Unterthanen oft gestört worden sind, so glaube Ich Meine früheren Verordnungen betreffend die geheimen Gesellschaften und Verbrüderungen mit um so mehr Grund bestätigen zu müssen, als diejenigen unter ihnen, welche zu guten Zwecken gestiftet worden sind, oft ausarten und demzufolge ebenso unzuträglich wie gefährlich in jedem Staate sind. . . Ich verfüge demnach, von allen Beamten das eidliche Versprechen zu fordern, daß sie gegenwärtig keinen geheimen Gesellschaften weder im Inlande noch im Auslande angehören oder, wenn es der Fall wäre, sogleich aus denselben zu treten, ebenso für die Zukunft sich in keine solche Verbindung einzulassen. . . Sie werden Sorge tragen, dem Eide beizufügen, daß die neuen Beamten ihn bei ihrer Anstellung zu leisten haben."

Wie die Herren „Brüder" es mit Eid und Ehrenwort und Loyalität von 1801 bis 1848 und dann wieder von 1849 bis 1865 hielten, hat uns Br. · . Lewis oben mit jüdischem Cynismus verrathen. Wie die Wiener Brüder es jetzt noch halten, seitdem 1867 die Freimaurerei in Ungarn erlaubt, in Oesterreich aber verboten ist, zeigen uns Neudörfl und Preßburg, Schottenring und Prater. Die Loge brachte Oesterreich den Dualismus und spottet seiner.[1]) Kaiser

1) Trotz alledem wagt ein alter Freimaurer in der Wiener „Deutschen Zeitung" (abgedruckt in der „Freimaurerzeitung" vom 10. Okt. 1874) die kecke Behauptung: „In den Bundesstatuten ist den Mitgliedern vor Allem strikte Befolgung der Landesgesetze zur Pflicht gemacht; wie sehr diese Bestimmung respektirt wird, erhellt aus dem Umstande, daß in den Ländern, wo Logen verboten sind, nie der Versuch gemacht wurde, geheime Logen zu gründen." Annuarius Osseg, „Hammer der Freimaurerei am Kaiserthron der Habsburger".

Franz ahnte wohl damals nicht, wie traurig sich noch an seinem Sohne und seinen Enkeln sein eigenes Wort bewahrheiten sollte: „Die Erfahrung hat es bewiesen, daß durch die geheimen Gesellschaften oft schon das häusliche Glück und die Ruhe Meiner Unterthanen gestört worden sind".

Was hätte Kaiser Franz wohl gesagt, wenn er im Geiste gesehen hätte, wie sein Sohn Ferdinand der Gütige 1848 durch dieselbe geheime Gesellschaft zu zweimaliger Flucht aus dem sonst so kaisertreuen Wien gezwungen und die Ruhe aller Unterthanen gestört wurde? Was hätte er gesagt, wenn er vorausgesehen hätte, wie sein Enkel, unser geliebter Kaiser Franz Josef, das Ziel vieler, namentlich seit Abschluß des Concordates unausgesetzten, niederträchtigen, in und ausländischen Logenintriguen ist? wie der erlauchte Bruder unseres Kaisers, Kaiser Max von Mexiko, von der Loge verkauft, verrathen, erschossen wurde! Wahrhaftig! nicht blos die Ruhe der Unterthanen, sondern auch das häusliche Glück unserer erlauchten Regentenfamilie selbst wurde nur zu oft gestört durch die geheimen Gesellschaften.

(Fortsetzung folgt.)

XLVII.

Luis Mendez de Quijada.

(Karl's V. Mayordomo und Vertrauensmann.)

II. Nach Yuste.

Luis Quijada war dem Kaiser nach Spanien vorausgeeilt und nach Villagarcia zu seiner Gemahlin gereist. Durch einen Brief der Regentin vom 1. Oktober aus Valladolid erfuhr er die Landung des Kaisers, der am 28. September 1556 zu Schiff in Laredo angekommen war. Unverweilt schwang er sich, obgleich unwohl, in aller Früh auf's Pferd, und erreichte am andern Morgen Burgos, wo er weder Post- noch Reitpferde bekommen konnte, sondern sich mit Maulthieren behelfen mußte, was ihm jedoch beinahe das Leben gekostet hätte, da das Thier, welches er ritt, mit ihm einen Abhang hinunterstürzte. Der Kaiser empfing ihn mit großer Freude in Laredo, obwohl er sehr enttäuscht gewesen, ihn bei der Landung nicht schon vorzufinden. Karl freute sich um so mehr über Quijada's Ankunft, als seine übrige Umgebung krank war, er sich sehr einsam fühlte und überhaupt an Quijada's Unterhaltung großes Gefallen fand. Am 6. Oktober reisten sie von Laredo ab und waren am 8. in Agüera.

Der arme Quijada konnte sich aber mit der veränderten Stellung seines Herrn nicht recht aussöhnen. „Glauben Sie nur," schrieb er von Agüera aus an Juan Vazquez, Secretär der Regentin D. Juana, „daß ich mich über die

laßen unſerer geringen Anzahl wegen ſchäme. Ich gehe
lein mit Seiner Majeſtät und Laxao, wenn er wohl genug
, dem Alcalden und fünf Alguacilen. Und wenn ich mich
n ſo vielen Stäben der Gerechtigkeit umgeben ſehe, glaube
, daß wir Gefangene ſind, er oder ich. Und obgleich es
m Teufelholen iſt, werde ich es ihm ſagen, daß er mit
l zu wenig Gefolge reist. Ich ſehe ihn aber in dem Punkte
entſchieden, daß es wohl nichts helfen wird".[1]) Sonſt
r letzteres nicht ganz richtig, denn Quijada hatte ziemlichen
nfluß auf den Kaiſer und wagte ihm auch oft ſeine
einung auf reſpektvolle Art zu ſagen, oder ihn zu ver-
laſſen, Dinge zu thun, die er für gut hielt. So bewog
ihn, ſich bei ſeiner Ankunft in Valladolid öffentlich zu
igen, damit das Volk ihn ſehen könne. Einige Tage
äter kam ein Mönch und brachte einen Brief für Karl
s dem Königreich Aragonien. Der Kaiſer, der durchaus
ine Menſchen ſehen wollte, wies ihn ab, als Quijada
zwiſchen kam und ihn vermochte, den Mönch mit aller
reundlichkeit zu empfangen.

Quijada hatte damals mehr als genug zu thun: außer
em perſönlichen Dienſte bei ſeinem kaiſerlichen Herrn, ruhte
ie Leitung der Reiſe in ſeinen Händen, und er ſchrieb
einahe täglich an Juan Vazquez, um der Regentin Nachrichten
on ihrem Vater zu geben. D. Juana war eine vorzügliche
Tochter. Nicht nur ließ ſie ſich beſtändig von dem Befinden
ihres Vaters unterrichten, ſondern ſie verſorgte ihn auch mit
Allem, wovon ſie wußte, daß es ihn freuen könne, ſeien es
Eßwaaren, wie Anchovis, kleine Oliven, Forellen, oder auch
Daunenkiſſen, da ſie wußte, wie froſtig er war. Und all dieſes
ging durch Quijada's Hände. Im November kam der Kaiſer
nach einer äußerſt beſchwerlichen Reiſe in Jarandilla,
nicht weit von Yuſte, an. Die Wege waren ſo ſchlecht und
ſo ſteil, daß die Maulthiere ohne Gefahr des Hinabſtürzens

1) Gachard, Retraite et mort de Charles Quint, I, 11.

nicht mehr die Sänfte des Kaisers tragen konnten. Es nahmen ihn daher einige Bauern auf ihre Schultern und trugen ihn drei Meilen im Gebirge. Der treue Quijada verließ seinen Herrn keinen Augenblick, sondern kletterte die ganze Zeit neben ihm her. Der Aufenthalt in Jarandilla war aber nichts weniger als angenehm: alle Lebensmittel waren entsetzlich theuer, die Zimmer des Kaisers so kalt, daß er sich einen Ofen setzen ließ, dazu regnete es beständig in Strömen, so daß Quijada, der in einem Hause, wenige Schritte von dem des Kaisers entfernt wohnte, nicht anders als in Wasserstiefeln zu ihm gehen konnte.

Am 23. November war Karl bei ziemlich schlechtem Wetter in Yuste, um es einmal zu sehen, wobei Quijada keinen angenehmen Eindruck von diesem Kloster empfing. Kurze Zeit darauf begann der Kaiser mit ihm über seinen Hausstand in Yuste zu berathen, was ziemlich mühsam war, da er beständig seine Meinung änderte. Er wollte nach Quijada's Ansicht gar zu wenig Leute mitnehmen. Durch vieles Bitten erreichte dieser es, daß der Kaiser sich für einundzwanzig entschied. Das Entlassen der Leute hatte insofern keine großen Schwierigkeiten, als die meisten ihn verlassen wollten. Der Kaiser hatte viele von seinen Begleitern fragen lassen, ob sie den Wunsch hätten, bei ihm zu bleiben, sie hatten aber jeder einen guten Vorwand, um ihren Abschied zu nehmen. Der eigentliche Grund war der, daß sie trotz ihrer treuen Dienste sehr schlecht bezahlt waren. Sie lebten in einer Art von Verzweiflung, weil ihnen gar keiner oder nur geringer Lohn für ihre Mühen zu Theil wurde. Dies war ja immer das große Hemmniß, mit dem Karl V. sein Leben lang zu kämpfen hatte, der Geldmangel, der auch jetzt wieder recht empfindlich war. Karl glaubte, jährlich mit 16,000 Dukaten auszukommen, mußte diese festgesetzte Summe aber wegen der Löhne seiner Leute erhöhen. Schon in Jarandilla hatte Quijada Aerger wegen der Bezahlung der Diener, und überhaupt bezüglich der Wirthschaft seine

sehr Noth mit dem immerwährenden Mangel an Geld, der ihn zwei Mal in die Lage brachte, seinem kaiserlichen Herrn einmal 100, ein ander Mal 5000 Realen borgen zu müssen, weil sonst die Wirthschaft in's Stocken gerathen wäre. Das lag hauptsächlich daran, weil gewisse Zahlungen aus Sevilla nicht eintrafen, auf die wir später zurückkommen. Quijada war ein ausgezeichneter Mayordom: er verstand es, seinem Herrn immer die Lieblingsspeisen zu verschaffen, weßhalb in vielen seiner Briefe an Vazquez Bitten um Eßwaaren, als Obst, Austern, Quittengelée, sich finden.

Die Uebersiedelung nach Yuste konnte erst viel später, als ursprünglich angenommen war, bewerkstelligt werden, weil die Arbeiten noch nicht fertig waren, so daß der Kaiser über zwei Monate in Jarandilla bleiben mußte. Unterdessen bestürmten ihn seine Freunde und Verwandten von allen Seiten, er möge doch den Plan aufgeben, gerade dahin zu gehen: Yuste sei ungesund; aber Karl blieb fest. Ja, Quijada scheint besonders der Königin von Ungarn Bedenken gegen den Ort eingeflößt zu haben. „Ich glaube," schrieb er an Juan Vazquez,[1]) „die Königin von Ungarn muß ihm über die Lage des Klosters geschrieben haben, er möge die Sache wohl bedenken. Aus Liebe zu Gott, nennen Sie mich nicht als Urheber dieser Ermahnung, weil er mich sonst verwünscht. Es ist noch nicht der Augenblick, ihm so etwas zu sagen." In der zweiten Hälfte des Januar 1557 weilte Quijada mehrere Tage in Yuste, um die Arbeiten zu beschleunigen, damit der Kaiser womöglich noch Ende des Monats in „sein Kloster", wie Quijada immer schreibt, einziehen könne, was sich jedoch wegen Mangels an Lebensmitteln bis zum 3. Februar verzögerte. An diesem Tage verließ er Jarandilla mit vielem Vergnügen, „was diejenigen nicht theilten, die er entließ, da es doch immer schmerzlich ist, wenn eine Ge-

1) Gachard, Retraite et mort de Charles Quint. (Brux. 1854) I., 63. d. d. Jarandilla, 2. Dec. 1556.

sellschaft auseinander geht, die so viele Jahre zusammen gewesen ist."[1])

Die 68 Flamländer, die sich diesen Tag von ihrem kaiserlichen Herrn trennten, wurden von ihm noch empfangen, ehe er um 3 Uhr Nachmittags in die Sänfte stieg. „Er gab allen denen Audienz, die ihn noch einmal sprechen wollten, und so empfahlen sich die Diener, die nicht bei ihm zu bleiben wünschten, mit vielen Worten der Treue und Zeichen der Liebe. Unter ihnen waren Manche, die weinten, und Luis Quijada, als Mayordom, führte sie alle herein und ermuthigte sie durch freundliche Worte."[2])

Der Kaiser kam in Yuste um 5 Uhr Nachmittags an, und wurde, wie ein dortiger Mönch erzählt,[3]) „in Procession vom ganzen Convent empfangen, unter Absingung des Te Deum. Er kam von Jarandilla in einer Sänfte, die er an der Kirchenthüre bei den dort befindlichen Orangenbäumen verließ. Auf einem Stuhle trugen ihn zwei Edelleute bis an die Stufen des Altars, an einer Seite ging D. Fernando Alvarez de Toledo Graf von Oropeza, und an der andern Luis Quijada, sein Mayordom." Dann küßten ihm die Mönche der Reihe nach die Hand. Karl war jetzt glücklich, weil er in den langersehnten Hafen der Ruhe gelangt war, nach einem 40 jährigen Riesenkampfe, in dem er allein Franz I., Heinrich VIII., Soliman II., Luther und der deutschen Revolution die Stirne geboten hatte, ein Kampf, der auch eiserne Naturen und stärkere Nerven aufgerieben hätte, ein Kampf, den er unter den größten Schmerzen nur mit Aufbietung seiner ganzen ungeheueren Willenskraft durchführen konnte, ein Kampf, in dem jeder einzelne Gegner die volle Kraft eines genialen Fürsten beansprucht hätte.

---

1) Brief an Vazquez d. d. Jarandilla 3. Febr. 1557, Gachard, Retraite et mort, I. 117.

2) Gaztelú an Vazquez, Jarandilla 5. Febr. 1557. l. c. I., 117.

3) Gachard, Retraite et mort, II. 15.

Quijada hatte die sehr begreifliche Sehnsucht, nach Villagarcia zu seiner Frau zu gehen und dort zu leben, war aber auf den Wunsch Karl's auf einige Tage mit ihm nach Yuste gekommen. Diese Tage wurden Wochen, Monate, Jahre. Und der treue Diener fand sich darein, so schwer ihn auch das Opfer in dieser Abgeschiedenheit ankam. Er fühlte sich unglücklich in Yuste: „Ich bin hier, wie Sie sehen, führe ein schreckliches Leben, und bin einsamer, als man es sich überhaupt nur vorstellen kann: das Leben kann nur der aushalten, der sein Vermögen vertheilt und die Welt verläßt. Ich möchte weder Mönch oder irgend etwas Anderes in dieser unbeschreiblichen Einsamkeit sein, und noch dazu in einer Gegend, die man sich nicht trauriger denken kann . . . Das Leben hier ist sehr einsam und traurig".[1])

Außer der Einsamkeit hatte der Ort noch den Nachtheil, ein ungesundes Klima zu haben, im Winter sehr kalt, im Sommer sehr heiß. Im Oktober 1557 erkrankten Quijada und eine Anzahl der Diener des Kaisers am Fieber. Seine Stellung war dabei nichts weniger als ein Ruheposten. War er ja doch außer Mayordom noch eine Art Geheimsecretär des Kaisers. „Bei Gott, es ist eine Arbeit, den Gastwirth zu spielen für Alle, die kommen und gehen, und der Agent für alle Menschen zu sein, so viel es ihrer in Spanien gibt. Dazu muß man auch noch die hiesige bedeutende Arbeit hinzurechnen, die für mich um so größer ist, als ich schon 34 Jahre diene; und so scheint es mir doch ein gerechter Wunsch zu sein, auszuruhen und nicht zu arbeiten"[2]) . . . . Ein anderes Mal schrieb er, anknüpfend an Geldangelegenheiten: „Das kann ich Ihnen sagen, es ist eine Plage, mit diesen Herren zu verhandeln, weil Jeder will, daß es so reichlich sei als sonst, und wenn man ihnen sagt, unser Herr wünsche es so, sind sie sehr empfindlich. Seien

1) An Vazquez, Yuste 26. Febr. 1557. Gachard, l. c., I. 126.

2) An Vazquez, Yuste 14. März 1557, l. c. I., 129.

Sie versichert, daß viel Geduld nöthig ist, um dieses Leben, ich weiß nicht wie, zu ertragen, denn ich habe es gründlich erprobt und es bekommt mir nicht. Ich werde es auf eine andere Weise versuchen müssen; die größte Plage ist, allein zu sein und Niemanden zur Hülfe zu haben. Sicherlich gibt es keinen Abend, an dem mir beim Schlafengehen nicht die Füße wehe thun, daß ich mich kaum aufrecht halten kann; denn es sind wohl gezählt sechs Stunden am Tage, daß ich mich nicht setze,[1]) das noch nicht gerechnet, was ich nach den Arbeiten, den Dienstleuten und andern Dingen gehe. Ich kann es Ihnen schwören, es ist ein hartes, einsames, trauriges Leben." [2])

Zum Unglück wohnte der spanische Secretär Karl's, Martin de Gaztelú, in Cuacos, eine halbe Meile von Yuste, und mit dem flämischen Wilhelm van Male, der in Yuste wohnte, scheint Quijada wenn auch nicht in einem schlechten, so doch nicht in einem besonders intimen Verhältniß gestanden, auch mit dem flämischen Arzte, Mathys aus Brügge, scheint er keine große Freundschaft geschlossen zu haben. Gaztelú war schon längere Zeit im Dienste des Kaisers, der in Abwesenheit Eraso's öfters mit ihm gearbeitet hatte. Er war seinem Herrn sehr ergeben, besorgte einen großen Theil seiner Correspondenz und hatte einen guten Styl. Was Mathys betrifft, so war er anscheinend ein ganz tüchtiger Arzt, schrieb sehr gut lateinisch, konnte sich aber nie recht mit dem Spanischen befreunden, wie seine Briefe bekunden. Merkwürdig ist es, daß Quijada sich niemals enger an van Male anschloß, und doch war gerade dieser ein großer Liebling Karl's, so daß ihn oft die Hofleute beneideten.[3]) Van Male hatte infolge der großen

1) In Gegenwart des Königs von Spanien setzte sich Niemand. Karl befahl nur P. Regla und dem hl. Franz Borja, sich zu ihm zu setzen.

2) An Eraso. Yuste 25. Nov. 1557. Gachard l. c. I. 221.

3) Lettres de van Male, ed. Reiffenberg, p. 31.

Liebe Karl's einen schweren Dienst, da ihn dieser besonders in früheren Jahren immer um sich zu haben wünschte. Ganze Nächte saß der treue Diener am Bette des Kaisers und las ihm vor, und einstmals sogar sagte dieser ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit Dinge, die van Male zittern machten,[1]) und diese Herzensergüsse hat kein anderer Mensch je erfahren. Merkwürdig, daß die beiden treuen Diener Karl's so wenig übereinstimmten. Es war eben der Gegensatz zwischen Spaniern und Niederländern!

Der Kaiser erschien täglich um 10 Uhr und ging mit seinen Edelleuten und Dienern in die hl. Messe. Nach derselben war bald das Mittagessen, bei dem van Male und Mathys über irgend einen historischen oder sonstigen wissenschaftlichen Gegenstand disputiren mußten oder P. Juan Regla, Karl's Beichtvater, aus einem frommen Buche vorlas. Die andern Edelleute wechselten in ihrem Dienste, während Quijada immer im Dienste war. An hohen Festtagen oder Apostelfesten communicirte Karl mit seinem ganzen Gefolge, welches einen Franciskaner aus Cuacos zum Beichtvater hatte. Die Einrichtung des Kaisers war möglichst einfach. Er duldete keinen andern Schmuck in seinen Zimmern, als über den Thüren das erzherzogliche Wappen mit seinem stolzen Wahlspruch: „Plus ultra," sonst nichts, was an das heilige römische Reich, die herrlichen burgundischen Länder oder das stolze Doppelwappen Spaniens erinnerte. Wie man sieht, hatte Quijada Recht, dieses Leben ernst und einsam zu nennen, und man begreift, daß er sich dort unglücklich fühlte, da er sich nach Frau und Heimath sehnte.

Der Zustand in Yuste wäre für ihn wirklich unerträglich gewesen, wenn sein Verhältniß zum Kaiser sich nicht wie das guter Freunde gestellt hätte. Karl hatte zu seinem Quijada das unbedingteste Vertrauen; beinahe alle an ihn gelangenden Depeschen gingen durch die Hände des treuen

1) ib. 17, 29.

Dieners, er ließ ſie ihm geben, wenn er ſie geleſen hatte. Er zog ihn ſogar zu einer Berathung zu, die er wegen Angelegenheiten der Infantin Maria von Portugal, ſeiner Nichte, mit ſeinen beiden Schweſtern und D. Sancho de Cordova, Geſandten in Liſſabon, im Oktober 1557 abhielt. Auch in privaten Angelegenheiten bekam Quijada Einblick in die Briefe. Er theilte Freude und Kummer mit ſeinem Herrn. Man merkt es ſeinen Briefen an, wie glücklich er mit ihm über den Sieg von St. Quentin (10. Auguſt 1557) war: ſelten ſei der Kaiſer ſo vergnügt geweſen, ſchrieb er, wie über den Empfang dieſer Nachricht. Er war von einer rührenden Sorge für ſeinen kaiſerlichen Herrn. Nicht nur, daß er ihm jede körperliche Bequemlichkeit verſchaffte, ihm, da Karl ſich einen Ofen wünſchte, ſofort den ſeinigen in Villagarcia anbot, den er ſich aus den Niederlanden mitgebracht hatte: er ſuchte ihm auch jeden Schmerz und Aerger zu erſparen. Mit Sorgfalt verbarg er ihm den Fall von Calais (Jan. 1558); erſt als der Kaiſer am folgenden Tage wohler war, theilte er ihm die traurige Nachricht mit. „Und ſicher fühlte er es, wie Einer, der die Sache verſteht, er ſagte mir, als wir allein waren: obwohl er in ſeinem Leben manche ſchlechte Nachricht empfangen habe, ſo gingen ihm wenige ſo nahe als dieſe, weil der König ohne Armee und Geld ſei und er nicht wiſſe, was derſelbe thun könne. Ich entgegnete ihm, er ſolle ſich doch nicht ſo grämen, ehe man nicht genauere Nachrichten habe; wäre Calais verloren, würde Guisnes dem Könige Zeit geben Gravelingen zu ſchützen, weil es eine gute Beſatzung und einen guten Commandanten habe.[1])“ Daß Quijada die Gefahr erkannte und Karl nur tröſten wollte, geht aus den darauffolgenden Auslaſſungen hervor: „Wäre eine andere Jahreszeit, verſichere ich Ihnen, daß man von Gravelingen nach Brüſſel ebenſo leicht gelangen kann, wie von Burgos nach Valladolid, weil nur

1) An Vasquez. Yuſte 4. Februar 1558. Gachard, l. c. I, 256.

s unfertige Caſtell von Gent dazwiſchen liegt; es iſt doch e ſchlechte Sache, wenn der Feind Einem in den Rücken lt, und Flandern ungeſtört einnehmen kann. Es iſt ein ößer Verluſt; gebe Gott, daß er der Geſundheit ſeiner ajeſtät nicht ſchade".

Seinen Herrn geſund zu erhalten, war eine Haupt- ge des treuen Dieners. Dies hatte aber ſeine Schwierig- ten, denn der Kaiſer aß oft gerade die ungeſundeſten Sachen, otz der Bitten Quijada's. „Er hat mir befohlen, nach evilla zu ſchreiben, daß man Indiaholz und Chinarinde ſicke. Ich ſagte ihm, da Seine Majeſtät ſo wohl ſei, ſolle doch nicht eine ſo ſtarke Kur anfangen, wie dieſe. Er gte, er wolle nicht ſchwitzen und keine Diät halten, ſondern e Mittel nur am Morgen einnehmen; nach meiner Meinung, er das Eine nicht thut, ſollte er das Andere laſſen. Aber e Könige glauben, daß ſie einen anderen Magen und eine dere Natur als die übrigen Menſchen haben".[1]) „Gott gebe m gute Geſundheit, neulich verurſachte er uns einen großen chrecken. Ich kam früher als gewöhnlich zu ihm, ich fand n ſehr blaß. Es war kurz nach Tiſch, er ſagte mir: ‚Ich fühle mich nicht wohl, ich habe Luſt zum Schlafen'. ch antwortete ihm: Euere Majeſtät hat mehr gegeſſen nd getrunken als die letzten Tage, es iſt kein Wunder, aß Majeſtät ſich voll fühlt, und gleich nach dem Eſſen zu ſchlafen, iſt nicht gut, er erwiderte mir: ‚Es iſt wahr'. Er egte dann die Serviette hin, ſprach vom Kriege und ſagte mir m Schluſſe: ‚Sage, daß mir die Kräuter gebracht werden'. Ich ging fort, um ſie zu beſtellen, und war kaum in meinem Zimmer, als die Andern mich mit einer Heftigkeit riefen, die mir Angſt machte, ich eilte hin und fand ihn beinahe ohnmächtig; er kam aber wieder bald zu ſich."[2])

Quijada's Liebe zu ſeinem kaiſerlichen Herrn war eine

1) An Vazquez. Yuſte 9. Februar 1558. Gachard, l. c. I, 259.
2) An Eraſo. Yuſte 25. November 1557. Gachard, l. c. I, 219.

tiefe und aufrichtige. „Hier geben wir uns", ſchrieb er bei Karls letzter Krankheit, „alle nur mögliche Mühe, daß ja nichts bei der Pflege und dem Dienſte Seiner Majeſtät fehle. Wenn unſer Blut im Stande wäre, ihm zu helfen, würden wir es gerne hergeben. Obgleich wir übermäßige Anſtrengungen haben, fühlen wir nichts davon in der Hoffnung, daß Gott ihm wieder Geſundheit gebe". [1]) „O hätte es Gott gefallen, daß ich Seine Majeſtät geſund gepflegt hätte, wäre ich darüber zu Grunde gegangen, ſo hätte ich ja nur meine Schuldigkeit gethan. Hat er mich doch zu ſich berufen und mir in den 37 Jahren, die ich ihm gedient habe, ſo viel Gunſt, Liebe und Vertrauen erzeigt!" [2]) Wohl könnte man auf das Verhältniß Karls V. zu Quijada die Worte anwenden:

Ich habe viele Tauſend reich gemacht,
Mit Ländereien ſie beſchenkt, belohnt
Mit Ehrenſtellen, dich hab' ich geliebt!

Es iſt wahr, er hat ihm nur Liebe und Vertrauen erzeigt und keine materiellen Belohnungen gegeben. Andern, die er liebte, oder denen er zu Dank verpflichtet war, gab er einen Titel oder Rang, wie dem hl. Franz Borja den eines Grafen von Lombay, Andrea Doria den eines Herzogs von Melfi, oder Einkünfte, wie Mercurino Gattinara [3]) gewiſſe Canäle in Oberitalien, Luis de Avila die Großcomthurei von Alcantara, oder das goldene Vließ, wie D. Diego Hurtado de Mendoza, Herzog del Infantazgo, [4]) dem Herzog von Alba, Herzog Georg von Sachſen, Andrea Doria. Nur

1) An Vazquez. Yuſte 15. September 1558. Gachard, l. c. I. 368.
2) An D. Juana. Yuſte 30. September 1558. Gachard l. c. I, 416.
3) Sein langjähriger Kanzler † 1530. Durch die Verleihung des Zolles gewiſſer Canäle legte Karl V. den Grund zum Reichthum der jetzt noch beſtehenden Familie.
4) Der größte ſpaniſche Proſaſchriftſteller, „der ſpaniſche Tacitus", ein Freund Karls, Diplomat in Rom und Venedig, tüchtiger Soldat, Gelehrter, großer Kenner der arabiſchen und griechiſchen Literatur. Sein Hauptwerk iſt der „Krieg von Granada".

ijada wurde nichts Derartiges zu Theil. Was konnte
t vermocht haben, seinen Getreuen so wenig auszuzeichnen?
ßte der große Menschenkenner, daß das treue Herz,
ches in Quijada's Brust schlug, einer Aufopferung fähig
:, die nicht nach Ehre und Reichthum geizte? Karl V.
r bekanntlich, mit dem Gelde wenigstens, nicht frei-
ig; sollte dies einerseits und Quijada's Uneigennützigkeit
ererseits einen Gedanken an Lohn nicht haben aufkommen
sen? Und doch schätzte ihn der Kaiser so hoch, wie kaum
en Andern. Einst frug ihn ein vornehmer Herr, warum
seinen Mayordom nicht zum Granden mache, worauf er
twortete: „Damit Luis Quijada dem Glanze und Ruhme
s Grandentitels gleich komme, braucht er sich nur seines
mens, seiner Tugend und Tapferkeit zu erfreuen. Aus sich
bst steht er so hoch, wie die größten Herren meines Reiches
rch Adel und Berühmtheit, wie ihn der Kaiser selbst nicht
her erheben kann".[1])

Dieses Lob aus dem Munde Karls V. ist freilich besser
s Vließ, Grandentitel und Reichthum! Geliebt hat er
er auch seinen treuen Quijada, so geliebt, daß er sich nicht
zu entschließen konnte, sich von ihm zu trennen. Quijada
laubte, er würde sich von Karl schon von Jarandilla aus
rabschieden können, weil er nöthig in Villagarcia zu thun
atte. „Seine Majestät befiehlt mir, noch einige Tage im
loster zu bleiben, wolle Gott, daß es wenige seien, denn
h thue durch meine Abwesenheit meinem Hause großen
Schaden. Ich habe viel Arbeit hier gehabt und dort er-
artet sie mich auch. Alles würde ich thun, um schnell von
ier fort zu kommen".[2]) Am 2. März war er noch da,
hne zu wissen, wann ihn der Kaiser entlassen würde. Er
wünschte es brennend, zumal da ihm die Kleidung anfing
auszugehen. Karl erbarmte sich endlich Quijada's und

1) Villafañe 46.

2) An Vazquez. Jarandilla 23. Januar 1557. Gachard, Retraite et mort, I. 97.

ſeiner Sehnſucht und erlaubte ihm, zu ſeiner Frau zu gehen. „Der Kaiſer", ſchreibt er, „hat mir aus eigenem Antriebe erlaubt, nach Hauſe zu gehen . . . Ich verſichere Ihnen, daß ich nicht wieder nach Eſtremadura zurückkehre, um Spargeln und Trüffeln zu eſſen!" [1])

Am 4. April reiſte er nach Villagarcia ab und beſuchte unterwegs die beiden Königinen Eleonore von Frankreich und Maria von Ungarn ſowie die Regentin D. Juana in Valladolid, um ihnen über den Kaiſer zu berichten. Dieſer konnte es jedoch nicht lange ohne Quijada aushalten; dazu ging ſeine Wirthſchaft in den Händen der Mönche ſehr ſchlecht. Karl ſchrieb daher ſeinem Mayordom, er möge nach Yuſte zurückkommen. Welcher Schreck für den armen Quijada, der hoffte, nun frei zu Hauſe leben zu können! Da er aber den großen Wunſch ſeines kaiſerlichen Herrn ſah, der ihn bei ſich zu haben verlangte, ſo antwortete er ihm:

Villagarcia, 13. Juni 1557.

Geheiligte katholiſche kaiſerliche Majeſtät[1]), den Brief Ew. Majeſtät vom 3. erhielt ich am 8., und begann ſogleich, meine Sachen zur Reiſe in Ordnung zu bringen, wie Ew. Maj. mir befohlen hat. Am 10. erhielt ich einen Brief von Gaztelú, der mir ſchreibt, daß Ew. Maj. befiehlt, ich ſolle zu Hauſe bleiben, da die Frau Infantin ihre Abreiſe bis zum 3. des nächſten Monats verſchiebt, bis Ew. Majeſtät geruht mir zu ſagen, was ich thun ſoll. Ich bleibe allzeit bereit zu reiſen, wenn es Ew. Maj. befiehlt, und werde unterdeſſen nach Valladolid gehen, dort erzählen, was mir gut dünkt, mich ſo geſchickt und heimlich als möglich unterrichten und Ihren Majeſtäten von dem Hauſe in Jarandilla, den Unbequemlichkeiten und der ſchlechten Wohnung für ſich und ihr Gefolge ſprechen. Wenn ſie in Yuſte wohnen wollen, werde ich ihnen ſagen, wie eng es dort zugeht, und wollen ſie es dennoch thun, werde ich ihnen

1) An Vazquez. Yuſte 28. März 1557. Gachard, l. c. I. 135.

1) S. C. C. M. (Sacra Católica Cesarea Majestad) war die übliche Anrede.

klar machen, daß sie in diesem Falle die ganze Hauseinrichtung mitbringen müssen, für alles Andere würde ich schon nachher gut sorgen. Unser Herr möge Ew. Geh. K. K. Maj. schützen, und Ihre Reiche und Länder vermehren.[1])

Villagarcia, den 3. Juni 1557.

Ew. Geh. Kath. Kais. Majestät Diener
Luis Quijada.[2])

Quijada reiste erst im August nach Yuste ab. Bis Medina del Campo benutzte er die Post, von da an Reitthiere, kam zu Karls höchster Freude in Yuste am 23. August an und fand ihn sehr wohl vor. Der Kaiser wünschte ihn für immer an sich zu fesseln und begann gleich am Tage nach seiner Rückkehr ihm in diesem Sinne zuzusetzen. Nach Tisch legte Karl ihm die Gründe dar, weßhalb er ihn nicht entbehren könne.

„Seine Majestät meint," berichtet er an Vazquez,[3]) „es sei für seinen Dienst und seine Ruhe zuträglich, daß ich hier lebe, und zwar mit D. Maddalena; und er hat es mir sehr inständig ans Herz gelegt. Obgleich ich ihn angefleht, er möge doch bedenken, daß ich ihm schon 35 Jahre diene, ohne je seinen Hof verlassen zu haben, meine Brüder in seinem Dienste gestorben und ich allein zu Hause sei; es wäre mir wegen meiner Frau unangenehm, mein Haus zu verlassen und noch dazu in eine Gegend zu ziehen, die meine Heimath nicht ist, wo der Boden unfruchtbar und die Hitze unerträglich; er möge denn geruhen, mir das zu erlassen. Wenn ihm damit gedient sei, fuhr ich fort, wolle ich kommen und gehen und hier wohnen, wie es ihm beliebe, und nur ab und zu meine Frau besuchen. Seine Majestät gab mir im Grunde Recht, wollte aber dennoch meinen Vorschlag nicht annehmen, weil es ihm lieber sei, wenn ich mit meinem ganzen Hause nach Cuacos käme. All

1) Das Letztere ist nur der gebräuchliche Schluß eines Briefes an den König von Spanien. Quijada konnte ja doch diese Wendung nicht ernst meinen.

2) Gachard, Retraite et mort, I. 155.

3) Gachard, ib. I, 188.

mein Bitten hat nichts geholfen. So werde ich denn thun müſſen, was Seine Majeſtät befiehlt, ohne mich jedoch weiter, als bis zur Ankunft des Königs zu binden. Ich bin ſehr betrübt, denn in dieſes Land zu kommen und meine Häuslichkeit und Ruhe zu verlaſſen, empfinde ich ſehr ſchwer. Ich bin beſorgt, nicht wegen der Unbequemlichkeit, mein Haus, mein Beſitzthum, meine Ruhe, meine Beſchäftigungen und Anderes, was ich nicht nennen will, zu verlaſſen, ſondern weil es ſich darum handelt, in eine Gegend zu ziehen, wo es nichts zu eſſen und keine Wohnung, und nur Hin- und Herlaufen nach dieſem Kloſter bei Hitze, Regen, Kälte und Nebel gibt. Was mir aber am ſchwerſten wird, iſt, daß D. Maddalena ein gutes Haus und freundliche Gegend verlaſſen, mit Unbequemlichkeiten hierher reiſen und in einer ſo großen Einſamkeit leben ſoll, wie Sie ſich wohl denken können, ohne irgend einen Zeitvertreib oder eine Unterhaltung. Aber Sr. Majeſtät iſt damit gedient und deßhalb muß es geſchehen, wenn auch ganz gegen meinen Willen, den ich in Wahrheit hierzu zwingen muß. Außerdem bin ich für meinen Dienſt nicht ſo gut bezahlt, daß dies mich zum Dienen veranlaſſen könnte, und ich verlange ja für meine Dienſte auch keinen Lohn. Da ich keinen für die vergangenen erhalten habe, verzichte ich für die Zukunft darauf. Ich möchte überhaupt meinen Dienſt verlaſſen, denn weder meine Jahre noch Vermögen, noch Zufriedenheit können die Arbeit und Ausgaben, wie bis jetzt, aushalten. Seien Sie verſichert, daß ich in großer Sorge bin und ich mich nicht erinnern kann, je etwas ſo ſchmerzlich empfunden zu haben.

Yuſte, verwünſcht, wer es hierher baute!

den 30. Auguſt 1557. Luis Quijada.

Aus dieſem Briefe kann man den edlen Charakter dieſes Mannes erkennen, indem er da das ſchwerſte Opfer ſeines Lebens für ſeinen kaiſerlichen Herrn brachte. Dieſer ſorgte aber im Stillen für ſeinen treuen Diener. Gleich nach der eben erzählten Unterredung ließ er ſich durch Gaztelú erkundigen, wie der Mayordom ſeiner Mutter, Marquis von Denia in Bezug auf den Geldpunkt geſtellt geweſen wäre. Nicht zu-

frieden damit, ſchrieb er an Philipp II. wegen derſelben Angelegenheit.

Yuſte, den 17. September 1557.[1])

Sohn, am 8. des vergangenen Monats ſchrieb ich Dir als Antwort auf Deine Briefe. Ich habe Nachricht, daß Ruy Gomez[2]) die meinigen in Laredo empfangen hat. Nachher kam Luis Quijada an. Nachdem ich ihn über ſein Hierbleiben geſprochen und den Wunſch geäußert hatte, er möge doch ſeine Frau hierher bringen, befahl ich Gaztelú, ihn in meinem Namen noch mehr zu überreden. Luis Quijada that es auch trotz der Schwierigkeiten, die ſich ihm darboten; ich freue mich darüber, da es eine Sache iſt, die ich lebhaft gewünſcht habe. Als ich dann wollte, daß mit ihm wegen des Geldpunktes verhandelt würde, entſchuldigte er ſich, indem er es mir ganz anheimſtellte. Damit ich nun klarer in der Sache ſehen könne, ließ ich an Juan Vazquez ſchreiben, um zu erfahren, was Andere in gleichen Stellungen bekommen haben. Dieſer hat beiliegenden Bericht geſchickt, aus dem Du Alles erſehen kannſt. Da ich nicht weiß, was Du Ruy Gomez in dieſem Punkte aufgetragen und befohlen haſt, und er mir weiter nichts darüber mittheilte, als die Abſchrift Deines Briefes, vom 10. Juni, ſo ſchreibe ich ihm gleich, damit, wenn er noch nicht abgeſegelt wäre, er mich mit ſeinem Rathe unterſtützte und vollſtändig über den Punkt aufklärte, beſonders über die Summe, die Luis Quijada von mir zu beanſpruchen hat, da ich ihm noch nichts gegeben habe, ſeitdem ich in Spanien bin. Er hat doch Ausgaben gehabt und wird noch bedeutende haben, wenn er ſeine Frau und ſeinen Hausſtand hieher bringt und ſich in Cuacos einrichtet. Ich habe Befehl gegeben, daß, wenn Ruy Gomez abgereist wäre, ihm der Bote nachreiſe, oder zu

---

1) ib. II. 240.

2) Ruy Gomez de Silva, der ſpätere Prinz von Eboli, Jugendfreund Philipp's II., mit ihm erzogen, wegen ſeiner glatten Geſchmeidigkeit Günſtling desſelben bis zu ſeinem Tode. Er war ſtets im Staatsrath der Gegner des Herzogs von Alba. Wenn der Eine „ja", ſagte der Andere „nein".

Dir komme, damit angesichts des oben Gesagten Du zusäheſt, was ich in einem oder dem andern Falle thun soll und Du es mir angeben könnteſt . . . .

Dein guter Vater Karl.

Aber mit allem dem waren Quijada's Mühen wegen des Umzugs seiner Frau nicht zu Ende. Im Oktober ließ er mit der Einrichtung einer Wohnung in Cuacos beginnen. Als er einst hinkam, sagten ihm die Arbeiter, er könne vor dem Frühling nicht einziehen, was ihn sehr verstimmte, so daß er den Leuten ordentlich grob wurde, weil sie es ihm nicht früher gesagt hatten. In der That ging der Winter darüber hin. „Und weil die drei oder vier Zimmer", schreibt er an Erasso, „die ich dort eingerichtet habe, nicht bis zum Frühjahr bewohnt werden können, da Aerzte und Zimmerleute sagen, daß es nicht möglich sei vor Mai einzuziehen, habe ich D. Maddalena noch nicht hergebracht, zumal die Wege so schlecht, daß sie geradezu gefährlich sind".[1]) Die Sache zog sich nicht nur wegen der angegebenen Gründe sehr in die Länge, sondern aber auch, weil Karl ihn nicht fortlassen wollte. Endlich schickte der Kaiser ihn in eigenen Angelegenheiten nach Valladolid. Am 16. März reiste er ab und nachdem er in Valladolid die Geschäfte seines Herrn abgemacht hatte, eilte er nach Villagarcia, um seine Frau abzuholen. Am 9. Juli war das Ehepaar nach einer beschwerlichen Reise in Cuacos. „Unsere Reise war sehr mühselig, wegen der großen Hitze, und für mich besonders, weil ich in meinem Leben noch nie mit Frauen gereist bin. Doch, Gott sei Dank, wir kamen gut an, wir befinden uns wohl, trotz der schlechten Wohnung und einer so großen Hitze, als Sie sich dieselbe nur vorstellen können. Ich finde es ziemlich beschwerlich, mit meiner Frau zwischen Yuste und Cuacos hin- und herzugehen; auch im Winter wird dies nicht leicht sein, da das Klima so unangenehm ist".[2])

---

1) Gachard, Retraite et mort I, 220.

2) An Vazquez. Yuste 24. Okt. 1557. Gachard, l. c. I, 195.

Einige Tage nach ihrer Ankunft empfing der Kaiser D. Maddalena und war von großer Güte und Liebenswürdigkeit für sie. Quijada wohnte von da an wenigstens manchmal in Cuacos und ging, wie er oben erzählt, immer hin und her. Bei dieser Gelegenheit kam natürlich D. Juan de Austria mit nach Yuste und galt für den Lieblingspagen Quijada's. Der Kaiser hatte große Freude an dem Knaben, besonders wenn er ihn mit gefalteten Händen fromm wie einen Engel in der Kirche beten sah. Quijada's Briefe jedoch geben leider aus naheliegenden Gründen keinen Aufschluß über D. Juan's dortiges Leben.

Bei diesem Umzug hatte Quijada bedeutende Ausgaben gehabt, wie wir aus dem oben angeführten Briefe Karls schon ersehen konnten. Er scheint in nicht schlechten Vermögensverhältnissen gewesen zu sein, hatte aber beständigen Aerger damit. So schrieb er an Vazquez am 19. Dezember 1556, nachdem er über eine ungerechte Maßnahme des Finanzrathes geklagt hatte: „Es scheint, daß sie mir Unrecht thun. Weiß Gott, daß ich es so ansehe: verwünscht, wer das Geld zu 25 Procent nahm, um Seiner Majestät damit zu dienen, und ich schwöre Ihnen als Edelmann, daß ich dies nicht aus Habgier sage, sondern weil ich immer dachte, daß man Rücksicht auf meine Dienste nehmen würde und auf die Bereitwilligkeit, mit der ich mein Haus verlassen habe, um sie zu leisten".[1]) Einige Monate später wandte er sich an König Philipp:

„Ew. Majestät weiß, daß ich im letzten Kriege drei Jahre bei der spanischen Infanterie gedient habe, und dieser das Hauptverdienst an den Erfolgen zukommt, besonders bei Terouanne und Hesdin. Die Kriegsgefangenen aus letzterer Stadt wurden der spanischen Infanterie auf Befehl Seiner Majestät genommen, und ich hatte sie nebst einer gewissen Anzahl Silberzeug dem Herzog von Savoyen zu übergeben. Für meine dortigen Mühen

1) Jarandilla 19. Dezember 1556. Gachard, l. c. I. 72.

rufe ich den Herzog zum Zeugen an, der dieſe Unternehmung anführte. Für meinen dabei bewieſenen Eifer und den geringen perſönlichen Vortheil, den ich bei dem Feldzuge hatte, verſprach er mir, wenn die Gefangenen eingelöst würden, ſolle ich meinen mir zukommenden Theil erhalten, da ich ihn redlich verdient habe. Ich weiß, daß ſie eingelöſt ſind, daß der Erlös ſchon theilweiſe vertheilt und mir Nichts zugekommen iſt. Ich bitte Ew. Majeſtät, da Niemand bei dieſem Feldzuge mehr als ich gearbeitet und Niemand mehr Anſpruch auf Belohnung hat, für alle Anſprüche, die ich machen könnte, zu geruhen, denſelben gerecht zu werden. Nachdem Ew. Majeſtät das Alles gehört hat, möge ſie mir antworten, daß ſie mich bei der Theilung nicht vergeſſen habe. Vom vergangenen Feldzuge iſt mir ſo wenig zu Theil geworden, daß man nicht finden kann, daß ich einen Thaler oder einen Gefangenen genommen, noch irgend Jemand auch nur um einem Real Unrecht gethan hätte[1]) . . . ."

Philipp antwortete ihm ſehr freundlich, indem er ihm verſprach, niemals ſeine treuen Dienſte zu vergeſſen, zugleich aber ſeine Bitte abſchlug, weil der Unterhalt der Gefangenen ſo viel gekoſtet habe und das Löſegeld ſo gering geweſen ſei, daß es keine Möglichkeit gäbe, ihm etwas zukommen zu laſſen. Seine Freunde ließen ihm keine Ruhe, und baten ihn ſo lange, bis er an ſeinen Freund Eraſo,[2]) Sekretär König Philipp's, ſchrieb, um ſich für ſeine 36jährigen treuen Dienſte die Stelle der Contaduria mayor auszubitten,[3]) welche er aber nicht erhielt. Man ſieht, in der Beziehung glückte ihm nichts, ſo daß er Gaztelú's Mitleid erregte. „Wenn Luis Quijada dahin (nach Valladolid) käme", ſchrieb dieſer an Vazquez, „und Ihnen etwas vorkäme, was ihn anginge, geben

1) Valladolid, 8. April 1557. Gachard, l c. II, 165.

2) Francisco de Eraſo, erſter Staatsſekretär Karls V. für Spanien, auf den der Kaiſer ſo große Stücke hielt, daß er ſeinem Sohne auf Eraſo zeigend, nach der Abdankung ſagte: „Alles, was ich Dir heute gegeben habe, iſt nicht ſo viel, als daß ich Dir dieſen Diener überlaſſe". (La Roca, 242.)

3) Gachard, Retraite et mort, I. 213.

Sie ſich doch Mühe, daß ſeine Angelegenheit begünſtigt werde; ich weiß, daß er es verdient und es wäre gut, ihn zu befriedigen, jetzt, wo es ſich um ſein Hierbleiben und die Ueberſiedelung ſeiner Frau handelt".

(Ein dritter Artikel folgt.)

XLVIII.

Das Schulweſen der Republik in Frankreich.

In allen franzöſiſchen Schulen wird das Schuljahr mit einer Preisvertheilung geſchloſſen, die ſtets ſehr feierlich unter Beiſein und Mitwirkung hervorragender Perſönlichkeiten vor ſich geht. Die bedeutendſte dieſer Preisvertheilungen iſt diejenige der Pariſer und Verſailler Lyceen, unter deren Schülern zu dem Zweck ein Wettbewerb ſtattfindet. Dieſe Feierlichkeit findet in der Sorbonne unter Vorſitz des Unterrichtsminiſters ſtatt, der auch dieſes Jahr (am 4. Auguſt) von zahlreichen Hochgeſtellten umgeben war. Der Unterrichtsminiſter Bourgeois hielt die übliche Rede, in der er die von ihm bewirkten oder beabſichtigten Verbeſſerungen darlegte. Als deren Ergebniß ſtellte er den Zukunfts-Franzoſen hin, den er alſo ſchilderte:

„Ich ſehe deutlich vor meinen Augen den jungen Franzoſen der Zukunft, den Bürger unſerer Republik bei Beginn des neuen Jahrhunderts. Er iſt behend und kräftig, an einfache, gute Geſundheitpflege gewöhnt, er hat die Uebungen mitgemacht, welche Kraft erzeugen. Sein Körper iſt gerad, die Stirne hoch, der Blick frei; er tritt mit Beſcheidenheit und Vertrauen in's Leben, wie es ſich jungen Athleten gebührt, welche auf alle Kämpfe vorbereitet ſind. Er hat die Augen offen: für den Raum, welcher den Punkt umgibt, auf den ihn ſeine Geburt geſetzt; für die Zeit, die ihm vorhergegangen. Er kennt die allgemeinen Geſetze der Zahlen und Geſtalten; er

weiß, was die phyſiſchen Kräfte, Schwere, Licht, Schall, Elektricität, Wärme ſind. Er weiß, daß ſie vielleicht nur verſchiedene Außenſeiten einer einzigen Bewegung ſind und alle gleichen Geſetzen folgen, von denen einige Beiſpiele genügten, um ihm die ewige Beſtändigkeit zu zeigen. Durch einige Beiſpiele weiß er auch, was ſeine Zeit von der Beſchaffenheit des Stoffes ergründet hat, die Verwandtſchaft der Stoffe und deren vielfältige Verbindungen, die demnach aus einfachen Urſtoffen beſtehen. Die unzählbaren zuſammengeſetzten Körper in ihrer fortwährenden Entwickelung bilden alles, was ſeine Augen entdecken und woraus er ſelber beſteht. Für ihn hat man einen Zipfel des Schleiers der lebenden Natur gelüftet; er kennt die allgemeinen Bedingungen des unaufhörlichen Wechſels, durch welchen die lebenden Körper, auch der ſeinige, ſich bilden, mehren und auflöſen. Er weiß auch, wie die höhere Race, der er angehört, ſich entwickelt und den Gedanken ſouverän beherrſcht, das letzte Ziel dieſer langen Entwickelung. Er hat gelernt, was ſeit den paar Tauſend Jahren, wo es ſeiner Größe inne geworden, dieſes Menſchengeſchlecht gethan hat, deſſen ſpäter Sprößling er iſt. Von dieſer Menſchheit weiß er beſonders, was die Ahnen ſeines Körpers und Geiſtes, Griechenland, die Muſter der bürgerlichen Freiheit, der Philoſophie und Schönheit, gedacht, geſchrieben und geträumt haben. Er kennt Rom, das mit ſtarker Hand alle Kräfte der alten Welt vereint und gemiſcht hat, um das Korinthiſche Metall des neuen Menſchen zu ſchmieden. Er kennt das barbariſche und chriſtliche Europa, wovon das eine dem Körper dieſes neuen Menſchen ein kräftiges friſches Blut einflößte, während das andere die neue Empfindung des Mitleids ihm bringt; dann die Reformation und Renaiſſance, welche ihn gleichſam aus langer Nacht erweckten und ſeine Stirne mit dem Morgenroth der Freiheit des Denkens umgaben; das Frankreich Voltaire's und Descartes', welche in einer endgültigen ſcharfen und kräftigen Sprache die Befreiung ſeines Geiſtes vollenden, indem ſie durch den Umſturz 1789 die letzten Hinderniſſe wegräumten und ihn inmitten der Welt auf die Höhe all' ſeiner Rechte hoben und in den vollen Glanz ſeiner Freiheit ſetzten. Der junge Franzoſe weiß dies alles und hat dadurch ein tiefes Gefühl des Stolzes und

der Dankbarkeit, indem er denkt, daß er selbst dieser neue Mensch ist, dessen Ankunft so viele Jahrhunderte hindurch vorbereitet worden. Er begreift die Größe des heiligen Pfandes, das ihm anvertraut ist; er schwört, nichts davon zu verlieren, nichts zu verleugnen, sondern es unversehrt seinen Kindern zu übergeben und zu sorgen, daß diese ihrerseits von sich sagen können: ‚Ehrerbietige, dankbare Söhne der modernen Philosophie und Wissenschaft, freie Bürger des republikanischen Frankreich.'"

In dieser Schilderung sind so ziemlich getreu die Grundsätze angedeutet, welche bei der herrschenden Staatserziehung maßgebend sind. Mit Glauben an Gott und entsprechenden Pflichten haben dieselben nichts gemein; selbst die früher so gern vorangestellten „Bürgertugenden" sind ein überwundener Standpunkt. Dem Zukunfts-Franzosen, welcher weiß, aus welchen einfachen Urstoffen er besteht, genügt es, daß er die Krone, das Schlußergebniß einer vieltausendjährigen Entwickelung ist. Was sollen da noch Tugend und Pflicht?

Bei der auf die Rede folgenden Preisvertheilung erhielt, wie in den vorigen Jahren, die einzige unter geistlicher Leitung stehende Anstalt, das Collège Stanislas, die meisten Preise, nämlich 70, während die beiden zunächst folgenden staatlichen Anstalten deren 62 und 57, die andern alle weniger als 30 Preise davon trugen, obwohl die staatlichen Anstalten mehr Schüler zählen.

Um dieselbe Zeit gab der Berichterstatter über die Ausgaben für den Unterricht im Budgetausschuß Abgeordneter Dupuy u. A. folgende Aufschlüsse: Die Zahl der (staatlichen) Lyceen ist von 86 (1870) auf 106 vermehrt worden. Im Jahre 1888 zählten dieselben 52,258 Schüler, 1890 dagegen 51,102, also 1156 weniger. Die Minderung der Schülerzahl hat 1889 einen Ausfall von 1,170,200 Fr. verursacht, der vom Staate gedeckt werden mußte. Die Familien haben nämlich dadurch 800,000 Fr. weniger eingezahlt, während die Ausgaben für Verköstigung um 332,000 stiegen, obgleich die Zahl der Kostschüler von 25,130 auf 23,219 fiel. Die gesammten Ausgaben für die Lyceen betragen 35,592,592 Fr., wozu der Staat 12 Millionen zuschießt. Die von den Städten unterhaltenen Collegien zählten 1886: 37,900 Schüler, 1889: 33,643, also

4257 weniger. Der vom Staate geleistete Zuschuß ist von 300,000 (1870) auf 3,100,000 Fr. gestiegen, wozu noch 620,000 für Freistellen kommen. Die 256 gehobenen Volksschulen (écoles primaires supérieures) zählten (1887) 20,903 Schüler, die dazu gehörigen Nachhilfsklassen (cours supplémentaires) 10,157 Schüler. 1889 waren es 260 gehobene Schulen mit 19,651 und 392 Nachhilfsklassen mit 8696 Schüler, in beiden Gattungen also ein Verlust von 2713 Schülern. Die mit den Lyceen und Collegien verbundenen Fachklassen haben außerdem in zwei Jahren 723 Schüler verloren. Die staatlichen höheren Anstalten verloren also zusammen in zwei Jahren 8839 Schüler. Dabei ist die Zahl der Freistellen in all diesen Anstalten seit Jahren ungemein vermehrt worden, sozwar daß z. B. im Lyceum zu Orléans vorigen Winter die Hälfte der Schüler Freistellen inne hatte.

Die Presse hat natürlich diese Thatsachen scharf auf's Korn genommen. Die „République française" erklärte, die „freien" kirchlichen Anstalten führten einen unehrlichen Kampf gegen die Staatsschulen, indem sie — man höre und staune — sich die besten Schüler auswählten, die minder begabten abwiesen. Aber warum thun die so üppig aus der Steuerkasse gespeisten Staatsanstalten nicht dasselbe? Doch nur, weil sie es nicht können, indem für sie keine Auswahl möglich ist. Sie müssen annehmen, was kommt, um ihre Klassen zu füllen. Herr Dupuy klagte in einem Blatte: „In der Provinz wird ein heftiger Kampf geführt, um den kirchlichen Anstalten möglichst viele Schüler, besonders aus angesehenen Familien zuzuführen. Bei deren Preisvertheilung sieht man daher Generäle, Richter, höhere Beamten und, traurig zu sagen, auch Unterrichtsbeamte, welche ihre Kinder dort erziehen lassen, zur lebendigen Verurtheilung der Staatsanstalten. Bei den Schullehrern ist dergleichen noch häufiger. In einer Demokratie will Jeder steigen. Ein Schullehrer ist daher am wenigsten zu tadeln, wenn er seine Söhne emporbringen will. Aber wäre denn dies nicht anders möglich, als durch die Knabenseminare?" Der kirchenfeindliche Abgeordnete stellt somit wider Willen den Schullehrern ein gutes Zeugniß aus. Trotz Allem und Allem sind dieselben immer noch ihres natürlichen Zusammenhanges mit der Kirche

ch bewußt, suchen daher den priesterlichen Beruf bei ihren öhnen zu fördern.

Den staatlichen Anstalten steht der Steuersäckel weit offen. ie Lyceen kosten jährlich 12 Millionen, unbeschadet der Nach=chlungen. Im Jahre 1883 mußten 664,000 Fr. nachbewilligt erden, 1889 waren es, wie gesagt, 1,170,200 Fr. Den von den ädten unterhaltenen Collegien zahlte der Staat 3,100,000 Fr. uschuß, außerdem noch 620,000 für Freistellen. Dabei sind eselben theuer. Nach einer 1883 durch den Minister veranlaßten ufstellung beträgt der Kostpreis in den Lyceen durchschnittlich 53 Fr., in den Collegien 518, in den freien weltlichen An=alten 654, in den freien geistlichen Anstalten 543 Fr. Für ealschüler betrug das Schulgeld in den Lyceen durchschnittlich 13, in den Collegien 72, in den freien weltlichen Anstalten 19, in den freien geistlichen Anstalten 133 Fr. Die meisten reien Anstalten stehen den Lyceen gleich, sind daher letztern gegenüber billiger. Wenn es auf wirthschaftliche Gründe an=ommt, müßten also die freien Anstalten den Vorzug haben. lber wirthschaftliche Gründe gelten heutzutage nur, wenn sie en Mächtigen des Tages gefallen, oder gegen die katholische Kirche verwerthet werden können.

Die Erfolge der kirchlichen Schule haben nun auch schon eine Maßregel hervorgerufen, welche im Grunde gegen dieselben gerichtet ist. In Frankreich wird das Baccalaureat, welches in seiner Geltung dem Reifezeugniß der deutschen Gymnasien entspricht, durch öffentliche Prüfungen erworben, an denen die Schüler aller höheren Schulen sich betheiligen können. Dieselben dauern vierzehn Tage; den Prüflingen werden Aufgaben, Fragen gestellt, über deren Inhalt sie nicht vorher verständigt sind. Ebensowenig wissen die Mitglieder der prüfenden Be=hörde, aus welchen Anstalten die Prüflinge hervorgegangen sind. Eine Bevorzugung der Staatsanstalten war also bisher ausgeschlossen. Der jetzige Unterrichtsminister Bourgeois hat aber das Programm der Prüfungen geändert, namentlich die Zweitheilung der Baccalaureate: für Natur= und mathematische, sowie für Sprach= und historische Wissenschaften, aufgehoben. Gleichzeitig führte er die Bestimmung ein, daß die Prüflinge ihr Schülerbuch (livret scolaire) vorlegen können, in welchem

Schulzeugniſſe, erhaltene Preiſe ꝛc. einzutragen ſind. Das Schülerbuch wird erſt hiedurch neu eingeführt; es war bisher unbekannt. Der Miniſter wollte, daß die Prüfungsbehörde auf Grund des Schülerbuches dem Prüfling ein Drittel der zur Beſtehung der Prüfung erforderlichen Zahl Kugeln vorgeben könne; aber der Oberſchulrath ſtrich dieſe Bedingung. Indeß genügt ſchon die Vorlegung des Schülerbuches, um die Zöglinge der freien Anſtalten zu unterſcheiden, woraus die Benachtheiligung von ſelbſt folgen wird. Denn die Prüfer ſind Lehrer der Staatsanſtalten und Beamte, deshalb, beſonders bei der heutigen Parteiherrſchaft, ſehr abhängig. Sie werden, namentlich auch von der Preſſe, angegriffen und verfolgt werden, wenn ſie viele Zöglinge kirchlicher Anſtalten durchlaſſen. Fordern doch die republikaniſchen Blätter ſtürmiſcher als je, daß nur Zöglinge der Staatsanſtalten in die höheren Fachanſtalten (polytechniſche und Kriegsſchule, Bergbauſchule) aufgenommen werden.

Eine Haupturſache der Minderung der Schüler in den öffentlichen Anſtalten iſt unzweifelhaft deren fortdauernde Entchriſtlichung. Das Geſetz, welches Religionsunterricht, Schulgottesdienſt und religiöſe Uebungen vorſchreibt, in jeder höheren Anſtalt eine Kapelle und einen Seelſorger fordert, iſt noch nicht aufgehoben; der Verſuch, dasſelbe abzuſchaffen, iſt fehlgeſchlagen. Die betreffenden Anſtalten entvölkerten ſich, mußten daher in den alten Stand geſetzt werden. Der radikale Unterrichtsminiſter Ferouillat führte (1887) dieſe Thatſachen an, als die Radikalen wiederum die Verweltlichung der höheren Schulen in der Kammer beantragten. Die Republikaner ſahen denn auch ein, daß die Beſeitigung des Religionsunterrichts und der Seelſorge nicht zum Ziele, ſondern nur dazu führe, die kirchlichen Anſtalten auf Koſten der ſtaatlichen zu bevölkern. Auch die Entbindung der Schüler von dem Anwohnen beim Religionsunterrichte und dem Gottesdienſte brachte nicht die gewünſchte Wirkung hervor, da faſt gar keine Eltern dieſelbe beantragten. Man hat daher damit begonnen, den Seelſorger nicht mehr im Schulgebäude wohnen zu laſſen, wodurch derſelbe verhindert wird, die Schüler zu überwachen, außerhalb der Schulſtunden mit ihnen zu verkehren. Der Schulgottesdienſt wird beſchränkt,

ie Theilnahme an demſelben in das Belieben der Zöglinge geſtellt. Da nun ohnedies der ganze Unterricht und die Lehrbücher immer mehr gegen die chriſtliche Lehre eingerichtet werden, hat die Entchriſtlichung der Staatsſchulen ſtarke Fortſchritte gemacht, ohne daß es ſehr auffiel und die Familien ſtutzig wurden. Jetzt erſt fangen ſie an zu merken, wo hinaus gefahren wird: deshalb nehmen ſie ihre Söhne aus den öffentlichen Anſtalten, um ſie den kirchlichen Schulen anzuvertrauen.

Es ſind ſogar ſchon weitere Wirkungen eingetreten, indem mehrere ſtädtiſche Collegien den Biſchöfen übergeben wurden, ſo namentlich diejenigen zu Hazebrouck und zu Villefranche-en-Rouergue. Letztere Anſtalt war von 160 auf 60 Schüler geſunken, ſo daß die Stadt ſchließlich 18,000 Fr. zuſchießen mußte. Als daher der Vertrag mit der Univerſität (ſtaatlicher Unterrichtskörper) abgelaufen war, erneuerte die Stadtbehörde denſelben nicht, obwohl die Unterrichtsbehörde einen höheren Staatszuſchuß anbot. Sie ſchloß mit dem Biſchof von Rodez einen Vertrag auf zehn Jahre, wobei die Stadt, außer Gebäude und Schuleinrichtungen, nur 3000 Fr. Zuſchuß leiſtet, die Anſtalt aber in vollem Umfang erhalten bleibt. Selbſtverſtändlich ſtellt der Biſchof auch einige geiſtlichen Lehrer an. Er kann beſſere Bedingungen ſtellen, weil er einer höheren Schülerzahl ſicher iſt. Noch keine geiſtliche Schule iſt aus Mangel an Schülern eingegangen.

Bei dem geradezu teufliſchen Haſſe aber, welcher die Radikalen gegen die Kirche beſeelt, tragen dieſe Thatſachen nur dazu bei, den Kampf zu verſchärfen. Die Radikalen ſinnen ſtets auf neue Mittel, ihr Endziel, Ausrottung alles Religionsunterrichtes, zu erreichen. Sie werden Maßnahmen gegen die freien Anſtalten ergreifen, ſobald ſie dieſelben nur ohne Aufſehen durchzuführen vermögen. Und die ſogenannten gemäßigten Republikaner werden ihnen, la mort dans l'âme (in Todesangſt), zuſtimmen, aber ſie werden zuſtimmen. Denn ſie haben bisher niemals auf die Dauer widerſtanden, ſtets allen, auch den ſchlimmſten Maßnahmen der Radikalen ſchließlich zugeſtimmt, oder dieſelben nicht verhindert. Sie, ſowie ſogar manche Radikalen, glauben ſich ihr Gewiſſen zu wahren, indem ſie ſelber ihre Kinder in kirchlichen Anſtalten oder wenigſtens ſonſt religiös erziehen laſſen.

Bei dem Volksunterricht ist die Verbannung des Religionsunterrichtes aus der Schule und selbst aus dem Schulhause nun seit fast einem Jahrzehnt gesetzlich durchgeführt. Während der Präsident der Republik prunkhafte Reisen macht, nebst seinen Ministern von Aussöhnung und Frieden redet, unter dem weithin schallenden hohlen Geräusch der hohen Politik und des Parteigezänks, hat der Bezirksrath Nantes folgenden Beschluß gefaßt: „In Anbetracht, daß die Erfahrung die Unzulänglichkeit der Sittenlehre in den Volksschulen beweist, sofern dieselbe nicht auf die Pflichten gegen Gott und die Unterwerfung unter dessen Gesetze sich stützt; daß diese Unzulänglichkeit durch amtliche Berichte und Urkunden bestätigt wird; daß nach dem letzten amtlichen Ausweis nahezu 29,000 Personen unter 16 Jahren (1887) von den Gerichten abgeurtheilt wurden; daß die früher ganz unerhörten Kinderselbstmorde in erschreckendem Maßstabe zunehmen und (1887) deren 443 vorkamen; daß eine enge Wechselwirkung zwischen diesen traurigen Thatsachen und der Neuschule besteht, die den Kindern vorgetragene Sittenlehre ohne Wirkung bleibt; daß diese Lage eine sociale und nationale Gefahr schlimmster Ordnung enthüllt: sprechen wir den Wunsch aus, daß der Religionsunterricht wiederum die Grundlage des öffentlichen Unterrichtes und der Erziehung werde." Das ist deutlich und bedarf keiner weiteren Ausführungen.

Uebrigens gestehen selbst die Anwälte der Neuschule deren Gebrechen ein. Der in enger Fühlung mit der Regierung und den herrschenden Parteien stehende „Temps" schreibt (Januar 1890): „Die Familien mißtrauen dem Unterricht ohne sittliche und religiöse Grundlage. Es ist davon die Rede gewesen, die Seelsorger der Lyceen abzuschaffen. Am Tage dieser thörichten Maßnahme würden die staatlichen Schulen viele Tausende von Schülern zu Gunsten der kirchlichen Anstalten verlieren. Man muß blind sein, um dies nicht einzusehen. Geht es doch ebenso in den Volksschulen. Anderseits ist ebenso gewiß, daß ohne religiöse Grundlage der Unterricht in der Sittenlehre sehr schwer, wo nicht unmöglich für die Lehrer zu ertheilen ist. Sie vermögen nicht, das sittliche Leben darzulegen und zu rechtfertigen ohne Gott; zugleich bleiben ihre Darlegungen und ihre Rathschläge kalt und ohne Wirkung. Bekanntlich hat der Pariser Gemeinde-

rath — welcher den Religionsunterricht schon vor dem bezüglichen Gesetze aus der Schule verbannte, wie er denn überhaupt alle kirchenfeindlichen Maßregeln durchführt, um der Regierung zum Erlaß der bezüglichen Gesetze den Vorwand zu liefern — den Wunsch geäußert, der Unterricht in der Sittenlehre möge in seinen Schulen abgeschafft werden, weil die Sittlichkeit nie ohne religiösen Kern sein könne. Dies ist blödsinnig, aber folgerichtig. Hieraus ergibt sich, daß das einzige Mittel, die sittliche Erziehung in der Schule zu fördern, darin bestände, den religiösen Sinn im Gemüth der Lehrer und Kinder zu entwickeln. Aber die Zeit ist noch weit entfernt, wo die Lehrer genug persönliche, von jeglichem religiösen Bekenntniß unabhängige Religion besitzen, um ihrem Unterricht in der Sittenlehre Kraft und Saft, wie nöthig, einzuflößen. In Erwartung dieses Zeitpunktes wäre es klug und politisch, die Sittenlehre derselben durch den religiösen Unterricht der Priester zu stützen."

Als einstweiligen Nothbehelf will also das Blatt den Religionsunterricht noch zugeben, bis die persönliche Religion ohne Bekenntniß gefunden sein wird. Daß diese Religion ein Hirngespinnst ist, weiß jeder Vernünftige, aber die Wenigsten wollen es eingestehen. Und warum sollten sich die Eltern die persönliche, bekenntnißlose Religion des Staatslehrers gefallen lassen? Die Berichte der Schulinspektoren bestätigen, daß, namentlich in Paris und den großen Städten, jetzt schon eine ganz erschreckende Zuchtlosigkeit und Verderbniß unter der Schuljugend eingerissen hat, seitdem der Religionsunterricht abgeschafft worden ist. In die obige Zahl der 29,000 jugendlichen Verbrecher sind die Burschen von 16 bis 20 Jahren nicht inbegriffen. Die Zahl der Verbrecher dieses Alters ist aber noch stärker gestiegen. Im Jahre 1888 wurden einmal 13 Mörder dieses Alters in den Gefängnissen aufgezählt. In Paris mehrten sich solche jugendliche Verbrecher dergestalt, daß man schließlich, trotz aller Scheu vor Hinrichtungen, mehrere derselben köpfen lassen mußte. Zwei davon hatten in abgefeimtester Weise eine alte Frau ausgekundschaftet, überfallen und todtgeschlagen, um sie zu berauben. Bis zum letzten Augenblick steiften sie sich darauf, in eine Verbesserungsanstalt geschickt zu werden. „Man köpft keine Kinder," sagten sie. Das Todesurtheil wurde doch voll-

zogen, und seitdem hat sich die Zahl der jugendlichen Mörder wesentlich verringert.

Die kirchlich Gesinnten verdoppeln inzwischen ihre Anstrengungen, um die Seelen der Kinder zu retten. In Paris haben sie, von 1879 bis 1889, 23,350,750 Fr. für freie Volksschulen ausgegeben, wovon über 20 Millionen bereits getilgt sind. Die damit gegründeten Schulen erfordern jährlich $2^1/_2$ Millionen und zählen 75,308 Zöglinge, gegen 40,474, welche die früheren von Ordensleuten geleiteten städtischen Schulen aufwiesen. Jedes Jahr steigt die Schülerzahl um 12 bis 1500. Sie würde noch mehr steigen, wenn mehr Schulen vorhanden wären. Die öffentlichen Schulen mußten dagegen (1889) 14 Klassen wegen Mangel an Schülern eingehen lassen. Dabei sind nach dem amtlichen Bericht die Lehrkräfte in 27 Schulen noch zu zahlreich, während 34,400 Schülerplätze unbesetzt sind. Aber trotzdem haben diese Schulen 147,516 Schüler, 704 mehr als im Vorjahr. Daneben zählen die freien weltlichen Volksschulen noch 33,000 Zöglinge, welche indessen ausnahmslos Religionsunterricht erhalten dürften. Die öffentlichen Zwangsschulen sind unentgeltlich, während die freien weltlichen Anstalten auf Schulgeld angewiesen sind. Die Eltern, welche solches zu zahlen vermögen, schicken aber gewiß ihre Kinder nicht in religionslose Schulen. Die Stadt gibt 26 Millionen für ihre Schulen (die höheren inbegriffen) aus. Gegen eine solche Geldmacht ist mit gleichen Mitteln nicht anzukämpfen. In vielen dieser Schulen sind Schulküchen eingerichtet, welche den Kindern unentgeltlich oder gegen wenige (12) Pfennige das Mittagsmahl verabreichen. Die städtische Armenverwaltung, aus der schon längst alle des Klerikalismus Verdächtigen ausgeschieden wurden, gibt 42 Millionen jährlich aus, verabfolgt aber denjenigen Eltern, welche ihre Kinder in kirchliche Schulen schicken, keine Unterstützung.

Hiedurch erwächst also eine um so größere Aufgabe für die ohnedies in ganz ungewöhnlichem Maßstabe angespannte christliche Mildthätigkeit. Dem Erzbischof, den Domherren, Pfarrern und Vikaren sind die Bezüge genommen oder beschnitten; den Kirchen und den kirchlichen wohlthätigen Anstalten die Zuschüsse entzogen; die ausgewiesenen Ordensleute bedürfen der Unterstützung. Dabei sind viele kirchlich Gesinnten um Amt

und Brod gekommen, können also nicht mehr beisteuern. Die Seminare, die alten Priester, unzählige wohlthätige Anstalten waren von jeher auf die Gaben der Gläubigen angewiesen. Von außen, selbst vom Auslande, treten noch Anforderungen heran. Und allem Dem sucht die christliche Nächstenliebe zu entsprechen, erlahmt nicht.

Die 147,500 Kinder der städtischen Schulen werden auch nicht vergessen. In allen Pfarren ist Religionsunterricht für dieselben (an den schulfreien Sonn- und Donnerstagen) eingerichtet. Dies macht Mühen und Kosten, da Räumlichkeiten dazu beschafft, den Kindern Bücher u. s. w. gegeben werden müssen. Der Religionsunterricht als Vorbereitung zur ersten hl. Communion wird von den Geistlichen den 10 bis 13 Jahre alten Kindern ertheilt. Für die Kinder unter 10 Jahren ist, leider erst in wenigen Pfarreien, Religionsunterricht durch Laien eingerichtet. Namentlich widmen sich Frauen, Jungfrauen und andere junge Leute diesem mühsamen Unterricht mit Aufopferung. Die Eltern beweisen durchgehends guten Willen, aber man muß sie und ihre Kinder aufsuchen, um letztere zu regelmäßigem Besuche heranzubringen. So ist es möglich geworden, daß selbst in Paris der größte Theil der Kinder der öffentlichen Schulen Religionsunterricht erhält und die erste hl. Communion empfängt.

Aber es kostet ungemeine Anstrengungen und es bleiben immer noch sehr viele außerhalb des Bereiches der Kirche. Auch die Gegenseite läßt es an Anstrengungen nicht fehlen. Die in allen Vierteln bestehenden zahlreichen republikanischen Vereine und Ausschüsse, die Freidenkervereine und die Logen veranstalten Feste, vertheilen Preise und Belohnungen für die Kinder, welche die erste heilige Communion nicht feiern und keinen Religionsunterricht annehmen. Es ist schmerzlich zu sehen, wenn dergleichen Feste an allen Straßenecken angeschlagen sind, und fast dicht neben der Herz-Jesu-Kirche stattfinden, welche als Pfand der Sühne und der Rückkehr Frankreichs zu Gott auf dem Montmartre errichtet wird.

Aehnlich verhält es sich in den andern großen Städten. In Lyon sind in Einem Jahre 11 Klassen der öffentlichen Schulen wegen Mangel an Schülern eingegangen, während die freien kirchlichen Schulen Kinder abweisen mußten. Die amt-

lichen Ausweiſe der letzten Jahre (1886 bis 87) beſtätigen das Vorhandenſein von 67,517 öffentlichen Schulen mit 138,655 Klaſſen und 13,613 freien Schulen mit 38,886 Klaſſen. Erſtere zählen 4,505,009 (+ 3000) Zöglinge, letztere 1,691,000 (+ 28,000) Zöglinge. Der freie kirchliche Unterricht zeigt alſo eine ungleich ſtärkere Zunahme als der öffentliche. Dies wird ſelbſt von den Behörden eingeſtanden, deren Ausweiſe nicht einmal durchweg zuverläſſig ſind. Die Behörden ſchreiben die ſchulfähigen Kinder (von 6 bis 13 Jahren) in ihre Liſten ein und zählen ſie auch als Schüler, ſelbſt wenn ſie nicht in ihre Schulen kommen. Jedenfalls kann man annehmen, daß über ein Viertel der Kinder in religiöſen Schulen erzogen wird. Im Jahre 1887 mehrte ſich die Zahl der Lehrkräfte um 773 an den öffentlichen und um 882 an den freien Schulen. Wiederum ein Beweis der Anſtrengungen der Kirche und der Gläubigen. Uebrigens ſind immer noch etliche 20,000 Ordensleute, zumeiſt weibliche, an öffentlichen Schulen angeſtellt, da der Erſatz durch weltliche Kräfte ſchon wegen der Koſten nicht ſo leicht geht. Obwohl die Ordensleute ebenfalls keinen Religionsunterricht ertheilen dürfen, ſo vermögen ſie, auch im ungünſtigſten Falle, immer noch heilſam auf die Jugend einzuwirken. Uebrigens gibt ein anderer amtlicher Ausweis an, daß 1887 im Ganzen 5,585,838 ſchulfähige Kinder eingeſchrieben waren, während die oben gegebenen beiden Ziffern der Schüler 6,196,000 ergeben. Die Behörden widerſprechen ſich alſo ſelber. Die Zahl 5,585,838 dürfte der Wahrheit entſprechen, indem ſie das richtige Verhältniß der Kinderzahl zur Bevölkerung darſtellt. Bekanntlich iſt Frankreich ſehr kinderarm.

Die Republikaner gebärden ſich, als hätte es vor ihnen keinen Unterricht in Frankreich gegeben. Aber 1876, bevor die Republikaner an's Ruder gekommen, gab es ſchon 110,709 Lehrer an den Volksſchulen oder 1 auf 42 Zöglinge. Heute gibt es freilich deren 177,541 oder 1 auf 38 Schüler. Aber hievon kommen 38,886 auf die freien Schulen, welche errichtet worden ſind, um den verderblichen Unterricht der widerchriſtlichen Staatsſchulen zu bekämpfen; und Ein Lehrer auf 42 Zöglinge iſt auch ſchon ein Verhältniß, welches Fürſorge für die Schule bezeugt. In Preußen, dem Mutter- und Muſterlande

er Zwangsschule, kommen 72 bis 76 Zöglinge auf eine ehrkraft.

Gott sei Dank ist das unheilvolle Werk der Republikaner s jetzt noch nicht nach Wunsch gelungen. Die Umstände, der esunde Sinn des Volkes sind stärker als die Staatsgewaltigen. ie eifrigen Katholiken haben schwere Opfer gebracht, um amentlich in den Städten dem Volke die Religion zu erhalten. ber noch mehr ist auf dem Lande geschehen, einfach durch den zähen iderstand, den die Bevölkerung dem Beginnen der Herrschenden ntgegensetzt. Der Schulzwang ist ohne Wirkung geblieben. erselbe soll hauptsächlich durch den Ortsschulrath durchgeführt erden. Damit aber dieser Schulrath seine etwaigen kirchlichen elüste nicht bethätigen könne, darf derselbe weder den Lehrer, och den Unterricht überwachen, nicht einmal die Schule betreten. r soll nur für Bestrafung der Eltern sorgen, welche ihre inder nicht in die Schule schicken. Der Schulrath wird vom emeinderath eingesetzt, der Maire hat den Vorsitz. Die Mit= lieder des Schulrathes sollen also ihre Mitbürger wegen Schul= rsäumnissen bestrafen! Selbstverständlich verlangt Niemand ach solchem Thun. Deshalb sind die Ortsschulräthe entweder icht zu Stande gekommen, oder aber sie bestehen nur auf dem apier und thun nichts.

Hierüber lauten die Berichte der Akademie=Inspektoren für 1888 sehr gleichmäßig. Der Inspektor des Departement Manche chreibt: „Sämmtliche Ortsschulräthe verharren in vollständigster Gleichgültigkeit". Seine=Oise: „Von 688 Schulräthen sind 392 niemals zusammengetreten". Seealpen: „Die Schulräthe hun nichts, um den Schulzwang durchzuführen". Yonne: „Die chulräthe thun nichts oder nur ausnahmsweise etwas." Savoyen: Das Gesetz über den Schulzwang bleibt ein todter Buchstabe". iège: „Das Gesetz vom 28. März 1882 ist in unserem epartement niemals angewendet worden". Haute=Marne: „Das esetz bleibt ein todter Buchstabe. Die Schulräthe entziehen sich er Aufgabe, es anzuwenden. Man besorgt einem Verwandten, Wähler oder Freunde zu nahe zu treten". Verschiedene Inspek= toren versichern, die Lehrer verzeichneten fehlende Kinder als nwesend, um überhaupt keinerlei Aufhebens zu machen. Andere stätigen, daß nach wie vor die Kinder, besonders in gebirgigen

Gegenden, den Sommer über das Vieh hüteten und nur im Winter zur Schule kommen, ganz wie früher. Die Inspektoren klagen, daß der Wetteifer unter den Lehrern immer mehr schwinde.

Der Schulzwang ist strenge nicht durchzuführen, weil die Väter die Wähler sind, mit welchen die Machthaber zu rechnen haben. Wo wird es ein Abgeordneter gestatten, daß einer seiner Wähler wegen Schulversäumnisse gestraft werde? Dem Lehrer liegt die Schule weniger am Herzen, seitdem er fast ganz zum politischen Werkzeug erniedrigt worden ist. Hauptaufgabe für ihn ist, dahin zu wirken, daß im Sinne der Regierung gewählt werde. Der Lehrer wird von dem Präfekten, dem Großwahlmacher des Departements, ernannt und befördert. Diesem aber sind die Wahlen Hauptsache, nicht die Schulen. Folglich muß der Lehrer entsprechend handeln. Wegen der Wahlen muß auch sonst Manches nachgesehen werden. Trotz Verbot des Schulgesetzes versehen noch manche Lehrer den Kirchendienst, halten die Kinder zum Gottesdienst an, ertheilen sogar Religionsunterricht, ohne daß die Behörde etwas dagegen thut, obwohl sie es weiß. Früher wirkte der Pfarrer mehr für den Schulbesuch, als jetzt das Gesetz. Gegenwärtig aber wendet er all seine Kraft darauf, die Kinder zum Religionsunterrichte zu versammeln, wobei ihm die Eltern beistehen, oft sogar der Lehrer. Obschon nach der Absicht der Republikaner der Lehrer in Allem der Widersacher des Pfarrers sein soll, besteht doch in den meisten Dörfern ein ganz auskömmliches Verhältniß zwischen beiden. Gerade auf dem Lande gewahrt der Lehrer, wie unnatürlich sein Verhältniß durch die Ausschließung des Religionsunterrichtes geworden ist. In den Augen des Volkes hat sein Unterricht kaum noch einen Zweck. Das Volk weiß Schulkenntnisse zu schätzen, sucht dieselben zu erwerben, aber Religion und Sittlichkeit stehen ihm höher, erscheinen ihm als ein unerläßliches Erforderniß des Lebens.

Am 18. August rühmte der Finanzminister Rouvier im Generalrath der Seealpen zu Nizza die Verdienste der Republik um Schule, Handel und Wandel, wobei er u. A. behauptete: „Die Regierung, welche voriges Jahr unsere freien Einrichtungen gegen eine drohende Gefahr (Boulangismus) zu wahren hatte, hat sich seither bemüht, die republikanischen Einrichtungen zu

ändern; Dank derselben herrscht in Frankreich ein tieferer sozialer Friede als in allen anderen, besonders auch monarchischen Ländern." Der Minister hat Recht, der Socialismus hat in Frankreich nicht entfernt dieselbe Ausdehnung und Macht erlangt wie in Deutschland. Es gibt kaum eine förmlich gegliederte socialistische Partei, sondern nur eine Anzahl sich bitter befehdender Gruppen. Selbst in Paris hält es schwer, einen wirklichen Socialisten zur Wahl zu bringen; unter den 11 Socialisten der Kammer ist keine Einigkeit, kein Führer. Es gibt kein Programm, überhaupt kein Lehrgebäude, nach welchem dieselben arbeiten könnten. Frankreich hat hochrothe Radikale, Communards- und Umsturzmänner, welche unter Umständen die Arbeiter fortzureißen vermögen, aber keine zielbewußte und organisirte Socialistenpartei. Aber der Minister schießt fehl, wenn er dies der Republik zuschreibt. Diese hat nur das Verdienst, den Socialisten freie Bahn gebrochen zu haben, so daß sie sich ungehindert unter sich zerfleischen konnten. Das dadurch gegebene Schauspiel hat das Volk mit Ekel und Abscheu erfüllt. Aber ist es nicht der Rest katholischen Bewußtseins, welcher trotz Allem und Allem noch fest im Volke sitzt, der dasselbe bis jetzt vor dem tieferen Eindringen des Socialismus bewahrt hat?

Das Volk hat von Kindesbeinen an das Beispiel der Entsagung von 160,000 Priestern und Ordensleuten täglich vor Augen. Bis 1876 waren noch 37,216 Schwestern und 9468 Brüder in den öffentlichen Volksschulen thätig, während eine noch größere Zahl sich mit Greisen-, Armen-, Waisen- und Krankenpflege beschäftigt. Von den hunderttausend gottgeweihten Jungfrauen führen keine 10,000 ein rein beschauliches Leben, und auch diese arbeiten noch recht viel. „Nur die Ordensleute verstehen es, ihren Zöglingen einen festen Halt, einen sichern Leitfaden für's Leben (le pli pour la vie) mitzugeben: schreibt Gréard, der unverdächtige langjährige Oberleiter des Pariser Schulwesens, jetzt Mitglied der Akademie. Das will doch etwas heißen. Auch die Schulen der weltlichen Lehrer werden durch das Beispiel der Ordensleute berührt und gehoben. Die großartige Entsagung der Ordensleute ist es auch, welche die Wohlhabenden bewegt, sich der Armen und Bedrängten anzunehmen.

Die Lehrorden sind überhaupt ein Stück socialer Frage. In Vicq wurden bekanntlich die Schwestern mit Waffengewalt aus dem ihnen von einem Pfarrer vermachten Hause vertrieben. Dasselbe Vermächtniß liefert jährlich 1600 Fr. Einkünfte, wovon die Gemeinde 900 behielt; mit den übrigen 700 Fr. und den einigen Gaben der 1300 meist armen Einwohner lebten vier Schwestern, besorgten den Unterricht, pflegten die Kranken, unterstützten die Armen, leiteten die Mädchen zum Arbeiten an. Aehnlich steht es überall mit den Lehrschwestern; sie kosten den Gemeinden nur ein Viertel so viel, als die weltlichen Lehrerinen (1000 bis 1800 Fr. Gehalt) erfordern, finden dabei immer noch Mittel, Arme zu unterstützen und Kranken beizustehen. Gar viele dieser Lehrschwestern versorgen Waisenkinder, haben kleine Waisenhäuser aus ihren bescheidenen Wohnungen gemacht. Sie sind die Hülfe Aller. Besonders auch in den Städten wirkt das Beispiel ihrer aufopfernden Thätigkeit auf Alle, auch die Männer.

Der Gedanke der Staatsversorgung Aller — denn dies ist doch der Grundbegriff des Socialismus — konnte auch deshalb nicht in's Volk dringen, weil die Staatsbildung Allen bisher fehlte. Die staatliche Zwangsschule ist der Nährboden des Socialismus. Wenn der Staat sich der Kinder 7 bis 8 Jahre lang in einem Grade bemächtigt, daß die Rechte der Eltern fast auf Null fallen, ergeben sich auch die entsprechenden Folgerungen. Die Socialisten machen den Staat für die Schulbildung verantwortlich, die er ihnen aufgezwungen hat, indem sie entsprechende wirthschaftliche Versorgung von ihm verlangen. Deshalb ist der Socialismus in Preußen, wo die Staatszwangsschule die höchste Vollkommenheit erfahren, auch am tiefsten in's Volk gedrungen. Die katholische Kirche allein hat demselben dort bisher Stand gehalten; wie lange sie dieses aber noch vermag, ist eine andere Frage. Solange dieses vielarmige, gewaltige Triebwerk fortarbeitet, ist an einen Halt, geschweige denn eine Umkehr in der socialistischen Bewegung nicht zu denken.

Auch in Frankreich haben die Radikalen und Socialisten längst erkannt, daß die Kirche das festeste Bollwerk gegen ihre Bestrebungen ist, die Zwangsschule dagegen ihre beste Helferin ist.

daher der rasende Haß, mit dem sie die Kirche und die freie Schule verfolgen. Die Socialisten sind hier sehr klug. Sie kämpfen viel weniger gegen die Geldmacht, obgleich deren Mißbräuche und Nichtswürdigkeiten gerade in Frankreich so zahlreich zu Tage liegen, als gegen die Kirche. Beim Kampfe gegen den Besitz steht ihnen das Rechtsgefühl des Volkes entgegen, es fehlt an Bundesgenossen. Beim Kampfe gegen die Kirche haben sie alle Radikalen, überhaupt die Republikaner hinter sich. Sind auch bis jetzt deren Anschläge nicht ganz durchgedrungen, so ist doch der Schaden groß genug und wächst mit jedem Tage. Muß doch selbst ein republikanisches Blatt, „Evenement", eingestehen: „Das Verbrechen ist nicht im Rückgang, sondern im Aufschwung begriffen. Es mehrt und vergräuelt sich. Unsere socialen Zustände werden immer schlimmer. Die amtlichen Ausweise sind traurig beredtsam in dieser Hinsicht. Mit der Verbreitung des Unterrichtes beschleunigt der Mißbrauch aller Freiheiten die Entartung unseres Stammes."

Nachtrag.

Soeben veröffentlichte Ausweise des Unterrichtsministeriums geben an: Im Jahre 1886 zählten die weltlichen Volksschulen 3,647,987 Zöglinge, im Jahre 1889 aber 3,751,746, folglich 203,750 mehr. Die von Ordensleuten geleiteten Volksschulen hatten 1886: 1,083,779 Zöglinge, 1889 dagegen 1,012,381, oder 71,398 weniger.

Diese Minderung ist nur durch die Austreibung der Ordensleute aus vielen Schulen erzielt worden. Im Jahre 1878 befanden sich unter den 60,348 Volksschulen 13,009, welche von Ordensleuten geleitet wurden. Ende 1888 war diese Zahl, Dank der stattgehabten Austreibungen, auf 8552 herabgedrückt worden.

Im Jahre 1878 gab es 8110 freie Volksschulen, d. h. solche, welche weder vom Staat noch von Gemeinden unterhalten wurden. Ende 1888 war die Zahl dieser Schulen aber auf 12,426 gestiegen. Zum Ersatz der 5453 Schulen, aus denen die Ordensleute vertrieben worden waren, sind also im selben Zeitraum 4316 neue freie Schulen gegründet worden, die unter Ordensleuten stehen. Seit 1888 ist mit der Verwelt-

lichung eifrig fortgefahren worden, welche bis 1891 beendet sein soll. Indessen geht es doch nicht so schnell und so leicht, als die Republikaner wünschen. Der Unterrichtsminister Bourgeois gestand, daß es an Lehrern zu gebrechen anfängt, seitdem denselben die Befreiung vom Wehrdienst entzogen worden. Dagegen sind Lehrerinen im Ueberfluß vorhanden; Paris allein zählt über 5000 geprüfte Lehrerinen ohne Stelle. Aber die meisten Lehrerinen sind Stadtkinder, die nicht auf's Land gehen, noch dort verwendet werden können.

Die Mehrung der Schüler der staatlichen Zwangsschulen ist theilweise auch dem 1886 eingeführten Schulzwange zu verdanken, der den Schulbesuch um ein Jahr verlängerte. Indessen haben die weltlichen Volksschulen im letzten Jahre 1777 Knaben verloren, und 22,972 Mädchen gewonnen. Die Ordensschulen aber gewannen 25,901 Knaben und 33,878 Mädchen. Die Anstrengungen der Katholiken, ihren Kindern eine christliche Erziehung zu ermöglichen, werden also immer größer, sind auch von entsprechendem Erfolge begleitet.

XLIX.

Zeitläufe.

Kirche und Kirchen gegenüber der socialen Bewegung.

Den 12. Oktober 1890.

Es ist von vornherein bezeichnend, daß internationale Socialcongresse, wie der jüngst zum dritten Male in Lüttich gefeierte, bis jetzt nur katholischerseits zu Stande gekommen sind. Der im Frühjahr zu Berlin versammelte „Evangelisch-sociale Congreß" war eigentlich nicht einmal national, sondern bloß norddeutsch. Nicht minder bezeichnend ist ein weiterer Unterschied. Bei jenem internationalen „Katholisch-socialen Congreß" haben einige Belgier und Franzosen den, sonst

auch am deutschen Rhein vertheidigten, Satz vertreten: „Die Kirche allein kann helfen". Bei dem Congreß zu Berlin dagegen war es die Anschauung der auf den theologischen Kathedern herrschenden Richtung: der Staat allein habe zu helfen.

Der Lütticher Congreß hat die ganze Presse hüben und drüben in Bewegung gesetzt, namentlich wegen der mit nationalem Feuer geäußerten Anschauung der belgisch-französischen Minderheit, mit einem Jesuitenpater an der Spitze. Man hat sie dort mit schadenfrohem Beifall, hier mit Mißfallen als „reine Manchesterleute" beurtheilt. Aber auch sie wollen keineswegs Alles dem „freien Spiel der Kräfte" gemäß den angeblichen „unabänderlichen Naturgesetzen" des liberalen Oeconomismus anheimstellen. Nicht die Manchesterleute, aber *sie* werden sich mit dem vermittelnden Standpunkt zu vertragen wissen, den Papst Leo von Anfang an als den social-politisch richtigen angedeutet,[1]) und den der Hirtenbrief der preußischen Bischöfe soeben auf das Klarste präcisirt hat.

Man kann sogar Manchestermann von reinstem Wasser seyn, und dennoch den Staatssocialismus betreiben. Es ist eine Ungeheuerlichkeit, aber sie ist in der Bismarck'schen Socialreform zuwege gebracht, und zwar in der „Krönung" derselben. Als P. Forbes von dem hier auf die Spitze getriebenen

1) Die erste Aeußerung Sr. Heiligkeit ist in der Ansprache an die Delegirten der französischen Arbeitervereine am 16. Oktober 1887 erfolgt: „Zweifellos ist das Eingreifen und die Thätigkeit der öffentlichen Gewalten nicht unerläßlich nothwendig, wenn in den die Arbeit und den Industrialismus regelnden Bedingungen nichts sich vorfindet, wodurch die Sittlichkeit, die Gerechtigkeit, die Menschenwürde und das häusliche Leben des Arbeiters verletzt wird. Aber wenn das Eine oder andere dieser Güter sich verletzt oder bedroht sieht, dann thun die öffentlichen Gewalten ein Werk des socialen Heils, wenn sie *in der ihnen zustehenden Weise und in gerechtem Maaße* einschreiten; denn ihnen liegt es ob, die wahren Interessen der ihnen unterstellten Bürger zu schützen und zu wahren."

Versicherungswesen sagte: „Und wer soll diese ungeheueren Kosten zahlen? Doch nur die Steuerzahler!“ Da rief der hochw. Herr Bischof von Trier dazwischen: „Nein, der Gewerbtreibende!“ Das wäre freilich das Richtige. Das deutsche Altersversicherungsgesetz überbürdet aber in der That den allgemeinen Staatsmitteln ein volles Drittel der Kosten, das von Jahr zu Jahr wachsen und schließlich auf 60 bis 70 Millionen steigen wird. Mit dieser capitalistisch-bureaukratischen Socialreform aus Bismarck'schem Geiste ist allerdings die Bahn des Staatssocialismus betreten, und sie durchkreuzt die Arbeiterschutzgesetze, die jetzt der Kaiser will.

In keinem Staate außer in Preußen hat bis jetzt die Idee eines solchen Zwangsversicherungswesens aufkommen können, und sieht man näher zu, so führt der auffallende Unterschied zurück auf die gerühmte „deutsche Reformation“. Denn sie hat die Kirche zum Staat gemacht und umgekehrt. Daß „die Kirche allein“ die sociale Frage lösen könne, kann innerhalb des landeskirchlichen Protestantismus freilich Niemanden einfallen. Aber eine Aufforderung dürfte in diesen Erscheinungen liegen, den gegensätzlichen Stellungen näher auf den Grund zu sehen.

Man braucht nicht einmal auf fünfzig Jahre sich zurückerinnern zu können, es genügt ein Blick auf den Bahnverkehr einer großen Stadt oder in das Treiben eines Fabrikdistrikts, zu geschweigen vom Verkehr über's Meer, um sich sagen zu müssen: ja wir leben in einer neuen Welt. Der Mensch der alten Welt hat endlich die dämonischen Naturkräfte entdeckt und sich ein neues Daseyn geschaffen. Diese Entdeckung und Schöpfung glaubte er aber innerhalb der Schranken der bestehenden Gesellschaft, wie sie vom Liberalismus gleichzeitig mit den Motoren der neuen Welt geschaffen worden ist, ausbeuten zu können; das war der große Irrthum und ist der Ursprung der socialen Bewegung. Was der Liberalismus gegenüber der Ordnung der alten Gesell-

schaft war, das ist jetzt die Arbeiterbewegung, vorerst noch unbewußt und die Socialdemokratie bewußt, gegenüber der liberal gestalteten Gesellschaft. Er, der Liberalismus, ist jetzt der große Reaktionär und dem Untergang geweiht, so gewiß als Fürst Bismarck, gegen alles menschliche Ermessen, außer Amt gesetzt worden ist.

Der Liberalismus hat sich stets gerühmt, der Geist, sozusagen die Religion des „Bürgerthums" zu seyn. Dem alten deutschen Bürgerthum ist damit schweres Unrecht zugefügt worden; aber es paßt durchaus auf den vor hundert Jahren aus Frankreich herübergekommenen Begriff der „Bourgeoisie". Solange hat es gebraucht, bis aus dem Bürgerthum der alten Zeit der sogenannte dritte Stand sich zum herrschenden entwickeln und unter dem Namen des Liberalismus seinem Standesinteresse überall zum Siege verhelfen konnte. Geht man auf den Ursprung dieser Entwicklung zurück, so stößt man in jedem Stadium derselben auf die Todfeindschaft gegen die katholische Kirche, und schließlich rühmt sich die Parteiung selber ihrer adelichen Geburt aus der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts. Undankbar genug; denn auch den reformatorischen Glauben hat sie abgeschüttelt als moderigen Niederschlag aus der alten katholischen Zeit.

Nun hat aber gerade die gegenwärtig unaufhaltsam vordringende sociale Bewegung die merkwürdige Thatsache aufgedeckt, daß in der Stellung der beiden Confessionen als solcher und ihrer amtlichen Vertreter zu der großen Frage ein wesentlicher Unterschied besteht. Man kann sagen, es falle da ein helles Streiflicht zurück bis in die Tage des Augsburger Reichstags. Was man heutzutage die Bourgeoisie nennt, stand damals auf Seite der Neuerer, und wenn dieselbe auch heute um das „Evangelium" sich kaum mehr dem Namen nach kümmert, ja dessen ernste Verkünder offen gestehen, daß das sittliche Verderben aus den oberen Reihen herab in den Massen um sich gegriffen habe, so ist die Con-

feſſion als ſolche doch der erſten Liebe treu geblieben. Wenn ſie aufgerufen wird, wie es gegenwärtig geſchehen iſt, an der Heilung des ſocialen Uebels von oben herab mitzuwirken, ſo lautet die Antwort: eine anſtaltliche „Kirche“ kenne der Proteſtantismus nicht, und über die grundlegenden Sätze desſelben vom „Glauben allein“ und vom „allgemeinen Prieſterthum“ könne und dürfe der „Diener am Wort“ als ſolcher nicht hinausgehen. Es liegt in dieſer Erklärung der Nichtzuſtändigkeit gewiß ein Zeichen der Zeit und eine vielſagende Thatſache.

Bekanntlich haben in Folge der kaiſerlichen Erlaſſe vom 4. Februar und nach dem erſchreckenden Ausfall der Wahlen vom 20. Februar die oberſten landeskirchlichen Behörden in Preußen, und zunächſt dann auch in Sachſen, an ihre Geiſtlichen und an die Gemeinden beſondere Anſprachen erlaſſen. Die des Oberkirchenraths zu Berlin iſt ein glänzend geſchriebenes Dokument. Den Zuſtand ſchildert ſie mit den düſterſten Farben: „Der religiöſe Autoritätsglaube iſt aufgegeben, aber den Wortführern wird blindlings Folge geleiſtet. Und dies Alles hat eine Ausdehnung gewonnen, daß es ſich nicht mehr um die Verirrung einzelner, wenn auch zahlreicher Kreiſe, ſondern um eine von unten nach oben ſteigende *Erkrankung der Volksſeele* handelt. Damit verbindet ſich eine Zerbröckelung des Bürgerthums, deſſen untere Schichten theilweiſe bereits in das ſocialdemokratiſche Lager überzugehen beginnen“. Der Aufruf hebt namentlich hervor, daß die erwachſene Jugend ſtets „in vorderſter Reihe ſtehe und die Aelteren mit ſich fortziehe“. Er gibt ausführliche Rathſchläge, was denn nun zu thun ſei; an die Spitze aber ſtellt er den Satz: „Je ernſter die Zeit, deſto größer wird auch die Verpflichtung und die Verantwortlichkeit des geiſtlichen Amts; wir bedürfen zu ihrer Erfüllung *keiner neuen Mittel*“, wobei indeß zugegeben wird, daß „das Schwergewicht auf der ſpeciellen Seelſorge liege“, und „gerade dieſe Thätigkeit nicht völlig zu ihrem Recht gekommen ſei.“

Es wurde nun in tonangebenden protestantischen Kreisen Berlins beschlossen, in der Pfingstwoche, Ende Mai des Jahres, daselbst einen „Evangelisch-socialen Congreß“ zu veranstalten. Der ungewöhnlichen Benennung „evangelisch-social“ war der Vorzug vor christlich-social gegeben worden, einmal zur Unterscheidung von ähnlichen Versammlungen römisch-katholischer Mitbürger, zum andern, um eine Bezeichnung zu vermeiden, die Manchem als politischer Parteiname (womit die Stöcker'schen Vereine gemeint sind) hätte klingen und darum mißliebig seyn können.[1]) Es sollten überhaupt die verschiedenen protestantisch-kirchlichen Parteien bei der ersten Generalprobe vertreten seyn, und es erschienen die von der Rechten, der Mitte und von der Linken; von der letzteren spielte besonders der freisinnige Theologie-Professor Harnack in Berlin eine bedeutende Rolle. Das Programm konnte erklären: „Alle staats- und kirchenerhaltenden Richtungen des deutschen Protestantismus werden den Congreß beschicken; von Greifswald und Jena werden die Universitätslehrer vertreten seyn“.

Diese Bereitwilligkeit wurde den letzteren vom Organ des „Protestantenvereins“ von vornherein sehr übel genommen: „Es wird nur auf das hohe Ansehen der Namen derselben ein Schatten fallen. Der evangelischen Kirche ist durch nichts Anderes aufzuhelfen, als durch die Arbeit innerhalb der kirchlichen Organisation derselben. Das allein ist aber auch der Boden, auf welchem der politische Liberalismus sich auf die Dauer im Volksleben wird gegen die auflösenden socialen Tendenzen behaupten können“. Das dürfte wohl ebenso zu verstehen seyn, wie wenn Herr Harnack im Congreß äußerte: „Auf Grund meiner langjährigen Erfahrung muß ich noch bemerken, daß das theologische Wissen und die wissenschaftliche Bildung unter den Theologie-Studirenden immer mehr sinkt, weil sie sich in zu Vielerlei verlieren. Die Er-

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 23. Mai 1890.

haltung unserer evangelischen Kirche erfordert es, daß die Geistlichen sich in Contakt mit den Gebildeten der Gegenwart halten". [1]) Dieser durchgehende Gegensatz erhellt sofort aus der auf der anderen Seite ausgegebenen Losung: „Zurück in das Volk!" [2])

Das Programm des Congresses selber glaubte diese zugestandene Isolirung gegenüber dem gemeinen Volke als einen Uebelstand der Vergangenheit ansehen zu dürfen: „Der Protestantismus war viel zu zerklüftet, als daß er zu einer Zusammenfassung seiner socialen Kräfte hätte kommen können". Aber ehe sich noch der Congreß versammelte, hatte die Discussion in der Presse bewiesen, daß die socialen Kräfte des Protestantismus immer noch vor demselben Hinderniß der Entfaltung stehen. Ein gewichtiges Wort sprach vor Allem das Haupt des „Evangelischen Bundes", Professor Beyschlag in Halle, dazwischen, [3]) und seine lange Auseinandersetzung gipfelt gerade in der Verneinung des Satzes in dem Erlasse des Berliner Oberkirchenraths, daß das geistliche Amt in der Landeskirche zur Erfüllung seiner Aufgabe in dieser ernsten Zeit „keiner neuen Mittel bedürfe".

Auch Hr. Beyschlag beklagt die in der oberkirchenräthlichen Ansprache constatirte „Erkrankung der Volksseele"; nur daß er betont: ehe dieselbe „von unten nach oben" gestiegen, sei sie von oben nach unten hinabgedrungen. „Das hat noch ganz andere und mächtigere Ursachen als die wirthschaftlichen. Es hat seine Ursachen in einer naturalistischen und material-

1) Berliner „Germania" vom 31. Mai 1890.

2) Vgl. die Zusammenstellungen aus der „Kreuzzeitung", dem „Reichsboten" und anderen Preßorganen in den Neusser „Christlich-socialen Blättern", 1890. Heft 13 bis 15.

3) „Die evangelische Kirche als Bundesgenossin wider die Socialdemokratie" in dem nationalliberalen „Deutschen Wochenblatt" von O. Arendt in Berlin. Heft vom 17. und 24. April 1890. — Hr. Beyschlag hat dann jüngst auf der Stuttgarter Conferenz des „Evangelischen Bundes" ungefähr dasselbe wiederholt.

ischen Weltanschauung, welche aus dem Kreise der oberen Zehntausend in die breiten Massen der unteren Stände durchgerückert ist: diese sauberen Culturfortschritte unserer sogenannten Wissenschaft und schönen Literatur haben ganz naturgemäß im Kreise der Proletarier ihre socialistische Anwendung gefunden in dem gleichen Anspruch Aller auf rückhaltlose sinnliche Ausnutzung des irdischen Daseyns als des einzigen, das es gibt". Trotzdem beginnt er mit schweren Anklagen gegen das allgemeine, gleiche Wahlrecht, das die höheren Stände in die politische Minorität versetzt habe und überhaupt ein Hohn auf die organische Natur der bürgerlichen Gesellschaft sei. Er ist auf die ganze Aera Bismarck schlecht zu sprechen, den er nicht nur der „vollkommenen Nichtachtung der evangelischen Kirche", sondern überhaupt vielfacher Schädigung der idealen Faktoren des deutschen Lebens beschuldigt. Und nun soll die evangelische Geistlichkeit in diese politischen Dinge sich einmischen! Dazu, sagt Hr. Beyschlag, hat sie weder den Beruf noch die Fähigkeit, und er freut sich, daß „der weitaus größte Theil derselben sich auf den Illusions- und Confusionsweg der (Stöcker'schen) christlich-socialen Partei nicht eingelassen habe". Selbst die „Innere Mission" stellt er vor die Frage: „Hat sie dem riesigen Anwachsen des Uebels in irgend wahrnehmbarer Weise zu wehren vermocht?"

Aber nun kommt das Wunderbare. Nicht der „veraltete Katholicismus mit seiner überwundenen Weltanschauung", sagt der Professor, sondern allein der evangelische Protestantismus sei im Stande, unserm Volke das Evangelium in solcher Weise zu predigen, daß der böse Geist des Socialdemokratismus gebannt werde: „es ist das Evangelium, das Evangelium allein, das ihn zu überwinden vermag". Genau so spricht auf der Gegenseite auch Hr. Hofprediger Stöcker; er zieht jedoch nicht den Fuß gleich wieder zurück, wie der mittelparteiliche Führer in Halle. „Aber widersprechen wir uns nicht selbst, wenn wir vorhin die Ohnmacht des evangelischen Geistlichen gegenüber der Socialdemokratie behauptet haben,

und jetzt der evangeliſchen Kirche die volle Macht zuſprechen, die Socialdemokratie in deren geiſtigem Grunde zu überwinden? Wir bitten, einen doppelten Unterſchied nicht zu überſehen. Dort redeten wir von der Möglichkeit einer unmittelbaren Gegenwirkung; jetzt reden wir von der Macht einer mittelbaren, durch die geſammte volksthümliche Wirkſamkeit unſerer Kirche vermittelten. Eine ſolche moraliſche Hülfe iſt freilich eine weitausſehende. Das Andere, worauf wir zu achten bitten, iſt dies: wir ſchreiben die Macht, eine ſolche durchgreifende Hülfe zu bringen, nicht ohne Weiteres der evangeliſchen Kirche zu, ſo wie ſie augenblicklich iſt, ſondern ſo, wie ſie ihren Grundſätzen nach ſein könnte und ſollte, und den Aufgaben gegenüber, welche unſere Zeit ihr ſtellt, je eher je lieber zu werden hat". Gewiß troſtlos im Vergleich mit den kaiſerlichen und oberkirchenräthlichen Anſprachen!

Der „Evangeliſch-ſociale Congreß" hat ein, mit Angehörigen der verſchiedenſten kirchlichen Richtungen beſetztes, Aktionscomité hinterlaſſen. Dasſelbe erklärte in einem Aufruf als ſein Ziel, auf dem Grunde der evangeliſchen Lebensanſchauung und der proteſtantiſchen Staatsauffaſſung an der religiöſen Belebung der bürgerlichen Geſellſchaft, an der ſittlichen Hebung des Erwerbslebens, an der Bekämpfung des ſocialen Umſturzes mitzuwirken. „Für dieſe Arbeit wird die Neubelebung der evangeliſchen Gemeinde eines der wichtigſten Mittel ſeyn".[1]) Logiſch genommen müßte alſo die Kirche ſich ſelber neubeleben, denn die ſichtbare Kirche des Proteſtantismus iſt eben die Gemeinde. „Die Gemeinde", ſagt Herr Beyſchlag, „die um Wort und Sakrament ſich wirklich verſammelnde Lokalgemeinde iſt nach evangeliſcher Lehre die Kirche auf erſter Potenz, die organiſche Grundlage alles weitern Kirchenbaues." „Aber wo iſt dieſe Gemeinde", ruft er aus, „in Wirklichkeit?" „Was uns lähmt, iſt, daß wir wohl den Begriff der Gemeinde haben, daß

1) Berliner „Germania" vom 19. Juli 1890.

s aber die wirkliche Gemeinde mehr oder weniger fehlt. in einsichtiger Freund der evangelischen Kirche kann ver- men, daß ihre Volksthümlichkeit, diese Voraussetzung jeder olgreichen Einwirkung auf's Volk, viel, sehr viel zu wünschen rig läßt. Im Großen und Ganzen muß man bekennen: ser Wort in Predigt und Unterricht ‚fähet nicht'."

Wenn nun die Kirche als solche ein bloßer Begriff ist d die Gemeinde gleichfalls nur ein Begriff, so muß es erdings schwierig seyn, gemäß der Mahnung des Ober- chenraths, „die specielle Seelsorge zu ihrem Recht kommen" lassen. Was darunter zu verstehen wäre, hat der „Reichs- te", das vielgenannte Pastorenblatt, sehr präcis erklärt: Vir haben das hierarchische Priesterthum abgeschafft und ıser Kirche auf das allgemeine Priesterthum aller Gläubigen gründet, aber wo bethätigt sich dieß allgemeine Priester- um? Wir sind aus einer autoritären Priesterkirche eine ıtoritätslose Theologenkirche geworden. Darin liegt unsere chwäche. Wir müssen Ernst machen mit dem allgemeinen riesterthum. Der Geistliche muß sich Hülfe holen aus dem llgemeinen Priesterthum."[1]) Im Congreß hatte namentlich in Mitglied, Pastor Baron Soden, diesen Punkt berührt, und hm antwortete ein Amtsbruder, unter aller Anerkennung einer idealen Anschauung, in der Presse: „Verfasser lebt und rbeitet in einer etwa 1700 Seelen umfassenden Gemeinde, ie äußerlich zu den kirchlichen gehört. Er ist nicht im Stande, einen einzigen Mann der Gemeinde zu nennen, der eeignet wäre, seelsorgerische Funktionen zu vollziehen, ja außer em Pastor loci und dem Verfasser hat sicherlich keiner in der Gemeinde von dem allgemeinen Priesterthum einen Begriff."[2])

Auch gegen die ideale Anschauung des Hrn. Beyschlag trat ein gewichtiger Gegner auf.[3]) „Wir alle wissen es: die

1) Nummer vom 6. April 1890.

2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 31. Juli 1890.

3) Professor J. Weiß in Göttingen, s. Berliner „Deutsches Wochenblatt" vom 10. und 17. Juli 1890.

Predigt ist nichts ohne Seelsorge!“ Er empfiehlt dieselbe sogar nach den Vorschlägen des Pastor Sulze zu Dresden: geistlicher Besuch von Haus zu Haus und Rechenschaftsablegung bei den kirchlichen Oberbehörden über die geistlichen Visiten. Aber allerdings sei das ein „ganz neues Mittel“, und die evangelische Kirche habe verspielt, wenn sie sich weiter nur auf die Predigt und die Sakramente verlasse. „Hat die evangelische Kirche eine Erziehungsaufgabe an unserer Generation erfüllt? Wir können die Thatsachen als Antwort anrufen. Die Entfremdung der Massen von der Kirche verneint jene Frage. Es besteht die Thatsache, daß unendlich viele Kreise in gar keinem dauernden Verhältniß zur Kirche mehr stehen; kaum daß noch an den Hauptwendepunkten des Lebens der Segen der Kirche begehrt wird; aber ein Heimatsgefühl in der Kirche, ein Empfinden ihrer Angelegenheiten als eigene, auch nur ein äußerer Verkehr der Gemeindemitglieder mit dem Pfarrer und untereinander ist nicht vorhanden. Von Erziehung kann also bei der Mehrzahl gar nicht die Rede seyn.“ Indem aber der Verfasser es anders haben will, verstößt er unversehens gegen den Grundartikel des „Evangeliums“, das sola fide. „Unser kirchlicher Unterricht leidet vor allem an einem Gebrechen, das ihm vielleicht noch vom Pietismus her, vielleicht aber von Anfang an, innewohnt: er ist zu weltflüchtig. Die Frage: wie gewinne ich einen gnädigen Gott? ist der Leitfaden unserer Dogmatik und unseres Unterrichts. Man vergleiche die Wirkungen zweier Predigten: die Eine über die Rechtfertigung aus dem Glauben, die andere über das Wort des Herrn: Der Größte unter euch soll euer Diener seyn!“ U. s. w.

Es ist sehr bezeichnend, daß nur bei diesem Befürworter des durch die Liebe thätigen Glaubens die übliche Verwahrung sich nicht findet, als wenn man bei dem Kampfe gegen den socialen Umsturz die Wege der katholischen Kirche einschlagen wolle. In dem Aufruf des Aktionscomité's für den „evangelisch-socialen Congreß“ heißt es dagegen wörtlich: „Selbst

rständlich kann es sich nicht darum handeln, in der Weise tholischer Socialpolitik der organisirten Kirche oder ihren ienern socialpolitische Aufgaben in Parallele mit dem Staate zuweisen". Und die beiden Generalsuperintendenten der ovinz Sachsen erklären in ihrem österlichen Hirtenbriefe [1]) t dürren Worten: daß eine solche Nachfolge der Grundre vom „Glauben allein" widersprechen würde. „Im lauben allein: wir wären nicht mehr Protestanten, wenn s dieses Kleinod entschwände. Mag die Kirche, die sich von s getrennt (!), sich ihrer gewaltigen Erfolge vor Menschengen rühmen, ihre Scheintriumphe sollen uns nicht blenden, ht bestechen." Indeß meinte doch selbst der Präsident des ngresses, der bekannte Nationalöconom Professor Wagner Berlin, daß man das sociale Wirken der katholischen rche sich zum Muster nehmen könne. Der „Reichsbote" klärte: „Nur das Centrum steht fest, alle anderen alten arteien wanken." Hofprediger Stöcker aber begründet eine ner Thesen beim Congreß damit, „daß die Socialmokratie in Deutschland, und zwar bis jetzt in den evanlischen Gebieten, ihre tiefsten Wurzeln und ihre weiteste erbreitung habe". Und das, sagte er, sei dadurch gekommen, aß „die officielle Kirche ihre Aufgaben Jahrzehnte lang gänzich verkannt habe und die verführten Millionen darum irre geworden seien."

Was ist aber diese „officielle Kirche?" Offenbar läuft ie Verirrung im Kirchenbegriff wie der rothe Faden durch ie ganze Discussion. Das neue „Evangelium" hat den Menschen „unmittelbar" dem Heiland gegenübergestellt und en Glauben an die von Christus gestiftete Heilsanstalt auf rden zerstört, an die leere Stelle trat in der äußern Ordnung der Staat. „Es ist", sagt das Berliner Pastorenblatt, „von großem Schaden, daß die christliche kirchliche Gemeinde so sehr hinter die politische Gemeinde zurückgetreten ist."

1) Berliner „Reichsbote" vom 6. April 1890.

Aber es konnte nicht anders ſeyn. Die Freiheitslehren des neuen Kirchenbegriffs riefen auch ſofort die erſte ſocialdemokratiſche Umſturzbewegung im großen Style, den Bauernkrieg von 1525, hervor. Da rief Luther den Staat an: „Schießt, haut, ſtecht!“ Inſoferne war Fürſt Bismarck wirklich der zweite Luther; denn auch er handelte nach der Ueberzeugung, die neue ſocialdemokratiſche Bewegung ſei ſchließlich nichts Anderes als eine „militäriſche Frage“.

Nur daß inzwiſchen die Bewegung dem Staate ſelbſt über den Kopf zu wachſen begann. In dem Maße, als im modernen Staate die Claſſen der „oberen Zehntauſend“ dick und fett wurden und unter dem Namen des Liberalismus zur politiſchen Herrſchaft gelangten, entfremdeten ſie ſich den breiten Maſſen des Volkes und dieſe der Kirche, die ſelber nichts Anderes war, als eine Miniſterialabtheilung im Staat. Daher jener von Hrn. Beyſchlag ſo bitter beklagte Verluſt ihrer „Volksthümlichkeit“, den man der katholiſchen Kirche nicht nachſagen kann, weil ſie nicht im Dienſte der Bourgeoiſie ſteht. „Die Arbeiter“, ſagt der oftcitirte „Reichsbote“ zu Berlin, „ſind mehr die Verführten, als ſolche muß die Kirche ſie behandeln. Es wäre ein großer Fehler, wenn die Kirche und ihre Diener immer nur die Armen als den Gegenſtand ihrer Bußpredigt und ihrer ſeelſorgerlichen Behandlung betrachteten. Sie würden die Kirche als eine Art Armenpolizei im Intereſſe der Reichen anſehen, und dann wäre es mit der Wirkſamkeit der Kirche vorbei.“ [1])

Daß es thatſächlich ſchon ſo weit gekommen iſt, beweist ein merkwürdiger Vorſchlag, der im Congreß ſelber aufgetaucht iſt. Ein Profeſſor Scholz betonte, daß die höheren Stände, insbeſondere die Geiſtlichen, ihre Kinder nicht ſtudiren, ſondern lieber ein Handwerk lernen laſſen ſollten, damit die Gegenſätze zwiſchen Reich und Arm ſich auf dieſe Weiſe wieder ausgleichen könnten. „Wenn man über das Gebiet der ſchönen Redensarten hinausgehen wolle, müſſe

1) „Chriſtlich-ſociale Blätter“, 1890. Heft 15, S. 470.

nan mit dem elterlichen Stolze brechen und den Muth haben, ie Söhne in die Tiefen des Volkes herabsteigen zu lassen." uch der nachfolgende Redner, Pastor Weber, erklärte: „Die ichen Eltern müssen ihre Kinder in den Hütten der Arbeiter in- und ausgehen lassen; die Geistlichen müssen sich mehr en Arbeitervereinen anschließen; sie müssen die Jünglings-, länner-, kaufmännischen und anderen Vereine unterstützen. eine Forderung ist: schaffen Sie mehr Corpsgeist, mehr rchlichen Verkehr mit dem Volke von Jugend auf." Der ledner berief sich auf das Beispiel mehrerer Pastoren in heinland und Westfalen; ein Hr. Sobbe aber bemerkte dar- ber, „daß überall, wo der Gegensatz zur katholischen Kirche icht zur Geltung komme, die Arbeitervereine auch keine ebenskraft haben; wo direkte Gegensätze gegen die katholische irche nicht vorhanden seien, sei die Gründung von Arbeiter- ereinen nicht zu empfehlen; auch komme es nur selten vor, aß in den Sitzungen der Vereine über die Art und Weise er Verbesserung der Lage der Arbeiter verhandelt werde." [1]) lso wohl nur über den — Kampf gegen Rom!

Es ergab sich von selbst, daß unter solchen Umständen ie Frage eingemischt wurde, ob denn nicht vor Allem n der officiellen Kirche selbst zu corrigiren wäre? Der lte Streit der Parteien kehrte wieder. Auf der streng- läubigen Seite drängt man längst nach den „rechten Händen"; ann hätten auch, wie der „Reichsbote" sagte, die Aufforder- ungen zur socialen Mitarbeit aus der Initiative der eigenen irche ausgehen können, anstatt aus der der Staatsbehörden. „Das ist nur zu erreichen durch die Ersetzung der juristischen Staatsbeamten als Präsidenten der Kirchenbehörden durch Geistliche, die keine andere Richtschnur ihres Handelns kennen, als die göttliche kirchenamtliche Mission der Kirche, nenne man sie nun Bischöfe oder Generalsuperintendenten. Dann wird auch die evangelische Kirche ihre alte Gewinnungskraft

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 29. und 30. Mai 1890.

ſowohl Rom, wie dem Unglauben gegenüber wieder gewinnen. Man concentrire deshalb alle Forderungen getroſt in die Eine: gebt uns Geiſtliche als Leiter der Kirche an die Spitze ihrer Behörden mit kirchlicher Initiative.“ [1]) Auch Hr. Beyſchlag, als Vertreter der „richtigen Mitte“, will eine andere Regierung der Kirche. „Der evangeliſchen Kirche iſt von Anbeginn bis zur Gegenwart die freie Selbſtentfaltung nach den ihr angeborenen Grundſätzen und Lebenstrieben verſagt geblieben; der Staat hat ſie bevormundet und ihre volksthümliche Ausbildung lahmgelegt.“ Er fährt fort: „Seit nunmehr ſiebenzig Jahren iſt eine von jungen Lebenskräften durchdrungene Kirche regiert worden nicht nach ihrem eigenen innern Lebenstrieb, ſondern — das muß einmal offen und freimüthig beklagt werden — nach der perſönlichen religiöſen Denkart des Landesherrn.“ Aber er will eigentlich die Kirchenregierung nur in der Machtſphäre einer andern, der liberalern, Richtung; gegen die „hochkirchliche“, die „Freiheit Hammerſtein'ſchen Recepts“, verwahrt er ſich feierlich; für ihn bietet die „verjüngte, wiſſenſchaftliche Theologie“ die rechten Hände dar.[2])

Profeſſor Harnack, als Vertreter einer noch wiſſenſchaftlichern Theologie und eines noch verſchwommenern Kirchenbegriffs, hält auch davon nichts. Nach ihm hat „die Schwäche der evangeliſchen Kirche ihren Grund nicht, wie Einige ſich ſelber täuſchend meinen, in der Gebundenheit der Kirchen, ſondern darin, daß die große Mehrzahl der Gebildeten und Ungebildeten dem Glauben, wie ihn die Kirchen officiell bekennen, entwachſen iſt.“ Seine Meinung geht dahin, „die oberſte Aufgabe der evangeliſchen Kirchen ſei zur Zeit nicht die, in immer neuer Geſchäftigkeit auf Mittel und Mittelchen zu ſinnen, ſondern ein ſolches Verſtändniß des Evangeliums wieder herzuſtellen, daß es in keinem Sinn als Laſt, ſondern

1) Berliner „Reichsbote“ vom 5. Juli 1890. — „Augsburger Poſtzeitung“ vom 1. Septbr. 1890.

2) Arendt's „Deutſches Wochenblatt“ a. a. O. S. 200 f.

als die Macht der Befreiung und Erlösung empfunden werde."[1]) Das wird kaum anders zu verstehen seyn, als daß den „evangelischen Christen im 19. Jahrhundert nach den sichern Erkenntnissen, die wir gewonnen haben", das Bekenntniß noch um einige Kilo zu erleichtern sei. Noch deutlicher spricht das Organ der äußersten kirchlichen Linken. Indem es die Thatsache durch Verweisung auf die „Sitze des reinen Lutherthums" erhärtet, behauptet es: während bisher in Deutschland die Wogen des Socialismus an dem Fels der katholischen Kirche zurückgeprallt seien, habe die evangelische Kirche nichts, gar nichts geleistet. „Haben die großen Kirchenmänner der herrschenden Richtung es nicht hundertmal hinausgerufen in alle Welt: eine bekenntnißtreue Autoritätskirche schützt uns vor den revolutionären Elementen des heutigen Volkslebens? Wo ist nun dieser Schutz? Erreicht hat man durch diese Parole allerdings etwas; man hat nicht nur das gebildete Bürgerthum, sondern auch die Massen der Kirche entfremdet. Wenn die evangelische Kirche nicht überhaupt an ihrer geschichtlichen Mission verzweifelt, dann kann sie doch nicht einen Augenblick zweifeln, daß es für sie nur einen einzigen Weg zur Wiedergeburt gibt, nämlich eine freie weitherzige Volkskirche zu werden, welche fähig ist, dem religiösen Sinne des ganzen Volkes entgegenzukommen."[2]) Also die Kirche soll sich dem Zeitgeist, die Erzieherin dem Zögling unterwerfen.

Nach allem dem Vorstehenden muß es fast als ein Curiosum erscheinen, wenn sogar der Versuch gemacht wurde, einerseits festzuhalten, welch wesentlichen Vorrang und höhere göttlichen Gaben der Protestantismus in den Lehren von der Rechtfertigung durch den Glauben und dem allgemeinen

1) Aus den „Preußischen Jahrbüchern" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 3. Juli 1890.

2) Aus der „Protestantischen Vereins-Correspondenz" in den „Christlich-socialen Blättern". 1890. Heft 13 bis 14. S. 403.

Priesterthum für die Einwirkung auf das sociale Gebiet vor der katholischen Kirche voraus habe, andererseits aber zugeben zu müssen, daß die evangelische Kirche in der Einwirkung auf das sociale Gebiet dennoch hinter der katholischen entschieden zurückgeblieben sei. Ist Ersteres wahr, dann müßte unfraglich das Urtheil über die protestantischen Kirchengemeinschaften um so härter ausfallen. Es wäre auch kaum der Mühe werth, von dieser sonderbaren Verherrlichung des „Lichts in der Lehre der evangelischen Kirche" Notiz zu nehmen, wenn sie nicht von einem hervorragenden preußischen Staatsmann herrührte, der bei der Berathung der beiden ersten socialpolitischen Gesetze im Reichstag eine allgemein anerkannte Rolle gespielt hat, und auch wieder zu den drei Regierungscommissären gehörte, die neben zwei Ministern bei dem „Evangelisch-socialen Congreß" erschienen. Es war nämlich kein Geringerer als der Geheime Oberregierungsrath Lohmann, der vier Wochen vorher, am 24. April, in der Conferenz des Centralausschusses für die innere Mission folgende Erklärung abgab:[1])

„Nur die evangelische Kirche, sagt die 7. These, vermag die Mächte des Verderbens, die unser Volksleben bedrohen, zu besiegen. Das fordert zu einer doppelten Frage auf. Einmal: Warum ist die katholische Kirche nicht oder nicht in gleichem Maße wie die evangelische im Stande, unser Volk vor dem Verderben zu bewahren? Sodann: Warum ist dennoch die evangelische Kirche in der praktischen Arbeit auf socialem Gebiet bisher hinter der katholischen Kirche zurückgeblieben?"

„Ohne damit diese Fragen erschöpfen zu wollen, antworte ich auf die erste: Der katholischen Kirche fehlt mit der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben auch die volle Anerkennung der Persönlichkeit, ihres Werthes und ihrer Bedeutung; sie vermag deshalb auch dem, was die moderne Cultur an wahrhaft christlichem Inhalt besitzt, nicht voll gerecht zu werden. Und auf die zweite Frage antworte ich: Die evangelische Kirche

1) Aus dem Organ des Centralausschusses, den „Fliegenden Blättern", in der „Kölnischen Volkszeitung" vom 13. Juli 1890.

hat in ihrer Lehre das Licht, mit welchem sie gerade die socialen Fragen zu erleuchten berufen war, zu sehr unter den Scheffel gestellt, und sie hat in ihrem Leben das vernachlässigt, worin sie im Unterschied von der katholischen Kirche ihre Kraft hätte suchen sollen: die Ausgestaltung des christlichen Gemeindelebens."

„Um in den gegenwärtigen socialen Kämpfen einen bestimmenden Einfluß auf die Arbeitermassen auszuüben, fehlte es in der evangelischen Kirche an den nothwendigsten Voraussetzungen. Eine Kirche, von der sich gerade diejenigen Kreise unseres Volkes, von denen die wirthschaftliche Entwickelung wesentlich bestimmt wurde, schon seit Jahrzehnten abgewandt hatten, konnte nicht erwarten, eine Autorität für die unteren Classen zu werden. Daneben fehlte es unserer Kirche viel zu sehr an einem wirklichen Gemeindeleben, und gerade in den Großstädten und in den Mittelpunkten der Industrie, wo ihre Thätigkeit am nöthigsten gewesen wäre, ist sie mit ihrer Gemeindebildung und mit dem Bestande ihrer geistlichen Kräfte hinter der wirthschaftlichen Entwickelung so weit zurückgeblieben, daß sie vor einer fast hoffnungslosen Aufgabe steht. Endlich — und dafür fällt mehr als für das Bisherige die Verantwortung der Kirche selbst zu — hat sie es versäumt, zu rechter Zeit zu den großen socialen Fragen die rechte Stellung zu nehmen, in grundlegender Weise die Consequenzen der christlichen Ethik für das Gebiet des wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens zu ziehen, und nicht bloß im Privatleben, sondern auch im öffentlichen Leben zur Geltung zu bringen."

Durch das Versäumen der rechten Zeit, sagte der Redner an jenem 24. April, sei „die Aufgabe fast hoffnungslos" geworden; heute dürfte er sich wohl sagen: ganz hoffnungslos. Eine Bewegung, die vor dem Socialistengesetz nur von den anarchistischen Elementen betrieben worden ist, droht sich jetzt weiter socialdemokratischen Kreise zu bemächtigen: der Austritt in Masse aus den protestantischen Landeskirchen, aus der preußischen insbesondere. Es wäre das erschreckendste Anzeichen in der ganzen Bewegung. In katholischen Kreisen sind bis jetzt in dieser Richtung kaum schüchterne Versuche

aufgetaucht, würden drüben wohl auch mit lautem Beifall begrüßt werden. Aber vom protestantischen Boden aus hat eine solche Bewegung allerdings eine ganz andere Bedeutung; sie wäre die Kriegserklärung gegen den Staat selber, in dem die Kirche aufgegangen ist. In diesem Staat allein konnte auch der Staatssocialismus erstehen, und von seiner Kirche kann man sich nicht demonstrativ lossagen, ohne dem Staat selbst den Dienst zu kündigen, trotz aller Handreichung in Invaliditäts- und Altersversicherungs-Anstalten.

Auf die erste Nachricht von dem geplanten „Evangelisch-socialen Congreß" hat das große Münchener Blatt gemeint: die Regierungen sollten darüber wachen, daß durch solche Veranstaltungen die ohnehin schon schroffen confessionellen Gegensätze nicht noch schroffer werden. „Denn darüber dürfe man sich nicht täuschen, daß der confessionelle Hader der glaubenslosen Socialdemokratie ebenso viele Anhänger zugeführt habe, wie die rücksichtslose und egoistische Concurrenz der Arbeitgeber und der Industriestaaten gegen einander." [1]) In der That hatte der Vorsitzende den Congreß mit einer Rede eröffnet, in der er betonte: die Versammlung „wolle sich nicht in einen feindlichen Gegensatz zur katholischen Schwesterkirche stellen." Nichtsdestoweniger kam die Schwester nicht ungerupft durch. Als Hr. Stöcker von dem verderblichen Einfluß gewisser Kreise des Judenthums sprach, erhob sich auf der Harnack'schen Seite heftiger Widerspruch, was auf der andern Seite den Abg. Dr. Krotpatschek zu der bezeichnenden Bemerkung veranlaßte: „Wir haben in diesen Tagen Manches gegen die sociale Praxis und gegen die Ethik des Katholicismus sagen hören. Das hören wir alle ruhig an und schweigen; sobald aber nur das Wort ‚Jude' fällt, da wird protestirt." Hofprediger Stöcker macht wahrlich kein Hehl aus seinem Katholikenhaß;[2]) aber dabei blieb er

1) „Allg. Zeitung" vom 22. April 1890

2) Man vergleiche sein Organ, die Berliner „Deutsche evangelische Kirchenzeitung", z. B. die Nummer vom 17. Mai d. Js.

doch stehen, daß er „die jüdische Agitation und jüdische Presse für die größte Pestbeule an dem Körper des deutschen Volkes halte.“ [1])

Wer aber die seit Jahren zunehmend heftiger gewordene Katholikenhetze verfolgt hat, der könnte wirklich glauben, daß man drüben nicht die Juden, sondern die deutschen Katholiken für ein fremdes landverderbliches Volk ansehe, und früher oder später ein Religionskrieg in Sicht stehe.[2]) Und gerade seitdem die Socialdemokratie Sieg auf Sieg errungen hat, ist die wüste Hetze immer allgemeiner und heftiger aufgetreten. Noch vor Kurzem hat ein conservativer Protestant aus Pommern an ein katholisches Blatt geschrieben: „Selbst unser Pommerland wird davon inficirt; ich höre zu meinem Erstaunen die Prediger vor Rom's List und Tücke warnen, obgleich man hier gar keine Katholiken kennt. Diese ganze Agitation wird künstlich in das Volk hineingetragen. Unsere Prediger, sagt man hier, sind noch nie so mundfertig gewesen, haben noch nie so viele Reden gehalten, wie jetzt über die angebliche römische Gefahr. Von der socialdemokratischen Gefahr, die viel näher liegt, sagt man nichts. Ich bitte die Katholiken, durch unsere Prediger sich nicht

1) „Christlich-sociale Blätter“. 1890. Heft 15. S. 466. — Berliner „Germania“ vom 31. Mai 1890.

2) Unter dem Titel: „Religionskrieg in Sicht? Ein Wort zum Frieden unter den christlichen Confessionen in Deutschland“ ist zu Trier vor Kurzem eine Schrift von Dr. M. Höhler, Domcapitular zu Limburg, erschienen, welche Oel auf die Wogen des wilden Kampfes zu gießen bestimmt ist. Der Verfasser will denen, die guten Willens sind, den Katholicismus zeigen, wie er wirklich ist; den Anderen aber hält er den Spiegel vor Augen mit der ernsten Frage: wer sich denn eigentlich darüber zu freuen habe? Möge der Erfolg seine schwere Bemühung lohnen. So sehr man zweifeln darf, ob die confessionelle Polemik in unserer Tagespresse am Platze sei, und nicht eher Schaden als Nutzen stifte, so gewiß muß eine solche Zusammenfassung willkommen seyn, nicht nur für die ruhige Ueberlegung der Mitlebenden, sondern auch in perpetuam rei memoriam.

verhetzen zu laſſen. Die confeſſionelle Verhetzung iſt die größte Gefahr für unſer Vaterland.“ [1])

Haben die Katholiken jemals dazu Anlaß gegeben und den Angriff provocirt? Sie befinden ſich im neuen Reiche immer im Stande der Nothwehr, aber ſelbſt die hiſtoriſche Quellenforſchung wird ihnen als Beleidigung verübelt. Alle katholiſchen Generalverſammlungen, und auch die letzte, ſind mit Argusaugen auf Ausfälle gegen die andere Confeſſion vergebens unterſucht worden. Im Centrum des Reichstags tagen ſeit Jahren ſtrenge Proteſtanten als hochgeſchätzte Gäſte. In der bayeriſchen Abgeordnetenkammer ſitzen vier oder fünf conſervative Proteſtanten, denen es verargt wurde, daß ſie von Fall zu Fall mit der katholiſchen Partei, und umgekehrt gingen. „Niemals“, erklärten ſie, „ſei ihnen von derſelben etwas zugemuthet worden, was eine Verläugnung des proteſtantiſchen Standpunktes in ſich geſchloſſen hätte“. [2]) Zum Uebermuth fehlt den deutſchen Katholiken auch jede Verſuchung. Sie ſind Stiefkinder geworden überall, ſelbſt im „katholiſchen Bayern“, und von der ſocialen Gefahr ſind ſie nicht weniger bedroht, als die proteſtantiſchen Mitbürger. Aber Alles vergebens; Katholiken ſollen eben in Deutſchland einfach nicht da ſeyn. So haben ſie doppelt an dem namenloſen Unglück zu tragen, das die Glaubensſpaltung des 16. Jahrhunderts über die deutſche Nation gebracht hat.

Es iſt, als wenn der Anblick der ruhigen Hoheit, mit der die katholiſche Kirche überhaupt und in Deutſchland insbeſondere alles, was ſeit einem Vierteljahrhundert über ſie verhängt worden iſt, ertragen hat, auf der anderen Seite als unausſtehlich empfunden werde. „In meiner Diöceſe“, ſagte der Biſchof von Trier auf dem Congreſſe zu Lüttich, „habe ich 250 Prieſter, die im Gefängniſſe waren, drei, vier, ſechs Monate, ein, zwei, drei Jahre. Mein Vorgänger iſt im

1) „Kölniſche Volkszeitung“ vom 1. Auguſt 1890.
2) Berliner „Germania“ vom 18. April 1890.

Gefängnisse gewesen; mein sämmtlicher Clerus hat sieben Jahre lang Hunger gelitten und nicht nachgegeben. Er hat durch geduldiges Ertragen gegen das Unrecht protestirt und während dieser sieben Jahre, wo er selbst das Opfer eines ungerechten Gesetzes war, hat er verlangt, daß man gerechte Gesetze für den Arbeiter und den Schwachen schaffe."

L.

Der Conciliengeschichte neunter Band.[1])

Dritthalb Jahre sind kaum verflossen, seit wir den achten Band der Conciliengeschichte, also den ersten in der vom Cardinal-Archivar des Apostolischen Stuhles unternommenen Fortsetzung des großen Hefele'schen Werkes hierorts (Bd. 101, S. 542) zur Anzeige brachten. Ungeachtet andauernden Unwohlseins ist der berühmte Kirchenfürst[2]) bei seiner geradezu erstaunlichen Arbeitskraft, seiner immensen Literaturkenntniß und dem feinen kirchlichen Sinn schon heute dazu gekommen, das Riesenwerk um einen Band weiter zu fördern. Zwar hatte er sich der Hoffnung hingegeben, es werde ihm gelingen, in diesem Bande die Darstellung der Geschichte des Concils von Trient zum Abschluß zu bringen. Aber diese Aussicht mußte ihm bald schwinden, gegenüber dem von Tag zu Tag stetig anwachsenden Material, welches der Bienenfleiß der Geschichtsbeflissenen aus dem Staub der Archive und Büchereien an das Licht befördert hat. So ist es denn geschehen, daß der neunte

1) Conciliengeschichte. Nach den Quellen bearbeitet von Karl Joseph von Hefele, Bischof von Rottenburg. Fortgesetzt von J. Cardinal Hergenröther. Neunter Band. Der Fortsetzung zweiter Band. Freiburg, Herder. 1890. VIII und 972 S.

2) Gerade während diese Anzeige zum Druck gehen soll, kommt die Trauernachricht, daß Cardinal Hergenröther im Kloster Mehrerau von einem Schlaganfall betroffen und am Abend des 3. Oktober verschieden ist. R. I. P.

Band der Conciliengeschichte jene Ereignisse zur Darstellung bringt, welche der allgemeinen Kirchenversammlung von Trient vorangingen und sie einleiteten. Aber gerade für diese weitausholende Behandlung verdient der gelehrte Cardinal den lebhaftesten Dank aller Freunde der Kirchengeschichte. Denn es kann nicht genug betont werden, daß, je entschiedener der Bruch mit der Vergangenheit war, der sich im 16. Jahrhundert vollzogen hat, und je verhängnißvoller die Wirkungen der religiösen Neuerung auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit sich darstellten, um so gebieterischer der katholischen Gelehrtenwelt die Pflicht sich aufdrängt, mit der Fackel der Wissenschaft die letzten und tiefsten Gründe zu erhellen, welchen die Reformation entstiegen ist.

Wie alles, was der Cardinal, ein Veteran auf dem Felde der Kirchengeschichte, auf diesem Gebiete leistet, so zeichnet auch der neunte Band der Conciliengeschichte sich aus durch eine Haltung von fürstlicher Noblesse, Klarheit der Darstellung, Uebersichtlichkeit in der Anordnung, erstaunliche Kenntniß und Verwerthung der Literatur und eminenten geschichtlichen Sinn. Die Sprache ist einfach, aber stets würdevoll, ein Vorzug, der gerade da um so schwerer in die Wagschale fällt, je mehr der Verfasser verpflichtet war, sich mit Literaturdenkmalen befassen zu müssen, die eine Rohheit der Sprache bekunden, wie sie vielleicht nie zuvor, nicht einmal zur Zeit des tiefsten Niedergangs in Hellas und Rom, gehört worden war. Des Weitern möchten wir betonen, daß eine Geschichte gerade dieser Zeit, in welcher der Irrthum aus hunderten von Schleusen hervorbricht, ohne ausgezeichnete Kenntniß der Dogmatik geradezu als ein Ding der Unmöglichkeit erscheint. Jeder darf sich dem Cardinal auf diesem maßgebenden Gebiete mit rückhaltloser Zuversicht anvertrauen.

In neun Kapiteln wird der unermeßliche Stoff abgehandelt: 1. Martin Luther und seine Verdammung durch den Apostolischen Stuhl. 2. Das Lutherthum vom Wormser Reichstage bis zum Tode Leo X. 3. Das Lutherthum unter dem Pontifikate Hadrian VI. 4. Neue Verwickelungen und Kämpfe unter Papst Clemens VII. 5. Die Synoden und weitere Verbreitung des Protestantismus unter Clemens VII. 6. Die reformatorischen

Bewegungen in der Schweiz. 7. Die Augsburger Confession und der Nürnberger Religionsfriede 1530—1532. 8. Die letzten Jahre Clemens VII. 9. Die ersten Pontifikatsjahre Paul III. Im Anhang sind drei ungedruckte Aktenstücke angefügt: 1. Ein Brief des Pier Paolo Vergerio aus Neumarkt vom 2. August 1535 an den päpstlichen Sekretär Ambrogio Ricalcato, worin er bösen Ahnungen bezüglich des Schicksals der alten Kirche im Kurfürstenthum Brandenburg Ausdruck leiht, welche durch eben erfolgten Tod Joachims ihrer sichersten Stütze beraubt worden. 2. Ein dem Vatikanischen Archiv entnommenes Schreiben Paul III. an den Augustinermönch Augustin Maynardus zu Asti in Piemont, worin letzterer zu Gnaden aufgenommen wird, nachdem er nicht wenig lutherisch klingende Sätze in katholischem Sinne erklärt hat. Diese Sätze sind namentlich mit der Prädestination, Willensfreiheit, Erbsünde und Concupiscenz befaßt. An letzter Stelle erscheint die Verkündigung einiger Artikel Paul III. 1536, in denen er erklärt, daß er weder zum Kaiser noch zum König von Frankreich stehe.

Schon gleich das erste Kapitel erscheint uns von grundlegender Bedeutung. Luthers Entwickelung und Bildungsgang werden an der Hand der neuesten und solidesten Forschungen dargelegt. Luther war eher Humanist als Theologe. Sein Glaubenssystem besitzt keineswegs seine Wurzeln in einer von der allgemeinen Kirche abweichenden theologischen Richtung der sächsischen Augustiner, sondern lediglich in der geistigen Verfassung des Reformators selbst. Daran reiht sich eine namentliche Aufzählung der Thesen vom 31. Oktober 1517, welche der Cardinal einer kurzen, aber treffenden Kritik unterzieht: „Vieles war bei äußerlich katholischer Fassung sehr verfänglich, die Angriffe gegen die Kirchenlehre waren sehr versteckt, die Betheuerung der Anhänglichkeit an dieselbe sollte den Schein retten. Einige Sätze waren höhnisch und burlesk, geeignet, den Unwillen nicht blos gegen die Dominikaner, sondern auch gegen den Papst zu erregen; manche waren mit anderen in Widerspruch, die meisten wohl geeignet, die leicht reizbare Menge zu bethören." Wer in der mittelalterlichen Theologie auch nur irgendwie bewandert ist, muß sofort herausfühlen, daß Tetzel der Vertreter der kirchlichen Lehre ist, die er mit Geschick ver-

treten hat. Sehr ausführlich verbreitet sich der Cardinal über den berühmten Dominikaner, dessen Thesen wörtlich in treuer Uebersetzung zur Mittheilung gelangen. Von geradezu aktueller Bedeutung erscheinen Tetzels fünfzig Streitsätze von der Gewalt des Papstes. Die betreffende Partie darf als namhafter Beitrag zur Würdigung eines Mannes bezeichnet werden, dessen Bild der Haß der Parteien verzerrt hat, und dem erst nach drei Jahrhunderten etwelche, wenn auch noch nicht volle, Gerechtigkeit widerfahren ist.

Um Luther des Unrechts zu überführen, bedarf es nur des Hinweises auf seine damaligen unterwürfigen Briefe an Leo X., die mit seinem Verhalten gegen den äußerst milde gesinnten Cardinal Cajetan in Augsburg, noch mehr aber mit der für die Leipziger Disputation längst vorbereiteten These: „Contra auctorem ecclesiae Romanae“ in offenem Widerspruch stehen (94). Dem hl. Stuhl hat man den Vorwurf des Mangels eines sofortigen Einschreitens wider die Neuerung entgegengehalten. Man lese die genaue Darlegung der einzelnen Schritte, welche Leo X. in dieser Angelegenheit gethan, und man muß behaupten, daß die römischen Behörden die neue Bewegung der Christen richtig erkannten und behandelten. Mit Recht hat der Verfasser die Würdigung des neuen Glaubens durch die berühmten Hochschulen von Löwen und Paris ausführlich mitgetheilt (155—173).

Einen Glanzpunkt des Bandes bildet die Analyse der Vorgänge auf dem Reichstag in Worms, in die wir erst durch die Herausgabe der Briefe und Reden des Nuntius Aleander durch Balan und Brieger einen genauen Blick thun konnten. Frühere Darstellungen sind dadurch veraltet. Wir lernen hier das Treiben der Parteien kennen, die Machtmittel, über welche sie verfügten, die wachsende Kühnheit der Neugläubigen, die augenscheinliche Gefahr, in welcher Kaiser und Reich, Nuntius und Fürsten schwebten, aber auch zugleich Luthers hartnäckigen Sinn. Nachdem der Cardinal ein ansprechendes Bild vom Kaiser, seinen Räthen und der Reichspolitik gezeichnet, kommt er auf Aleander zu sprechen, welcher den bedeutendsten Prälaten der Curie im 16. Jahrhundert beigezählt werden muß. Groß als Humanist, wohl bewandert in der Theologie, erscheint Aleander

noch bedeutender in seiner Eigenschaft als Staatsmann. Die von ihm ausgearbeitete Instruktion für die an den Kurfürsten Friedrich entbotenen Räthe ist ein wahres Prachtstück, worin gleichsam mit divinatorischer Gabe die Wirkungen der Neuerung für Kirche, Staat und Gesellschaft dargelegt werden. Aeußerst beruhigend wirkt Aleander auf den vorurtheilsfreien Leser durch den kühnen Freimuth, mit dem er die Mißbräuche und Schattenseiten der Curie zugibt, aber als echter Sohn der Kirche keineswegs in einen Anlaß verkehrt, um damit etwa die Unzufriedenheit des eigenen Innern zu verdecken (184). Wenn Aleander bemerkt: „Niemand könne mit Fug die Person Leos X. angreifen, der, wie er ohne jede Simonie gewählt ward, so stets einen tadellosen Wandel führe" (184), so wird diese Aussage durch die von Hergenröther veröffentlichten Regesten Leo X. vollkommen bestätigt. Als eine staatsmännische Leistung ersten Ranges steht da Aleanders Rede auf dem Reichstag zu Worms. Sie besitzt unvergänglichen Werth und kann in allen Epochen der Kirchengeschichte, zumal in unseren Tagen, wo der Kampf wider Rom zu heller Flamme angefacht ist, mit Nutzen gelesen werden.

Die Verhandlungen, die auf dem Reichstag mit Luther gepflogen wurden, lassen erkennen, daß der Reformator mit der alten Kirche förmlich gebrochen und den kirchlichen Auctoritäten auch gegen seine bessere Einsicht nicht mehr gehorchen wollte. Klarer als alles Andere spricht dafür seine Unterredung mit dem Trierischen Official Eck in Gegenwart des Trierer Kurfürsten Richard von Greiffenklau und des Cochläus. Als der Official ihm entgegnet, in Glaubenssachen hätten die Concilien weder Widersprechendes festgesetzt noch geirrt, „führte Luther den in Konstanz verdammten Artikel an, die Kirche sei blos die Gemeinschaft der Prädestinirten, nicht der Praesciti (Art. 1, 3 des Hus), der gegen Joh. 17, 12 streite. Sein Argument retorquirte Eck gegen ihn, so daß er nichts mehr darauf sagte. Aehnlich ging es mit zwei anderen Stellen (S. 235). Dem Kurfürsten Richard von Greiffenklau steht sehr unvortheilhaft entgegen der erste Prälat des Reiches auf dem Erzstuhl von Mainz, von dem Hergenröther schreibt: „Es war ein großes Unglück für die Kirche in Deutschland, daß ihr

erster Bischof, Cardinal Albrecht, nicht gegen die Neuerungen und den excommunicirten Augustiner aufzutreten wagte, weil er von diesem Enthüllungen bezüglich seines unlauteren Wandels zu fürchten hatte" (259). Wenn die Prälaten also gesinnt waren, dann darf es nicht Wunder nehmen, daß das Wormser Edikt ein todter Buchstabe in den weitaus meisten Landen blieb. Den am 8. Mai 1521 geschlossenen Bund mit Karl V. hat Leo X. nicht lange überlebt. Lesenswerth ist die Charakteristik des Medicäers, dessen Fehler der Cardinal bereitwillig zugibt, aber mit gleichzeitiger Betonung der edlen Eigenschaften, welche durch Verleumdung und Schmähsucht unendlich gelitten haben. Denn bei aller Begünstigung profaner Bestrebungen „dachte er doch immer an seine ernsten Pflichten, arbeitete für Befestigung und Erhaltung des Kirchenstaates, wie für die Interessen der Religion; auch während des im Bunde mit Karl V. geführten Krieges gegen Frankreich ward es nicht versäumt, den Kaiser auf die Mißachtung seines Wormser Edikts und die wachsenden Tumulte und Unordnungen in Deutschland nachdrücklich aufmerksam zu machen" (269). Hergenröther scheint der Annahme zuzuneigen, daß der Papst durch Vergiftung den Tod fand, worüber indeß die Akten noch nicht abgeschlossen sind.

Auch das zweijährige Pontifikat Hadrian VI. ist reich an bedeutenden Thatsachen der Concilsgeschichte. Hergenröther beschreibt die Person des neuen Papstes, gedenkt der Reformvorschläge, die allerseits an ihn gelangten, unter welchen das des Aegidius von Viterbo besondere Erwähnung verdient, und legt dann die Verhandlungen auf dem Reichstage zu Nürnberg dar. Hadrians Schritte waren in der That „die eines hochherzigen und liebevollen Mannes, der da hoffte, seinem Edelsinne werde mit gleichem erwidert" (300). Aber der Reichstag zu Nürnberg beantwortete die Gründe des Papstes, „welche vorurtheilsfreie, glaubensfeste und von gleichem Adel der Gesinnung beseelte Gemüther überzeugen mußten", mit den bekannten Gravamina. Man lese die ruhige, sachgemäße Entgegnung des Nuntius Chieregati, und man wird unschwer entscheiden, auf welcher Seite die Geneigtheit zum Verzeihen und zum Heilen der Schäden der Kirche obwaltete. Die äußerst sachgemäße Darstellung des Verfalls des Augustinerordens bildet nebst der Geschichte der Synoden den Schluß dieses Kapitels. Unter den letzteren verdienen die von Polen und Paris besondere Erwähnung.

„Neue Verwicklungen und Kämpfe unter Papst Clemens VII." lautet der Titel des vierten Kapitels, welches für die Beurtheilung der Politik Clemens VII. von großer Bedeutung erscheint. Erst durch die von Balan edirte Briefsammlung des zweiten

Medici auf St. Peters Stuhl ist eine gerechte Beurtheilung dieses Papstes ermöglicht worden. Schweren Tadel hat der Papst erfahren müssen wegen seiner italienischen Politik im Verhältniß zu Karl V. und Franz I. Je von ihrem nationalen Standpunkt haben Deutsche und Franzosen über Clemens VII. zu Gericht gesessen und den Stab über ihn gebrochen. Aber viel zu wenig bedachte man, daß Clemens VII. als Vater der Christenheit beiden Monarchen gerecht zu werden wünschte. Und eben hier ist Balans Briefsammlung geeignet, eine Wendung in der landläufigen Kritik hervorzubringen. Mit Recht hat der Cardinal unter ausgiebiger Verwendung dieser wichtigen Urkunden uns den Papst in den sturmbewegten Jahren 1523—1529 gezeichnet. Jeder vorurtheilsfreie Leser wird dem Cardinal beistimmen, wenn er schreibt: „Man hat Clemens VII. oft sehr hart beurtheilt, ihn der Unschlüssigkeit, der Illoyalität, sogar der Charakterlosigkeit beschuldigt, aber zu wenig die Schwierigkeit seiner Lage, den Wechsel in der Stimmung der Fürsten, die Treulosigkeit in der damaligen Politik, deren Opfer er mehrmals war, berücksichtigt" (864). Gewiß, die Franzosen haben sich an Clemens VII. versündigt. Aber der Sacco di Roma, den die Kaiserlichen im Mai 1527 sich erlaubten, läßt doch nahezu Alles hinter sich zurück, was barbarische Horden in alter und neuer Zeit am apostolischen Stuhl gefrevelt haben. Unter sorgfältiger Benützung der deutschen, insbesondere aber der neuesten italienischen Literatur hat der Cardinal die Erstürmung Roms und die harte Gefangenschaft des Papstes uns dargelegt. Der bloße Hinweis auf dieses dunkle Blatt muß genügen, um die Vertheidiger der Nürnberger Gravamina zum Schweigen zu bringen (524—527).

Die Stellung Clemens VII. zu dem Reichstagsabschied von Nürnberg führt uns wieder den Namen Aleander vor. Sein Entwurf zu einem Breve an den Kaiser, sowie seine Instruktion für die Nuntien gelangen ausführlich zur Mittheilung. Die letztere dürfte den allerbedeutsamsten Urkunden beizuzählen sein, welche der heilige Stuhl in jenen drangsalvollen Zeiten erlassen hat; denn dem Eifer des Papstes für die Ehre Gottes und das Wohl der Kirche stellt sie das schönste Zeugniß aus. Namentlich ist es der Gedanke der vom Kaiser durch Gelöbniß übernommenen Schirmvogtei der Kirche, welchen Aleander kräftig betont (365—370). Leider verhallten solche Worte inmitten der wachsenden Anarchie der Bauernkriege und des immer feindseliger sich gestaltenden Benehmens des Reformators gegenüber der alten Kirche. In dieser Hinsicht bezeichnet Luthers Heirath einen bedeutsamen Schritt, welchen H. mit Herbeiziehung der gesammten neueren Literatur, und namentlich der protestantischen, allseitig würdigt. Weittragende Friedensschlüsse, wie die von

Barcelona und Cambrai, gelangen ausführlich zur Mittheilung. Ebenso dankbar sind wir für die ausführliche Mittheilung des vom Cardinallegaten Campeggio 1524 in Regensburg erlassenen Reformstatuts, welches leider nur zum Theil zur Ausführung gelangte (375—85).

Im fünften Kapitel begegnen wir nicht wenigen Synoden in Polen, England, Spanien und Deutschland, von denen die von Mainz und Köln besondere Erwähnung verdienen. An Bedeutung stehen sie aber weit hinter den „französischen Provinzialconcilien gegen das Lutherthum" (629 ff.). Das Concil von Bourges gebietet den Pfarrern, die Gläubigen an die vom heiligen Stuhl vollzogene Verwerfung der lutherischen Sätze häufig zu erinnern; auch den Buchhändlern wendet das Concil seine Aufmerksamkeit zu; den Lehrern der schönen Wissenschaften wird aufgegeben, nur solche Autoren vorzulesen, die Bildung des Geistes und Eleganz der Sprache befördern, und nicht vom Dienst Gottes und den Einrichtungen der Kirche abziehen. Weiter berührt das Concil eine lange Reihe von Fragen des kirchlichen Lebens und sucht Auswüchse des kirchlichen Gerichtsverfahrens zu beseitigen. Unzweifelhaft die bedeutendste Synode dieser Zeit war die der Kirchenprovinz Sens zu Paris 1528. Weil in ihr das dogmatische Element die Oberhand besitzt, erscheint sie eingehendster Beachtung werth und geeignet, uns ein Bild der theologischen Strömungen innerhalb und außerhalb Frankreichs zu zeichnen. Nachdem seit 1529 endlich dem Papst aufzuathmen vergönnt war, konnte Clemens VII. seine kirchliche Thätigkeit in erhöhtem Maße entfalten, worüber H. ein anziehendes Gemälde entwirft.[1])

In diese Zeit läßt die unglückliche Eheangelegenheit Heinrichs VIII. bereits ihre Schatten fallen. Zufolge der Uebersichtlichkeit, Klarheit der Darstellung und ansprechenden Gruppirung der Thatsachen verdient diese Partie die aufmerksamste Lektüre. Noch auf viele Jahre hin wird sie als mustergültig bezeichnet werden müssen. Wie als Geschichtsforscher bezeigt sich H. auch als altbewährter Canonist, eine Eigenschaft, welche bei der Prüfung dieser Frage von ausschlaggebender Bedeutung ist. Aus den neuesten und besten Untersuchungen über diesen Gegenstand erhellt, daß der Lordkanzler Cardinal Wolsey zwar nicht als der Urheber des Plans der Ehescheidung anzusehen ist, aber doch nachher, als die Frage angeregt worden, nicht nach Gebühr Widerstand geleistet, ja sogar es gewagt, dem nach Orvieto zu Clemens VII. entbotenen Gesandten Knight

1) Zu S. 630. „Es sollen emendae (commendae?) nicht mehr ad firmam gegeben werden, noch auf das jus sigilli D. D. Praelatorum", möchte ich bemerken, daß emendae das moderne Amende = Geldstrafe bedeutet.

„auch in seinem Sinn Instruktionen, darunter auch den Entwurf einer Bulle mitzugeben, die ihn zum Generalvikar des Papstes ernannte, auch mit der Vollmacht, in des Königs Ehesache zu entscheiden“ (594). Selbstverständlich blieben das alles fromme Wünsche. Denn Clemens VII. stand fest, ja der Papst erscheint uns um so bewunderungswürdiger, je empörender das Benehmen war, das sich Stephan Gardiner, der königliche Unterhändler und nachmalige Bischof von Winchester, gegenüber dem Papste erlaubte, der stets eine königliche Ruhe bewahrte. Nur mit tiefstem Widerstreben windet der Leser sich durch den Knäuel von Anträgen zu Dispensationen und Entwürfen für Bullen auf Seiten des Monarchen, von denen die eine die andere an Kühnheit übersteigt. Der nämliche Regent, welchen die Ehe mit seiner Schwägerin trotz rechtmäßig erfolgter Beseitigung des Hindernisses des ersten Grades der Affinität nicht zur Ruhe kommen ließ, wollte die Verbindung seines illegitimen Sohnes, des Herzogs von Richmond, mit seiner rechtmäßigen Tochter gestattet wissen, und bestand auf seiner eigenen Heirath mit Anna Boleyn trotz des Ehehindernisses der Affinität, die er sich durch verbotenen Umgang mit Maria Boleyn zugezogen hatte.

Die durchaus objektive Untersuchung über die geheime Decretalbulle im Eheprozeß des Königs stellt die neuesten Resultate klar zusammen, wenngleich nicht zu leugnen, daß der Schleier, welcher über dieser dunklen Angelegenheit schwebt, sich niemals heben läßt, da Campeggio die Bulle bei sich behielt und dem Befehl des Papstes gemäß verbrannte. Auch dieses Aktenstück, über dessen Inhalt wir nur mehr allgemeine Andeutungen besitzen, ist ein Ausfluß von Wolsey's unglückseliger Kirchenpolitik. Dagegen fällt es auf, daß H. von der seit zwei Jahren zwischen dem vormaligen englischen Ministerpräsidenten W. E. Gladstone und den katholischen Geschichtsforschern Englands verhandelten Streitfrage keine Kenntniß genommen. Gladstone, den noch immer eine Art Heimweh nach der alten Kirche erfüllt und der Fragen aus dem Zeitalter der Reformation mit Vorliebe seine Forschung zuwendet, erlaubte sich seit 1888 in verschiedenen Artikeln des „Nineteenth Century“ die Behauptung, nicht Cranmer und die übrigen Helden der Reformation, sondern Warham und Fisher seien die Väter der etablirten englischen Staatskirche, ja der Cardinal Fisher, den Leo XIII. selig gesprochen, habe sogar den Suprematseid geleistet, was aus der Schrift des berühmten Nikolaus Sander über das englische Schisma erhelle. Die vorzüglichen, mit kritischer Schärfe in den Gegenstand eindringenden Untersuchungen des P. John Morris S. J. und des Redemptoristen T. E. Bridgett ergeben, daß Gladstones Darlegungen sich lediglich als verzweifelter Versuch charakterisiren, die unbeweisbare

Identität das Establishment mit der katholischen Kirche des Mittelalters festzustellen und die vornehmsten Stützen der letztern als Apostaten zu stempeln. Sein Bemühen, sich auf Sander zu stützen, ist elend gescheitert; denn Bridgett und Gillow haben bis zur Evidenz nachgewiesen, daß nur die erste, 1585 in Köln an's Licht getretene Ausgabe der berühmten Geschichte des englischen Schisma vollen Glauben verdient, während alle folgenden Ausgaben interpolirt sind. Die erste Ausgabe aber enthält den Passus über die Leistung des Suprematseides durch Cardinal Fisher nicht.[1])

Des Weiteren sei gedacht der eingehenden Behandlung der schweizerischen Religionsgespräche, welche der Natur der Sache nach ebenso resultatlos verliefen, wie alle übrigen Unternehmungen dieser Art, sowie des berühmten Reichstags von Augsburg, auf welchem Melanchthon jene „Gelegenheitsschrift" (705) verfaßte, welche unter dem Namen der „Augsburgischen Confession" die Bedeutung eines symbolischen Buches empfangen sollte. Als äußerst dankenswerth ist das Kapitel „Die theologische Polemik gegen die Lutheraner" zu bezeichnen (843 ff.). Wenn ein großer Theil unseres Vaterlandes den Glauben der Ahnen damals verloren hat, dann liegt der Grund nicht am Mangel tüchtiger und bewährter Vertheidiger. Ein Blick in diese Listen zeigt, daß den allseitigen Angriffen auf die katholische Kirche auch eine ebenso umfassende Abwehr erfolgte. Aber gerade auf diesem Gebiete ist zu constatiren, daß das katholische Deutschland vielen Kämpen, die uns den Glauben gerettet, annoch eine Ehrenschuld abzutragen hat. Ein lebendiges Beispiel bietet der Frankfurter Dominikaner Johann Dietenberger, dessen reiches Leben und wissenschaftliche Thätigkeit namentlich auf dem Gebiete der Schrifterklärung erst durch Wedewer vor zwei Jahren eine würdige Darstellung erhalten hat.

Hiermit nehmen wir Abschied vom neunten Bande der Conciliengeschichte, welcher, mit vorzüglichem Register ausgestattet, fortan ein unentbehrliches Hülfsmittel für Theologen, Canonisten und Kirchenhistoriker bilden wird.

Aachen. Alfons Bellesheim.

---

1) Vgl. meinen Aufsatz „Hat der selige Cardinal Fisher, Bischof von Rochester (1504—1535), den Suprematseid geleistet?" im „Katholik" 1890. II, 71—87.

Berichtigung: Im vorigen Heft S. 497 ist Herr Graf Blome erwähnt als „früherer österr. Gesandter in Berlin"; es muß heißen: „in München".

LI.

Die katholiſchen Glaubenszeugen in der Verbannung am Uralgebirge.

Wir haben ein Verſprechen einzulöſen, welches wir im gangenen Jahre, bei Beſprechung der ruſſiſchen Jubiläums- r,[1]) den Leſern dieſer Blätter gegeben haben. Wir be- rkten dort, daß die letzte Diöceſe der griechiſch-katholiſchen rche, die von Chelm, im Jahre 1875 amtlich aufgehoben rde, daß aber die Bevölkerung bis jetzt treu an dem lauben hänge und die ſchrecklichſten Verfolgungen erdulde. uch erwähnten wir der Briefe, welche wir von denjenigen irten erhalten haben, die wegen ihrer Glaubenstreue ch dem Gouvernement Orenburg am Uralgebirge verbannt orden ſind.

Die Geſchichte der Vernichtung der Chelmer Diöceſe ürfte bereits vielen Leſern bekannt ſein, wir werden ſie shalb nur kurz, des Zuſammenhanges wegen, erzählen;[2])

---

1) Hiſtor.-polit. Blätter 1889. Bd. 104 S. 530—554 u. S. 569—592.

2) Die amtlichen Dokumente zu dieſer Geſchichte: Expositio in documentis munita eorum, quae S. Pontifex Pius IX. gessit ad levamen malorum, quibus in ditione russica et polona ecclesia catholica afflictatur. Romae 1870. Dasſelbe polniſch Lemberg 1878. — Documents officiels, publiés par le gouvernement anglais, au sujet du traitement barbare des Uniates en Pologne. Ueberſ. aus dem Engliſchen, Zürich 1877.

dagegen ist die Leidensgeschichte des katholischen Volkes dieser Diöcese aus der letzten Zeit noch unbekannt und sie wirft auf die letzten Decennien des 19. Jahrhunderts ein so grelles Licht, daß sie es wohl verdient, hier ausführlicher ad perpetuam rei memoriam behandelt zu werden.

I. Die Diöcese Chelm seit der Theilung Polens bis 1863.

Der systematische Vernichtungsproceß der griechisch-katholischen Kirche im ehemaligen Königreiche Polen, welche neben dem griechischen Ritus die altslavische Sprache in der Liturgie hatte und seit der Brester Union (1595) mit dem apostolischen Stuhle vereint war, begann seitens der russischen Regierung mit der Theilung Polens. Nur die einzige Diöcese Chelm blieb von der Verfolgung verschont, weil sie bei der dritten Theilung Polens an Oesterreich kam. Nach dem Wiener Congreß (1815) kam sie wieder an Rußland, oder genauer gesagt an das sog. „Congreß-Königreich Polen", welches seine eigene Constitution besaß. Erst nach der Niederwerfung des polnischen Aufstandes von 1863 änderte sich die Lage des Congreß-Königreichs und kam auch die Reihe der Vernichtung an die Diöcese Chelm.

Sie umfaßte jenen Landestheil Polens, welcher früher

Dasselbe polnisch, Krakau 1877; deutsch Regensburg; italienisch Neapel 1878. — Lescoeur, L'église catholique en Pologne sous le gouvernement russe, depuis le premier partage jusqu'à nos jours. Paris 1876. 2 Bde. — Martinow, Les brigandages de Chelm. Études religieuses. 1875.

Die ausführlichste Geschichte des Untergangs dieser Diöcese ist polnisch von einem Priester dieser Diöcese Namens Bojarski unter dem Titel: „Nero's Zeiten", Lemberg 1878, geschrieben. Dem deutschen Publikum ist die Geschichte der unirten Kirche von Likowski zugänglich gemacht durch die Uebersetzung des Domvikars Floczynski, Posen, Jolowicz 1887, 2 Bde. — Wir werden das erste mit „Nero's Zeiten", das zweite mit Likowski (deutsch) anführen.

Podlaſie (Podlachien)[1]) hieß, und nunmehr in zwei Gouvernements: Siedlec und Lublin, eingetheilt iſt. Das Bisthum war, als Roth-Ruthenien mit Polen unter Kaſimir dem Großen vereinigt wurde (1370), dem Metropoliten von Halitſch durch P. Gregor XI. (1375) unterſtellt und der Biſchof von Chelm, Demetrius Zbiruyski, war auch einer der erſten, welche (1595) der Breſter Union beigetreten waren. Bei der Theilung Polens ward nun die Diöceſe durch P. Pius VII. der Metropole von Halitſch unterſtellt, weil dieſelbe unter dem öſterreichiſchen Scepter volle Religionsfreiheit hatte. Als ſie aber nach dem Wiener Congreß wieder unter ruſſiſche Botmäßigkeit kam, ſo wollte man ſie der Metropole von Kiew nicht wieder unterſtellen und P. Pius VIII. gab dem Biſchofe von Chelm Szumborski eine exemte Stellung (1830). Es war dies der einzige Fall in der ganzen Geſchichte der ruthenischen Kirche, aber es war eine kluge durch die damaligen Zeitumſtände gebotene Maßregel.

Die Diöceſanen waren der Nationalität nach theils Polen, theils Ruthenen, aber ſie ſprachen alle polniſch. Das Volk, näher dem Fluſſe Bug, ſprach polniſch und ruthenisch, aber die polniſche Sprache war überall beim Gottesdienſte im Gebrauche, während das Alt-Kirchen-Slaviſche bei der Liturgie in Anwendung blieb. Die griechiſch-katholiſchen Pfarrgemeinden waren namentlich im Gouvernement Siedlec mit den lateiniſchen vermengt und bildeten die Minderheit,[2]) während ſie im Gouvernement Lublin dichter nebeneinander und von den lateiniſchen mehr abgeſondert waren. Dieſer Umſtand muß hier beſonders hervorgehoben werden, weil eben die durch-

1) Podlaſie heißt ſoviel als Unterwalden.

2) Das Gouvernement Siedlec zählt (nach der letzten Berechnung von 1889) Lateiner 416,521, Lutheraner 11,941 und 151,818 Orthodoxe (damit ſind die früheren Unirten gemeint, welche ſeit 1875 amtlich als Orthodoxe gelten). — Das Gouvernement Lublin zählt: Lateiner 618,828, Lutheraner 27,108, Orthodoxe 200,100.

wegs polnische Nationalität der Unirten und die innige Verbindung mit den Lateinern im Gouvernement Siedlec einen größeren Widerstand des Volkes gegen das Schisma hervorrief, als dies im Gouvernement Lublin der Fall war.

Diese Nachbarschaft mit den Lateinern brachte es mit sich, daß unter dem unirten Volke lateinische Devotionen, Bruderschaften und Gesänge eingeführt wurden. Das Volk sang polnische Kirchenlieder, wobei der Gebrauch der Orgel nöthig wurde, auch wurden Litaneien, Kreuzwege und Passionsandachten von den Polen entliehen.[1]) In der orientalischen Kirche ist der Gebrauch einer Orgel unbekannt, denn dort singt ein Sängerchor; da aber ein solcher auf dem Lande schwer zu finden ist, so war es für den Gottesdienst gewiß nicht von Nachtheil, daß das ganze Volk singen konnte. Auch wurden mit der Zeit Bänke für schwächere Personen und auch Kanzeln eingeführt, weil die meisten Pfarrer auch Predigten hielten, was in der schismatischen Kirche nicht üblich ist. Allmählig kam dazu der heilsame Gebrauch einer öfteren Ohrenbeichte, und mußten deshalb auch die Beichtstühle eingeführt werden; wogegen in der schismatischen Kirche die Beichte nur einmal, um die Osterzeit, im Gebrauche ist. Sie wird stehend verrichtet, indem der Pope sich und dem Pönitenten den Kopf mit einer Decke umhüllt. Abgesehen von der Unschicklichkeit dieser Vorrichtung, ist die Beichte in der russischen Kirche zu einer Parodie herabgesunken und wird um Geld so schnell wie möglich abgemacht. Wir haben

---

1) Die Polen haben eine besondere Andacht in der Fastenzeit, welche „Passion" heißt, und sichtlich von einem verloren gegangenen Passionsspiele übrig geblieben ist. Bei ausgesetztem Allerheiligsten werden Lieder gesungen, welche „Bittere Reuelieder" heißen. Sie bilden eine Trilogie, deren jeder Theil aus einer Intention, einer Hymne, einer Lamentation und einem Dialog mit der Schmerzens-Mutter besteht. Den Schluß bildet eines der überaus zahlreichen und sehr schönen Fastenlieder.

auch ſchon früher erwähnt,[1]) daß in der ruſſiſchen Kirche das Allerheiligſte nicht aufbewahrt wird, und doch weiß es jeder Katholik nur zu gut, welchen Einfluß eben die Adoration auf das ganze innere Leben der Chriſtenheit ausübt. Man führte deshalb in der unirten Kirche auch Speiſekelche, Monſtranzen und Proceſſionen ein, wie ſie bei uns üblich ſind.

In der orientaliſchen Kirche gibt es nur einen Hauptaltar, der vor den Augen des Volkes verſchloſſen iſt, auch darf nur eine Meſſe am Tage geſungen werden, was ungefähr drei Stunden dauert. Der Umſtand iſt auch eine Urſache davon, daß die Popen auf dem Lande an Wochentagen gar nicht celebriren, was nach dem Geſtändniſſe der Ruſſen ſelbſt den Verfall ihrer Sitten und die ſchrecklich verbreitete Trunkſucht nach ſich zieht. In der unirten Kirche wurden nun Seitenaltäre und die ſtillen Meſſen eingeführt, was beſonders in den Kloſterkirchen von beſonderer Wichtigkeit war, weil alle Prieſter täglich eine Meſſe leſen konnten. Dadurch gewöhnte ſich auch das Volk an den Beſuch der Kirche an Wochentagen und an den Feſt- und Sonntagen konnten diejenigen, welche dem Hochamte beizuwohnen verhindert waren, eine ſtille Meſſe anhören. Dabei gewannen auch die Klöſter und die Pfarrkirchen Meßfundationen, was in der ſchismatiſchen Kirche unbekannt iſt.

Es läßt ſich ja gar nicht läugnen, daß alle dieſe Einrichtungen in der griechiſch-katholiſchen Kirche „Neuerungen“ waren, aber ſie waren in der lateiniſchen Kirche auch nicht alle vom Anfange her, und doch würden wir ſie nicht mehr entbehren können. Eben das Praktiſche und Nützliche dieſer Einrichtungen war ein Grund geweſen, daß die oberſten Adels- und Fürſtenfamilien Rutheniens zu dem lateiniſchen Ritus übergegangen waren, ſo daß die unteren Volksſchichten faſt allein bei dem griechiſchen Ritus geblieben waren. Wollte man alſo den Beſtand der unirten Kirche retten, ſo

1) Hiſtor.-polit. Blätter 1889. Bd. 104, S. 550.

mußte man dem Drängen des Volkes nachgeben und diese Einrichtungen einführen.[1])

Dabei spielte aber ein noch tieferer Beweggrund die Rolle, denn der orientalische Ritus war im Laufe der Zeit durch willkürliche Aenderungen vom schismatischen Geiste durchdrungen und gefährdete somit den Glauben selbst. Somit machten diese „Neuerungen" die unirte Kirche der lateinischen ähnlicher, dagegen ward sie dadurch der schismatischen fremder. Somit war es nicht ohne Grund, daß die ruthenischen Bischöfe auf der Synode von Zamosc (1720), welcher der apost. Nuntius Hieronymus Grimaldi präsidirte, den Ritus ihrer Kirche neu geordnet und geregelt haben. Sie ließen auch neue Meß- und Gesangbücher drucken und diese wurden in allen Diöcesen Ruthenieus eingeführt.[2]) Damit hatte die unirte Kirche einen festen Halt und eine Einförmigkeit bekommen. Sie verbrüderte sich um so inniger mit der lateinischen, und den Priestern beider Schwesterkirchen war es möglich geworden, sich gegenseitig Aushilfe zu leisten und an denselben Altären Gottesdienst zu halten. Auch durch die äußere Tracht wurden sie einander gleichgemacht, denn die unirten Priester trugen

---

1) Vgl. das Memorial, welches der Prälat Szymanski (1836) seinem Bischofe Szumborski eingereicht hat, als die russische Regierung von demselben eine „Reinigung" des Ritus verlangte. Abgedruckt zum ersten Male in Posener Rundschau (Przeglad Poznanski) 1860. Bd. II, S. 27 ff.

2) Cfr. Collectio Lacensis. Freiburg 1876. Bd. II. — H. Lämmer: In decreta concilii Zamosciensis animadversiones theologico-canonicae. Freiburg 1865. — Die Dekrete der Synode wurden von der Congreg. Conc. 1722, dann von der Congr. de Propaganda 1724 und vom P. Benedikt XIII. d. Breve: „Apostolatus officium" (1724) bestätigt. Dann durch P. Pius VII. (1807) d. Breve: „In universalis", P. Gregor XVI. (1832) „Inter gravissimas", und P. Pius IX. (1874) „Omnem sollicitudinem" verbot unter Kirchenstrafen, irgend etwas daran zu ändern.

dieſelben Kleider, raſirten den Bart und hatten kurzes Kopfhaar.

Irgend etwas an dieſen Einrichtungen zu ändern, hieß ebenſoviel, als die Einigkeit der ganzen unirten Kirche und ihre Vereinigung mit Rom zu zerreißen. Das wußten die Ruſſen ganz genau, als ſie den ruſſiſch-ſchismatiſchen Ritus mit Gewalt wiedereinzuführen ſuchten, obgleich ſie ſtets verſicherten, daß ſie nur eine „Reinigung" vorhätten. Wir haben auch ſchon früher geſehen,[1]) daß der abtrünnige Biſchof Siemaſzko ſein Zerſtörungswerk in Lithauen und Weiß-Ruthenien damit begann (1833), daß er aus allen unirten Kirchen Orgeln, Bänke, Beichtſtühle, Kanzeln, Meßglocken u. A. hinauswerfen ließ und neue, in Moskau gedruckte Meß- und Geſangbücher, wo ſelbſtverſtändlich der Name des Papſtes ausgelaſſen war, einführte.

Eben um dieſelbe Zeit wollte man auch die Kirchen der Diöceſe Chelm, über welche Siemaſzko keine Machtbefugniß beſaß, „reinigen". Der Biſchof Philipp Szumborski bekam aus Petersburg einen diesbezüglichen Befehl und er war ziemlich ſchwankend, aber ſeine Geiſtlichkeit widerſetzte ſich allen Befehlen ſo ſtandhaft und unter der Bevölkerung entſtand eine ſo große Aufregung, daß ſie maſſenhaft zum lateiniſchen Ritus überzugehen begann. Das flößte nun dem Biſchofe größeren Muth ein, ſo daß die „Reinigung" für diesmal unterblieb.

Inzwiſchen war das unheilvolle Werk Siemaſzkos vollzogen worden (1839) und als Zar Nikolaus ein Jahr darauf nach Warſchau kam, beſchied er den Biſchof nach Petersburg. Wohl wußte man in Rom die ſchwierige Lage des Biſchofs zu würdigen und deshalb ſchickte ihm Gregor XVI. ein Breve (23. V. 1840), in welchem er ihn zur Ausdauer ermunterte. Doch verſtand man in Petersburg den bereits altersſchwachen Biſchof ſo weit zu bringen, daß er in einem Hirtenbriefe

1) Hiſtor.-polit. Bl. 1889. Bd. 104. S. 579 ff.

(26. VIII. 1841) einige Aenderungen im Ritus vorschrieb. Das Zugeständniß war eigentlich dem ungestümen Drängen der Russen gegenüber nicht groß, aber der abschüssige Weg der Zugeständnisse war damit betreten, und die Bestürzung in der Diöcese war so groß, daß das Volk sogar die Kirchen zu meiden begann. Da bekam der Bischof vom hl. Vater ein Ermahnungsschreiben (23. II. 1842), in welchem ihm Gregor XVI. an's Herz legte, daß er, dem apostolischen Stuhle immediat unterstellt, ohne dessen Vorwissen und Erlaubniß keine Aenderungen im Ritus habe vornehmen dürfen, um so mehr, als die neuesten Erfahrungen das Gefährliche solcher Aenderungen zur Genüge gezeigt hätten. Da that der greise Hirt einen wahrhaft christlichen Schritt. Durch einen neuen Hirtenbrief (13. III. 1844) nahm er seine Verordnungen zurück und bat seine Schäflein um Verzeihen für das gegebene Aergerniß.

Wie wenig froh man darüber in Petersburg wurde, läßt sich leicht denken, aber man hatte damals noch nicht den Muth, zur Gewalt zu greifen. Der Statthalter von Polen, General Paszkiewicz, hatte sich entschieden gegen dasselbe Vorgehen erklärt, welches man in Lithauen und Weiß-Ruthenien angewandt hatte, denn man hat damals noch mit der Stimmung Europas und mit dem Umstande zu rechnen gehabt, daß die Diöcese einen Theil des Königreiches Polen bildete, wogegen Lithauen und Weiß-Ruthenien zu den sogen. „zurückgenommenen Ländern" gehörten.

So konnte der Bischof, von einzelnen Nörgeleien abgesehen, ruhig bis zu seinem Tode auf seinem Bischofssitz bleiben († 1851), und auch sein Nachfolger Johann Tyraszkiewicz brachte sein Leben verhältnißmäßig ruhig zu († 1863). Er war charakterschwach, und man hatte deshalb in Rom mit seiner Präkonisation bis kurz vor seinem Tode gezögert. Auch in Petersburg war man ziemlich zurückhaltend. Man wollte aber die Apostasie allmählig vorbereiten und verlangte deshalb, daß der Bischof eine bestimmte Anzahl Seminaralumnen nach

den ſchismatiſchen Lehranſtalten in Moskau und Kiew alljährlich abſende. Nebenbei ſollte auch das Diöceſanſeminar reorganiſirt werden. Beide Pläne ſcheiterten aber diesmal, ohne daß ſich der Biſchof ihnen widerſetzt hätte. Die für die ſchismatiſchen Akademien auserwählten Alumnen flohen theils nach Rom,[1]) theils gingen ſie zwar dahin, zeigten ſich aber ſpäter trotz der durchgemachten Zwangsſtudien als treue Katholiken. Der Reorganiſationsplan ward indeß durch den ruſſenfreundlichen Seminarrektor, Namens Pociej, ausgearbeitet und auch vom Biſchofe beſtätigt worden, aber P. Pius IX. erhob dagegen Proteſt und der Tod zerriß das ganze Gewebe, indem er faſt gleichzeitig den Biſchof, den Rektor und den Direktor der hl. Synode Muchanow, welcher der spiritus movens war, in's Jenſeits abrief.

II. Die Diöceſe Chelm von 1863 bis zur amtlichen Aufhebung (1875).

Der apoſtoliſche Stuhl hatte bereits zu Lebzeiten des letztgenannten Biſchofs einen coadjutor cum jure succedendi in der Perſon des Pfarrers Johann Kalinſki beſtimmt. Die Wahl fiel auf einen ausgezeichneten Mann, der eben deshalb der ruſſiſchen Regierung ſehr unangenehm war, weil man gerade jetzt nach anderem Syſtem vorzugehen entſchloſſen war. In recht ſchwere Zeiten fiel auch ſeine Amtsverwaltung.

Der polniſche Aufſtand von 1863 wurde im Blute erſtickt, und die ruſſiſche Regierung machte ſich daran, Alles zu vernichten, was der unglücklichen Nation Kraft und Lebensdauer gegeben hat. Ungeheure Geldcontributionen, unzählige Güterconfiskationen, maſſenhafte Deportationen nach Sibirien, kriegsgerichtliche Executionen, unausgeſetzte Reviſionen: das waren

1) Einer von dieſen nach Rom entflohenen Klerikern, Emilian Sieniewicz, ſpäter Pfarrer in derſelben Diöceſe, ward 1872 nach Galizien vertrieben und iſt gegenwärtig in Krakau an der Marien-Kirche (rit. lat.) angeſtellt.

lateinische Vocabeln, welche damals jedes polnische Kind recht frühzeitig lernte. Russische Generäle wurden mit großen polnischen Gütern dotirt, erbärmlichste Schurken kamen als Beamte nach Polen und verpraßten das Geld, welches sie den Verfolgten erpreßten. Alle katholischen Diöcesen Polens waren verwaist; die Bischöfe theils gestorben, theils verbannt; hunderte von Priestern waren nach Sibirien deportirt. Unter solchen Umständen war an das längere Bestehen einer einzigen unirten Diöcese, die ohnehin schon seit langem ein Dorn im Auge war, nicht zu denken. Die Rücksicht auf Europa war nicht mehr nöthig, seitdem das Princip der Nichtintervention Oberhand gewonnen hatte. Deshalb wurde an die Spitze der Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten in Warschau ein Mann gestellt, der sich später als Organisator Bulgariens einen zweifelhaften Ruf erwarb.

Er hieß Czerkawski und war ein Tartare von Geburt. Die russische Kirche lag ihm so wenig am Herzen, wie der Koran, aber eben deshalb hoffte er mit dem Rest der unirten Kirche bald aufräumen zu können. Nun stieß er aber auf einen apostolischen Mann, der ihm als Bischof der Diöcese drei Jahre lang einen ruhigen, aber unerschütterlichen Widerstand entgegensetzte. Da nun selbstverständlich der ganze Klerus und die Gläubigen fest zu ihrem hochgeschätzten Hirten hielten, so sah Czerkawski nur Ein Mittel, nämlich die Entfernung des Bischofs. Er wurde in der Nacht (23. IX. 1866) verhaftet und nach Lublin gebracht. Hier versuchte ihn der Civilgouverneur auf echt russische Weise, indem er ihm einen Judasgroschen von 10,000 Rubel und die Freiheit anbot, wenn er sich der Regierung willfährig zeigen würde. Man nahm den Umstand mit in die Rechnung, daß der Bischof Wittwer war und eine mittellose Familie hinterlassen hatte. Das Ansinnen ward aber zurückgewiesen und der Bischof wurde nach Wjatka[1]) deportirt, wo er nach einem Monate

1) Wjatka ist die Hauptstadt des Gouvernements gleichen Namens im europäischen Rußland. — Kalinski traf dort den von Wilna

ies plötzlichen Todes ſtarb. Zwei Jahre darauf fiel Czer-
vski in Ungnade und verlor ſeinen Poſten.

Die amtliche Warſchauer Zeitung brachte einen Artikel,
welchem der Biſchof als Aufrührer beſchimpft wurde, aber
ld darauf erhob ſeine Stimme P. Pius IX., um in einer
erlichen Allokution (29. X. 1866) das Andenken des für
n Glauben gemarterten Biſchofs zu ehren.[1]) Bald jedoch
llte der hl. Vater noch Schlimmeres erfahren, denn die Ver-
altung der Diöceſe wurde, mit Verachtung aller kirchlichen
atzungen, einem ſchlechten Prieſter übertragen. Er hieß
ojcicki und war, gegen den Willen des Biſchofs, als Pro-
ſſor am Diöceſanſeminar und Vorſteher der Diakonenſchule[2])
igeſtellt. Die Gunſt der Ruſſen hatte er ſich dadurch er-
orben, daß er ſeine Collegen und den Biſchof bei Czerkawski
nuncirte. Er begann ſeine Amtsverwaltung mit einem
irtenbriefe, in welchem er ſeinen Antritt ankündigte und den
rbannten Biſchof beſchimpfte. P. Pius IX. erließ nun eine
habene Encyklika (17. X. 1867), in welcher er den Wojcicki
s Eindringling brandmarkte,[3]) und da er wohl vorausſah,
elche Gefahr der Diöceſe drohe, ſo gab er ihr einen Schutz-
atron, indem er den hl. Joſaphat Koncewicz in demſelben
Jahre kanoniſirte. Der Heilige war als Erzbiſchof von Po-
otzk von den Schismatikern ermordet (1623) und vom P.
rban VIII. (1643) beatificirt worden.

---

deportirten, lateiniſch katholiſchen Biſchof Adam Stanislaus Kraſinski an, welcher nach zwanzigjähriger Verbannung in Wjatka, im Jahre 1883 die Erlaubniß erhielt, Rußland zu verlaſſen, und gegenwärtig in Krakau lebt. Er führte ſeinen Amtsbruder in Wjatka zum Grabe auf dem katholiſchen Kirchhofe. Cfr. „Nero's Zeiten" p. LXXXVI.

1) Expositio in documentis p. 203 sq., p. 226, nr. 89—100.

2) Der Diak in der ruſſiſchen Kirche iſt eine Art Diakon, hat aber keine Weihen und ſteigt nie zur Prieſterwürde. Da er aber bei der Liturgie dient, ſo muß er einen Diakonenunterricht durchmachen.

3) Expositio p. 230.

Der Eindringling hatte böſen Willen genug, aber zu wenig Geſchick, um das Werk Siemaſzkos nachzumachen. Auch war der katholiſche Geiſt in der Diöceſe noch zu ſtark, um das Vorhaben leicht zu machen. Doch er that, was er konnte. Er holte ſich ſchlechte Prieſter aus Galizien, machte ſie zu Profeſſoren am Diöceſanſeminar, zu ſeinen Rathgebern und zu Dekanen. Er „reinigte“ ſchleunigſt die Kathedralkirche von allen lateiniſchen „Neuerungen“ und richtete den ganzen Gottesdienſt nach ruſſiſchem Muſter ein. Aber in der Diöceſe vermochte er doch nichts auszurichten. Die Geiſtlichkeit wollte und konnte ihn als rechtmäßigen Vorgeſetzten nicht anerkennen; das Volk widerſetzte ſich ſogar mit Gewalt den von ihm anbefohlenen Aenderungen. Die „widerſpenſtigen“ Bauern und viele Geiſtliche wurden deshalb ins Gefängniß geworfen, namentlich, als ſie eine Adreſſe an den Zaren abgeſchickt hatten, in welcher ſie um Amtsentſetzung des Eindringlings baten. Der Alleinherrſcher ließ ihnen antworten, daß Collektivadreſſen unerlaubt ſeien; aber gleichzeitig ſuchte man die Eingeſperrten zu Unterſchriften unter eine andere Collektivadreſſe an den Zaren zu bewegen. Der einmüthige Widerſtand der ganzen Diöceſe belehrte indeß die ruſſiſche Regierung, daß man mit einem Eindringling nicht vorwärts komme, und Wojcicki wurde in Gnaden entlaſſen, nachdem er kaum zwei Jahre gewirthſchaftet hatte (1868). Nun ſuchte man einen Mann, der als legaler Biſchof die Abſichten der Regierung durchführen möchte. In der Diöceſe war ein ſolcher nicht zu finden, man fand ihn aber in — Galizien.

Seit dem 14. Jahrhundert lebten die Ruthenen mit den Polen in Frieden vereinigt, und da die beiden Landesſprachen, die polniſche und die rutheniſche, ſehr ähnlich und verwandt ſind, die polniſche aber mehr ausgebildet iſt und eine ſehr reiche Literatur beſitzt, ſo kam es, daß die rutheniſche Intelligenz unter ſich nur der polniſchen Sprache ſich bediente. Die rutheniſche Intelligenz beſtand aber damals faſt ausſchließlich aus der Geiſtlichkeit. Deshalb wurde auch in den

rchen faſt überall polniſch gepredigt, namentlich da, wo das lk mit den Polen vermengt wohnte, wie es auch in Pod- hien der Fall war. Kein Wunder alſo, daß das Volk, s Wojcicki in den Kirchen Podlachiens die Predigten in theniſcher Sprache anbefohlen hatte (1867), denjenigen arrern, welche ſeine Anordnung befolgten, zurief: „Laß das utheniſche, denn das Ruſſiſche wird bald daraus werden!“ [1]) is Volk hat ſeine eigene Logik und es täuſchte ſich auch ht, denn die ruſſiſche Regierung duldet keine ſlaviſchen alekte. So wurde (1875) verboten, irgendwelche Bücher klein-ruthenischer Sprache zu drucken, d. h. in jenem Dia- e, welchen das Volk in der Gegend von Kijew ſpricht. r Gebrauch der ruthenischen Sprache iſt aber gegenwärtig h mehr verpönt als der polniſchen, und als einige ruthenische inger aus Galizien nach Warſchau kamen (1884), um ein ncert zu geben, wurde ihnen das Abſingen ruthenischer der verboten. Die ruſſiſche Sprache ſoll die univerſal- viſche werden, und es iſt eine signatura temporis, daß e Wühler im Panſlavismus, auch unter den öſterreichiſchen laven, das Ruſſiſche geläufig ſprechen und leſen. Einen chritt weiter gehen noch die in Lemberg erſcheinenden ruthen- hen Zeitungen, denn ſie ſind in einem Gemiſch des Ruſſiſchen d des Ruthenischen geſchrieben, was bei dem dort üblichen ebrauche des ruſſiſchen Alphabets um ſo leichter iſt.

Die Anführer der Ruthenen in Galizien begannen damit, aß ſie zuerſt die polniſche Sprache verpönten und die utheniſche auf alle mögliche Weiſe zu fördern ſuchten: nun ber fördern ſie die ruſſiſche Sprache. Denn je mehr ſie ch in den Haß gegen die Polen hineinarbeiteten, umſomehr laubten ſie bei den Ruſſen Freundſchaft ſuchen zu müſſen — und glauben es leider noch jetzt. Dem Polenhaſſe folgte ber auf dem Fuße der Haß gegen den „Latinismus“, und ald zeigte ſich unter der ruthenischen Geiſtlichkeit Galiziens

1) „Nero's Zeiten“ S. 48.

eine bedenkliche Neigung zum Schisma.[1]) Die Folge davon war, daß viele Priester aus Galizien nach der benachbarten Diöceſe Chelm gingen, wo ſie von Wojcicki als Helfer in ſeinem Vernichtungswerke mit offenen Armen aufgenommen wurden. Einer der erſten, die dorthin kamen, war Marcell Popiel, der auch bald darauf als Werkzeug der Ruſſen die Diöceſe vernichten ſollte.

Das war die erſte traurige Frucht des Haſſes, welchen die ehemalige liberale Regierung Oeſterreichs unter die beiden Nationalitäten Galiziens ausgeſtreut hatte. Das lateiniſche Sprichwort: duobus litigantibus tertius gaudet, ſcheinen aber die Ruſſen doch beſſer verſtanden zu haben, als Schmerling und Genoſſen, und der ruſſiſche Rubel regnete nicht umſonſt auf die unheilvolle Saat. An der Spitze dieſer ruſſenfreundlichen Partei in Galizien ſtanden die Mitglieder des ruthenischen Domcapitels zu Lemberg, und man nannte auch dieſe ganze Partei von dem Schutzpatron der ruthenischen Kathedralkirche St. Jur (Georg). Hier fand auch die ruſſiſche Regierung ihren Mann, als Wojcicki entlaſſen wurde und die Chelmer Diöceſe einen rechtmäßigen Biſchof erhalten ſollte (1868).

Er hieß Michael Kuziemski und war Generalvikar des ruthenischen Metropoliten von Lemberg. Gegen ſeine Rechtgläubigkeit war nichts einzuwenden, und er erhielt deshalb ohne Verzug die Präconiſation von Rom (22. VI. 1868), aber ſeine Stimmung bezeichnet am beſten die Betheuerung, welche er beim Abſchiede ſeinen Freunden gab: „Mein Leben lang habe ich ſtets mit dem Polonismus und Latinismus

1) Welcher Geiſt den ruthenischen Klerus beſeelte, beweist der Umſtand, daß 13 ruthenische Prieſter, welche Abgeordnete im öſterreichiſchen Reichsrathe waren, im Jahre 1874 für die Kirchengeſetze ſtimmten. Als nun einige von ihnen, welche Conſiſtorialräthe waren, dafür vom Metropoliten dieſer Würde enthoben wurden, veranlaßten ſie im Reichsrathe eine Interpellation ſeitens der Literaten, in welcher die Regierung befragt wurde, ob ſie den Metropoliten nicht werde zur Rede ſtellen.

rauft". Dem Drängen der Regierung nachgebend, von seinen genen Landsleuten, welche vor ihm bereits nach Chelm wandert waren, fortwährend verdächtigt und denuncirt, chte Kuziemski einen falschen Schritt nach dem andern. er schlimmste war wohl der, daß er seiner Geistlichkeit alles s auszuführen befahl, was Wojcicki vorher verordnet hatte, nn dadurch hat er ihn als legalen Vorgesetzten anerkannt, gleich ihm die Encyklika des hl. Vaters vom Oktober 1867 hl bekannt sein mußte.

Das Volk, welches den lange ersehnten Bischof mit ausssprechlicher Freude begrüßt hatte, sah sich getäuscht, s der Bischof in seiner Nachgiebigkeit immer weiter ging. o ließ er eine Verordnung der Regierung bekannt machen, ch welcher griechisch-katholische Soldaten verpflichtet wurden, ht mehr bei lateinisch-katholischen Priestern, sondern bei schis- tischen Popen die hl. Sakramente zu empfangen. Er verbot m Volke, in die Rosenkranz- und Skapulier-Bruderschaften r Lateiner sich aufnehmen zu lassen, was allgemein geschah, chdem dieselben Bruderschaften in den griechisch-katholischen irchen seiner Diöcese bereits aufgelöst und verboten worden aren.

Der Bischof glaubte durch derartige Verordnungen der ussischen Regierung genügen zu können, denn ein Apostat u werden hatte er nicht im Sinne, er hatte eine Grenze ngegeben, über die zu gehen er nicht im Stande wäre. Da kam er unverhofft die Nachricht, daß sein Landsmann Mar- ell Popiel zum Administrator der Diöcese vom Zaren ernannt, r aber des Amtes enthoben sei. Ohne ein Wort des Pro- estes oder des Abschiedes an seine Diöcesanen zu richten, verließ der Hirt, einem Söldlinge gleich, seine Heerde, und reiste unter dem Schutze russischer Gensdarmen über die österreichische Grenze nach Galizien (1871). Er wohnte bis zu seinem vor Kurzem eingetretenen Tode in Lemberg und hatte Muße genug, zu erwägen, wem eigentlich der Kampf der Ruthenen mit dem Polonismus und Latinismus Nutzen bringe.

Wenn er wirklich so naiv war, zu glauben, daß die Russen das Wohl des ruthenischen Volkes im Auge haben, da war er jetzt davon gründlich geheilt.[1])

Bereits am 25. März 1871 kündigte das Consistorium von Chelm der Diöcesangeistlichkeit an, daß Marcell Popiel die Verwaltung der Diöcese als Administrator übernommen habe. Der Mann war in Tarnopol (Galizien) Religionslehrer gewesen und muß hübsche Grundsätze der Jugend beigebracht haben; denn er schrieb ein Lehrbuch der Liturgik, das ihn bei den Russen bestens empfohlen hat. Der bereits erwähnte Fürst Czerkawski hatte ihn (1867) zum Professor des Ritus am Chelmer Diöcesanseminar ernannt, wobei ihn der Eindringling Wojcicki in einer feierlichen Ansprache als einen „lang ersehnten Messias" begrüßte. Sie waren auch „ambo meliores" und einer half dem anderen. Als die ersten Verordnungen, welche Wojcicki erließ, eine furchtbare Erregung unter dem Volke hervorgerufen hatten, unternahm Popiel eine Visitationsreise, um das Volk zu beruhigen (1868); der Herr war aber so sehr um sein theueres Leben besorgt, daß er sich eine Eskorte von Gensdarmen erbat. Auf dieser seiner Reise in der Diöcese hatte er nun die beste Gelegenheit, die Stimmung des Volkes kennen zu lernen, denn an vielen Orten wurden ihm die Kirchen vor der Nase verschlossen. Polizei und Gensdarmen konnten den Widerstand des Volkes nicht brechen: es wollte den Verräther nicht hineinlassen. Die Stimmung des Volkes kannte er also aus Autopsie, und hatte auch vielfach Gelegenheit gehabt, den Geist des Klerus kennen zu lernen, so daß er zu derselben Ueberzeugung gekommen war, die auch Siemaszko 40 Jahre früher gewonnen hatte, daß mit dem alten Klerus nichts anzufangen sei. Er beschloß auch nach dem Vorbilde Siemaszko's und nach seiner Methode vorzugehen.

---

1) Er wandte sich zweimal an P. Pius IX. um eine Geldunterstützung, weil ihm die Russen gar nichts gaben. „Nero's Zeiten" l. c. p. CXXVIII.

Vor allem erbat er sich in Petersburg eine unumschränkte Machtbefugniß, um alles auf eigene Faust vorzubereiten. Er hatte dafür den Grafen Tolstoy gewonnen und auch Zar Alexander II. war damit einverstanden. Es wurden deshalb die Angelegenheiten der griechisch-katholischen Kirche, welche bis dahin ein besonderes Departement im Ministerium des Innern für „ausländische Religionsbekenntnisse" bildeten, der „hl. Synode", deren Procurator eben Graf Tolstoy war, unmittelbar zugewiesen.[1]) Nun begann Popiel, ganz nach dem Vorgange Siemaszko's, vor Allem den Klerus zu säubern. Die tüchtigsten Pfarrer wurden vertrieben; und zwar anfangs nicht nach Rußland, sondern nach Galizien. Popiel hatte nämlich richtig berechnet, daß sie dort keine Anstellung bekommen würden, und wirklich ist es nur einem einzigen gelungen, eine Pfarre zu bekommen, weil der Statthalter von Galizien, Graf Goluchowski, ihn als Patron präsentirte und seine Institution durchsetzte.[2]) Darin aber hatte sich Popiel verrechnet, daß er hoffte, die Verbannten würden nothgedrungen zurückkehren; denn sie ertrugen alle Entbehrungen mit ihren Familien standhaft und gaben dadurch das schönste Beispiel den übrigen Geistlichen, welche nun nicht mehr nach Galizien, sondern nach den entlegenen Provinzen Rußlands und nach Sibirien hinausgeschickt wurden.

An die Stelle der Verbannten holte sich Popiel immer mehr Landsleute aus Galizien, besetzte mit ihnen die einträglichsten Stellen und machte sie zu Dekanen. Die Zahl der Dekanate ward von 21 auf 12 reducirt.[3]) Welch' Geistes Kinder diese galizischen Ueberläufer waren, beweist zur Genüge der Umstand, daß sich unter ihnen nur ein einziger fand, der im letzten Augenblicke vor der Apostasie zurück-

1) Documents off. l. c. p. 5 nr. 1. Mansfield von Warschau, 21. IX. 1871.

2) Der Pfarrer hieß Bojarski und ist der Verfasser des bereits mehrmals citirten Buches: „Nero's Zeiten", cfr. p. 260 u. CXXXI. nr. 41.

3) „Nero's Zeiten" l. c. p. CXXIV.

gewichen ist; alle Uebrigen leerten den Kelch der Schande.[1]) Während dessen wurde auch das Priesterseminar „gesäubert," indem die tüchtigsten Alumnen vertrieben, dagegen alles mögliche Gesindel aufgenommen wurde. Diesen Zuwachs ließ Popiel so schnell, als es nur eben ging, ausweihen. Er benutzte dazu einen Bischof, der vom P. Pius IX. selbst consekrirt war, dann aber apostasirte.[2]) Anfangs sträubten sich die Alumnen dagegen, aber ihr Widerstand wurde bald gebrochen, und Popiel hatte in kurzer Zeit mehr als ein Hundert neue Priester zur Verfügung. Im schismatischen Geiste erzogen und im russischen Ritus geübt, wurden sie nun, mit russischen Meß- und Gesangbüchern ausgestattet, in die Diöcese hinausgeschickt. Auch die Dekane wurden nun nach Chelm berufen und in dem russischen Ritus unterrichtet, worauf sie den Auftrag erhielten, auf dieselbe Weise bei sich den Gottesdienst abzuhalten und die übrigen Pfarrer dazu anzuhalten.

Der Mann war seiner Sache so gewiß, daß er schon im zweiten Jahre seiner Amtsverwaltung ein Rundschreiben erließ (20. X. 1873), in welchem er befahl, vom 1. (13.) Januar 1874 an den Gottesdienst in allen Kirchen nach dem reformirten Ritus abzuhalten. Die Reihen der treuen Hirten waren bereits sehr gelichtet, seiner Landsleute und der neuausgeweihten Priester war er sicher; nur eines Faktors hatte er vergessen: er traf auf einen solchen Widerstand des Volkes, welchen er wohl nicht erwartet hatte.

---

1) Er hieß Emilian Piasecki. Die russischen Popen verachteten diese Ankömmlinge ganz offen. Der schismatische Erzbischof Joannicius von Warschau, dem die Chelmer Diöcese zufiel, soll sich geäußert haben: „So Gott gibt, daß diese Geschichte erledigt wird, dann werde ich diese verfluchte galizische Bande zu Paaren treiben." Cfr. „Nero's Zeiten" l. c. p. 249. — Likowski (deutsch) Bd. II. p. 257.

2) Er hieß Joseph Sokolski und hat 1860 mit einer Anzahl bulgarischer Priester die Union mit Rom angenommen. Zum Bischofe consecrirt, ließ er sich von den Russen zur Apostasie bewegen und begab sich nach Kiew, wo er in einem schismatischen Kloster wohnte.

LII.

Der allmähliche Verfall der katholischen Kirche in Dänemark (Schweden und Norwegen) — durch die Verschuldung der Könige und des Adels.

III. Vom Tode Friedrich I. bis zur endgiltigen Einführung des Lutherthums 1533—1536.

Friedrich I. starb Gründonnerstag 10. April 1533 auf Gottorp. Mit seinem Tode trat ein Rückschlag ein, welcher den Fortschritt des Lutherthums zu hemmen, ja alle bisher demselben eingeräumte Freiheit aufzuheben drohte.

1. Als der Herrentag Anfangs Juni 1533 zur Wahl eines neuen Königs versammelt war, brachten die Prälaten natürlich auch die Religionsangelegenheiten zur Sprache und verlangten Genugthuung für die erlittenen Unbilden, vor allem aber vollen Genuß der ihnen und der katholischen Kirche von jeher und dazu noch durch so viele Staatsgesetze gewährleisteten Rechte. Im Wesentlichen wurden alle ihre Forderungen durch den Receß vom 3. Juli 1533 bewilligt. Die wichtigsten Punkte waren: 1. der Odenser Receß soll in Kraft bleiben; 2. die Bischöfe sollen frei und ungehindert ihre Jurisdiktion ausüben, sie allein sollen Priester und Prediger anstellen und absetzen, wie es ihrem Amte zukommt; 3. der Zehnte muß wie früher gegeben werden; 4. die noch bestehenden Kirchen und Klöster sollen in ihrem Besitzthum und in ihren Privilegien verbleiben; über die aufgehobenen soll später

verhandelt werden; 5. die von den Lutheranern in Beſitz genommene Viborger Domkirche wird dem Biſchof zurückgegeben.[1])

Nur einige wenige lutheriſche Reichsräthe, wie Magnus Gjöe und Erik Banner, wollten dieſen Receß nicht beſchwören und beſiegeln. Daß der Reichsrath auf dieſe Weiſe, wie Jörgenſen (S. 187) ſagt, ſo gut wie alles, was in den letzten zehn Jahren in der däniſchen Kirche vorgegangen war, verwerfen konnte, beweist denn doch zur Genüge, daß — wenn nicht einzig, ſo doch hauptſächlich — König Friedrich's Macht den Aufruhr gegen die katholiſche Kirche in der oben geſchilderten Weiſe möglich gemacht hat.

Trotz dieſes Receſſes gingen aber die Biſchöfe nicht energiſch voran gegen die Prädikanten. Nur der ärgſte derſelben, Johann Tauſen, wurde vor das Gericht des Reichsrathes geſtellt. Wegen einer Schmähſchrift, in der er die Biſchöfe beſchimpft hatte als „Tyrannen, Betrüger, hartnäckige und verblendete Klötze, die weder in Wort noch That jemanden nützlich ſeien", ferner weil er mit ſeinen Anhängern ſich widerrechtlich der Kirchen in Kopenhagen, beſonders der Nikolaikirche bemächtigt und dem erwählten Biſchof Joachim Rönnov von Roskilde vor einigen Reichsräthen höhnende und hochmüthige Worte ins Geſicht geſagt hatte, verbannte ihn der Richterſpruch auf immer aus den Bisthümern Roskilde und Lund. In den andern Bisthümern ſollte er „nichts drucken laſſen, nicht predigen, kein prieſterliches Amt verſehen, in keine Kirche eindringen ohne Wiſſen, Willen, Erlaubniß und Befehl der Biſchöfe".[2])

Johann Tauſen verließ Kopenhagen und begab ſich zu Magnus Gjöe, dem Vorkämpfer des ganzen Lutherthums in

1) Pal.-Müller S. 576, 577. — Allen, Fädrelandets Hist. 7. Udg., S. 311. — A. D. Jörgensen, 40 Fortællinger af Fädrelandets Hist., S. 187. — Karup, den kath. Kirke i Danmark, S. 265, wo die Punkte ausführlicher angeführt ſind.

2) Urtheil in Historisk Tidsskrift. 3. Række. VI. Bd. S. 6—8.

Dänemark. Dieser und seine Tochter verwendeten sich für ihn bei Joachim Rönnov, der daraufhin dem Verbannten erlaubte, wieder nach Kopenhagen zu kommen. Kaum vierzehn Tage lang war Tausen abwesend gewesen. Bald erhielt er von Rönnov die Vollmacht, in der Nikolaikirche für die luthrischen Kopenhagener zu predigen, nachdem er schriftlich versprochen hatte, „dem Herrn Joachim Rönnov gehorsam sein und dessen Bestes sowie das der Geistlichkeit stets wahrnehmen zu wollen.“[1]) Wenn daher die Skibysche Chronik Joachim Rönnov mehr der Ketzerei als der Religion ergeben nennt und ihm den Titel „Afterbischof“ (pseudepiscopus) gibt, so ist das in den Thatsachen nur allzu sehr begründet. Wie heuchlerisch und verschlagen er war, zeigt der Umstand, daß er „zu Lebzeiten König Friedrichs freigebig war mit Drohungen gegen die Protestanten, die nach des Königs Tode sich vorfinden würden. Allein in Wirklichkeit hat er dieselben nicht nur geschont, sondern mit seiner Gunst, mit prächtigen Geschenken und vielen Ehren überhäuft, zu großem Aergerniß einfältiger Gewissen, welche als Folge solcher Handlungsweise mit Recht einen jämmerlichen Verfall der Religion und Gottesfurcht fürchteten“.[2])

Wie viel konnte es da helfen, daß die Bischöfe im Jahre 1533 die ausgezeichnete, wahrscheinlich von dem Kölner Dr. Stagefyhr verfaßte Widerlegung von 27 protestantischen Artikeln in dänischer Sprache veröffentlichten? Dieselbe erschien in Aarhus 1533 unter dem Titel: Christliche und rechtgläubige Gegenantwort der Bischöfe und Prälaten des Reiches Dänemark auf die luthrischen Artikel.[3]) Paul Helgesen hatte nämlich die Lehren der luthrischen Prädikanten

1) Karup, den kath. Kirke i Danmark, S. 270.

2) Monumenta historiae danicae. I. Bd. S. 93.

3) Menige Danmarks Rigis Biskoppers och Prelaters christelige og retsindige geensvar til de Lutherianscke artikle.

in 27 Thesen zusammengestellt, welche von den Bischöfen beim Herrentag in Kopenhagen 1530 dem König übergeben wurden. Darauf antworteten die Prädikanten in 27 Artikeln. Die 1533 erschienene Gegenantwort der Bischöfe ist die Widerlegung dieser 27 Artikel.

Was nützte es? Die luthrische Agitation glimmte nicht nur unter der Asche weiter, sondern konnte, Dank der Saumseligkeit der Bischöfe, wenn nicht ganz offen und in aufrührerischer Weise, so doch ruhig und sicher ihren Siegeslauf fortsetzen. Zwar erschienen jetzt die überhaupt etwas seltener gewordenen luthrischen Schriften ohne Angabe des Druckers, hörten aber nicht auf, die katholische Kirche zu verhöhnen und die heiligsten Dinge, besonders die hl. Messe, in den Koth zu ziehen.

Der Bürgerkrieg, welcher im Jahre 1534 ausbrach und unter dem Namen „Grevens Fejde“ (= die Fehde des Grafen) bekannt ist, that dem Lutherthum nicht nur keinen Eintrag, sondern begünstigte dasselbe, da sowohl der Graf Christoph von Oldenburg, welcher Kopenhagen besetzte, als die Lübecker, welche mit einem Theil der Dänen verbündet, Christian II., den Gefangenen zu Sonderburg, vergeblich wieder auf den Thron setzen wollten, sehr gut luthrisch waren. Vom genannten Grafen hat ja Joachim Rönnov sich wieder sein Bisthum für 10,000 Mark (dänisch) gekauft.[1])

2. Dem Bürgerkrieg aber machte ein Ende der holsteinische luthrische Herzog Christian, ältester Sohn König Friedrichs I.

Im Juli 1534 versammelten sich nämlich in der Kirche des hl. Severin zu Ry bei Aarhus die Reichsräthe und der Adel Jütlands. Als Mogens Gjöe darauf drang, sie sollten ohne Verzug Herzog Christian von Holstein zum König wählen, „kam es zu heftigen Erörterungen zwischen den Reichsräthen, da die mächtigsten unter ihnen, die Bischöfe und ihre An-

1) Roskilde-Aarbogen. Holger Rórdam, Mon. hist. dan. I, p. 359.

inger, den Erzketzer nicht auf dem Throne des Reiches sehen ollten. Der Adel aber setzte dem Rathe zu und drohte em, der sich widersetzen wollte. Da wählte der jütländische ath den Herzog am 4. Juli zum dänischen König und sandte ort einen Ausschuß von Mitgliedern an den Gewählten ch Holstein ab. An der Spitze der Gesandtschaft stand schof Styge Krumpen von Vendsyssel (Aalborg), der hef= ste Gegner des Herzogs."

„Der Herzog nahm die angebotene Krone an und zog fort mit einem Heer nach Jütland. Am 18. August ließ sich in Horsens huldigen und erließ ein vorläufiges Ver= gerungsschreiben, dessen merkwürdigste Bestimmung war, ß die Religionsangelegenheiten einstweilen ruhen sollten, s er zu einer ruhigen Regierung gekommen sei; alsdann olle er mit dem Reichsrath und Adel Dänemarks eine in er Weise gut christliche Einrichtung treffen, d. h. der Herzog hielt sich freie Hand vor, die Sache nach seiner Bequem= hkeit und seinen Anschauungen in Verbindung mit dem eichsrath zu ordnen. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß amit das Todesurtheil über den Katholicismus gefällt war. Die Bischöfe mußten sich beugen und fügen."[1])

Nachdem Herzog Christian am 18. November 1534 einen einseitigen Frieden zwischen Lübeck und den Herzogthümern eschlossen, konnte er seine ganze Kriegsmacht für Dänemark erwenden. Durch seinen tüchtigen Feldherrn Johann Rantzau roberte er in kurzer Zeit ganz Jütland und machte die ütländischen Bauern, welche sich zu Gunsten Christian's II. rhoben hatten, zu Leibeigenen der Krone (Dezember 1534). Durch die Schlacht am Ochsenberg (Öxnebjärg 11. Juni 1535) ntriß Johann Rantzau die Insel Fünen den Händen der Lübecker. Am 24. Juli 1535 begann die Belagerung von Kopenhagen, das verzweifelten Widerstand leistete und sich erst am 29. Juli 1536 ergab, nachdem die Einwohner ihre

1) Pal.=Müller S. 384; idem in Grevens Fejde I, S. 253.

letzten Hunde und Katzen verzehrt hatten und viele Menschen Hungers gestorben waren.

3. „Am 6. August 1536 hatte Christian III. seinen Einzug in die Hauptstadt gehalten. Es mußte nun zunächst seine Aufgabe sein, die oberste Regierung in Staat und Kirche festzustellen, und zwar ohne Verzug. Dann hatte er die Macht ohne irgend welchen Widerspruch. Allein das Kriegsheer, welches ihm den Sieg erfochten hatte und die Alleinherrschaft sicherte, konnte nicht gar viele Tage zusammengehalten werden. Es mußte außerdem entweder mit baarem Geld oder mit Verschreibungen zufriedengestellt werden. Die Krone mußte viel größere Mittel als bisher haben. Und endlich konnte der König ja nicht daran zweifeln, daß jetzt der Augenblick gekommen war, die Kirchenreformation durchzuführen, welche für ihn eine Gewissenssache (?) und wie alle wußten, seine Lebensaufgabe (?) war.“ [1])

Wie diese letztere Angelegenheit angegriffen wurde, schildert am besten der Brief [2]) des preußischen Admirals Johann Pein an seinen Herrn Herzog Albrecht von Preußen über die Vorgänge in Kopenhagen am 11. und 12. Aug. 1536.

„Fürstlicher Durchleucht in Preußen, meinem gnedigsten furſten vnd herrn.

Gnedigster furſt vnd herre. Nachdem E. f. g. ich diſe beygelegte briffe geſtriges tages geſchriben vnd zugemacht, vnd ich e. f. g. 4 ſchiff heimwerts lauffen laſſen, ſo habe ich mich doch der montz halben mit meinen boßleuten nicht vergleichen konnen, dan ſie die deniſch montz im abzug nicht haben nhemen wollen, vnd in dem wie ich mit Jn im handel geſtanden, hath Ko. Maj. zu mir geſchickt, mich in rath forderen laſſen, doſelbſt die oberſten von Lantsknechten, die Velther vnd Rittmeiſtere, ſambt her Johan

1) Pal.-Müller S. 620.

2) Original im Archiv zu Königsberg, Abſchrift im dän. k. Geheimarchiv, gedruckt bei Holger Rórdam, Mon. hist. dan. I, p. 201—203. (Ins Däniſche überſetzt bei Pal.-Müller S. 620 f.)

Rantzau auch Melchior Rantzau erschinen, allenthalben gerat-
schlagt, wie Ko. W. ferner ir thun anstelleten, dieweil die bisschoff
gar nichts zu ablegung reuter vnd knecht thun woltten, doruff
im nhamen Gottes beschlossen die bisschoff von stunt bei den
Coppen zunhemen, welchs dan ins geheimbst nechten bestellet,
das heut ganz frue vmb seigers 4 die 3 bischoffe, als Selant,
Schone, Ripen, dorch die profosen vnd lantsknechte uffheben
lassen, vnt sint von stunt vffs haus Coppenhagen gefurt vnd
in 3 orth setzen lassen in vergatterte gemach, vnd di statlich
mith hakenschutzen vnd drabantten vorwaren lassen. Diselbige
stunde do man di leut angetastet, ist Copenhagen mit wach zu
wasser vnd lant bestellet worden, das nymants aus oder in kan
on befehl der jenigen dorzu verordent, vnd es wirt also bis
in den 3 tag zustheen.

Vmb seigers 8 dornach hat Ko. W. den andern Reichs
Rethen, als her Magnus Gey, her Ovi Lungen, her Magnus
Guldenstern, Erick Krummendick, meister Johan Frisen, sambt
andern, auch den Bischoff von Arhusen, auch vffs schlos zu sich
gefordertt, vnd ist diser handel mit Jn vorgenommen. Welcher
mit Ko. W. sambt den obbestimpten krigsrethen zustimmen wirdt,
mit dem hat es kein mangel, wer aber nicht, wirdt auch bei
dem Cop genommen werden. Jch haltte aber, sie werden zu
Creutz crauffen. Ko. W. werden aber nichts entlichs oder be-
schlislichs der veranderung des Regiments halber handeln bis
off bestimpten Reichstag, im ersten briff vermelt, vnd mittler
weil wirt sein Ko. W. in dem Jr herrn freunde vnd e. f. g.
vmb rath ansuchen.

Die andern altten reichsreth als her Andres Bilde, her
Johan Br[n] etc., die in Meklnburgk gefenglich gesessen, die
werden lauts dem vertrage in lant zu Holsten in Ko. W. hant
vnd gewarsham kommen, die werden auch nicht groß czeichen
thun konnen.

Mit disem vornhemen ist der gemein jung Adel, di von
Copenhagen vnd die andern stett, auch die Paurschafft wohl
zufriden mit großer frolockung, desgleichen reutter vnd knecht
sint des auch hochlich erfreuet. Got geb Ko. Maj. in dem vnd
in allem gluklichen außgang.

Die Bischoff, itzt hir ingelegt, werden in Holsten geschickt,

domit ſie ſtatlich vorwarth, ſo ſint diſes tages auch ſchiff vnd knecht in Fune vnd Jutlandt abgefertigt, di Biſchoff, di noch vorhanden, auch anzugreiffen. Diſen tag hat Ko. W. nach Drachsholm, dem biſchoff von Selant zuſtendig, ettlich reutter geſchickt daſſelbig inzunemen. So wirt her Johan Rantzau ſtrax nach Juttlant doſelbſt ſolchs auch außzurichten, vnd wirt ſich Drachsholm nicht an Ko. W. ergeben, ſo wirt man flux ettlich grob geſchutz vnd knecht dohin fertigen, daſſelbig mit gewalt inzunhemen. Diß gnedigſter furſt hab e. f. g. ich gantz vndertheniger meinung nicht konnen verhaltten, vnd der almechtig Got ſpar e. f. g. lang friſch vnd geſunt mit al den Iren. Mein hant datum gantz eilents Sonnabents nach Laurenti nach mittag vmb zeigers 2, Anno 1536.

E. F. G.

vndertheniger gantzwilliger diener

Johan Pein."

In Uebereinſtimmung mit dieſem Briefe ſagt das Roskilder Jahrbuch[1]) ganz kurz und trocken: „In dieſem Jahre (1536) wurden alle Biſchöfe Dänemarks auf des Königs Befehl ergriffen und gefangen, aber einige Zeit ſpäter kamen ſie aus ihrem Gefängniß unter der Bedingung, daß ſie zwar ihr Erbe und Eigenthum behalten, allein ihr biſchöfliches Amt, ihre biſchöfliche Würde und ihre biſchöflichen Stifter, welche der König an ſich zog, nicht wieder erhalten ſollten. Nur Joachim Rönnov, erwählter Biſchof von Roskilde, wurde an verſchiedene Orte gebracht und gefangen geſetzt, in Kopenhagen, Krogen, Drachsholm und Visby auf Gotland; zuletzt kam er wieder nach Kopenhagen, wo er einige Zeit darauf ſtarb. Von dieſen Biſchöfen waren nicht mehr conſekrirt und geweiht als der würdige Vater Biſchof Ove Bilde von Aarhus und Biſchof Jörgen von Viburg", Ivar Munk von Ribe und Styge Krumpen von Aalborg.[2])

1) Holger Rórdam, Mon. hist. dan. I, pp. 375, 376.

2) Nach dem Roskilder Jahrbuch waren nur die zwei Biſchöfe von Aarhus und Viborg geweiht, nach Regum Daniæ series, collectore

Noch deutlicher und eingehender berichtet die Fortsetzung ſtibyſchen Chronik:[2]) „Im nämlichen Jahre, d. h. 1536 der genannte König Chriſtian alle däniſchen und nor- giſchen Biſchöfe gefangennehmen. Zu Kopenhagen aber rden am Tage der hl. Klara (12. Auguſt) nach St. Laurentius gende Biſchöfe gefänglich eingezogen: Torbere Bilde, der ählte Erzbiſchof von Lund, Joachim Rönnov, erwählter n Roskilde und Olaf Munk, erwählter von Ribe; und ſie rden durch den Oberſt (militum principem) Gallen van nden in Gegenwart des Königs nach dem Schloſſe geführt. ner ward am erſten Sonntag[1]) nach Mariä Geburt im mlichen Jahre der hochwürdige Biſchof Herr Ove Bilde n Aarhus, einſtiger Kanzler des Königs Johannes und nes Sohnes Chriſtian, geſchmückt mit Gelehrſamkeit und sgezeichneter Tugend, ein kluger Mann und guter Rath- ber, gefangen genommen und auf das Schloß Drachsholm, nn aber nach Nyborg geführt, wo er unter ziemlich harten dingungen Dienſtag[2]) nach dem Feſte der hl. Dreifaltigkeit n Jahre des Herrn 1537 freigegeben wurde."

Treffend bemerkt Paludan-Müller (S. 622): Admiral eins „Brief zeigt, daß der Plan zur Gefangennehmung er Biſchöfe vom König gefaßt ward nicht mit den weltlichen eichsräthen, ſondern zuerſt mit den ihm zunächſt ſtehenden athgebern, den beiden Rantzauern, Johann und Melchior, nd gewiß auch mit Mogens Gjöe. Darnach hat ſich der önig den Beiſtand des fremden deutſchen Kriegsvolkes ge- ſichert und erſt dann die Sache vor den Rath gebracht, den

---

Magno Matthiæ (Holger Rórdam, Mon. hist. dan. 2. Række II. S. 226) aber auch die von Ribe und Aalborg — was wohl als ſicher anzunehmen iſt. Die vier übrigen waren weder geweiht, noch vom Papſte beſtätigt.

1) Holger Rórdam, Mon. hist. dan. I, p.p. 431, 432.

2) 10. September 1536.

3) 29. Mai 1537.

er mit zwei neuen Mitgliedern, Erik Krummedige und Johann Friis verstärkt hatte. Der Rath, welchem außerdem[1]) die in Mecklenburg gefangenen Mitglieder fehlten, von denen einige als die stärksten Stützen der Bischöfe betrachtet werden mußten, hatte auf diese Weise nicht ganz seinen freien Willen, was Johann Pein auch andeutet. Auf Mogens Gjöe und seine Anhänger konnte der König sich verlassen, kaum aber auf die Mehrzahl der anwesenden Herren. Man weiß doch nicht, daß einer von ihnen unter diesen Umständen Widerstand geleistet hat, wenn auch die meisten wohl davon überrascht waren, daß der König so weit gehen wollte, wie es sich nun zeigte."

Nur zwölf Reichsräthe waren es also, die am 12. August 1536, und zwar „nicht ganz frei", auf des König Christian III. Wunsch oder Befehl die Abschaffung der Bischöfe und der katholischen Kirche beschlossen und in folgendem Aktenstücke besiegelten:

„Wir hier genannten Mogens Gjöe, Dänemarks Reichshofmeister, Tyge Krabbe, Dänemarks Reichsmarschall, Ove Lunge zu Tirsbäk, Axel Brahe zu Krogholm, Knud Bilde, Oluf Rosenkrands zu Vallö, Holger Ulfstand zu Hekebjerg, Truid Ulfstand, Axel Ugerup, Mogens Gyldenstjerne, Ritter, ferner Erik Krummedige zu Alnerup und Johann Friis zu Hesselager Hof, Reichsräthe Dänemarks, thun zu wissen, daß, da der hochgeborne Fürst und mächtige Herr, Herr Christian, durch Gottes Gnade erwählter König von Dänemark und Norwegen ꝛc., unser liebster gnädiger Herr .... nicht will, daß die Regierung des Reiches Dänemark von diesem Tage an noch abhängen soll von irgend einem Erzbischof oder andern Bischöfen, sondern sein und bleiben soll bei der kgl. Majestät und Sr. Gnaden der kgl. Majestät Nachfolgern, den Königen von Dänemark und bei den weltlichen Reichsräthen Dänemarks und ihren Nachfolgern;

1) D. h. außer den sieben Bischöfen, die zum Reichsrath gehörten.

› da die genannte kgl. Majestät, unser gnädigster Herr, sich uns so verglichen, vereint und abgesprochen hat, und wir so versiegelt haben, daß es fürder im Reiche Dänemark so alten werden soll, — so erklären wir, gelobt und zugesagt haben, durch dieses unser offenes Schreiben geloben und sprechen wir, und zwar aus freien Stücken und mit reiflicher ›erlegung, der kgl. Majestät, unserm gnädigsten Herrn bei erm christlichen Glauben und beim Ansehen, bei der Ehre › dem guten Namen eines Edelmannes, daß wir von nun niemals, weder offen noch geheim, weder selbst oder durch ›ere, weder im Lande noch außerhalb desselben, in irgend er nennbaren Weise helfen oder irgendwie praktiziren wollen, › irgend ein Bischof, seien es die jetzt lebenden oder end welche andere Bischöfe, zu irgend einer weltlichen oder istlichen Regierung oder zu irgend einem Bis= um oder Einkommen im Reiche Dänemark kommen, bevor n sich geeint hat und bevor ein allgemeines, generelles und istliches Concil in der Christenheit gehalten ist, so daß sowohl › Reich Dänemark, als auch andere Nationen, sowohl Deutsch= id als andere Völker in der Christenheit darein gewilligt, anerkannt und demselben zugestimmt haben. Und wenn ch eine solche Einwilligung nach einem allgemeinen Concil der Christenheit zuwege kommt, so wollen wir doch nicht, eder offen noch geheim, praktiziren, daß irgend ein Bischof irgend einer weltlichen oder geistlichen Regierung im Reiche änemark komme, es sei denn mit der Bestätigung, dem Willen id der Uebereinstimmung der kgl. Majestät oder der Nach= lger Sr. Gnaden der kgl. Majestät, der Könige von Dänemark id des ganzen Rathes und Adels und aller Bewohner von änemark. Zugleich verpflichten wir uns durch dieses unser ffenes Schreiben, daß wir nicht widerstreben wollen, daß das l. Evangelium und das reine Gotteswort in diesem Reiche cht gepredigt und verkündet werde. Und wir wollen ver= flichtet sein, unser Leben, Gut und Wohl in genannter und eder andern Weise bei der genannten kgl. Majestät einzusetzen, ie es sich für uns geziemt gegenüber unserm rechten Herrn nd König und dem Vaterlande. Zu fernerem Beweis haben ir mit Wissen und Willen unsere Insiegel und Zeichen unter

dieſes offene Schreiben hängen laſſen. Gegeben zu Kopenhagen, Samſtag nach St. Martyrer Laurentius' Tag, im Jahr 1536." [1])

Doch nicht genug mit dieſem Verſicherungsſchreiben, ſagt Paludan-Müller (S. 624). „Sieben der Ausſteller desſelben mußten am nämlichen Tage, jeder für ſich, gleichlautende Schriftſtücke ausſtellen: nämlich Axel Ugerup, Mogens Gyldenſtjerne, Holger Ulfstand, Knud Bilde, Tyge Krabbe, Truid Ulfstand und Axel Brahe. Die ſieben Schreiben ſind noch vorhanden; ich weiß nicht, ob die übrigen fünf Reichsräthe davon entbunden waren, oder ob ihre Schreiben noch nicht an's Tageslicht gekommen ſind. Im erſten Fall muß angenommen werden, daß Mogens Gjöe, Ove Lunge, Oluf Roſenkrands, Erik Krummedige und Johann Friis für vollkommen zuverläſſige Anhänger der Kirchenreformation angeſehen wurden, welche König Chriſtian jetzt durchführen wollte. Auch die Stadt Malmö mußte einige Tage ſpäter dem Könige dasſelbe Verſicherungsſchreiben ausſtellen. Dasſelbe war wahrſcheinlich der Fall mit noch anderen Städten."

„Mit dem 12. Auguſt 1536 war der Sieg der luthriſchen Reformation entſchieden. So gründlich hatten die Prädikanten das Volk durchagitirt,[2]) daß deſſen Anſchluß an den König in der Sache des Evangeliums nicht mehr zweifelhaft ſein konnte, ſobald die Biſchöfe[3]) mit ihren zunächſtſtehenden Anhängern unſchädlich gemacht und die weltlichen Mitglieder des Reichsrathes auf ſeine Seite getreten waren. Das hat Johann Pein auch ſchon am nämlichen Tag ausgeſprochen. Doch iſt zu bemerken, daß es nicht die evangeliſche Predigt iſt, welche unſere Kirchenreformation

1) Bei Pal.-Müller S. 622 f. und Holger Rórdam, Mon. hist. dan. I, pp. 208—210.

2) Es läßt ſich doch kaum beweiſen, daß dies vom ganzen Volke gilt; es waren hauptſächlich die Bewohner von Kopenhagen, Malmö, Viborg und einigen anderen Städten.

3) Auch hier gilt das Wort: Percute pastorem, et dispergentur oves gregis.

irchgeführt hat, sondern die persönliche Ueber-
ugung (?) König Christian's und seiner hol-
einischen und dänischen Rathgeber, unterstützt
om geworbenen Kriegsvolk. Daß der König und
e Kriegsmacht nach einem blutigen Kampfe von zwei Jahren
n Prädikanten die Hand reichte, hat der Anschauung
eser letzteren den Sieg verschafft." So Pal.-Müller (S. 625).

Jeder Widerstand von Seite der Anhänger der Bischöfe
urde unmöglich gemacht. Sehr schlau hatte der König
n Traktat vom 29. Juli 1536 dem Herzog Albrecht von
Mecklenburg und Graf Christoph von Oldenburg die Ver-
lichtung auferlegt, die in Mecklenburg gefangenen dänischen
erren nicht in Freiheit zu setzen, sondern sie ihm zu über-
ben. In Holstein nahm er sie in Empfang und gab
men erst dann die Freiheit, als sie urkundlich sehr strenge
erpflichtungen [hinsichtlich ihrer Treue auf sich genommen
nd dabei besonders auch alles gut geheißen hatten, was
it den Bischöfen und den bischöflichen Gütern geschehen
ar. Die vier bedeutendsten derselben: Anders und Johann
Bilde, Otto Krumpen und Johann Urne wurden
och einige Zeit in Haft gehalten, bis sie Dezember 1536
ägene Versicherungsschreiben ausgestellt hatten; und keiner
von ihnen kam gleich wieder in den Reichstag. (Pal.-
Müller S. 626.)

4. Alles war mithin zwischen König und Reichsrath von
vornherein abgemacht. Der auf den 15. Oktober 1536 nach
Kopenhagen berufene Reichstag, an dem nur Adel, Bürger
und Bauern, nicht aber die Geistlichkeit theilnahmen, hatte
nur das anzunehmen, was ihm vorgelegt wurde.[1]) Eröffnet
wurde der Reichstag indeß erst am 28. Oktober.[2]) Am

1) Wahrscheinlich deshalb war auch das „stattliche Kriegsvolk" nicht vor dem Reichstage entlassen worden, wie sich aus der Klageschrift gegen die Bischöfe ergibt: „vi have beladt Os med et statteligt krigsfolk, og det indtil denne Dag med stor Svarhed underholdet." (Holger Rórdam, Mon. hist. dan. I, p. 145.)

2) Holger Rórdam, Mon. hist. dan. I, p. 138.

30. Oktober wurde unter freiem Himmel auf dem Altmarkt (Gammeltorv) eine feierliche Versammlung gehalten, wobei sich alle berufenen Stände einfanden. Mitten auf dem Platz war eine Art Palast erbaut, worauf der König und der Reichsrath standen, und von wo aus der König zum Volke sprechen ließ.[1]) Die Versammlung ward eröffnet mit einer langen Rede, deren Verlesung 4 Stunden lang dauerte. Darin bekam vorerst der Bürger- und Bauernstand eine scharfe Rüge zu hören, weil er sich gegen den Adel, „ihre Herrschaft und Obrigkeit", empört habe; dann wurden Beschuldigungen sowohl gegen den bischöflichen Stand im Allgemeinen, als gegen jeden einzelnen Bischof vorgebracht:[2]) diese wurden als die Hauptursache der vorhergehenden blutigen Streitigkeiten hingestellt. Darum schlug der König vor, die bischöfliche Würde sammt dem bischöflichen Titel abzuschaffen, die evangelische Lehre einzuführen und die Kirche von Superintendenten ohne weltliche Gewalt verwalten zu lassen (u. s. w. wie unten im Reichstagsschluß). Die Versammlung wurde alsdann befragt, ob sie dies billige, worauf alle, der eine lauter als der andere, riefen, „sie wollten beim hl. Evangelium bleiben und keine solchen Bischöfe mehr haben; das Kirchengut solle der Krone zufallen und so die Steuerlast des Volkes erleichtern".[3])

---

1) Holger Rórdam, Mon. hist. dan. I, p. 138. — Allen, Handbog i Fädrelandets Historie. 7. Udg., S. 334.

2) Diese Klageschrift ist von Holger Rórdam in Mon. hist. dan. I veröffentlicht und nimmt volle 56 Seiten ein. Hauptanklage ist, daß die Bischöfe die Königswahl gehindert; dann kommt ihre „papistische" Gesinnung und ihre Verfolgung der Protestanten und zuletzt persönliche Sünden und Verbrechen. Ob Alles wahr ist?

3) Allen, Hdbg. i Fädrelandets Hist. 7. Udg., S. 335. — Holger Rórdam, Mon. hist. dan. I, p. 139. — Von diesem Vorgang schreibt ein sonst vorurtheilsfreier Geschichtsforscher A. D. Jörgensen (in 40 Fortællinger af Fädrelandets Historie 1882, S. 190) u. A.: „Die Bischöfe wurden abgesetzt und die luthrische Lehre angenommen, der König wurde das Haupt der dänischen Kirche vor Gott und Menschen!"

Am nämlichen Tage, dem 30. Oktober 1536, wurde der Reichstagsschluß ausgefertigt vom König, von 19 Reichsräthen, 403 namentlich angeführten Edelleuten und den Abgesandten der 81 Städte und aller Landbezirke des damaligen Königreichs Dänemark, im Ganzen wenigstens 1200 Personen. Dieses Aktenstück nennt sich: „Constitution, Gesetz, Einrichtung und Ordnung des gesammten Reiches“ (Menige Rigens Konstitution, Sæt, Skikkelse og Ordinatie). Zuerst ist die Rede von Selbstverdemüthigung vor Gott, dessen Zorn das Volk über sich herabgerufen hat, indem die Gemeinde sich gegen die Obrigkeit erhoben, Reichsrath und Adel aber sich gegen die Gemeinde „bewegt“ hat. Alle reichen einander jetzt die Hand zur Versöhnung und geben alle Feindschaft auf.

In dem auf die Religion sich beziehenden ersten Theile, der uns hier allein interessirt, heißt es alsdann:

Das Unglück hat seinen Ursprung in der Zwietracht zwischen den Bischöfen und dem Adel, weil die Bischöfe nicht zugeben wollten, daß zu rechter Zeit ein König gewählt oder eine feste Regierung eingerichtet würde. Deshalb sollen jetzt weder die abgesetzten Bischöfe noch andere an ihrer Statt zu bischöflicher Macht im Reiche kommen; es sollen vielmehr Superattendenten bestellt werden, um das Volk das hl. Evangelium zu lehren. Die Besitzungen, Schlösser, Höfe und Ländereien der Bisthümer sollen der Krone zufallen; der König soll Patronatsrecht über die früher von den Bischöfen verliehenen kirchlichen Aemter haben, der Adel dagegen sein beweisbares Patronatsrecht behalten. Auch darf der Adel die Vikariatgüter zurückfordern, d. h. die Güter, welche derselbe für die vielen gestifteten, jetzt abgeschafften Seelenmessen geschenkt hat, soweit derselbe sein Erbrecht darauf durch Brief und Siegel beweisen kann. Klöster,[1]) Präla-

1) Nach dem Roskilder Jahrbuch waren übrigens 1537 bereits „alle Bettel- (d. h. Dominikaner-, Franziskaner- und Karme-

turen, Canonikate bleiben bestehen, bis König und Rath Näheres darüber bestimmen. Das Volk soll frei sein von verschiedenen willkürlichen Abgaben an die Geistlichkeit, aber doch nach altem Brauch die zehnte Garbe von allem Korn und das zehnte Stück Vieh geben. Der Zehnte wird in drei Theile getheilt: einen soll der Pfarrer behalten, den andern soll die Kirche bekommen, den dritten soll der König eintreiben lassen für die Löhnung der neuen Aufseher und für's Schulwesen. Die Spitäler sollen bestehen bleiben; sind mehr Kranke da, als daß sie darin Unterkunft finden können, so dürfen sie Gottes Almosen betteln; kein kräftiger und gesunder Mensch aber darf unter Todesstrafe um Almosen bitten.

Die vom selbigen Tage (30. Oktober 1536) datirte Handfeste des Königs, die natürlich anders aussah, als die seines Vaters, enthielt statt jener oben (S. 431 ff.) angegebenen neun Artikel nur folgende Worte: „Wir wollen und sollen über Alles den allmächtigsten Gott lieben und verehren und sein hl. Wort und seine Lehre bestärken, vermehren, an's Licht bringen, handhaben, beschützen und beschirmen zu Gottes Ehre und zur Vermehrung des hl. christlichen Glaubens." Kein Wort über die Kirche und die Bischöfe! — Unter den politischen Bestimmungen der Handfeste aber steht unter andern, daß Norwegen in Zukunft kein eigenes Königreich mehr, sondern nur noch eine Provinz sein solle

---

liter=) Orden aufgehoben, die Mönche aus ihren Wohnungen und Klöstern ausgewiesen und verjagt und an einigen Orten bedroht, erschreckt und geschlagen worden von den Lutheranern. Das Meiste ihrer Habe ward ihnen genommen und ihre Klöster niedergerissen. Sie hatten hier in Dänemark ruhig gewohnt seit der Zeit König Kanut VI. [1182—1202] (welcher der erste Sohn des Königs Waldemar I. war) bis jetzt, über 320 Jahre unter der Zeit und Regierung von 18 Königen". (Holger Rórdam, Mon. hist. dan. I, p. 376, 377.) — Die meisten Franziskanerklöster aber waren schon unter Friedrich I. vernichtet worden (s. oben S. 515 ff.)

nter der Krone Dänemarks auf ewige Zeiten![1]) Die ei dieser Gelegenheit in's Staatsrecht Dänemarks eingeführten roßen und durchgreifenden Aenderungen sind von Paludan-Müller (S. 628) in die wenigen Worte zusammengefaßt: Der Fall der alten Kirche, die Abschaffung der Bischöfe, lle Gewalt in Staat und Kirche in die Hand des Königs nd eines weltlichen Rathes gelegt, die Königsmacht ge-äftigt, die Erblichkeit der Krone halb eingeführt, die Gewalt s Reichsraths gegenüber dem Könige eingeschränkt; Nor-egen dem Reiche Dänemark einverleibt."[2]) — —

Gefallen, tief gefallen ist die katholische Kirche in Däne-ark im Jahre 1536; doch nicht ganz plötzlich. Denn schon

1) Diese ewigen Zeiten hörten 1814 trotzdem entschieden auf, als Dänemark im Kieler Frieden Norwegen und Helgoland verlor! — Uebrigens verblieb Norwegen trotz dieser Bestimmung der Handfeste ein eigenes Reich und wurde auch von dänischen Königen als solches behandelt. (Pal.-Müller S. 634.)

2) Da wir nebenbei auch die kirchlichen Verhältnisse von Schweden und Norwegen berühren mußten, könnte man auch einige Angaben über die dortige Entwicklung der Dinge wünschen. Was Schweden betrifft, so ging es ganz seinen eigenen Weg; für Dänemark war es seit dem Stockholmer Blutbad auf immer verloren; Gustav Wasa führte das Lutherthum ein. Dieß hier zu beschreiben, würde zu weit führen. — In Norwegen dagegen fehlte die Einigkeit zwischen dem Reichsverweser, Erzbischof Oluf Engelbrecht in Drontheim, und den andern Bischöfen und Herren. Der von Christian III. gesandte Eske Bilde konnte somit leichten Kaufes die Zwecke seines Herrn verfolgen. 1. April 1537 floh der Erzbischof nach Holland und starb nicht lange darnach. Bischof Magnus von Hammer unterwarf sich nach einigem Bedenken, ebenso Bischof Höskuld von Stavanger. Bischof Johann Reff von Oslo aber reiste nach Dänemark und wurde lutherisch. 26. August 1537 ordinirte Dr. Johann Bugenhagen sieben Superintendenten (anstatt der sieben dänischen Bischöfe für Dänemark. Der genannte Bischof Johann Reff aber wurde der erste Superintendent für die Stifter Oslo und Hammer in Norwegen. Eine schöne Beförderung! (Pal.-Müller S. 631—633. Holger Rórdam, Mon. hist. dan. I, p. 295, 376.)

lange Zeit war es her, daß der Verfall begonnen hatte, Dank dem herrschsüchtigen, verschmitzten und verschlagenen Vorgehen mehrerer Könige, besonders Christian's II. und Friedrich's I., der damit zusammenhängenden Verweltlichung und Verstaatlichung zumal des höheren Klerus und der sowohl von jenen als von diesem entweder angestrebten oder doch zugelassenen Lockerung des Verbandes mit dem apostolischen, römischen Stuhle.

Was insbesondere die Verweltlichung des höheren Klerus betrifft, so hat diese Abhandlung dargethan, daß die Besetzung vieler Stellen durch den König (mit oder ohne Genehmigung des Papstes) nicht wenige unwürdige Persönlichkeiten zu bischöflichen und anderen wichtigen kirchlichen Aemtern befördert hat, daß nach und nach zuerst faktisch, dann auch gesetzlich (d. h. nach dem einseitigen Staatsrecht, das ja in kirchlichen Dingen ohne Genehmigung des römischen Stuhles ungiltig ist) Adelige bei Erledigung der wichtigsten Aemter den Vorzug bekamen und zuletzt alleinige Berechtigung auf dieselben erhielten.[1]) Die für dieselben einige Zeit lang

1) Darüber schreibt die skibysche Chronik sehr schön: „Nach dem Tode des Lunder Erzbischofs Birger (1519) beschloß der Reichsrath, daß fürderhin keiner mehr Bischof werden dürfe, er sei denn aus adeligem Geschlechte. Die Unterschreiber dieses Beschlusses meinten, die Sache der Kirche sei durch die Macht von Freunden und durch menschlichen Schutz am besten gesichert. Die Aermsten erkannten nicht, daß es keine größere Beleidigung Gottes, als gerade die Rücksicht auf Personen, und keinen schlimmeren Verfall der Kirche gebe, als die Eitelkeit und Prunksucht gewisser Adeligen, welche sich so sehr einem ungebundenen Leben hingeben, daß sie die Unschuld und Frömmigkeit der christlichen Religion nicht nur ersticken, sondern geradezu verachten. Was sich auf Macht, Gewalt, Aufsehen, Hochmuth, Prunksucht, Ehrgeiz und menschliche Kräfte stützt, kann nicht von Dauer sein; unschuldiges Leben, Sittenreinheit und tiefreligiöse Frömmigkeit, auch des zurückgesetztesten Menschen, allein verdient für alles Kirchliche bei Gott den sichersten Schutz." Rördam, Mon. hist. dan. I, p. 37—38.

ıoch eingeholte päpſtliche Beſtätigung wurde ſeit dem Blut-
ıad von Stockholm nicht mehr viel beachtet, unterblieb
ıährend der Regierung Friedrichs I. gänzlich, ſo daß zuletzt,
ıls der Lutheraner Chriſtian III. den Thron beſtieg, alle
ieben Biſchöfe ſowie der Coadjutor zu Ribe von Adel, vier
ıerſelben einſeitig vom König und zwar ſimoniſtiſch in das
ıiſchöfliche Amt eingeſetzt und weder geweiht noch vom Papſte
ıeſtätigt waren. Nur Biſchof Ove Bilde von Aarhus wird
ıls tugendhafter Mann geſchildert; allen anderen Biſchöfen
ıerden verſchiedene Laſter, wie Habſucht oder Unſittlichkeit,
ßrauſamkeit oder wenigſtens Vergnügungsſucht und Ver-
achläſſigung ihrer Hirtenpflichten, wohl kaum mit vollem
ınrecht, vorgeworfen.[1]) Das Salz der Erde war ſchaal

1) In der (freilich ſtark gefärbten) Anklageſchrift Chriſtians III. gegen die Biſchöfe (bei Dr. Holg. Rördam. Mon. hist. dan. I., p. 156—199).

Daß es übrigens auch nach längerem Beſtande des „neuen Evangeliums“ bei der lutheriſchen Geiſtlichkeit mit der Sittlichkeit und Tugend kaum beſſer ausſah, bezeugen manche Berichte. Hier nur eine Probe. Der Lunder Superattendent Magnus Madſen (Magnus Matthiæ † 1611) geſteht in ſeiner Apologie, daß einer ſeiner Vorgänger „quibusdam de illicito concubitu suspectus videbatur“ (Dr. H. Rördam 2 R. II. Bd. S. 379), und in einer 1591 auf einer Synode gehaltenen Rede ſagt er Folgendes: „Quis est paulo cordatior Ecclesiæ et verbi Dei minister, qui non videat, et cui non ex animo doleat, in Clero quoque, quem sic nominamus, et doctoribus ipsis, qui caeterorum duces et antesignani morumque alienorum gubernatores ac censores sunt constituti, plusculum reperiri, quod ne in Laico quidem aut simplici, ut sic dicam, Christiano quis ferat?

Quis enim probaverit in verbi Ministro ebrietatem et crebras ingurgitationes, horrendas nominis Divini profanationes, temeraria et non necessaria juramenta, maledicta, execrationes? Quis in sacerdote ferat sermones spurcos ac inhonestos, et jocos plusquam scurriles? Neque enim inficias quis ieret esse Doctores hujus temporis nonnullos, hisce et aliis id genus levitatibus (ne quid dicam durius) nimis

geworden.[1]) Es war daher kein Wunder, daß die eingekerkerten däniſchen Biſchöfe, um ihre Freiheit wieder zu erlangen, ſich der neuen Ordnung der Dinge durch Chriſtian III. unterwarfen, auf ihre Bisthümer verzichteten, dem neuen Evangelium kein Hinderniß bereiten zu wollen verſprachen, kurz, die ganze obengenannte Conſtitution anerkannten.[2])

Der Ordensmann aber, welcher allein als Vorkämpfer der katholiſchen Kirche in Dänemark durch Wort und Schrift unter Friedrich I. und während des Bürgerkrieges eifrigſt gewirkt hatte, der Karmelitermönch Paul Helgeſen, iſt ſeit dem Regierungsantritt Chriſtians III. vollſtändig verſchollen:

---

assuetos ac deditos. Quibus accedit non toleranda contendendi libido, in aliis avaritia insatiabilis, ac indefessum ditescendi studium. Taceo in hoc nostro ordine scortationes, adulteria, homicidia, imo parricidia quoque, cujusmodi, proh dolor! scelerum unum et iterum alterum ac tertium exemplum, in hac dioecesi, proxima tempora nobis exhibuerunt" etc. (ib. pp. 105, 106). — Dem Superattendenten ſelbſt wirft ein kgl. Schreiben vom 19. Mai 1594 in wenig ſchmeichelhafter Weiſe vor, daß er, der Andern ein gutes Beiſpiel geben ſollte, die Wittwe eines ſeiner Pächter ſamt ihren kleinen Kindern ohne genügenden Grund vom Hofe gejagt habe (ib. p. 104. n. 1.)

1) Der luthriſch gewordene (ernannte) Biſchof Knud Gyldenſtjerne von Odenſe liegt mit ſeiner Frau mitten im herrlichen Chor der Aarhuſer Domkirche begraben. Auf dem Grabſtein iſt er als Ritter dargeſtellt; neben ihm ſteht die Frau.

2) Alle däniſchen Biſchöfe haben, bevor ſie aus der Haft entlaſſen wurden, urkundlich alle die vom König, Reichsrath und Reichstag angeordneten politiſchen und kirchlichen Aenderungen anerkannt, beſtätigt und denſelben zugeſtimmt. — (Sechs dieſer Urkunden hat Holger Rördam: Mon. hist. dan. I, p. 218—241 veröffentlicht.) Von einer ſolchen durch Joachim Rönnov ausgeſtellten Urkunde haben wir zwar keine Kunde. Allein er hat wenigſtens ſich bemüht, durch Eingehung derſelben Verpflichtungen die Freiheit zu erlangen. — Oluf Munk, Coadjutor des Biſchofs von Ribe, mußte in ſeiner Urkunde außerdem verſprechen, „in den hl. Eheſtand treten" zu wollen (Mon. hist. dan. I, 222).

in keiner Schrift, in keiner Chronik, in keinem Jahrbuch, in keinem Katalog jener Zeit findet man mehr eine Spur von ihm.

Den durch ihre genaue Beobachtung der Ordensregeln und ihr strenges Leben vom Volke geschätzten Franziskanern waren schon unter Friedrich I. die Adern so unterbunden worden, daß kaum einer derselben etwas Bedeutenderes zur Vertheidigung der Kirche leisten konnte. Alle geistliche Wirksamkeit war ihnen nach und nach untersagt, der Lebensunterhalt entzogen, ihre Klöster entrissen worden; wollten sie als Mönche oder auch blos als Katholiken leben, so war die Auswanderung der einzige Weg dazu, den sowohl die meisten Franziskaner, als auch Dominikaner und die treugebliebenen Karmeliten betreten haben.

Die noch zu Recht bestehenden sogenannten Herrenklöster waren dem Adel zu Lehen gegeben unter der Bedingung, den noch übrigen Bewohnern derselben das Gnadenbrod bis zu ihrem Tode zu reichen. Ob diese Ordensleute katholisch verblieben oder zum Abfall gezwungen wurden, ist uns noch nicht klar geworden. Dieselbe Frage läßt sich auch bezüglich mancher Geistlichen aufwerfen. Manche scheinen nach außen hin das Lutherthum angenommen zu haben, im Herzen aber doch katholisch geblieben zu sein.

Und wenn auch das Volk zu großem Theile noch Jahrzehnte lang an den hergebrachten katholischen Andachten festhielt, ja sogar einige Gebräuche (z. B. Kreuzzeichen) bis in unsere Zeiten gerettet hat, so war doch durch Christian's III. „Constitution" die katholische Religion in Dänemark vernichtet und so gut wie ausgerottet. Niemand wagte mehr, für dieselbe in die Schranken zu treten, und strenge Gesetze wachten darüber, daß ja kein Däne katholisch werde. Durch einen Artikel des Gesetzes Christian's V. war sogar Todesstrafe für den katholischen Priester festgesetzt, der sich in Dänemark aufzuhalten wagte, während der Beherberger eines solchen derselben Strafe verfiel, welche auf Beschützung eines Ver-

brechers gesetzt war. Und diese Strafgesetzgebung bestand bis zum Jahre 1849.[1])

Ganz gewiß ist hiermit klar bewiesen, daß das Lutherthum nicht durch die überzeugende Kraft der Wahrheit,[2]) sondern durch die Staatsgewalt in Dänemark eingeführt ward, und daß dieses Lutherthum wenig oder gar keine Toleranz gegen die katholische Kirche bis in die neueste Zeit gekannt hat. Doch unsere Zeit scheint diesen Flecken abwaschen zu wollen, indem einerseits fleißige dänische Geschichtsforscher die Wahrheit an den Tag bringen und der katholischen Kirche Gerechtigkeit widerfahren lassen; andererseits die dänische Gesetzgebung der katholischen Kirche Freiheit gestattet, ihre gesegnete Wirksamkeit wieder zu entfalten.

Möge es zur Ehre Gottes und zum Wohle des vielgeprüften Landes gereichen!

---

1) Axel Whitte. Fädrelandshistorie for Hjem et Skole 1881, S. 101.

2) „Es ist unverkennbar," sagt Pal.-Müller in Grevens Feide (I. S. 253), „daß es, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, die Aussicht auf Beute war, welche den dänischen Adel zu so eifrigen Anhängern des reinen Gotteswortes und Evangeliums machte, von dem die meisten ebensoviel wie von der lateinischen Messe verstanden."

LIII.

Luis Mendez de Quijada.

(Karl's V. Mayordomo und Vertrauensmann.)

III. Die letzten Tage in Yuste.

Kehren wir nun zum Faden unſerer Erzählung zurück, den wir bei der Ankunft Karls V. in Yuſte abbrachen. Drei Wochen nachher war des Kaiſers Geburtstag (24. Februar), an welchem er mit ſeinem ganzen Gefolge beichtete und communicirte. Dann opferte er am Hochaltar 58 Thaler, 57 für die vollendeten Jahre und einen für das kommende. Er ging, geſtützt auf Quijada und Gaztelú, einfach gekleidet, um den Hals die Großmeiſterkette des goldenen Vließes,[1]) legte das Geld auf den Altar, betete eine Weile knieend vor demſelben und kehrte dann auf ſeinen Platz zurück, um die hl. Meſſe zu hören.

Kurze Zeit nachher theilte er Quijada mit, Ruy Gomez werde nach Yuſte kommen und er möge ihn in ſeinem Quartier wohnen laſſen. Quijada freute ſich ſehr über den Gaſt, anderntheils ſorgte ihn ſeine Verköſtigung. Schließlich beruhigte ihn der Gedanke, daß er in der Faſtenzeit komme.

---

1) Die ſchöne alte Kette iſt jetzt in Wien. Der 24. Februar war für Karl V. in mehr als einer Beziehung denkwürdig. An dieſem Tage 1525 ſiegten ſeine Heere bei Pavia und krönte ihn 1530 Clemens VII. zum Kaiſer. Auch der Geburtstag Don Juan's de Auſtria fiel auf den 23. Februar.

Ruy Gomez blieb drei Tage in Yuſte und arbeitete viel mit dem Kaiſer.

Am 4. April machte Quijada eine Reiſe nach Hauſe und hielt ſich auf dem Wege in Valladolid auf, um die beiden Königinen, die Regentin und den Prinzen D. Carlos zu beſuchen. Zugleich brachte er Ordnung in eine Geldangelegenheit des Kaiſers. Das Handelsgericht für Indien in Sevilla hatte dieſen nämlich ſeit Monaten auf die Auszahlung einer bedeutenden Summe warten laſſen, worüber er ſehr erzürnt war. Luis Quijada brachte nun durch energiſches Auftreten die Sache ins Geleiſe, ſo daß das Geld bezahlt wurde und die Beamten des Handelsgerichtes den Kaiſer demüthigſt um Verzeihung baten. Im Auguſt kam er wieder nach Yuſte zurück.

Kurze Zeit nachher fand ſich der hl. Franz Borja ein, welchen der Kaiſer in einem geheimen Auftrag nach Liſſabon ſchickte, der ſich auf die eventuelle Thronfolge des D. Carlos bezog, wenn Don Sebaſtian, der junge König, ohne Kinder ſtürbe. Merkwürdig, daß Karl ſchon eine Art Ahnung vom Schickſal ſeines portugieſiſchen Enkels hatte, während er nicht das traurige Loos ſeines ſpaniſchen Enkels im Geiſte vorausſehen konnte! P. Franz, wie ihn Quijada nennt, hatte Karl ſchon einmal in Jarandilla beſucht; er war ja bekanntlich in der Welt als Graf von Lombay ein intimer Freund des Kaiſers geweſen. Die beiden Männer hatten ſich das letzte Mal in Monzon 1542 geſehen, beide in weltlichem Glanze, der Eine als Kaiſer und König, umgeben von ſeinen Cortes, der Andere als Vicekönig von Catalonien, liebenswürdig, fein gebildet, der geſchickteſte Reiter und Falkenjäger des Hofes — und nach 14 Jahren, als ſie ſich in Jarandilla wiederſahen, hatten ſie beide der Welt entſagt, nur ging der Eine mit einem durch harte Kämpfe für die größten Ideen gebrochenen Körper dem Grabe entgegen, während der Andere in voller Manneskraft für ſein eigenes und des Nächſten Seelenheil arbeitete. „Beide, der Fürſt und der

Jesuit, hatten sich von dem Prunke und den Nichtigkeiten des Lebens zurückgezogen; aber die Gewohnheit war stärker als Vernunft oder Glaube, und die Begrüßung war eine so feierliche, als hätte sie unter dem Thronhimmel von Augsburg oder Valladolid stattgefunden. Der Jesuit wurde nicht blos so weit wieder Grand, daß er niederkniete, um dem Kaiser die Hand zu küssen, sondern bestand sogar darauf, während der Unterredung auf seinen Knieen bleiben zu dürfen, und ließ sich erst überreden, eine weniger demüthige Stellung anzunehmen, als der Kaiser sich weigerte, mit ihm zu reden, ehe er sich auf einen Stuhl niedergelassen und seinen Hut aufgesetzt hätte." [1]) Karl war sehr ergriffen von der ersten Unterredung mit ihm, welche $2^1/_2$ Stunden währte, und fand ihn sehr verändert, wie Quijada schreibt,[2]) seit er ihn das letzte Mal als Grafen von Lombay gesehen hatte. P. Franz wohnte mit im Kloster und verkehrte viel mit Quijada, dessen Gefährte er als Page des Kaisers gewesen, und D. Maddalena, welcher er eine große Liebe zur Gesellschaft Jesu einflößte.[3]) Zum dritten Male war der Heilige zu Weihnachten auf zwei Tage in Yuste, um dem Kaiser über seine Sendung Bericht zu erstatten. Es war das letzte Mal, daß sich die beiden Freunde auf Erden sahen.

Bis Mitte Februar ging es mit Karl's Gesundheit leidlich, als ihn ein schwerer Schlag traf: der Tod seiner Schwester, der Königin Eleonore, von der Luis de Avila sagte, sie sei eine unschuldige Heilige gewesen, die nicht mehr Bosheit gekannt habe, als eine alte Taube.[4]) Am 16. Februar kam ein Edelmann der Königin Maria mit üblen Nachrichten über das Befinden der Königin Eleonore nach Yuste, und um

---

1) W. Stirling, Das Klosterleben Karls V. Aus dem Englischen von Lindau. Dresden 1858. S. 66.

2) Gachard, Retraite et mort, I. 32.

3) Ribadeneyra, Vita F. B. (Mag. 1603) 186. Villafañe, 87.

4) Gachard, Retraite et mort, II. 315.

12 Uhr ein Bote, der meldete, daß wenig Hoffnung mehr für die Erhaltung ihres Lebens vorhanden sei. Auf diese Nachricht hin befahl der Kaiser Quijada, nach Talaruela, wo die Königinen sich aufhielten, zu reiten. Er kam um 5 Uhr Nachmittags, zwei Stunden vor ihrem Tode, an, als sie schon die Sakramente empfangen und alles Irdische geordnet hatte, „so daß sie durch ihr Ende zeigte, wie ihr Leben und ihre Frömmigkeit beschaffen war.“ [1]) „Die Königin von Ungarn empfindet den Verlust so, daß es ein Jammer ist, sie zu sehen. Wenn sie mit mir auf ihren eigenen Wunsch etwas zu verhandeln hatte, konnte sie kaum sprechen, weil Thränen und Schluchzen ihre Stimme erstickten“. [2])

Der Kaiser empfing die Todesnachricht mit großer Ergebung. „Seine Augen wurden feucht“, schreibt Gaztelú, [3]) „und er sagte mir, wie er und die Königin von Frankreich einander geliebt hätten, er halte sie für eine sehr gute Christin; sie sei 15 Monate älter als er, und er habe das Gefühl, daß er ihr innerhalb dieser Zeit Gesellschaft leisten werde, er danke Gott für den immerwährenden Schmerz, den ihm seine Krankheit verursache“. Quijada fand bei seiner Rückkehr den Kaiser mit Gicht im Bett, und mußte daher an seiner statt am 24. Februar die 59 Thaler opfern.

In den ersten Tagen des März kam Maria von Ungarn nach Yuste, um einige Zeit da zu wohnen. Sie wurde von Luis Quijada, D. Sancho de Cordava und Luis de Avila empfangen. Dann ging sie mit Einigen ihres Gefolges in die Gemächer des Kaisers, der sich so weit erholt hatte, daß er wieder umhergehen konnte. Wie bekannt, war die Königin

---

1) An D. Juana, Yuste, 23. Februar 1558, Gachard, l. c. I. 276.
2) An Vazquez, Galister, 21. Februar 1558, Gachard, l. c. I. 273.
3) An Vazquez, Cuacos, 21. Febr. 1558, Gachard, ib. I. 271. Karl V. weinte selten. . . . . (questo) „mi mosse a lacrime, ancor che io sia duro a lacrimare“ sagte er selbst. Venet. Depeschen I. 72.

von Ungarn Statthalterin ihres kaiserlichen Bruders in den Niederlanden gewesen, hatte aber bei seiner Abdankung auch ihr Amt niedergelegt. Der Kaiser wünschte jetzt sehr, sie möge die Regierung wieder übernehmen. Daher benutzte Quijada mehrmals die Gelegenheit, ihr zuzureden, dies zu thun, weil es nöthig sei, und sie dem Könige viel Sorge ersparen würde; aber vergebens. Sie würde, entgegnete sie beharrlich, dem Könige mehr schaden, als nützen, und Quijada sprach daher stets umsonst.

Am 16. März verließ die Königin nach dem Mittagessen ihren Bruder, um ihn in diesem Leben nicht wieder zu sehen, während Quijada schon früh um 8 Uhr nach Valladolid abgereist war. Der Kaiser schickte ihn dahin, um mit der Regentin D. Juana wegen Angelegenheiten Maria's zu verhandeln. Am Mittag des 19. März langte er an und begab sich sofort zur Regentin und dem Prinzen D. Carlos, um ihnen über die Gesundheit des Kaisers zu berichten. Zugleich aber begann er mit ihr Geschäftliches zu besprechen. Die Infantin meinte, es sei für sie schwierig, ihrer Tante Mittheilungen über die Geschäfte zu machen, weil das ihrer Autorität als Regentin schaden würde; sie werde selbst darüber ihrem Vater schreiben. Denselben Tag hatte er keine Gelegenheit, mit den Herren des Staatsrathes zu sprechen, weil er erst mit sinkender Nacht aus dem Palaste entlassen wurde, that es aber am folgenden Tage in einer Sitzung des Rathes, welche D. Juana schon am Vormittag einberufen hatte, um die Angelegenheiten wegen der politischen und pecuniären Stellung der Königin von Ungarn zu berathen. In diesen Tagen erhielt Quijada einen Brief Karls, der ein neuer Beweis des Vertrauens war, das er ihm schenkte.

Yuste, den 19. März 1558.

Luis Quijada, Herr von Villagarcia, mein Mayordom, Nachdem Sie die Schriften mitgenommen haben, durch die Sie der Prinzessin, meiner Tochter, mittheilen sollten, was zwischen mir und der Königin von Ungarn, meiner Schwester, ab gemach

ist, ließ dieselbe bei ihrer Abreise von Cuacos den Befehl zurück, daß der Rath Micault und der Schatzmeister Rogier dableiben sollten, um mir einen Brief zu zeigen, den sie über das Obengenannte dem Könige, meinem Sohne, geschrieben hat, indem sie mir sagen ließ, ich möge meine Ansicht darüber aussprechen und verbessern, was mir gut schiene. Und obwohl ich einige Punkte hätte ändern können, die sehr verschieden von dem waren, was wir beide miteinander abgemacht oder sie mir durch Dritte hatte sagen lassen, wollte ich es doch nicht thun, und mir mein Mißfallen auch nicht anmerken lassen, aus Gründen, die Sie sich denken können. Ich gab die Sache mit dem Bemerken zurück, sie würde den Brief wohl bedacht haben und noch bedenken. Ich halte es aber für gut, Ihnen mitzutheilen, was die Folgen der Handlungsweise der Königin, meiner Schwester, sind, damit Sie es der Prinzessin wieder sagen können. . . ."

Wie bereits schon früher erzählt ist, brachte Quijada im Juli seine Frau nach Cuacos. Sie ahnten nicht, daß ihr Aufenthalt nur einige Monate dauern würde, da der Kaiser schon am 30. August von seiner letzten Krankheit befallen wurde, die nach wenigen Wochen seinem Leben ein Ziel setzen sollte.

Bereits am 2. September schrieb Quijada dringend nach Cornelis Baersdorp, Karl's früherem Leibarzt, „einem braven und in allen Dingen geschickten Mann" [1]) und stellte ihm Alles zur Verfügung, was seine Reise beschleunigen konnte. Denn Quijada war sehr ängstlich für seinen Herrn, nahm jetzt seine ständige Wohnung im Kloster, und wich nicht von seinem Lager. Er pflegte ihn wie eine barmherzige Schwester und leistete ihm jeden Dienst. Karl hatte gleich Anfangs so hohes Fieber, daß er aus übergroßer Hitze zu Quijada's höchstem Erstaunen die Jacke auszog und Thüren und Fenster öffnen ließ. Erst als es ihm nach einigen Tagen besser ging, kam Cornelis Baersdorp, den Karl nun nicht mehr haben wollte. Aber Quijada behielt ihn für alle Fälle in Yuste. Wenn

1) Malin. litterae 84.

es auch dem Kaiser augenblicklich besser ging, blieb der treue Mayordom doch sehr besorgt, so daß er in Valladolid sich Weisungen erbat, was im Falle von Karl's Tode zu geschehen habe. Gleich bei seiner Erkrankung hatte der Kaiser gebeichtet und communicirt und sich von Quijada sein Testament vorlesen lassen. Anstatt über sein Begräbniß zu verfügen, überließ er auf den Rath seines treuen Dieners die darauf bezüglichen Bestimmungen seinem Sohne. Quijada brachte es auch dahin, daß er Maria von Ungarn noch einmal darum bat, in die Niederlande als Statthalterin zu gehen, obwohl es Karl peinlich war, dies zu thun, nachdem sie ihm seinen Wunsch mehrmals abgeschlagen hatte. Die geliebten Niederlande waren Karl's letzter irdischer Gedanke!

Am 18. September berichtet Quijada von einem furchtbar hohen Fieber, bei dem der Kaiser 22 Stunden besinnungslos gewesen sei, so daß er nicht einmal ihm, seinem Vertrauten, antwortete.[1]) Am 19. war Karl wieder bei sich und die Aerzte erklärten den Augenblick für die letzte Oelung gekommen, aber Quijada hielt den Zustand für nicht so gefährlich, so daß er sich eine Weile widersetzte. Am Abend dieses Tages gab er jedoch seinen Widerstand auf, ging in das Zimmer des Kaisers und sagte ihm mit der Offenheit eines wahren Freundes: „Ew. Majestät hat oft um die letzte Oelung gebeten; wenn es Ihnen recht ist, so kann sie gespendet werden, da Ew. Majestät noch bei gesundem Verstande ist, um sie mit Freuden zu empfangen," worauf Karl erwiderte: „Ja gleich," was auch sofort durch P. Juan Regla geschah. Am folgenden Tage beichtete und communicirte er zum letzten Male. „Ehe er die hl. Communion empfing," erzählt Quijada, „rief er mich, und befahl seinem Beichtvater und den Uebrigen hinauszugehen. Als ich mich niedergekniet hatte, begann er mühsam zu sprechen und sagte mir: ‚Luis Quijada, ich sehe, daß es nach und nach mit mir zu Ende geht, wofür ich

1) An Vazquez. Yuste, 18. Sept. 1558, Gachard, ib. I. 377.

Gott von Herzen danke, denn es ist sein Wille. Sie werden dem König, meinem Sohne, sagen, daß er für alle meine Diener sorgen solle, besonders für die, welche mir hier bis zum Tode gedient haben, und befehle, daß in diesem Hause nach mir keine andern Menschen wohnen.' Was er mir befahl über mich zu sagen, behalte ich als Geheimniß. Auch noch andere Dinge sollte ich Ew. Majestät mittheilen" . . . .[1])

Luis de Avila, der in Plasencia lebte, war unterdessen auf die Kunde von der schweren Erkrankung des Kaisers herbeigeeilt. Am 20. langte auch der Erzbischof von Toledo, Fr. Bartolomeo de Carranza, vom König Philipp in Geschäften von den Niederlanden zu seinem Vater geschickt, in Yuste an. Im Namen des Kaisers hatte Quijada schon am Anfange der Krankheit D. Juana schreiben müssen, er wünsche weder sie noch die Königin von Ungarn, noch Don Carlos zu sehen. Ueber Luis de Avila freute sich Karl wie gewöhnlich sehr, während er Carranza nur einen Augenblick sah und dann nichts mehr von ihm wissen wollte, weil er mit weltlichen Geschäften abgeschlossen hatte und ihm der Erzbischof, der früher sein Beichtvater gewesen, in Bezug auf seine Rechtgläubigkeit nicht ganz sicher dünkte. Er kam indessen mit Luis de Avila in's Vorzimmer. Der Großcommandeur, Quijada und der Graf von Oropeza baten jeder einzeln, er möge doch den Erzbischof vorlassen: Karl schwieg und schüttelte mit dem Kopf. Da sie vermutheten, P. Regla sei die Ursache, wandte sich Quijada an diesen: „Sagen Sie es Sr. Majestät, weil die Herren denken, daß Sie ihn davon abhalten," worauf der Mönch antwortete: „Gebe Gott, daß alle Prälaten Spaniens hier wären, es würde mich freuen; da jedoch Seine Majestät nicht will, so müssen wir ihm angesichts seines Zustandes den Willen thun." Da aber die Herren sich nicht beruhigten, so bat P. Regla in

1) An Philipp II., Yuste, 30. Sept. 1558, ib. I. 410.

Gegenwart Luis de Avila's und Quijada's für den Erzbischof; Karl sah ihn nur schmerzlich an, wie wenn er sagen wollte: „Und Sie auch?“ Karl hatte früher Quijada oft von seinem Tode gesprochen und ihm gesagt, er fürchte nichts mehr, als ohne Besinnung zu sterben. Diese Befürchtung bewahrheitete sich jedoch nicht, denn er verlor den letzten Tag seines Lebens keinen Augenblick die Sprache oder die Besinnung und gab immer an, was die anwesenden Mönche beten sollten. „Man las ihm auch das Leiden Christi vor, indem ihm die passenden Stellen erklärt wurden; Seine Majestät hörte mit großer Andacht und Reue zu, er faltete die Hände, blickte zum Himmel oder nach einem Crucifix, was er vor sich hatte.“ [1]) „In seinem Leben zeigte er sich als wahren Christen, und in seinem Tode gab er durch That und Wort und eine sehr große Reue diese Gesinnung zu erkennen, indem er die Augen auf ein Crucifix und ein Bild Unserer Lieben Frau heftete, angesichts dessen auch die Kaiserin gestorben ist. Wenige Tage vor seinem Tode hatte er mir gesagt, daß er beides bei sich haben wollte, wenn er vor diesem Schritte stände.“ [2])

Als der Abend kam, schien es Quijada, daß der Kaiser am Letzten sei, und schickte nach dem Erzbischof, welcher in seinem Zimmer war. Der Erzbischof begann mit dem Kaiser zu reden, was diesen aber so angriff und beunruhigte, daß Quijada ihn bat, damit aufzuhören. [3]) Später fragte Karl Luis Quijada, ob eine geweihte Kerze da sei, was dieser bejahte. Gegen 2 Uhr in der Nacht wurde dieselbe dem Kaiser in die

1) An Philipp II., Yuste, 30. Sept. 1558, ib. I. 409.

2) An Vazquez, Cuacos, 26. Sept. 1558, ib. I. 406.

3) Daraus, daß Carranza bei ihm war, haben Manche sich erkühnt, Karl's Rechtgläubigkeit in Zweifel zu ziehen, welche doch, wenn er auch oft schwach gegen die Lutheraner war, über allen Zweifel erhaben ist. Carranza selbst hat jede Verdächtigung seiner Rechtgläubigkeit widerlegt und ist auch nach einem jahrelangen Proceß in Rom freigesprochen worden.

rechte Hand gegeben; der treue Quijada hielt ihm die Hand als letzten Liebesdienst; mit der Linken griff er nach dem Crucifix und mit dem Namen „Jesus" gab Karl V. seine große Seele dem Schöpfer zurück.

„Niemals hat man Jemanden mit mehr Besinnung, Frömmigkeit und Zerknirschung sterben sehen .... Sein Leben und Ende waren so, daß man ihn eher beneiden als beklagen muß, weßhalb man glauben kann, daß der Herr ihn der Arbeit entzog, um ihm Ruhe zu geben ... Ich habe die Königin von Frankreich eines sehr christlichen Todes sterben sehen, aber Seine Majestät überragt sie auch darin, denn nie sah ich ihn den Tod fürchten". . .[1]) So Quijada.

Nachdem der Kaiser gestorben war, verließen die meisten das Zimmer, unter ihnen D. Juan de Austria, der als Page seines Pflegevaters anwesend war; nur Quijada, Gaztelú und Luis de Avila, den der Kaiser bis zum letzten Augenblicke erkannt hatte, blieben da und ließen ihrem Schmerz freien Lauf. Der arme Quijada, der den Kaiser mehr als alle andern geliebt hatte, weinte wie ein Kind[2]) und konnte sich von dem Todtenbette kaum trennen. Die drei Herren „sagten und thaten Dinge", erzählt ein Augenzeuge, „im Schmerze über den Tod Seiner Majestät, daß wer sie nicht gekannt, hätte glauben können, sie seien von Sinnen. Sie schrieen, schlugen sich in's Gesicht und schienen ganz außer sich zu sein. So groß war ihr Schmerz, ihren Herrn todt zu sehen, der sie so geehrt und den sie so zärtlich geliebt hatten."[3]) Als sie sich ein wenig beruhigt hatten, überließen sie vier Mönchen die Todtenwache und zogen sich zurück. Aber Quijada fand keine Ruhe, die Liebe zu seinem todten Herrn trieb ihn so oft in das Zimmer, daß die Mönche vom immerwährenden Auf- und Zuschließen der Thüre müde wurden.

---

1) An Philipp II., Yuste, 21. Sept. 1558, ib. I. 386.

2) Sigüenza, III. 205. 206.

3) Gachard, Retraite et mort, II. 51.

In den nächsten Tagen wurden die Exequien abgehalten. „Luis Quijada," erzählt ein Augenzeuge,[1]) „stand die ersten drei Tage, an denen der Erzbischof die Exequien hielt, die ganze Zeit bei den Vespern, den Nocturnen, wie auch bei den Predigten und Messen, in tiefer Trauer mit bedecktem Haupte, sodaß er bis auf das Gesicht nichts unbedeckt hatte. D. Juan de Austria lehnte sich an ihn. Wir wunderten uns, woher Quijada die Kräfte hatte, so langes Stehen auszuhalten. Es schien, daß er allein alle die ersetzen und vorstellen wollte, die nicht dazu kommen konnten. Daraus erkannte man seine große Treue, Sorge und Eifer, den er stets im Dienste Seiner Majestät bewiesen hatte."

(Ein vierter Artikel folgt.)

LIV.

Gährung im deutschen Protestantismus.

(Was will werden?)

Es ist eine von der katholischen Presse immer wieder hervorgehobene Erscheinung, daß die protestantisch-kirchlichen Veranstaltungen jeder Art stets in hervorragendem Maße mit der katholischen Kirche sich beschäftigen und insbesondere, anstatt vor der eigenen Thüre, wo doch der Staub überreichlich aufgehäuft ist, zu kehren, den Kopf des Katholicismus sich zerbrechen und das Gewissen des Katholicismus erforschen. Die Gründe hierfür sind verschiedener Art, der Hauptgrund ist aber ohne Zweifel die eigene Misère, namentlich die Gleichgiltigkeit, welche in der breiten Masse der Be-

1) Gachard, Retraite et mort, II. 55.

völkerung, insbesondere der Bevölkerung der großen Städte für die protestantisch-kirchlichen Dinge herrscht, während die katholische Kirche durch den sogenannten Culturkampf im Vordergrunde des Interesses, sei es auch des polemischen Interesses, steht. Jene ausgiebige Beschäftigung mit „Rom“ und den „Römischen“ ist daher eine wenn schon unwillkürliche Anerkennung der großen Bedeutung der katholischen Kirche für unser öffentliches Leben.

Die verschiedenen Richtungen innerhalb des deutschen Protestantismus: die orthodoxe, die mittelparteiliche und die protestantenvereinliche haben sich immer befehdet; nur vorübergehend sind diese Differenzen vor dem gemeinsamen, allerdings auf recht ungleichartigen Strebungen beruhenden Kampfe gegen den Katholicismus zurückgetreten. Nachdem in dem kirchenpolitischen Conflikte, welcher durch die Maigesetzgebung heraufbeschworen worden, ein modus vivendi hergestellt und gleichzeitig an den leitenden Stellen im deutschen Reich ein bedeutungsvoller Wandel eingetreten ist, macht sich die Unzufriedenheit mit den protestantisch-kirchlichen Zuständen vornehmlich in den orthodoxen, hochkirchlichen Kreisen in verstärktem Maße geltend.

Der „Reichsbote,“ das verbreitetste Berliner Volksblatt dieser Richtung, ruft schon seit Jahren nach mehr Selbständigkeit und besserer Arbeitsorganisation für die protestantische Kirchengemeinschaft. In den schärfsten, theilweise bittersten Ausdrücken führt dieses von dem Prediger Engel redigirte Organ Klage über die Gebundenheit des protestantischen Kirchenthums und die Unzulänglichkeit seiner Hülfsmittel gegenüber den großen, namentlich socialen Aufgaben der Gegenwart. Wie der Reichsbote die von ihm verlangte veränderte Organisation der Kirche im Einzelnen sich denkt, ist mit voller Klarheit aus seinen Ausführungen nicht zu ersehen. Aber in der Verurtheilung des Staatskirchenthums mit seiner cultusministeriellen Spitze kann das Blatt sich nicht leicht genugthun. Das offizielle Kirchen-

thum, ſo ſchrieb der Reichsbote am 16. September dieſes Jahres, ſtehe gegenüber dem Unglauben hülflos da und die theologiſche Wiſſenſchaft ſtehe größtentheils mehr im Lager des Unglaubens als in dem der Kirche. „Die ‚moderne Theologie' arbeitet dem Unglauben in die Hände und liefert ihm durch ihre grundſtürzende Bibelkritik die Waffen. Die Kirche weiß nicht, was ſie mit den jungen Theologen, die mit einem Kopf voll Kritik zu ihr kommen, im geiſtlichen Amt anfangen ſoll, iſt aber doch gezwungen, nur ſolche Theologen als Geiſtliche anzuſtellen, die auf den ſtaatlichen Facultäten, auf welchen der Kirche jeder Einfluß fehlt, ſtudirt haben. Wenn man auf kirchlichen Verſammlungen über die ſchlimme Lage der Kirche klagen will, dann ſchlage man vor allem an die eigene Bruſt der Kirche und ſuche den Hauptgrund in ihrem Mangel an kirchlicher Aktionsfähigkeit, an Initiative und Leitung nach kirchlichen Geſichtspunkten und in dem zerſetzenden Kriticismus, zu dem die Theologie vielfach ausgeartet iſt!" Das Blatt empfiehlt dann als wichtigſte Reform, „daß man die Leitung der Kirche von den Conſiſtorien unabhängig macht und ſie in die Hand der General-Superintendenten legt, die als ſolche zu dieſem Zweck von ihren Pfarrſtellen befreit und ſelbſtändig gemacht werden müſſen."

Eine noch weit energiſchere Sprache hat neuerdings die Zeitung „Volk" geführt, welche man in Beziehung zum Hofprediger Stöcker zu bringen pflegt. Mit heiligem Zorne, ſo ruft dasſelbe aus, müßten die Proteſtanten ſich recken und ſtrecken, „um die unerträglich gewordene ſtaatskirchliche Bureaukratie, die hülfloſe, zweifelhafte, zum Sterben verdammte Einrichtung abzuſchütteln wie Plunder." „Als Plunder hat ſich dieſe Bureaukratie bewährt in der Berliner Kirchennoth, als Plunder überall, wo es gilt, Kräfte zu lenken, zuſammenzufaſſen, zu nützen. Kaum ein Lebenszeichen, das dieſen Namen verdiente, läßt ſich feſtſtellen. Den herkömmlichen Gang der Maſchine nothdürftig zu erhalten, zu ordi-

niren, Pfarrſtellen zu beſetzen — dazu reicht die ‚Verwaltung‘ zur Noth aus; neuen Aufgaben gerecht zu werden, vermag ſie in keiner Weiſe: da iſt ſie, wie geſagt, ein Bild der traurigſten Hülfloſigkeit. Darum muß zuerſt alle in der evangeliſchen Kirche vorhandene Kraft auf die Beſeitigung der ſtaatskirchlichen Leitung gerichtet werden; jede andere Leitung, möge ſie nun den Schwerpunkt in das geiſtliche Amt oder in die Gemeinde legen, iſt beſſer als dieſe, welche den Schwerpunkt außerhalb der Kirche legt, in die Staatsbehörde. Man kann nicht leicht zu ſcharf werden in dem Ausdruck der Verdammung der gegenwärtigen Verfaſſung der Kirche, welche geradezu widerſinnig iſt, hineingeſchleppt aus ganz andern ſtaatlichen Verhältniſſen in unſern modernen Staat.“

Das „Volk“ ſagt dann auch unverblümt, von wem es Wandel erwartet, vom summus episcopus der preußiſchen Landeskirche, dem Kaiſer, der in ſeiner ganzen Auffaſſung vom Staate eine glückliche Verſöhnung von Autorität und Majorität vertrete. Von ihm erwartet es einen Erlaß betreffend die evangeliſche Kirche, „in welchem er die ungeheure Verantwortung für die Leitung der evangeliſchen Kirche, welcher Verantwortung die Staatsbehörden unter den neueren Verhältniſſen nicht gewachſen ſind, abſchüttelte und eine neue Verfaſſung der evangeliſchen Kirche in Bezug auf ihr Verhältniß zu den Staatsbehörden anbahnte. Das wäre der größte Dienſt, welchen der Kaiſer dem Sohne Gottes des Höchſten und der Kirche Jeſu Chriſti zu leiſten vermöchte, welchen dieſe Kirche und ihr himmliſcher König ſelber erwarten, erſehnen“. Die Gewährung von Freiheit an die evangeliſche Kirche, deren Lebenszeichen immer wieder verſchüttet würden durch den herabrollenden Schutt eines veralteten ſtaatlichen Regiments, ſei eine ſo ernſte Sache, daß man es bei ehrerbietigen Vorſtellungen nicht bewenden laſſen dürfe, ſondern laut fordern müſſe, was für die Kirche des Herrn nöthig ſcheine. Dieſe Forderung müſſe mit Kraft und ſogar mit Ungeſtüm an die Oeffentlichkeit treten. „Das Staats-

kirchenthum hat kein Ansehen noch Vertrauen mehr; es kann nichts thun für den Staat noch für die Kirche. Ehe wir andre Dinge erfolgreich in die Hand nehmen können, müssen wir unserer Kirche Freiheit erstreiten." Während der „Reichsbote" das Heil in den Superintendenten erblickt, verlangt das „Volk" in Uebereinstimmung mit der kirchlichen Monatsschrift der positiven Union, unter Hinweis auf die Bedeutung der Persönlichkeit für die Leitung und Arbeit der Kirche und die Ungeeignetheit des bureaukratischen consistorialen Collegialsystems, evangelische Bischöfe und zwar je einen für 3—400 Geistliche.

Wenn auch in weniger entschiedener Sprechweise tritt auch die „Kreuzzeitung" und zwar neuerdings wieder dringlicher für größere Selbständigkeit der protestantischen Kirche gegenüber dem Staate ein. Der Chefredakteur dieses weitaus einflußreichsten protestantisch-conservativen Blattes, Frhr. v. Hammerstein, ist ja neben Herrn v. Kleist-Retzow der Hauptträger der bezüglichen Bestrebungen im preußischen Landtage, welchen Fürst Bismarck s. Z. in so brüsker Weise Halt geboten hat, mit dem Erfolge, daß es zeitweise auch recht still davon geworden ist. Jetzt sitzt der übermächtige Staatsmann, welcher alle ihm unbequemen, seine politischen Cirkel störenden Regungen niederzuhalten wußte, als grollender Einsiedler in Friedrichsruh und die orthodoxe Presse glaubt jetzt die Gasse für die Verwirklichung ihrer Ideen frei, zumal sie an der heute entscheidenden höchsten Stelle im Staate wohlwollende Förderung derselben erwarten zu dürfen glaubt.

In ihrer Nummer vom 15. Oktober bespricht die „Kreuzzeitung" „dringend empfehlend" eine von dem Pfarrer Auerbach zu Freienbessingen veröffentlichte Broschüre: „Beschwerden der Kirche Jesu Christi gegen den Staat". Der Verfasser wirft die Frage auf: „Was ist unter der Herrschaft des Staatskirchenthums aus dem Lehrstande geworden?" Die Antwort lautet nach einem vom Reformations-Zeitalter ausgehenden geschichtlichen Rückblick: „Der Lehrstand als der eigentliche

Träger der reinen Lehre befindet sich ganz in der Hand des Landesfürsten, und da dieser als König von Preußen und deutscher Kaiser die Besetzung der Kirchenämter unmöglich selbst vornehmen kann, in der Hand des paritätischen Cultusministers. Derselbe schlägt vor und präsentirt sämmtliche Professoren der Theologie und beaufsichtigt sie, der Evangelische Kirchenrath, vorwiegend auch aus Juristen bestehend, hat sich nur gutachtlich zu äußern, der Cultusminister ist aber nicht an sein Votum gebunden. Ebenso beruft und beaufsichtigt derselbe im Namen des Königs sämmtliche Mitglieder des Oberkirchenraths und der Consistorien, die wieder an ihrem Theile die Pastoren, wenn nicht zu berufen, so doch sämmtlich zu bestätigen und zu beaufsichtigen haben. Soweit also der Lehrstand und damit die reine Lehre durch die Verfassung beeinflußt werden kann, ist er ganz in der Hand des paritätischen, d. h. unevangelischen Staates." Die zweite Thätigkeit des Lehramtes, „der Dienst an der Gemeinde", sei in der evangelischen Kirche so gut wie nicht geübt worden. „Erst unserm Zeitalter ist es wieder aufgegangen, daß neben der Lehre auch die Pflege der Armen und Verwahrlosten Aufgabe und Pflicht des geistlichen Amtes ist. Alles, was jetzt unter dem Namen der inneren Mission getrieben wird, ist in erster Linie Pflicht und Aufgabe des geordneten Amtes. Es hat sich aber in die freien Vereine geflüchtet, weil dem Lehrstande die Kirchengewalt und damit jede Initiative und freie Bewegung genommen ist." Die dritte Thätigkeit des Lehrstandes, die Aufsicht und Leitung, welche also die kirchenregimentlichen Funktionen enthalte, sei ihm durch den Uebergang an den Staat genommen. „Soweit diese Funktionen noch nicht in der Staatsgewalt untergegangen und für das Leben der Kirche absolut unentbehrlich sind, werden sie von staatskirchlichen Behörden verwaltet, deren Mitglieder vom paritätischen Cultusminister im Namen des Königs angestellt und beaufsichtigt werden und überwiegend Juristen sind." So seien dem Pfarramte allein die Ver-

kündigung des Evangeliums und Verwaltung der Sakramente und die damit zusammenhängenden kirchlichen Amtshandlungen geblieben. Unter allen Hemmnissen und Schwierigkeiten des Amtes trage jeder Geistliche am schwersten an dem Bleigewicht der völligen Energielosigkeit seiner Kirche. Sobald die Verkündigung des Evangeliums irgendwie Leben und Gestalt gewinne, höre seine amtliche Wirksamkeit und sein amtliches Recht auf, höchstens seien ihm noch einige leeren Schalen, deren Kern der Staat aufgesogen, übrig geblieben. „Er ist jetzt Verkündiger und Vertreter der christlichen Weltanschauung, neben unzähligen Verkündigern der pantheistischen und materialistischen Weltanschauung. Und diese haben ein viel größeres Publikum als er. Die Zeitungsredakteure, die Volksredner in und außer dem Parlament reden zum ganzen Volke. Aber der Geistliche hat auch sein Publikum. (Dieser Satz sagt alles.) Früher hatte er seine Gemeinde." Zu dieser innern Entleerung des geistlichen Amtes trete eine äußere Entwerthung desselben in den Augen des Volkes durch die Maßnahmen des Staates. „Daß der Staat", so schließt der Verfasser diesen Theil seiner Betrachtung, „auch unter den heutigen Verhältnissen noch dem Lehrstande den ihm zukommenden Antheil an der Kirchengewalt vorenthält, ohne ihn selbst ausüben zu können, und dadurch die himmelschreienden kirchlichen Verhältnisse heraufbeschworen hat, das ist die Beschwerde der Kirche Jesu Christi gegen den Staat."

Den Verlautbarungen der leitenden positiven Blätter der Reichshauptstadt fehlt nicht das Echo draußen. Die „Hannoversche Post" meint, es sei jetzt nicht mehr an der Zeit, dem Kaiser und König lediglich die (auf Befreiung der evangelischen Kirche von staatlicher Bevormundung gerichteten) Bitten seiner evangelischen Unterthanen vorzutragen; „Hand in Hand mit allen Vorstellungen müssen Kundgebungen gehen, aus welchen der entschlossene Protest gegen die Knechtschaft, in der wir leben, mit überwältigender Klar-

heit sichtbar wird.“ Und die Bielefelder „Neue Westfälische Volkszeitung“ verlangt „freien Lauf“ für das Evangelium und Entfesselung der Kirche.

Wie steht nun das offizielle Kirchenthum zu diesen Bestrebungen? Es scheint vorzuziehen, einstweilen keine bestimmte Stellung einzunehmen. Am 14. Juli hat der evangelische Oberkirchenrath einen vor wenigen Tagen veröffentlichten Bescheid auf Anträge, betreffend die Dotation und Verfassung der evangelischen Landeskirche, ertheilt, welche die Provinzial-Synoden der östlichen Provinzen und Westfalens an ihn gerichtet hatten. In dieser Kundgebung ist viel von den staatlicherseits bisher gewährten Erhöhungen der Unterstützungen für die evangelische Landeskirche und weiter erhofften erhöhten Bewilligungen aus Staatsmitteln für evangelisch-kirchliche Zwecke, mit keinem Worte aber von den Bestrebungen zur Befreiung der „evangelischen Kirche“ von dem Joch der staatlichen Bureaukratie die Rede.

Die positive Presse kann nach ihren oben verzeichneten Auslassungen angesichts dieser Kundgebung der höchsten protestantisch-kirchlichen Behörde nur das Gefühl der Enttäuschung haben. Sie kann sich dabei unmöglich beruhigen. Unter diesen Umständen steht zu erwarten, daß die Hammerstein-Kleist'schen Anträge in der nächsten Session des preußischen Landtages wiederkehren und mit verstärktem Nachdrucke werden verfochten werden. Man darf annehmen, daß die Regierung, nach dem Rücktritte des Fürsten Bismarck, freundlicher zu denselben sich stellen wird. Aber die parlamentarischen Parteien? Nach der gegenwärtigen Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses ist dort eine Mehrheit der protestantischen Mitglieder für die Hammerstein'schen Anträge nicht vorhanden. Nur das Centrum könnte in Verbindung mit der Rechten denselben zur Annahme verhelfen und, wie es scheint, wünscht man, auf der äußersten Rechten wenigstens, die Unterstützung der Centrumsfraktion. Kein Zweifel, daß die Bemühungen, die protestantische Kirchen-

gemeinſchaft unabhängiger vom Staate zu ſtellen, der Sympathie der Katholiken begegnen, wie dieſelben auch — im Gegenſatz zu der Kurzſichtigkeit und Engherzigkeit weiter proteſtantiſcher Kreiſe — eine Erſtarkung des kirchlichen Sinnes innerhalb der proteſtantiſchen Bevölkerung und eine intenſivere proteſtantiſch-kirchliche Einwirkung auf ſocialem Gebiete nur begrüßen würden. Aber es handelt ſich hier um Fragen, welche das innere Leben des Proteſtantismus berühren und bezüglich deren die Proteſtanten, im Lande wie im Parlament, unter ſich uneins ſind. Steht es dem Centrum zu, hier entſcheidend ſich einzumiſchen, nachdem dasſelbe über proteſtantiſche Einmiſchung in innere Angelegenheiten der katholiſchen Kirche ſo bitter ſich zu beklagen, darunter ſo ſchwer zu leiden gehabt hat?

Es genügt, dieſe Momente anzudeuten, um erkennen zu laſſen, welch bedeutungsvollen Entwickelungen wir wenn nicht alle Anzeichen trügen, innerhalb des deutſchen Proteſtantismus entgegengehen. Abgeſehen von den vorausſichtlichen Rückwirkungen auf das politiſche Gebiet bieten dieſelben auch vom ſpecifiſch kirchlichen Geſichtspunkte das höchſte Intereſſe. Innerhalb des deutſchen Proteſtantismus gährt es mächtig, die Unzufriedenheit gerade der kirchlich gerichteten Schichten mit den gegenwärtigen innerkirchlichen Verhältniſſen iſt eine tiefgehende, man ſucht dort eifrig nach neuen Geſtaltungen. Was will werden?

Vom Rhein, Mitte Oktober.

LV.

Zeitläufe.

Aphorismen über die socialpolitische Bewegung.

„Weltconcurrenz" und amerikanische Zollpolitik; deren Geschichte.

Den 24. Oktober 1890.

Vor 27 Jahren hat das Auftreten Lassalle's die Aufmerksamkeit dieser „Blätter" zum ersten Male auf die jetzt alle civilisirten Völker erschütternde Frage gelenkt,[1]) und seit dem Frühjahr 1865 sind sie in zehn Abhandlungen unter dem Titel: „Aphorismen über die socialpolitische Bewegung" der Entwicklung derselben auf dem Fuße gefolgt.[2]) Sie haben damit wenig Ehre eingelegt; es sei unbegreiflich, wie man aus dem Sturm im Glase Wasser so viel Wesens machen möge und jedenfalls sei es nicht angezeigt, den Teufel an die Wand zu malen: solche Urtheile bekam der Verfasser aus hochpolitischen Kreisen zu hören.

Wenn die „Aphorismen" jetzt wieder aufgenommen werden, so sind derlei Einwendungen freilich nicht mehr zu befürchten. In dem kurzen Vierteljahrhundert ist das damalige „rothe Gespenst" zu einem greifbaren Weltkörper geworden. Die Literatur über die damals noch neue Erscheinung ist seitdem unübersehbar geworden; die Aeußerungen der socialen

---

1) „Das neueste Zerwürfniß der Liberalen über die sociale Frage": „Histor.-polit. Blätter" 1863, Band 52, S. 56 ff.

2) „Histor.-polit. Blätter" 1865, Band 55, S. 1000 ff. bis Band 57, S. 873 ff.

Bewegung überhaupt und die Arbeiterfragen insbesondere beanspruchen bereits den breitesten Raum in den Zeitungen, und vor Kurzem beschäftigte der socialdemokratische Congreß in Halle mit seinen 400 aus der Tiefe aufgetauchten Abgeordneten die Gedanken in aller Welt mehr, als jemals der deutsche Reichstag.

Alle die kleineren politischen Fragen, die vor 25 Jahren noch die Herzen, nicht am wenigsten in diesen „Blättern", bewegten, sind jetzt todt und begraben oder wenigstens in den Hintergrund getreten. Von allen Ländchen und Ländern Europa's, nur von den gegen Osten nicht, gilt heute, ob wir wollen oder nicht, das Wort: „Was ist uns Hekuba?" Der italienische Ministerpräsident hat jüngst einem Franzosen gegenüber sogar von der „Nationalitätenfrage" geäußert: „sie weiche vor der socialen Frage zurück, welche bald die ganze Welt beherrschen werde."

Also selbst der Götze aus dem alten Heidenthum, den die zweite Hälfte des Jahrhunderts auf den Altar gesetzt hat, soll in die politische Rumpelkammer wandern. Freilich hat er auch zur Vergiftung der socialen Zustände doppelt beigetragen. Er hat die rand- und bandlosen Excesse des Militarismus dem alten Europa als eisernes Joch aufgezwungen, und dasselbe unfähig gemacht, der großen Aufgabe des Jahrhunderts im Orient gerecht zu werden. So ist alle Politik rathlos geworden. Kaum von Einem Tag zum andern kann der Staat die Gesellschaft inmitten der Fieberschauer, von denen sie ohnehin schon geschüttelt ist, vor dem Losbruch eines Orkans bewahren, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat.

Ein zusammenfassendes Bild der Lage ist nirgends mehr möglich; nur noch „Aphorismen" sind da am Platze. „Kommt der Tag, so bringt der Tag"; und er bringt immer wieder eine neue Störung. Wer vor sechs Wochen angefangen hätte, über unsere socialpolitische Zukunft zu schreiben, der müßte heute schon wieder sein Concept umstoßen. Denn die Ver-

einigten Staaten von Nordamerika haben inzwiſchen einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht. Es iſt ihr Werk, wenn die Arbeiterfrage von der noch ſchwerern Arbeitgeberfrage, der Lohn vom Arbeitsmangel überholt wird. „Die Rüſtungen Europa's werden ſchließlich Europa zum Vortheil Amerika's untergraben“: ſo hat derſelbe Herr Criſpi in der Unterredung mit dem Franzoſen geſagt, und ſchon iſt man jenſeits des Oceans am Werk, den Vortheil wahrzunehmen und den Profit einzuſtreichen.

Als „Continentalſperre“ bezeichnet ein franzöſiſches Blatt die in der Nacht vom 4. auf den 5. Oktober zu Waſhington in Kraft getretene, nach dem Antragſteller Mac Kinley genannte, Zollbill. Nordamerika iſt induſtriell hinreichend erſtarkt und das alte Europa landwirthſchaftlich genug verelendet, um dem letztern den Trotz eines Schutzzolls bieten zu können, der mit ſeinen bis über 100 Proc. vom Werth ſteigenden Erhöhungen und einer chikanöſen Zollverwaltung mehrfach dem Einfuhrverbot gleichkommt. Einer Steigerung der Staatseinnahmen durch die Zölle, wie bei uns, bedarf die faſt ſchulden- und militärfreie Union nicht; die neuen Zölle haben andere Ziele. Sie ſollen Nordamerika wirthſchaftlich unabhängig machen vom Auslande, indem ſie die einheimiſche Induſtrie ſtärken und neue Induſtrien ſchaffen, andererſeits aber das Mittel zu einem Druck auf Europa bieten, damit es den landwirthſchaftlichen Produkten der Union günſtigere Einfuhrbedingungen gewähre. Darum iſt dem Präſidenten der Republik ſogar diktatoriſche Vollmacht eingeräumt, aus einem Lande, das der Einfuhr amerikaniſcher Erzeugniſſe Hinderniſſe in den Weg legt oder ſie weniger günſtig behandelt, als die anderer Länder, ſeinerſeits die Einfuhr nach der Union gänzlich zu verbieten oder es durch Wiederbelaſtung mit den für gewiſſe Artikel fallengelaſſenen Zöllen zu beſtrafen.

Am wuchtigſten fällt der Schlag auf Frankreich und auf Deutſchland hernieder, welch letzteres noch dazu mit jedem Jahre dem Tage näher rückt, wo Rußland als zweiter Mac

Kinley auftreten wird. Nach Amerika hatte Deutschland zur Zeit eine Ausfuhr im Werthe von etwa 244 Millionen, wovon der weitaus größte Theil auf Textilwaaren, der Rest auf Eisen, Leder, Chemikalien u. A. entfiel. Vor Allem wird die Industrie in Sachsen und Thüringen hart getroffen, und man macht sich bereits darauf gefaßt, daß es vielen Industrien und Ländern ergehen wird, wie der bis dahin blühenden Perlmutter-Industrie in Oesterreich.[1]) „Tausenden sächsischer Arbeiter nimmt die Tariferhöhung der Vereinigten Staaten das Brod vom Tisch. Unsere Industriellen sind vielfach auf die Vereinigten Staaten ganz unbedingt angewiesen; viele von ihnen besitzen kein anderes Absatzgebiet. Bleiben von dort die Aufträge aus, so werden die Arbeiter brodlos. Schon heute ist die Lage der sächsischen Industriearbeiter oft eine bejammernswerthe; wie dieselbe sich nach Einführung der Kinley'schen Tarifbill gestalten wird, ist noch gar nicht abzusehen.“[2]) Aus denselben Gegenden wird über den ohnehin schon herrschenden Nothstand einem socialdemokratischen Organ wie folgt berichtet:

„Die Ernährung ist in vielen sächsischen Arbeiterfamilien bereits auf das tiefste Niveau gesunken. Eine weitere Herabdrückung kann in diesen Familien ganz unmöglich noch stattfinden; die öffentliche Armenunterstützung wird daher im nächsten Winter ihre Aufgaben voraussichtlich stark vermehrt sehen. Aber auch die Armenunterstützung kann in Sachsen oft die ärgste Noth nicht abwenden, da in den nothleidenden Gegenden die Gemeinden zu einer nur halbwegs wirksamen Unterstützung zu arm sind. Zu Alledem kommt, daß die amerikanische Tarif-

1) Diesen Erwerbszweig, der in Wien allein 506 Meister und etwa 5000 Gehilfen beschäftigt, traf der Schrecken zuerst, da der größte Theil des Betriebs für Amerika arbeitete, und dort die Zollerhöhung auf Perlmutterwaaren nicht weniger als 425 Procent vom Werth beträgt. Tausende von Arbeitern wurden mit Einem Schlage brodlos.

2) Aus der „Frankfurter Zeitung“ in der „Bayerischen Handelszeitung“ vom 5. Oktober d. Js.

erhöhung zusammenfällt mit einem allgemeinen Niedergang der geschäftlichen Conjunktur, der sich auch in Sachsen bereits durch Beschränkung der Arbeitszeit, Arbeiterentlassungen und Lohnschmälerungen bemerklich macht; daß die Lebensmittelpreise oft unerschwinglich und die Kohlenpreise selbst in den sächsischen Grubenbezirken unerhört sind. Fleisch ist für viele sächsische Arbeiterfamilien, auch als Sonntagsgericht, zu theuer; manche müssen sich selbst den Genuß von Pferdefleisch und das Aufkaufen der Abfälle aus den städtischen Gasthäusern und Restaurants versagen. Mit derartigen Fleischabfällen wird allem Anschein nach auf dem Lande in der Nähe größerer Städte Handel getrieben; aus der Umgegend von Dresden ist uns ein solcher Fleischabfallhandel bekannt; die Käufer sind großindustrielle und ländliche Arbeiter. Vorwiegend nährt man sich von Brod und Kartoffeln. Aber der theure Brodpreis wird von vielen Familien nur durch andere Entbehrungen aufgebracht, die Kartoffeln sind manchem armen ländlichen Industriearbeiter, der ein Stückchen Feld bebaute, verfault: Alles eröffnet in Sachsen für die arme und ärmste Bevölkerung sehr trübe Aussichten für den nahen Winter." [1])

Ein französisches Blatt hat, als das unselige Gesetz noch der Berathung im Congresse unterlag, mit der Ueberschrift „Europa in Gefahr" einen Allarmruf veröffentlicht, welcher nach allen Beziehungen hin den Nagel auf den Kopf trifft. Nordamerika erklärt dem alten Welttheil den wirthschaftlichen Krieg, während dieser durch unausgesetzte Kriegsrüstungen sich ruinirt, und die Gefahr ganz und gar übersehen hat, die ihm von einem Lande drohte, das seine ungeheuren Kräfte praktischer verwendete, als das alte Europa. Ja, man kann sogar sagen: indem alle die übereinander gehäuften fiskalischen Zölle und Verbrauchssteuern dem Nationalkriegs-Gott zum Opfer gebracht wurden, sei man den Nordamerikanern mit dem schlechten, aber dort besser verstandenen, Beispiele vorangegangen. Das ist die Lage dießseits und jenseits des Rheins:

1) „Berliner Volkstribüne" vom 4. Oktober d. Js.

„Während wir Europäer die stärkste Kugel suchen, um uns besser und aus größerer Entfernung unter einander zu vernichten, legt der Amerikaner auf uns alle an und trifft uns alle im Herzen durch eine Handelsbill, welche ganz einfach in der Praxis die europäische Ausfuhr verbietet. Schon haben die Lyoner Fabriken einen Schmerzensschrei ausgestoßen, den die ganze Welt vernommen hat, und schon sehen die Führer des großen Pariser Handels den Augenblick voraus, da die Fabrikanten gezwungen sein werden, ihre Werkstätten zu schließen. Die amerikanische Union hat einen Plan, der in Wahrheit höchst einfach ist: sie verschließt vorerst den amerikanischen Markt, und wenn sie mit ihren riesigen Reichthümern ihre Industrie genügend entwickelt hat, um allen Bedürfnissen zu genügen, dann wird sie den gesammten Weltmarkt nehmen. Sie wird Freihändlerin werden, um nach allen Plätzen der Welt frei gelangen zu können an dem Tage, da sie nichts mehr von der fremden Concurrenz zu fürchten haben wird." [1])

Der „Weltmarkt"! Alle amtlichen Versuche zur Socialreform sowohl des Kanzlers, als auch des Kaisers stellten als oberste Richtschnur auf: die Concurrenzfähigkeit unserer Industrie auf dem Weltmarkt dürfe aber nicht gefährdet werden. Für den alten Kanzler insbesondere war die Großindustrie die Henne, welche „die goldenen Eier lege", und um die Henne bei Kräften zu erhalten, hat er sogar die Steuerzahler gezwungen, ein Drittel der Kosten zu den Arbeiter-Pensionskassen beizutragen. Um den Weltmarkt zu erobern und festzuhalten, hat man die Industrie schwindelhaft in die Höhe getrieben; man hat durch liberale Gesetze eine geradezu kaninchenhafte Züchtung von Arbeitervolk befördert; man hat insbesondere Hunderttausende von Arbeitern der Landwirthschaft zu Gunsten der Industrie entzogen. [2]) Wenn nun ein so großes Stück des „Weltmarkts" verloren geht; wenn

1) Aus der Pariser „Paix" in der Münchener „Allg. Zeitung" vom 14. August d. Js.

2) Nur Ein Beispiel von dem fabelhaften „Aufschwung" aus den jetzt am schwersten bedrohten sächsischen Fabrikdistrikten. „Es ergibt sich aus den Jahr für Jahr von der Handelskammer

dieſe Induſtrie keinen Abſatz mehr hat; wenn der Arbeitgeber feiern und ſeine Arbeiter entlaſſen muß: was helfen dann die ſchönſten Verſicherungs- und ſelbſt die Arbeiterſchutz-Geſetze? Hat der ehemalige Kanzler wohl daran gedacht, daß die amerikaniſche Abſperrung des Weltmarkts eines Tages Tauſende von Arbeitern brodlos machen würde, als er das „Recht auf Arbeit" verkündete? Und wenn ja, was würde er heute rathen?

Es iſt gewiß richtig, daß es keine andere ſichere Grundlage für die Induſtrie irgend eines Staates gibt, als die geſunde Kaufkraft des eigenen wohlhabend erhaltenen Volkes. Aber je mehr die Mittel der neuen Produktion und des neuen Verkehrs, die „von der Wiſſenſchaft beſiegte Natur", zur Spekulation einluden,[1]) und man bis in die Vierziger

---

Plauen mitgetheilten ſehr genauen und eingehenden Verzeichniſſen der in 29 Städten und 451 Landgemeinden dieſes Bezirks vorliegenden Einſchätzungsergebniſſe, daß das Einkommen aus Löhnen und feſten Gehältern daſelbſt in dem Jahrzehnt 1880—1890 von 55 Millionen Mark auf 101 Millionen geſtiegen iſt. Im Beſonderen zeigen die 15 Städte des ſächſiſchen Voigtlandes eine Zunahme der Löhne und Gehälter von 13 Millionen auf 26½ Millionen, haben ſich alſo mehr als verdoppelt! In dem faſt ausſchließlich von Arbeitern der Web- und Strumpfwaaren-Induſtrie bewohnten Städtchen Mühltroff ſtieg das Einkommen aus Löhnen und feſten Gehältern von 88,680 allmählig bis auf 182,050 Mark, in dem nahe dabei gelegenen Arbeiterſtädtchen Pauſa von 100,139 auf 255,180 Mark." Berliner „Kreuzzeitung" vom 14. Auguſt d. Js.

1) In der an die Berliner Conferenz gerichteten Denkſchrift des franzöſiſchen Delegirten Delahaye finden ſich folgende Angaben: „In der Baumwollinduſtrie funktioniren gegenwärtig in Europa und Amerika 100 Millionen Spindeln. Heute genügen 188,000 Arbeiter, um alle dieſe Spindeln in Bewegung zu ſetzen. Ein Jahrhundert zurück hätte es 100 Millionen von Arbeitern bedurft, um das gleiche Reſultat zu erhalten. Das heißt, daß heute jede Perſon 530mal mehr producirt, als früher. Was das Wachsthum der Betriebskräfte betrifft, ſo gibt es gegenwärtig 50 Millionen Pferdekräfte auf unſerm Planeten; das bedeutet eine Steigerung der mechaniſchen Kraft, welche der um eine Milliarde Arbeiter gleichkommt." S. Berliner „Volkstribüne" vom 12. April d Js.

und Fünfziger Jahre des laufenden Jahrhunderts Unermeßliches erzeugen konnte mit der Sicherheit, daß in allen Welttheilen sich willige Absatzgebiete finden würden, desto mehr wurde alles Maß überschritten. Schon zur Zeit, als noch die ganzen neuen Welttheile zur Verfügung stunden, sind von Zeit zu Zeit Krisen der Ueberproduktion eingetreten, von welchen mit Recht gesagt wird, daß sie ebenso mörderisch wie die Hungersnoth-Perioden des Alterthums geworden sien. Was soll aber erst jetzt werden, wenn die neuen Welttheile eigene nationale Wirthschaftsgebiete bilden, die sich elbst genügen können? Wie kann die alte Welt, geschweige enn ein einzelnes Volk, jetzt hintennach seine Produktion uf den eigenen Bedarf und bloß auf die eigene Aufnahmeähigkeit einschränken, ohne breite Schichten des Arbeiterandes der Armenpflege preiszugeben oder dem Hungertode?[1]) Der Gedanke läßt sich ohne Entsetzen nicht ausdenken. Was ind alle die wilden Kämpfe um den höheren Lohn, wenn es inmal für Tausende überhaupt keine Arbeit und keinen Lohn mehr gibt?

Was nun? Guter Rath ist überall theuer. Man hat rasch von einer europäischen Abwehr-Liga gesprochen. Aber abgesehen von der politischen Verfeindung der Nationen, die eine ehrliche Gemeinsamkeit stets ausschließt, sind die wirthschaftlichen Interessen der verschiedenen Länder zu verschieden und gegensätzlich. Ueberdieß ist es mehr als zweifelhaft, ob Repressalien zum Ziele führen würden, da Amerika weder mit Rohstoffen, noch mit Fabrikaten von Europa abhängig ist, wohl aber umgekehrt. In Güte könnte am ehesten noch England von den Vergünstigungen Gebrauch machen, welche der Republikpräsident gegen Zugeständnisse bezüglich der Zölle auf amerikanische Cerealien und für Aufhebung der Verbote gegen die Einfuhr amerikanischen Schlachtviehs und

---

1) Vgl. H. G. Schauer in der Vogelsang'schen „Monatsschrift für christliche Social-Reform". 1890, Heft 7, S. 360 ff.

Schweinefleisches zu gewähren bevollmächtigt ist. Zu letzterm ist nicht umsonst durch die neue Fleischinspektions-Bill eigens eingeladen. England hat keine Getreidezölle und lebt ohnehin größtentheils von fremdem Getreide. Aber ganz anders verhält es sich mit Frankreich und Deutschland, wo der kleine und mittlere Grundbesitz, sogar trotz der Zölle, fast hoffnungslos um die Existenz kämpft und die Rücksicht an die Landwirthschaft eine Lebensfrage ist.

„Was wird nun," hat ein rheinisches Blatt gesagt und gefragt, „Europa thun, um sich zu wehren? Ja, wenn es seine vielen Millionen Soldaten gegen die Amerikaner marschiren lassen könnte! Die behält es aber bei sich, um damit die eigene Volkskraft ruiniren zu helfen."[1]) Inzwischen tröstet man sich mit der Annahme, daß es denn doch so arg nicht seyn würde, überhaupt die auf das höchste Maß hinaufgeschraubte amerikanische Schutzzollpolitik ohne schwere Schädigung der eigenen industriellen Verhältnisse, namentlich aber der einheimischen Landwirthschaft, nicht lange aufrecht erhalten werden könne.[2]) Aber wird die Hoffnung nicht auch wieder trügen?

Am wenigsten wird die Rechnung bezüglich einer entscheidenden Gegenwirkung der Farmer stimmen. Europa bedarf nun einmal der amerikanischen Brodfrucht. Aus Rücksicht auf die eigene Volksernährung wird kein westeuropäischer Staat die Eingangszölle auf die Einfuhr von Cerealien aus Amerika noch weiter erhöhen oder neu einführen können; eher dürften, um der angebotenen Handelsvortheile willen, in dieser Beziehung Zugeständnisse eintreten. Sodann wird sich die Consumtionsfähigkeit der Massen in Amerika unzweifelhaft erhöhen. Unterrichtete behaupten, die dortige Industrie könne durch Ausschließung europäischer Fabrikate das Vierfache von dem gewinnen, was sie durch Unterbindung

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 7. Oktober d. Js.

2) Berliner Correspondent der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 14. Oktober d. Js.

ihrer Ausfuhr verliere. Nun sagt man freilich, der ganze Gewinn komme nur den millionenreichen Fabrikanten und den sogenannten Monopolen zu Gute. Aber Nordamerika besitzt bereits eine Arbeiterklasse, die sich ihren Antheil sehr wohl zu erringen weiß. Mac Kinley selbst hat als Hauptgrund seiner Bill den Unterschied zwischen den Arbeitslöhnen in Europa und Amerika angegeben: „Das Land sei stolz darauf, die höchsten Löhne auf der Erde zu bezahlen; das könne es aber nur thun, indem es zur Ausgleichung einen Zoll auf alle fremden Erzeugnisse lege, die mit amerikanischen in Wettstreit treten könnten." Andererseits mußten selbst die Gegner zugeben, daß die neue Zollpolitik, indem sie die bestehenden Industrien vergrößern und andere neu in's Leben rufen werde, einer Masse beschäftigungsloser Arbeiter eine Existenz verschaffen werde. Und gerade dieß dürfte der Maßregel am meisten zu Gute kommen und sie entscheidend begründet haben.

In wenig mehr als neunzig Jahren ist die Bevölkerung der Union von drei Millionen auf 65 Millionen angewachsen. Im Jahre 1847 gab es in den Vereinigten Staaten nur Einen Mann, der mehr als 5 Millionen Dollar sein eigen nannte; gegenwärtig leben dort 250 Personen, deren jede im Durchschnitt über 20 Millionen D. besitzt, und es ist berechnet, daß sich drei Fünftel des Nationaleigenthums in der Hand des zweihundertsten Theils der Bevölkerung befinden.[1]) Dieser riesigen Entwickelung ist es einerseits zu verdanken, daß die weitaus meisten technischen Erfindungen auf amerikanischem Boden entstanden sind und bis heute entstehen; andererseits ist Nordamerika mit aufruhrartigen Streiks und förmlich anarchistischen Bewegungen der alten Welt vorangegangen, ohne daß noch die Socialdemokratie ihre Hand im Spiele hatte. Das hat seinen Grund in dem Niederschlag jenes riesenhaften Culturprocesses.

1) Aus der amerikanischen Zeitschrift „Forum" in der Berliner „Volks-Tribüne" vom 28. Decbr. 1889.

„Kein zweites Land der Welt," schrieb vor dreizehn Jahren ein aus Nordamerika zurückgekehrter Socialdemokrat, „ist so sehr von der herrschenden Krisis ergriffen worden, hat so sehr unter derselben zu leiden gehabt. In allen Städten sind Tausende schon seit Jahren arbeitslos; Tausende ziehen im Lande umher, hier etwas verdienend, dort etwas erbettelnd, um so ihr kümmerliches Dasein zu fristen. Die capitalistische Produktion hat ein Element geschaffen, welches weder ein Classeninteresse hat, noch sonst durch eine Idee zusammengehalten werden kann: es ist das Lumpenproletariat (tramps). Dieses ist nirgends stärker ausgebildet als in Amerika, und wir können überzeugt seyn, daß die durch das Kabel gemeldeten Brandstiftungen und Morde, wenn überhaupt nicht erlogen, auf Rechnung dieses Elements zu setzen sind." [1]) Bereits im März 1883 folgte dann in Cincinnati der anarchistische Aufstand unter Brandstiftung und Mord, drei Tage lang wüthend nach dem Vorbild der Pariser Commune, und wieder drei Jahre später büßten sieben Männer, darunter vier deutsche Anarchisten, als Anstifter des furchtbaren Attentats zu Chicago ihr Verbrechen am Galgen. Kurz vorher hatte ein Correspondent aus Washington über die Arbeitsverhältnisse folgendes Bild entworfen:

„Nach Bradstreets zuverlässiger Geschäftsagentur in New-York betragen die beschäftigungslosen Arbeiter in den Fabriken und Minen des Landes 316,000; diese Zahl vermehrt sich bedeutend, wenn man die Arbeitslosen in den anderen Industriezweigen noch dazu rechnet. Außerdem sind in den meisten Gewerben die Löhne zwischen 10 und 30 Procent herabgesetzt. In dem Hocking-Thale des Staates Ohio stehen Tausende von Minenarbeitern aus, weil man ihnen die Löhne bis unter das Minimum der Subsistenz herabgesetzt hatte. Die Kohlen- und Eisenbahn-Compagnien haben Slowaken und Ungarn an Stelle der ausstehenden Arbeiter für Hungerlöhne angestellt,

1) Leipziger „Vorwärts" (socialdemokratisches Centralorgan) vom 5. August 1877.

und es ist bereits zwischen den ausstehenden Arbeitern und den importirten Slowaken und Ungarn zu blutigen Kämpfen gekommen, in welchen Hunderte der importirten Classe ihr Leben eingebüßt haben. Die ausstehenden Arbeiter sind bis jetzt Monate lang von den Arbeiter-Unions unterstützt worden; da aber diese Unterstützungen erschöpft sind, so sieht man einem gefahrvollen Revolutionszustande dort entgegen, um so mehr, als sich jetzt hiesige deutschen Anarchisten mit den ausstehenden Arbeitern zu dem Zwecke verbunden haben, Eigenthum und Leben der Beamten jener Compagnien zu zerstören. Diese unglücklichen Arbeiter genießen die allgemeine Sympathie, so daß es kaum möglich ist, die Staatsmiliz gegen sie zu verwenden. Der Grund dieser allgemeinen Arbeiterkrisis liegt theils in der Ueberproduction und Unterconsumtion, theils in der überreichen Ernte des Jahres 1884." [1])

Die Gefahr wuchs von Jahr zu Jahr. Sie kam nicht so fast von den Kampfvereinen der Arbeiterclasse, die sich, wie der vor drei Jahren viel besprochene „Orden der Ritter der Arbeit", zur Verbesserung ihrer Lage auf gesetzlichem Boden zusammengethan hatten, als von jenem Bodensatz, den die großartige industrielle Entwicklung fortwährend absetzte: von den vollends „Declassirten". Um dieselbe Zeit brachte ein amtlicher Bericht der Bundesregierung lehrreiche Angaben über den mit Naturgewalt verlaufenden Proceß, die derselbe Correspondent mittheilt:

„Von Interesse ist ein gedrängter Auszug aus dem jetzt erschienenen Jahresbericht des Commissioners Wright vom hiesigen Bundesbureau für Arbeitsstatistik. Hienach waren im vergangenen Jahre 7½ Procent der sämmtlichen industriellen Etablissements, z. B. Fabriken, Manufacturen, Minen u. s. w., außer Thätigkeit und in Folge dessen 1 Million Arbeiter außer Beschäftigung. Dieß macht für die beschäftigungslosen Arbeiter einen Verlust von 1 Million Dollars täglich oder ungefähr 300 Millionen Dollars jährlich. Dieser bedeutende Verlust

1) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 3. Februar 1885. — Das Blatt erfreut sich heute noch dieser höchst instruktiven Berichte des Mitarbeiters aus Washington.

an Löhnen bewirkt allerdings einen Verluſt an Kaufkraft und an Conſumtion. Gleichwohl beträgt die Zahl der beſchäftigten Arbeiter nahezu 13½ Millionen, und da die Löhne durchſchnittlich 600 Dollar per Jahr für jeden Arbeiter betragen, ſo beläuft ſich die jährliche Geſammtſumme von Löhnen auf 8000 Millionen Dollars. Die fortwährend vervielfältigte und vervollkommnete Maſchinenkraft repräſentirt in dieſem Lande ungefähr 3½ Millionen Pferdekräfte, und da jede Pferdekraft die Arbeit von 6 Arbeitern erſetzt, macht ſie alſo die Arbeit von 21 Millionen Arbeitern überflüſſig.“ [1])

Man kann ſagen, daß kein Land der Welt einer gewaltſamen ſocialen Umwälzung näher gerückt war und dann derſelben hülfloſer gegenübergeſtanden wäre, als die Vereinigten Staaten von Nordamerika. „In dieſem von der Natur überreich geſegneten Lande eine Arbeiterkriſis und eine Arbeiternoth zu haben, erſcheint faſt als ein Paradoxon. Dieſe Arbeiternoth bietet jetzt den Socialiſten und dem extremen Flügel derſelben, den Anarchiſten, ein günſtiges Feld zur Propaganda für ihre Utopien. Unſtreitig muß die ſociale Frage, das Problem der Arbeiterfrage, gelöst werden, wenn einer ſocialen Revolution vorgebeugt werden ſoll.“ So ſchloß der mehrgenannte Berichterſtatter 1885 ſeine Schilderungen. In demſelben Jahre hat der Finanzminiſter der Union nachgewieſen, daß in ſechs Monaten mehr producirt werde, als die Geſammtbevölkerung des Landes während des ganzen Jahres bedürfe. Und dazu die Einfuhr aus den mit billigeren Löhnen arbeitenden europäiſchen Ländern! Was lag da näher, als die jetzt gewählte Art amerikaniſcher Socialreform und der Sieg jener Partei, deren Programm den Satz hochhielt: „eine chineſiſche Mauer des Schutzzolles habe das Land vom internationalen Freihandel abzuſchließen“? [1])

Auch den Troſt hat man ſich bei uns eingeredet: es würde wieder anders werden, wenn die Gegenpartei an's Ruder käme. Aber auch ſie könnte einen ſolchen Schritt

1) Aus Waſhington in der „Allg. Zeitung“ vom 18. April 1886.

1) Correſpondenz vom 14. Januar 1885 a. a. O.

zurück aller Wahrscheinlichkeit nach nicht wagen; sie müßte sich mit der vollendeten Thatsache abfinden und deren äußerste Ziele erst recht anstreben: Einbeziehung des ganzen amerikanischen Continents, zunächst der mittel- und südamerikanischen Republiken, in das geschlossene Zollgebiet. „Amerika den Amerikanern": diese Losung ist überhaupt schon am Werke. Die neue Zollpolitik insbesondere ist nur die logische Folge des Bürgerkriegs der ersten Sechsziger Jahre. Der Industrialismus des Nordens hat die agrarischen Südstaaten niedergeschlagen, der Schutzzoll damals schon den Freihandel. „Wer die eigentliche Tragweite der radikalen Zumuthungen ermessen will, muß sie an der Zollfrage studiren": hat damals ein Kenner von Land und Leuten gesagt.[1]) Die Negersklaven in den Südstaaten waren ein gutes Mittel zur Blendung des europäischen Liberalismus, und in Preußen bedurfte es dessen nicht einmal, um dem Norden den Sieg über den Süden zu wünschen. Nur Gladstone an der Spitze des englischen Ministeriums hat klar vorausgesehen, wie die Dinge kommen würden, aber es blieb bei der ohnmächtigen Erkenntniß.

Jetzt nach fünfundzwanzig Jahren geht die damalige Yankee-Politik ihrer Krönung entgegen, und durch den neuen Schutzzoll ist der Zugang unabänderlich geöffnet. Am schlimmsten ist dem gegenüber das deutsche Reich daran mit seiner auf den Weltmarkt berechneten Industrie. Vor vierzig Jahren haben seine Länder noch Getreide ausgeführt, jetzt bedürfen sie massenhafter Einfuhr von Brodfrucht: von Nordamerika, das der deutschen Industrie seine Pforten verschließt, und von Rußland, das mit aller Zähigkeit darauf hinarbeitet, ihr die Thüre gleichfalls zu versperren. Dazu die Sackgasse des „Kriegs im Frieden": was soll endlich werden?

---

1) „Der Bürgerkrieg in Nordamerika" s. „Histor.-polit. Blätter" 1862, Band 49, S. 267. — Bis jetzt zählte auch die Frage des amerikanischen Bürgerkriegs zu den verlornen Schlachten dieser „Blätter".

LVI.

Von meinem Novitätentisch.

Literarische Miscellen.

(Muth. H. Koch. E. Beckenstedt. A. Hermann. G. Karpeles.)

Lebt denn der wunderliche alte Landdoctor noch, der hier ab und zu „von seinem Novitätentisch" zu plaudern liebte? Freilich, „er lebt noch und zappelt noch", ist auch inzwischen zum Gerichtsarzt befördert worden, kann aber bei zunehmender Augenschwäche das Lesen im Wagen oder im Eisenbahn-Coupé nicht so gut mehr vertragen, wie ehedem, namentlich seit er an der Influenza darniedergelegen. Auch das Alter macht sich mehr und mehr geltend:

Das Alter ist ein zudringlicher Mann,
Der bettelnd vor der Hofthür steht;
Man wehrt ihn ab, so lang es geht,
Zuletzt macht er sich doch heran,
Theilt mit Dir Stube, Tisch und Bett,
Als ob er darauf ein Anrecht hätt';
In Bälde hast Du's ganz verspielt:
Du bist der Knecht und Er befiehlt.

An mein Alter hat mich neulich ein College und Studiengenosse erinnert: „Denkst Du auch daran, daß Du am 2. September ds. Js. ein Jubiläum feiern kannst? An dem Tage ist vor fünfzig Jahren Dein erster Patient gestorben". — „Danke für die gütige Mittheilung", lautete meine Antwort; „ich mache die Modekrankheit der Jubiläen nicht mit". Doch ich gerathe in's Schwätzen, auch eine Folge des Alters, und gehe lieber einmal wieder an meinen Novitätentisch.

Da liegt wieder Neues von dem rheinischen Sänger und und Schriftsteller Franz Alfred Muth. Er bleibt doch immer der liebenswürdige Lyriker mit dem tiefen frommen Gemüth, dem frischen Natursinn, der heiteren sonnigen Lebensauffassung, mag er in Prosa oder in Versen dichten; er bleibt der jugendliche Enthusiast für die Poesie und deren Vertreter.

Dafür zeugen seine „Dichterbilder“,[1]) worin 37 moderne Dichter und Dichterinen nach ihrer Bedeutung mehr oder minder eingehend besprochen werden. Die poetischen Damen können sich besonders bei ihrem freundlichen Kritiker bedanken; sollte derselbe, was hoffentlich nicht so bald geschehen wird, in's Jenseits abberufen werden, so wären sie ihm ein Begräbniß à la Frauenlob schuldig, wobei es an Strömen edeln Rebenblutes nicht fehlen dürfte, denn solches liebt unser moderner Frauenlob gleich jenem alten Mainzer Poeten, der — nebenbei bemerkt — nicht aus Meißen stammen soll, sondern aus einem Hause „zur Meise“ (ad parum).

Weit jüngeren Datums als das Dichterbuch ist Muth's „Frühlingsgarten“.[1]) Die Vorrede beginnt mit den Worten: „Was ist es doch um einen duftigblauen Frühlingstag, wenn überall die Blumen sich hervordrängen und aus allen Büschen Vögel schlagen! Wie ein Paradiesesgarten ist die Erde, und es drängt die Lippen zu innigem Gebet“. Das ist der Geist, welcher in diesem Buche weht, ein frommer und doch heiterer Geist. Wir finden in diesem Frühlingsgarten sinnige, duftige Naturbilder, namentlich aus dem Weben und Treiben im Walde, diesem für Romantiker unerschöpflichen Gegenstande, frische „Wanderfahrten“, unter denen uns besonders die Streifereien im Rheingau und am Mittelrhein (Marienthal, Nothgottes, Bornhofen) angezogen haben; Freunde des Ordens von Cisterz verweisen wir auf den Besuch in dem jüngst wieder in ein Kloster dieses Ordens umgewandelten Marienstatt an der Rister, von dessen Ursprüngen der alte Cäsarius Heisterbacensis so viel zu erzählen weiß.

Neulich kam ich zu dem schwer erkrankten Pfarrer in B. Als ich meine ärztlichen Anordnungen getroffen und eben Abschied nehmen wollte, brach ein heftiges und lange anhaltendes Unwetter aus, so daß ich die Pfarrwohnung nicht verlassen konnte. Da bat mich der Kranke: „Herr Gerichtsarzt, hätten Sie vielleicht die Güte mir etwas vorzulesen?“ Ich

1) Dichterbilder und Dichterstudien aus der neueren und neuesten Literatur. Frankfurt a. M. und Luzern, Fössler Nachfolger. 1887. 359 Seiten.

2) Paderborn 1890. Bonifacius-Druckerei. 314 Seiten.

nahm das auf dem Schreibtisch liegende neueste Buch von Muth und las einige recht heitere Abschnitte, sowie die „Jugenderinnerungen“ aus dem Dichterbuch. Der Kranke hörte aufmerksam zu; seine vorher so schlaffen Züge belebten sich, und als ich mit dem Lesen aufhörte, drückte er mir die Hand und sagte: „Sehen Sie, Herr Doctor! Ein liebenswürdiges Buch ist auch eine Arznei“.

In der genannten Stadt B. herrschte die Influenza in höchstem Grade. Fünf Aerzte lagen schwer erkrankt und ich wurde hingerufen, um für einige derselben auszuhelfen. Von den mir zugewiesenen Patienten gehörten sieben oder acht zum Lehrerpersonal des dortigen Gymnasiums und der Töchterschule. Als sie auf der Besserung waren, unterhielt es mich, die verschiedenen Beschäftigungen der Genesenden zu beobachten. Einer unterhielt sich mit Pappparbeiten und versuchte sich, freilich höchst ungeschickt, im Bildschnitzen; ein anderer saß unter Mineralien, getrockneten Pflanzen und Schmetterlingen. Den katholischen Religionslehrer, der sich viel mit Klostergeschichten beschäftigt, traf ich über dem neuesten Buche von Heinrich Koch in Frankfurt, das die niederdeutschen Karmelitenklöster[1]) behandelt. Mein Patient lobte mir höchlich den Eifer und das Finderglück dieses schon durch frühere Arbeiten auf dem Gebiet der niederrheinischen Geschichte geachteten Gelehrten, dem es namentlich im vorliegenden Buche gelungen sei, über ein bisher ziemlich unbeachtetes Gebiet der Ordensgeschichte ein erfreuliches Licht zu verbreiten. Ich marschire weiter und komme zu einem Mythologen und „Folkloristen“; bei dem hörte ich auch allerlei, was mir wenigstens unbekannt war. Er erzählte mir viel von dem Aufschwung, welchen die Lehre vom Volk namentlich in Frankreich, Belgien und Italien genommen habe und dem sich jetzt auch Deutschland anschließe. Ich mußte verschiedene ausländische Zeitschriften ansehen: La Tradition, die in Paris erscheint, the Testimony of Tradition (London), Folklore, a Quarterly Review of Myth, Tradition etc. etc., zwei niederländische Zeitschriften und sogar eine amerikanische: The Journal of American Folk-Lore. In Deutschland habe Dr. Edmund Veckenstedt, ein Mann von stupender Gelehrsamkeit, gediegenstem Urtheil und schneidiger Kritik, die Sache in die Hand genommen und gebe eine internationale „Zeitschrift für Volkskunde“[2]) heraus, von der nahezu zwei Jahrgänge vorliegen.

1) Die Karmelitenklöster der niederdeutschen Provinz. 13. bis 16. Jahrh. Großentheils nach ungedr. Quellen. Freiburg, Herder. 1889.

2) Zeitschrift für Volkskunde in Sage und Mär, Schwank und Streich, Lied, Räthsel und Sprichwort, Sitte und Brauch. Leipzig, A. Dörffel. 1888 ff.

Ich blätterte darin, fand aber, daß die großen gelehrten Abhandlungen über „Wieland den Schmied und die Feuersagen der Arier," über die „Kosmogonien" der letzteren und Aehnliches für den Gehirnkasten eines Landdoctors zu hoch sind; dagegen reizt mich eine Abhandlung des Herausgebers über den Geist des Riesengebirgs, den mir durch Musäus liebgewordenen Rübezahl, sowie eine längere Arbeit über den hl. Nikolaus von dem unermüdlichen Ignaz Vincenz Zingerle — ein Name, der mir schon vor Jahren lieb geworden ist, als er den „Phönix" herausgab und die Volkstraditionen seiner Heimath veröffentlichte. Uebrigens habe ich meinem Mythologen in B. gegenüber etwas dick damit gethan, daß mir der „stupend" gelehrte Folklorist Beckenstedt durchaus keine fremde Größe sei. Ich besitze nämlich ein älteres hochinteressantes Werk von ihm über Märchen und Sagen der Litauer,[1]) worin unendlich viel Lustiges zu lesen ist, so in der uralten, höchst merkwürdigen „Stammsage" des Volkes die tollsten Abderiten- oder Lalenburgerstreiche. Mein mythologischer Patient hat mir ein französisch geschriebenes Werkchen von Beckenstedt geliehen; es behandelt einen äußerst anmuthigen Stoff, die Mythen verschiedener Völker von der Erfindung der Musik und des Tanzes,[2]) und verspreche ich mir Genuß von dieser Lektüre.

Aber wo bleiben die Neuigkeiten meines Büchertisches? Da liegt Allerlei aus und über Oberammergau, aber das ist ein Thema, das zur Genüge in den Tagesblättern abgehandelt worden. Auch das wunderliche Opus der Frau Wilhelmine von Hillern „Am Kreuz" hat seine gebührende Abfertigung erhalten. Welche Frivolität auf der einen, welche Geschmacksverirrung auf der andern Seite! Talentirt ist die Schriftstellerin — wie traurig, daß sie ihr Talent nicht edler zu verwenden weiß.

Auch aus dem Schwarm der Lyriker wären ein paar Namen hervorzuheben, deren Leistungen über das gewöhnliche Mittelgut sich erheben; z. B. Franz Happe, ein mir bis vor Kurzem unbekannter Name, mit seinen „Stimmungen und Gestalten". Doch ist über ihn das Nöthige in diesen Blättern bereits gesagt worden. — Noch bedeutender ist das Büchlein „Aus dem Kirchenjahr",[3]) dessen auch schon hierorts gedacht

---

1) Die Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten (Litauer) Heidelberg, Winter. 1883. 2 Bände.

2) La Musique et la Danse dans les Traditions des Lithuaniens, des Allemands et des Grecs. Paris, aux Bureaux de la Tradition, 1890. Mit einem Vorwort von Henry Carnoy, einem der Direktoren der Tradition.

3) Gedichte und Uebersetzungen. Von A. Hermann. Münster 1890

worden. Keineswegs eine Nachahmung des geistlichen Jahrs der Droste. Es sind eigene Töne und meistens recht wohllautende. Ein Schmuck der Sammlung, welcher verdient recht bekannt zu werden, ist die „Glockenfahrt". Es sei gestattet wenigstens das eine Gedicht hier anzuführen:

Nach Mitte der heiligen Woche
Zieh'n alle Glocken nach Rom,
Vom Glöcklein der Waldkapelle
Bis zur Riesenglocke im Dom.

Sie ziehen hoch durch die Lüfte
Gleich einem Kranichzug,
Und Niemand hört ihr Läuten,
So hoch geht der Glocken Flug.

Es brausen von allen vier Winden
Die tönenden Schaaren daher,
Von allen Städten und Klöstern
Weit über Land und Meer.

Im Ziel die Wege sich einen,
Sie führen alle nach Rom;
Da lassen die Glocken sich nieder
Stumm über Sankt Peters Dom.

Dort, wo auf seinem Stuhle
Sankt Peter den Schlüssel hält,
Sieht man vor ihm sich schaaren
Die Glocken der ganzen Welt.

Er zählt sie wieder und wieder,
Dann schüttelt das Haupt er gelind:
„Es fehlen immer noch viele,
Die nicht gekommen sind;"

„Und wo die Glocken fehlen,
Da sind auch die Herzen noch weit,
Noch will nicht zusammen stimmen
Die ganze Christenheit."

Und stumm, wie sie gekommen,
Sankt Peter sie entläßt;
Sie kehren zurück und läuten
Daheim zum Osterfest.

So geht der Glocken Reise
Nach Rom noch manches Jahr,
Und zu Sankt Peters Freude
Wächst jährlich der Glocken Schaar;

Bis einst der Kampf geschlichtet,
Bis einst der Streit versöhnt,
Bis aller Christen Glaube
In Eins zusammentönt.

Dann kommen mit ihren Glocken
Die Völker von nah und fern,
Zu feiern in Sankt Peter
Die Auferstehung des Herrn.

Dann braust wie ein Meer von Tönen
Unzähliger Glocken Klang,
Und mit dem Jubel auf Erden
Mischt sich der Engel Gesang.

Der Dichter hat es trefflich verstanden, einem einfachen naiven Kinderglauben eine hochbedeutsame Idee unterzulegen.

Da liegt noch eine Sammlung von Gedichten — erschrecken Sie nicht — von althebräischen Dichtungen: „Zionsharfe,[1]) herausgegeben von Gustav Karpeles, dem bekannten Verfasser der „Geschichte der jüdischen Literatur" (Berlin 1886. 2 Bde.). Die Sammlung besitzt literarhistorisch, culturgeschichtlich und ästhetisch eine hohe Bedeutung und wird dem christlichen Darsteller, welcher nicht im Stande oder in der Lage ist, mit den Originalen jener etwa um die Mitte des achten Jahrhunderts nach Chr. Geb. anhebenden Dichtungen sich bekannt zu machen, die erheblichsten Dienste leisten. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß darin nichts vorkommt, was den Christen verletzt. Von besonderer Wichtigkeit für uns ist „die klassische Blüthezeit", welche im zehnten Jahrhundert beginnend einen großen Zeitraum des Mittelalters umfaßt und uns einige wirklich hochbegabte Dichter vorführt: Salomo ibn Gabirol (geboren zu Cordova um 1020, gestorben um 1070), bekannt auch als namhafter, selbständig denkender Philosoph, Moses ibn Esra (gleichfalls spanischer Jude, geboren um 1070), Abraham ibn Esra (gestorben 1167 in Rom) und vor Allem Jehuda Halevi (geboren um 1085 in Castilien, gestorben um 1140). Vorherrschend ist in diesen Poesien begreiflicher Weise das religiöse Element. Wir treffen auf Bußlieder von erschütternder Wirkung, die an das berühmte Gedicht von Clemens Brentano erinnern; die Sehnsucht nach dem Morgenlande und Zion bricht oft in den rührendsten Klagen aus; prächtige Hymnen feiern den Gott Israels; von Interesse sind auch Gesänge auf einzelne Festtage. Stark vertreten ist ferner die Reflexionspoesie und äußert sich

1) Die Zionsharfe. Eine Anthologie der neuhebräischen Dichtung in deutschen Uebertragungen. Leipzig, Roßberg. 1889. 359 S.

besonders in Sprüchen voll Lebensweisheit und Lebenserfahrung, aber auch die sinnliche Welt beansprucht ihr Recht in Wein- und Liebesliedern; die letzteren sind theils leidenschaftlicher, theils neckischer und sogar sarkastischer Art. Endlich fehlt es jenen Dichtern auch nicht an heiterem Humor. Eine Probe hiefür bietet Abraham ibn Esra, der folgendermaßen das „Pech" besingt:

Es haben böse Himmelszeichen,
Als ich geboren ward, auf mich gesehen.
Gut, daß ich nicht mit Kerzen handle,
Sonst würde nie die Sonne untergehen.
Vergebens such' ich nach dem Glücke
Es täuschen stets mich meines Lebens Sterne,
Ja handelt' ich mit Sterbekleidern,
Der Tod blieb' ewig dieser Erde ferne.

Moses ibn Esra besingt wie ein Troubadour Frühling und Wein. Unter den Liebesliedern sind die des Jehuda Halevi an eine schöne „Ophra" besonders hervorzuheben. Er singt von ihr:

Dein helles Sonnenantlitz spricht:
„Es werde Licht!"
Es ruft des Rabenhaares Pracht:
„Es werde Nacht!"
So kämpft in deinem Angesicht,
Geliebte, mit der Nacht das Licht!

Hören Sie noch ein sinniges Räthsel des genannten Dichters:

Ein kleiner Stab, doch unermeßlich werth,
Grünfarben wie von Liebesgram verzehrt,
Von hohlem Körper, doch mit muth'gem Herzen,
Wirft Helden nieder, bringt gar Vielen Schmerzen,
Eilt hin zum Faß, um weidlich sich zu füllen,
Mit leerem Mund vollführt's nicht seinen Willen:
Und fünf der Diener sind bereit zur Stelle,
Vollziehend unverdrossen die Befehle.
Bald liebt's Gesang und Schmuck zu überreichen,
Bald weiß es Fürstenherzen zu erweichen,
Den Frieden kann's, den Krieg bereiten,
Sagt an, was ist's? Was soll's bedeuten?

Die Lösung ist: das Schreibrohr. Mit einer kleinen Aenderung im zweiten Vers paßte dieses Räthsel auch auf unsere Stahlfeder.

Hat Ihnen der alte Doctor genug vorgeplaudert? Gott befohlen.

LVII.

Ein bayeriſcher Cardinal †.

Am 7. Oktober ſchloß ſich in der ſchönen Stiftskirche von Mehrerau das Grab über einem Manne, der ewig der Stolz des bayeriſchen Klerus ſein wird, deſſen Name immer glänzen wird neben jenen der großen Theologen der Kirche, deſſen Werke in Jahrhunderten noch ihren hervorragenden Werth behalten werden. In Cardinal Dr. Joſeph Hergenröther iſt eine Säule der katholiſchen Wiſſenſchaft gefallen; mit ſeinem Tod ruht ein Geiſt, der ſowohl auf dem Gebiete der Kirchengeſchichte als des kanoniſchen Rechts ſo raſtlos und ſo erſprießlich thätig war, daß man ihm in der Literatur auf dieſem Gebiete, ſoweit ſie der zweiten Hälfte dieſes Jahrhunderts angehört, ſozuſagen bei jedem Schritt begegnet. Dieſer Mann iſt es wohl werth, daß wir ihm hier ein Denkblatt widmen.

Im Jahre 1849 ſtellte ſich bei Döllinger ein junger Prieſter vor und that ſeine Abſicht kund, an der Univerſität München ſich die theologiſche Doktorwürde zu erwerben. Döllinger fragte trocken: „Wo haben Sie denn Ihre Studien gemacht?“ Der Befragte antwortete: „In Rom.“ „Gut,“ ſprach Döllinger hämiſch, „dann verſtehen Sie ſich wohl auf Latein. Wie wäre es denn, wenn ich mich bei der Diſputation des Griechiſchen bedienen wollte?“ „Wenn es Ihnen beliebt,“ antwortete der junge Prieſter, „mögen Sie es thun. Sie

dürfen auch Hebräiſch oder Syriſch wählen, ich werde ebenſo antworten.“ Das imponirte Döllinger. Als er ein Jahr ſpäter als Dekan der theologiſchen Fakultät dem jungen Prieſter nach einer glänzenden Promotion das Doktorbiret aufſetzte, ſprach er das bezeichnende Wort: Coronasti nos, coronamus te! Döllinger und Hergenröther, ſo hieß der junge Doktor, ſollten ſich auch ſpäter wieder begegnen.

Döllingers Scharfblick erkannte ſofort die ungewöhnliche geiſtige Capacität Hergenröthers und er veranlaßte ihn, ſich als Privat-Docent in München zu habilitiren, bis er 1855 als Profeſſor des Kirchenrechts und der Kirchengeſchichte nach Würzburg berufen wurde. Damit wurde er zugleich auf ein anderes Gebiet der theologiſchen Wiſſenſchaft geführt. Bis dahin war es vorzüglich die Dogmatik geweſen, welche er pflegte. Die ausgebreiteten und tiefen Kenntniſſe, welche Hergenröther in dieſer Disciplin beſaß, leiſteten ihm übrigens auch auf dem neuen Gebiete die vorzüglichſten Dienſte. Sie gaben ihm jene Feinfühligkeit für das Richtige in den canoniſtiſchen Fragen, jene Gründlichkeit und Sicherheit in der Darlegung der Häreſien oder der theologiſchen Lehrſtreitigkeiten, welche ſeine hiſtoriſchen Werke ſo eminent auszeichnet.

In Würzburg machte ſich Hergenröther zunächſt an eine große hiſtoriſche Arbeit über das orientaliſche Schisma, das ja Photius eigentlich erſt ſo recht in's Leben eingeführt, dem er eine theologiſche Grundlage gegeben und das er mit allen Mitteln ſeines reichen, aber ehrgeizigen und ränkevollen Geiſtes gefördert hat. Nur ein Mann wie Hergenröther, der an Genialität und umfangreicher Gelehrſamkeit dem Photius gleichſtand, war im Stande, dieſen zu würdigen. Das Werk, welches mit Einſchluß der aus Handſchriften edirten Monumenta vier Bände umfaßt, begründete den wiſſenſchaftlichen Ruf Hergenröthers. Es erregte in den gelehrten Kreiſen von Athen und Petersburg ebenſo berechtigtes Aufſehen wie in Deutſchland. Hätte Hergenröther kein anderes

Werk hinterlassen, dieses allein wäre im Stande gewesen, seinen Namen unsterblich zu machen. Es ist in den gewonnenen Hauptresultaten gar nicht zu überholen. Wer den Fleiß, die Ausdehnung und Schwierigkeit gelehrter Forschung bewundern will, wer wissen will, wie viel historisches, canonistisches, dogmatisches, exegetisches, philosophisches Wissen ein großer Geist zu umfassen vermag, der mache sich näher mit diesem Werke bekannt. Je tiefer man eindringt, desto mehr bewundert man den Verfasser. Das Werk hätte die Aufgabe eines ganzen Menschenlebens bilden können. Hergenröther hat es in 12 Jahren vollendet.

Kaum war der letzte Druckbogen corrigirt, da riefen die Kämpfe, welche auf kirchlichem Gebiete dem Vatikanum vorausgingen, es begleiteten und ihm nachfolgten, Hergenröther in die Arena. Diese Kämpfe drehten sich bekanntlich nicht allein um die Unfehlbarkeit des Papstes, sondern dehnten sich auf eine große Anzahl anderer dogmatischer, historischer und besonders canonistischer Fragen aus. Es schien ja wahrlich, als seien nun alle bösen Geister, die je die Kirche befehdeten, auseinmal los. „Es war, als sei ein Hexensabbath allum angesagt und wie Winterrauch ging's zu allen Schornsteinen heraus; an Ort und Stelle war's wie Schneefall oder Hagelschlag oder Heuschreckenziehen," hätte wohl der alte Görres wieder geschrieben. Die Leiter der Bewegung waren Männer von hohem und wohlverdientem wissenschaftlichen Rufe, denen umfassendes Wissen und große literarische Gewandtheit zur Seite stand. Wenn man jener Kämpfe gedenkt, so darf man der Namen eines Scheeben und Schätzler, eines Feßler und Plaßmann, eines Andries und Schneemann und der Gelehrten der Civiltà nicht vergessen. Aber der David in jener Geisterschlacht war Hergenröther, der den Goliath der Bewegung, Döllinger, überwunden.

Die Streitschriften, die er damals mit diesem gewechselt, haben bewiesen, das wird heute Niemand mehr leugnen, daß Hergenröther an Scharfsinn und Gründlichkeit des theologischen

Wissens jenem nicht blos gewachsen war, sondern ihn überragte. Döllinger wurde wissenschaftlich geschlagen. Wer ferner den „Antijanus“ mit dem „Janus“ vergleicht, der wird finden und zugeben müssen, daß dieser gegen jenen ein federleichtes Pamphlet ist. Man durfte Gott danken, daß damals ein Mann wie Hergenröther den Feinden entgegengestellt werden konnte. Er war ihnen, wohin immer sie den Streit zerrten, überall gewachsen und ist nirgend die schlagende Antwort schuldig geblieben. Wie groß *ohne* seine Werke die Verwirrung in den Geistern geworden wäre, ist gar nicht zu ermessen.

Hergenröther war noch während dieser Kämpfe von Buchhändler Herder dringend eingeladen worden, für die „Theologische Bibliothek“ die Bearbeitung der *Kirchengeschichte* zu übernehmen. Das dreibändige Werk, das bereits in dritter Auflage erschienen ist, nennt sich ein Handbuch — aber welch' ein Handbuch! Wer sich damit näher befaßt, wer insbesondere in kirchenhistorischen Fragen Detailstudien betreibt und den literarischen Apparat benützt, den Hergenröther gibt, der wird das Buch unbedingt zu den bedeutendsten kirchenhistorischen Werken zählen und den Namen des Autors gerne neben den des Baronius, Raynald, Alexander Natalis, Mabillon und Tillemont setzen. Man ist erstaunt, wie *ein* Mann ein so ungeheures Material bewältigen konnte. Dabei ist doch das Ganze so lichtvoll und klar disponirt und geschrieben, daß man nie den Eindruck der auf hohem Kothurn einherschreitenden Gelehrsamkeit empfängt. — Ein anderes Unternehmen, das die katholische Gelehrtenwelt in Deutschland noch beschäftigt und das ein ehrenvolles Monument deutschen Fleißes und Wissens sein und bleiben wird, trägt Hergenröthers Namen an der Stirne — das *Kirchenlexikon*. Ueberhaupt wurde man es gewohnt, Hergenröther als den Fürsten der deutschen Theologen der Gegenwart zu betrachten und zu verehren.

Als er im Jahre 1879 von Leo XIII. als Cardinal

nach Rom gerufen wurde, war man in Deutschland, sosehr man die Auszeichnung als eine wohlverdiente anerkannte und darüber sich freute, doch fast traurig, weil es nun schien, daß dieser hervorragende Geist der Wissenschaft verloren sei. Aber abgesehen von den historischen Arbeiten, die der gelehrte Cardinal selbst noch veröffentlichte (die Regesten Leo X. und die zwei Bände Fortsetzung der Conciliengeschichte von Hefele), hat er hier der Wissenschaft erst einen Dienst erwiesen, wie er ihr größer nicht leicht geleistet werden konnte. Bekanntlich war das päpstliche Archivwesen nicht in der besten Verfassung und es haben Männer, denen man durchaus nicht irgend eine Animosität gegen die Kirche zutrauen darf, sich bitter darüber beklagt. Der edle Friedrich Böhmer z. B. schrieb einst: „Möchte man doch den hl. Vater darauf aufmerksam machen, daß hier Alles verbessert werden, und daß ein Mann an die Spitze gestellt werden müsse, der durch Kenntnisse und Charakter befähigt ist, Rom vor den europäischen Gelehrten zu vertreten, und der die Fähigkeit und den Willen besitzt, der Wissenschaft ohne Selbstsucht zu dienen.“ „Wolle Gott, daß der nächste Papst, den man ja als lumen de coelis vorausprophezeit hat, auch die wahrheitsliebende ernste Wissenschaft der Historie als ein Himmelslicht für das Dunkel und die Irrwege der Principienlosigkeit der Gegenwart betrachte.“ In Leo XIII. war zu diesem Werke in der That der rechte Papst erschienen und in Hergenröther der rechte Gelehrte hiefür gefunden. Wir zweifeln nicht, daß Böhmer, hätte er noch im Jahre 1879 gelebt, auf Hergenröther oder seinen eigenen Schüler Janssen gedeutet hätte. Die Verdienste, die sich Hergenröther durch Ordnung des päpstlichen Archivwesens erworben, sind weltbekannt und so oft nun ein Forscher die Sichel an die unermeßliche Ernte setzt, welche hier sich mit einem Male eröffnet hat, wird er des gelehrten bayerischen Cardinals gedenken.

Wir haben nun erst den Kirchenhistoriker gewürdiget und gar nicht des Canonisten gedacht. Und doch hat

Hergenröther nicht geringere Verdienste auf diesem Gebiete. Bei Hergenröther ist auch der Historiker Canonist. Wo immer er auf Fragen kirchenrechtlicher Natur stößt, und wie viele gibt es deren in der Kirchengeschichte und wie schwer sind sie oft, da kommt der Canonist gründlich zu Wort. Dann zeigt sich aber auch eine Sicherheit und Klarheit in der Beurtheilung der Thatsachen und der durch sie geschaffenen Situationen, daß man oft im Lesen einhält und Gott dankt, daß er seiner Kirche ein solches Licht geschenkt hat. Ich weise z. B. nur auf die Geschichte des Constanzer und Baseler Concils hin und auf die damit in Verbindung stehenden canonistischen Fragen. Wer ist Hergenröther nicht dankbar für die überaus werthvollen Beiträge, welche er zur Geschichte der orientalischen Kirchen-Rechtsquellen durch seine eingehenden Untersuchungen über den Nomokanon des Photius und dessen sonstige Sammlungen geliefert hat. Nur der Canonist von Fach war dazu im Stande. Während der Zeit des tobenden Culturkampfes, der so viele und so wichtige Grundfragen des canonischen Rechtes in den Vordergrund der Diskussion schob und diese dann durch alle erdenklichen historischen Schwierigkeiten zu verwirren trachtete, hat Hergenröther sein großes Werk: „Katholische Kirche und christlicher Staat" geschrieben, um dessentwillen allein die Katholiken Deutschlands immer seinen Namen segnen dürfen. Wer war wie er im Stande die historischen und dogmatischen Fundamente des Kirchenrechts so zu sichern und mit so siegreicher Gelehrsamkeit die Angriffe abzuschlagen? Wie hat dieses Buch beigetragen, die schwankenden Gemüther zu befestigen, die Geister zu erleuchten, auch unter den Katholiken das unsichere Tasten und Suchen nach dem Rechten wie auf einmal zu beseitigen! Der Schreiber dieses, der die hauptsächlichen Traktate über das Verhältniß von Staat und Kirche genau zu untersuchen veranlaßt war, glaubt sagen zu dürfen, daß seit der gelehrten Ventilirung dieser Fragen, die vornehmlich durch den defensor pacis des

Marsilius von Padua angeregt wurde, kein Werk erschienen ist, das in gleicher Weise hierüber orientirt und die erhobenen Schwierigkeiten auf historischem und dogmatischem Wege löst, wie das Buch Hergenröthers. Wer in fünfhundert Jahren über das Verhältniß von Staat und Kirche schreibt, wird für diese gelehrten Essays noch dankbar sein. Sie verlieren nie ihren Werth. Auch zu den übrigen in den beiden letzten Decennien auftauchenden kirchenrechtlichen Fragen ist Hergenröther fast stets zu Wort gekommen in den vielen Artikeln, die er in Zeitschriften schrieb.[1]) Sein Wort aber hatte immer entscheidende Auktorität.

„Gedenken Sie zuweilen eines alten Canonisten, der noch mit voller Sympathie dem canonischen Rechte zugethan ist“: hat der nun Verewigte dem Schreiber dieser Zeilen vor einigen Wochen beim Abschied noch nachgerufen. Welcher Canonist wird hinfort Hergenröthers Namen nicht voll Verehrung nennen?

Ein großer Gelehrter ist nicht immer auch groß als Mensch und noch weniger als Priester. „Ein anderes Gericht trifft den Menschen, ein anderes den Gelehrten“, hat Hergenröther selbst geschrieben.[2]) „Nur zu oft hat unser Jahrhundert, zum Theil noch beeinflußt durch das Erbe der Epoche Voltaire's, zum Theil aus serviler Schmeichelei und jenem kleinlichen Stolze, der durch Apotheose derjenigen, die man die Seinen nennen kann, selber groß und göttlich zu erscheinen vermeint, zwei so verschiedene Momente gehörig auseinander zu halten vergessen; es hat das Prädikat des Großen wahrhaft verschwendet, in seinem Heroenkult nicht

1) Zu denselben gehörten namentlich auch diese „Blätter“, in welchen er die italienische Revolutionsgeschichte in den Fünfziger und Sechsziger Jahren Schritt für Schritt verfolgt hat. Das Jahr 1870 veranlaßte ihn zu der Reihe von Artikeln über „die Concilsbriefe der Allg. Zeitung“, sowie über „die päpstliche Unfehlbarkeit vor dem vatikanischen Concil“, welche in Bd. 65 und 66 erschienen sind. Anmerkung d. Red.

2) Vorrede z. I. Bd. des Photius S. VI.

ſelten Tugend und Religion ſchmachvoll verhöhnt; die Genialität des Geiſtes hat ihm die ſittliche Schwäche, ja oft ſelbſt die Verworfenheit nur allzuſehr in den Hintergrund gedrängt." „Faſt wird man bei der Lektüre der Schriften des Photius verſucht, die Identität des hier zu uns redenden mit dem von der Geſchichte geſchilderten zu bezweifeln, wäre man nicht durch die Erfahrung aller Jahrhunderte von der traurigen Thatſache überzeugt, wie oft das größte Mißverhältniß zwiſchen Geiſt und Herz, zwiſchen Wort und That bei hochbegabten Männern ſich findet, wieſe nicht die byzantiniſche Geſchichte, wie die pſychologiſche Wahrnehmung das mögliche und nur zu oft wirkliche Zuſammenſein hoher geiſtiger Bildung und ſittlicher Corruption uns nach." [1])

Von dem edlen Cardinal wird nun ſelbſt der erbittertſte Gegner geſtehen müſſen, daß in ihm hohe geiſtige Bildung und wahre Charaktergröße vereinigt waren. Bei ihm beſtand das ſchönſte Ebenmaß zwiſchen Geiſt und Herz, zwiſchen Wort und That. Von gelehrtem Stolze war an ihm nicht eine Spur zu entdecken, dagegen eine Beſcheidenheit und Liebenswürdigkeit, ein Wohlwollen und eine Dienſtgefälligkeit, welche den Beſucher geradezu überraſchte. In ſeinen Werken begegnet uns überall eine Gewiſſenhaftigkeit in der wiſſenſchaftlichen Forſchung, eine Wahrhaftigkeit in der Darſtellung, eine Begeiſterung für alles Gute, ein Abſcheu gegen alle Gemeinheit in Geſinnung und That, eine ſo freudige Anerkennung jeder edlen Beſtrebung und tüchtigen Leiſtung auch auf Seite des Gegners, daß man mit wachſender Hochachtung gegen den Verfaſſer bei der Lektüre erfüllt wird. Wie nobel iſt Hergenröther in der Polemik, wie abhold jeder perſönlichen Verunglimpfung, wie gemäßigt und gerecht in ſeinem Urtheil! Wo er je ein ſcharfes Verdikt fällen muß, da begründet er es zuerſt zehnmal. Seinem großen Gegner Döllinger hat er ſtets, auch nach dem Abfalle noch,

1) Photius III. Bd. S. 3.

eine Hochachtung erwiesen, wie sie nur großen Seelen eigen ist, und oft gestand er den tiefen Schmerz, mit dem er erfüllt war, als er aus Liebe zur Kirche und zur Wahrheit die Feder ergreifen mußte gegen seinen früheren Lehrer. Noch in der Vorrede zur Kirchengeschichte sagt er von ihm: „Ubi bene, nemo melius".

Dabei war Hergenröther eine kindlich fromme Seele, ein Priester nach dem Herzen Gottes. Es war ein rührender Anblick, den gebrechlichen, nur mit größter Mühe sich aufrecht haltenden Cardinal am Altare zu sehen, wie er in tiefer Andacht und Sammlung die hl. Messe feierte. Die narkotisch erschlaffende Wirkung gelehrter Studien hatte die tiefe Frömmigkeit dieser Seele nicht berührt.

Döllinger und Hergenröther, beide schienen bestimmt als Sterne erster Größe am Himmel der Kirche zu strahlen. Lange ging auch ihre Bahn parallel, da neigte sich die des Einen und wir sahen ihn wie einen Blitz vom Himmel fallen; die Bahn des Anderen stieg.

Döllinger und Hergenröther — beide sind nun todt und auf dem Grabe beider steht die Jahreszahl 1890. An beiden Gräbern trauert die Kirche, aber mit welch verschiedenen Gefühlen! In dem Einen betrauert sie den verlornen Sohn, der gegen sie in seinen alten Tagen noch Kränkung auf Kränkung häufte, der all der Liebe vergessen zu haben schien, welche er einst zu ihr getragen hatte; in dem Andern betrauert die Kirche einen ihrer edelsten, muthigsten und fähigsten Vertheidiger, die sie je besessen, einen Sohn, dessen Liebe mit den Jahren gewachsen, der keine andere Bitte in den Tagen schweren Leidens kannte als die, Gott möge ihm, so lange er lebe, das Auge und die Hand gebrauchen lassen, um die Kirche zu verherrlichen. Wir glauben, daß an ihm auch das Wort schon wahr geworden: Qui elucidant me, vitam aeternam habebunt.

Eichstätt. Dr. Hollweck.

LVIII.

Die katholiſchen Glaubenszeugen in der Verbannung am Uralgebirge.

III. Die Gewaltmaßregeln zur „Bekehrung" des Volkes.

Es iſt eine ſchmerzliche Aufgabe, die Scenen zu ſchildern, welche ſich nun in dieſer Diöceſe während der verhängnißvollen ſieben Jahre (1868 bis 1875) abgeſpielt haben. Darin hat uns aber bereits Viktor Frank in dieſen Blättern vorgearbeitet und wir verweiſen den geneigten Leſer auf den betreffenden Artikel.[1]) Ein deutſcher Schriftſteller, der ſich auf amtliche Documente ſtützt, dürfte wohl auf Glaubwürdigkeit vollen Anſpruch haben. Auch haben die katholiſchen Zeitungen neulichſt einen ausführlichen Artikel über dieſe Vorgänge gebracht,[2]) ſo daß wir uns hier nur auf einige kurze Bemerkungen zu beſchränken brauchen.

Das engliſche Unterhaus verlangte, auf Antrag M. Owen Lewis, in einer Adreſſe an die Königin vom 5. März 1877, die Veröffentlichung der diplomatiſchen Correſpondenz, welche über die Vorgänge in der Chelmer Diöceſe eingelaufen war.

---

1) Hiſtor.-polit. Bl. Bd. 105, S. 39—43.

2) Der Artikel trug die Aufſchrift: „Die Verfolgung der griechiſch-unirten Katholiken in Rußland nach bisher ungedruckten Aktenſtücken". Kölniſche Volkszeitg. 6. April 1890. Nr. 95, 97, 98. Schleſiſche Volkszeitg. 6. April 1890. Nr. 157, 159, 161. Germania 6. April 1890.

Dieſelbe wurde auch dem Unterhauſe vorgelegt.[1]) Die Berichte des engliſchen Conſuls in Warſchau, Oberſt Mansfield, beginnen mit dem 21. September 1871, alſo um die Zeit als Popiel die eigenmächtige Verwaltung der Diöceſe übernahm. Mansfield verfolgt die Vorgänge Schritt für Schritt, und obgleich er die hiſtoriſche Entwickelung der kirchlichen Angelegenheiten nicht genau kennt und als Proteſtant für die Verfolgten keine beſondere Sympathie an den Tag legt, ſo hat ihn doch die Nähe des Schauplatzes in den Stand geſetzt, genaue Informationen einzuziehen. Seine Berichte ſind deshalb um ſo werthvoller, als der engliſche Geſandte in Petersburg, Lord Auguſt Loftus, darüber nichts zu erfahren vermochte und ſeiner Regierung nur Auszüge aus ruſſiſchen amtlichen Blättern überſandte, ohne zu wiſſen, ob man ihnen vollen Glauben ſchenken dürfte. Er wandte ſich an den öſterreichiſchen Collegen in Petersburg, doch dieſer verſicherte ihn, daß der öſterreichiſche Generalconſul zu Warſchau ihm von keinen Gewaltmaßregeln melde, wohl aber zugebe, daß eine „bedeutende Preſſion“ auf das Volk ausgeübt werde, um die „Bekehrung“ durchzuführen.[2])

In ſeiner dritten Depeſche (29. Jan. 1874) berichtet Mansfield ſchon darüber, daß das Volk mit Peitſchenhieben „bekehrt“ werde und daß die Gefängniſſe in Siedlec und Biala ſo überfüllt ſeien, daß man die Bauern ſogar in Ställe und Scheunen einſchließe, was zu der eben in Petersburg gefeierten Hochzeit nicht beſonders paſſe. Bald darauf berichtet er über große Geldcontributionen, welche dem Volke auferlegt werden.[3]) Inzwiſchen erfährt Lord Loftus aus dem

1) Wir citiren dieſe Documente nach der franzöſiſchen oben angeführten Ausgabe.

2) Documents off. l. c. S. 35. Nr. 14. L. Loftus an Derby, 16. Februar 1875. Wir werden noch einmal darauf kommen, daß die liberale Regierung Oeſterreichs damals ganz auf Seiten Rußlands ſtand.

3) Jedes Dorf zahlte wenigſtens 400 Rubel, aber in einzelnen Dörfern wurden die wohlhabendſten Ackerwirthe zu Bettlern.

Petersburger Journal, daß in den Dörfern Zablocie, Drelow und Pratulin auf das Volk, welches den Zutritt zu der Kirche wehrte, gefeuert wurde. Leider war aber in dem Amtsblatte die Zahl der Todten und Verwundeten nicht genau angegeben.[1]) Aus diesen kurzen Berichten läßt sich darauf schließen, wie die „Bekehrung" vor sich ging. Mansfield entschuldigt sich,[2]) daß er die Vorgänge nicht ausführlich schildern könne, berichtet aber zu wiederholtem Male, daß das Volk geprügelt wurde, bis der Militärarzt erklärte, daß weitere Hiebe das Leben gefährden könnten. Diese Fürsorge des Militärarztes wäre wirklich rührend, wenn der Oberst nicht gleich darauf berichtete, daß die Geprügelten in einen halb gefrornen Fluß bis an die Brust getrieben wurden und von da zwischen den Soldaten in die Kirche gehen mußten, wo ihre Namensunterschriften in die Liste der Bekehrten eingetragen wurden. Ob der betreffende Militärarzt das eiskalte Bad im Winter als hygienisch angesehen hat, darüber blieb uns Mansfield die Antwort schuldig!

Die ungeheueren Geldcontributionen, die Einquartirung von Kosaken, welche alles Hab und Gut verzehrten und vergeudeten, dabei aber sich noch alle denkbaren Gewaltthaten

---

1) In Drelow hatte der neue Pfarrer am Neujahr 1874 die russische Liturgie abgehalten. Das Volk verschloß die Kirche und wollte die Kirchenschlüssel nicht ausliefern. Der Bezirkshauptmann telegraphirte nach Petersburg und bekam den Befehl: „Alle todtschlagen". Da ließ er Feuer geben. Es fielen 5 Personen auf der Stelle, viele waren verwundet (17. Januar 1874). — In Pratulin war der Pfarrer gefangen genommen und ein neuer sollte eingeführt werden. Das Volk wollte ihm die Kirchenschlüssel nicht ausliefern. Hier blieben 9 Personen auf der Stelle todt (am 26. Januar 1874). — Das Journal de St. Petersbourg vom 27. Februar 1874 (Documents off. S. 13. Annexe Nr. 6) spricht nur von Einem Todten in Drelow, in Pratulin aber gibt es die Zahl der Todten auf 10 und der Verwundeten auf 14 an.

2) Documents off. S. 32 Nr. 12, 29. Januar 1875.

ſtraflos erlaubten,[1]) die unausgeſetzten Verfolgungen derjenigen, welche ſich weigerten, in die von den neuen Prieſtern eingenommenen Kirchen zu gehen, ihre Kinder von ihnen taufen, ſich trauen und die Verſtorbenen begraben zu laſſen, brachten das Volk dahin, daß es ſchaarenweiſe in die Wälder floh. Es kam ſo weit, daß Mansfield die Befürchtung ausſprach, daß die ganze Angelegenheit zu einer Agrarfrage werden könne, weil die Aecker unbebaut lagen. Die Verzweiflung war unter dem Volke ſo weit geſtiegen, daß Mansfield ſogar einen Fall meldete, wo ſich ein Mann nebſt Frau und Kindern in einer Scheune verbrannte.[2]) Eine furchtbare Sterblichkeit mußte ſich auch bald einſtellen, aber das Volk begrub die Verſtorbenen ſelbſt, ohne den Beiſtand der neuen Pfarrer.

Einen ſolchen einmüthigen Widerſtand des Volkes hatte die Regierung nicht erwartet, und deshalb war bereits im Jahre 1873 eine Conferenz nach Petersburg zuſammenberufen worden. Der Reichskanzler Fürſt Gortſchakoff (Gorczakow), der Statthalter von Polen Graf Kotzebue, der Gens-

1) Wie weit die Koſaken in dieſer Hinſicht gehen konnten, beweiſt der Fall im Städtchen Lomazy, wo die Frauen in eine Reitſchule eingeſchloſſen wurden, und während die Kreishauptleute Aleſzko und Gubaniew die Männer zu bekehren ſuchten, wurde den Koſaken der Befehl gegeben, in die Reitſchule zu gehen und mit den Frauen zu thun, was ſie wollten. Das verzweiflungsvolle Geſchrei ihrer Weiber und Töchter bewog die Männer zu „freiwilligen" Unterſchriften auf den ihnen vorgelegten Akt, daß ſie in die Kirche gehen würden.

2) Documents off. l. c. S. 23 Nr. 9, d. 1. Januar 1875. Der Mann hieß Joſeph Koniuszewski. Er wohnte in dem Dorfe Kloda, gehörig zur Pfarrgemeinde Horbow. Da er ſein neugeborenes Kind bei dem neuen Pfarrer nicht taufen laſſen wollte, wurden ihm Geldſtrafen auferlegt, welche von Tag zu Tag höher ſtiegen, bis er kein Geld mehr hatte, und zur Verzweiflung gebracht, am 11. December 1874 den Selbſtmord an ſich, ſeiner Frau Anaſtaſia und zwei Kindern beging.

darmeriegeneral und der Civilgouverneur von Lublin riethen, von dem Vorhaben abzustehen, da man sich vor den Augen Europa's compromittire. Aber Tolstoi und Popiel drangen mit der Ansicht durch, daß sich die Regierung eine Blöße geben würde, wenn sie von dem begonnenen Werke abstehen und dem Widerstande des Volkes weichen wollte. So war denn die Majorität für den Beschluß weiteren Vorgehens gewonnen und Zar Alexander bestätigte den Beschluß fünf Tage später, indem er auf dem Protokolle das verhängnißvolle „wykonat" (ausführen) schrieb (22. Juni 1873).[1])

Das unglückliche Volk meinte aber im Gegentheil, daß alle diese Gräuelthaten ohne Wissen des Zaren verübt würden, denn es hatte noch im frischen Andenken jenes Versprechen, welches der Zar einer Bauerndeputation (1865) gegeben, als sie ihm für die Grundentlastung zu danken nach Petersburg gekommen war. Er sagte ihnen damals, daß er nie erlauben werde, ihre Religion anzutasten. Als nun die Kunde kam, daß der Zar von einer Badereise über Warschau zurückkommen werde, da wußten die Unirten, trotz aller Wachsamkeit der Polizei, ihm eine Adresse einzuhändigen (11. Juli 1874). Sie beriefen sich in dem Bittgesuche auf jene Toleranz, welche sogar Heiden im Russenreiche genießen, auf das kaiserliche Wort, welches ihnen vor neun Jahren gegeben war, und baten um einen vom Papste bestätigten Bischof. Die Adresse war mit vielen tausend Unterschriften versehen.

Noch an demselben Tage wurde die Antwort des Zaren vom Generalgouverneur Grafen Kotzebue bekannt gegeben und in den Amtsblättern publicirt. Sie war vernichtend, denn der Zar verlangte ganz einfach, daß das griechisch-katholische Volk die „Irrthümer" verlasse und zu demselben Glauben „zurückkehre", welchen es früher gehabt und zu dem sich sein Alleinherrscher bekenne. Nun wußte das Volk, woran es war, denn bis jetzt hatte man stets vorgespiegelt, daß es

1) Lescoeur l. c. Bd. II, S. 343.

ſich lediglich um die „Reinigung" der Liturgie von lateiniſchen „Neuerungen" handele, daß aber Niemand daran denke, den Glauben anzutaſten. Man ging ſogar ſoweit, daß in allen Rundſchreiben des Popiel und in den amtlichen Circularſchreiben die Bullen der Päpſte citirt wurden, in welchen dieſelben die Erhaltung des griechiſchen Ritus gewährleiſtet hatten. Das ganze Vorgehen ſuchte man alſo mit der Autorität des apoſtoliſchen Stuhles zu decken und verlangte auch von den Unirten Unterſchriften nur daraufhin, daß ſie den neureformirten Gottesdienſt und die neuen Pfarrer nicht meiden würden. Nun hatte aber der Zar ſelbſt offen geſprochen und das Spinngewebe der Lüge eigenhändig zerriſſen.

Inzwiſchen aber erhob auch P. Pius IX. ſeine Stimme in der herrlichen Encyklica: Omnem sollicitudinem (13. Mai 1874), welche er an den griechiſch-katholiſchen Metropoliten von Lemberg und andere ruthenische Biſchöfe adreſſirte. Mit wuchtigen Schlägen zertrümmerte der hl. Vater das ganze lügneriſche Werk der Verführer, indem er darauf hinwies, daß alle Aenderungen in der griechiſch-katholiſchen Liturgie mit dem Vorwiſſen der Päpſte und auch nur deshalb geſchehen ſeien, um dieſelbe von jeder häretiſchen Makel zu reinigen, daß daher der Vorwand, man wolle nur den Ritus reinigen, nichts Anderes bedeute, als die griechiſch-katholiſche Kirche von der römiſchen loszureißen. Popiel wurde ausdrücklich als Eindringling bezeichnet und das Volk wegen ſeiner Standhaftigkeit belobt.[1])

Nun hatten die beiden oberſten Gewalten geſprochen. Das Volk erfuhr auch bald die Stimme des hl. Vaters, denn die Encyklica wurde ihm in polniſcher Ueberſetzung in Tauſenden von Exemplaren durch die nach Galizien verbannten Prieſter übermittelt.[2]) Vergebens hatte die ruſſiſche

1) Acta S. Sedis Bd. VII, S. 593—98. — „Nero's Zeiten" S. 157 bis 166, lateiniſch und polniſch.

2) Documents off. l. c. S. 38, Nr. 14 Annexe 2. Lord Loftus, 16. Februar 1875.

Polizei das zu verhindern gesucht.[1]) In Petersburg aber hatte man die Hoffnung auf das Gelingen des ganzen Unternehmens verloren; der Urheber desselben und der Protektor Popiel's, Graf Tolstoi, verlor am 11. Dezember 1874 die Oberleitung der griechisch-katholischen Angelegenheiten. Sie wurden dem Minister des Innern wieder zugetheilt.[2])

Da kam ganz unverhofft der Bericht des Gouverneurs von Siedlec, daß zwei Gemeinden den orthodoxen Glauben „freiwillig" angenommen hätten. Man wollte anfangs dieser frohen Botschaft keinen Glauben schenken und es wurden zwei Regierungscommissäre ausgeschickt, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Diese zwei Gemeinden waren wirklich durch Mißhandlungen, Drohungen und allerlei Versprechen dazu gebracht worden, daß sie ein ihnen vorgelegtes Schriftstück unterschrieben. Nun faßte man neuen Muth und beschloß, mit doppelter Kraft vorzugehen. Wirklich wurde auch das unglückselige „Missionswerk" von einem unerwarteten Erfolge gekrönt, denn bald konnte der Gouverneur die „Bekehrung" von 45 Pfarrgemeinden und 50,000 Seelen nach Petersburg melden. Es war zwar kaum ein Sechstel der griechisch-katholischen Bevölkerung der Diöcese, aber für den Anfang war es mehr, als man gehofft hatte.

Inwieweit der freie Wille bei dieser „Bekehrung" die Rolle gespielt hat, werden wir nach dem, was wir bereits

---

1) Wie unangenehm dieses Ereigniß für die russische Regierung war, beweist das „Petersburger Amtsblatt," welches Lord Loftus am 27. Januar 1875 als Annexe zu Nr. 10 übersendet. Auffallender Weise berief sich das Petersburger Blatt „Golos" (die Stimme) auf das „Wiener Neue Fremdenblatt," welches die Behauptung aufstellte, daß der hl. Vater durch seine Encyklica die griechisch-katholische Bevölkerung zwinge, sich mit der schismatischen Kirche zu vereinigen. Diesen Hundedienst des liberalen Blattes verstand man auch in Petersburg richtig zu würdigen.

2) Documents off. l. c. S. 25, Annexe zu Nr. 10. Mansfield vom 27. Januar 1875.

oben gesagt, nicht mehr wiederholen, um so mehr, als wir auf diesen Punkt noch einmal zu sprechen kommen müssen. Es reichte eben auch aus, daß in einer Gemeinde zwei wankelmüthige Personen gefunden waren, die als Delegirte der ganzen Gemeinde angesehen und zur Unterschrift „im Namen der Gemeinde" gezwungen wurden, ohne manchmal zu wissen, was sie eigentlich unterschrieben.[1]) Aber die Freude über diese Bekehrung war in Petersburg so groß, daß der Zar auf die telegraphische Nachricht aus Warschau, (12./25. Januar) sofort den Unirten seinen Dank im Petersburger Amtsblatte veröffentlichen ließ, was selbst Lord Loftus voreilig fand, da man nicht einmal das obligate Bittgesuch der „Bekehrten" um Aufnahme in die orthodoxe Kirche abgewartet hatte.[2])

Umsomehr aber konnte Popiel frohlocken, denn jetzt war nur noch der letzte Akt der ganzen Tragödie, wie ihn einst Ziemaszko (1839) in Scene gesetzt hatte, nothwendig: nämlich das Bittgesuch der Geistlichkeit an den Zaren um gnädige Aufnahme in den Schoß der orthodoxen Kirche. Das konnte nun auf keine Schwierigkeiten stoßen, da von der ganzen Anzahl der Pfarrgeistlichkeit, welche in der letzten Zeit 200 betrug, bereits 74 Pfarrer in die entlegenen Gouvernements deportirt und 66 Pfarrer nach Galizien geflohen waren.[3]) Ihre Stellen hatten bereits die galizischen Ueberläufer und die von Popiel herangebildeten neuen Priester eingenommen. Diese wurden nun zu Dekanats-Congregationen zusammenberufen und dort unter dem Vorsitze des Chefs der Abtheilung für Angelegenheiten der Unirten aus Warschau, Namens Baranow, zur Zeichnung einer diesbezüglichen Adresse ge-

1) Documents off. l. c. S. 33—34, Nr. 13. Mansfield, 10. Februar 1875.

2) Documents off. l. c. S. 30, Nr. 11. Loftus, 28. Januar 1875.

3) Das Namenverzeichniß dieser verbannten und entflohenen Priester befindet sich in „Nero's Zeiten" l. c. S. 243—249. Likowski (deutsch) Bd. II, S. 332—339.

nöthigt. Popiel verfaßte seinerseits (18. Febr. 1875) ein Protokoll der Sitzung des Kathedralklerus und des Consistoriums zu Chelm, welchem ein langathmiger Akt der Apostasie und ein Bittgesuch um Aufnahme in die orthodoxe Kirche beigefügt wurde. Eine Deputation fuhr mit diesen Schriftstücken nach Petersburg und fand selbstverständlich die gnädigste Aufnahme.

Inzwischen kam der schismatische Erzbischof von Warschau Joannicius und celebrirte die feierliche russische Liturgie in den Städten Biala und Janow (am 27. Jan. und 6. April). Das Journal de St. Petersbourg brachte detaillirte Beschreibungen dieser Feierlichkeiten mit der Behauptung, daß das Volk mit der größten Freude daran theilgenommen habe. Dabei wurde natürlich des Umstandes nicht erwähnt, daß das Volk mit Waffengewalt dahin gebracht und zwischen Soldatenspalieren in die Kirchen hineingetrieben wurde. Joannicius war auch ehrlich genug, diese ganze Komödie richtig zu würdigen und die Thränen, welche das Volk vergoß, zu schätzen. Er näherte sich nach dem Amte dem Volke und sprach zu den Weinenden: „Ihr seid wahre Märtyrer!“ [1])

Die Chelmer Diöcese wurde nun amtlich für eine orthodoxe erklärt und bildet von nun an, mit Warschau vereinigt, das Erzbisthum Chelm-Warschau. Um das übrige noch „unbekehrte“ Volk kümmerte man sich nicht mehr, denn von amtswegen waren jetzt alle für orthodox erklärt, obgleich noch über 260,000 es nicht waren. Sie sollten von nun an durch Strafen dazu gebracht werden, ihre religiösen Pflichten bei den apostasirten Pfarrern zu erfüllen.

Alles geschah also auf dieselbe Weise wie vor 36 Jahren (1839) in Lithauen und Weißruthenien, und ebenso wie dereinst Siemaszko über den Undank der Russen zu klagen hatte, fand auch Popiel jetzt Grund genug, um zur Erkenntniß zu kommen, daß auch die Russen wohl den Verrath, nie aber den Verräther schätzen. Er verlor nämlich die Ver-

1) Likowski (deutsch) Bd. II, S. 257.

waltung der Diöceſe und ward zum Saffraganbiſchof von Lublin ernannt. Erſt 1888 wurde er Mitglied der hl. Synode, aber ein ſelbſtändiges Bisthum hat er bis jetzt nicht bekommen. Den Hauptmacher der ganzen Apoſtaſie, den Gouverneur von Siedlec, Gromeka, traf ein noch ſchlimmeres Loos, denn er bekam Dimiſſion und ſtarb bald darauf (1876). Der Skandal der ganzen „Bekehrung" war nämlich durch ſeine Schuld doch zu arg geweſen.[1])

Dennoch wagte der diplomatiſche Agent, Fürſt Uruſow, in Rom dem hl. Vater Pius IX. gegenüber die freche Behauptung auszuſprechen, daß die Katholiken an allen Unruhen die Schuld tragen; er wurde dafür zur Thüre gewieſen und die diplomatiſchen Beziehungen wurden damit ganz abgebrochen (1877). Auf das Memorandum, in welchem der Staatsſekretär Cardinal Simeoni gegen die verübten Gewaltthaten Proteſt erhoben hatte (1878), gab die ruſſiſche Regierung keine Antwort.

Als der jetzige Papſt Leo XIII. die diplomatiſchen Beziehungen mit Rußland wieder anknüpfte, wurde ſeitens Rußlands ſtets rundweg geleugnet, daß es in dem Zarenreiche überhaupt Unirte gebe. Da geſchah etwas, was dem Wetterleuchten oder vielmehr jenen Flammenworten auf der Wand im Saale Königs Baltazar ähnlich ſchien. Zar Alexander II. ſtarb eines furchtbaren Todes auf der Straße ſeiner Hauptſtadt (13. III. 1883). Zur Krönungsfeier des neuen Zaren entſendete Leo XIII. den apoſtoliſchen Nuntius Vanutelli. Wenn es überhaupt anginge, ſo müßte man das ein Meiſterſtück der diplomatiſchen Kunſt nennen, wie es noch nie einem Papſte gelungen war. Denn ſeit dem Beſtehen des Ruſſenreiches wurde noch nie einem päpſtlichen Nuntius, mit den Inſignien dieſer Würde offen in Moskau zu erſcheinen erlaubt. Und das Peinlichſte für die ruſſiſche Regierung war bei dieſem

1) „Nero's Zeiten" l. c. S. CXV.

Besuche, den man doch nicht verhindern konnte, der Umstand, daß der Nuntius den Weg nach Moskau gerade über das Gouvernement Siedlec machen mußte. Seine Reise wurde deshalb auf das strengste geheimgehalten und der Lokomotivführer hatte die Weisung erhalten, sich mit dem Extrazuge nirgends aufzuhalten. Es geschah aber dennoch, daß das unirte Volk die Ankunft des Nuntius rechtzeitig erfahren hatte. Auf jeder Station sah nun der Nuntius große Menschenmassen, aber der Zug sauste vorbei. Aber in dem Städtchen Lukow ist eine Kreuzungsstation und der Zug mußte halten, weil er hier auf ein anderes Geleise kam. Augenblicklich war der Zug von Menschenmassen umringt. Das Volk warf sich vor die Lokomotive, so daß der Zugführer nicht fahren konnte, und nun erfuhr der Nuntius, daß dieses Volk, welches weinend die Hände zu ihm emporstreckte, die seit acht Jahren „bekehrten" Unirten seien. „Vater! rette uns, wir leben seit Jahren ohne Sakramente!" rief ihm das unglückliche Volk zu.

Der Anblick war so erschütternd, daß der Nuntius weinte. Ja, sogar die russischen Beamten konnten sich der Thränen nicht enthalten. Was kann aber der apostolische Stuhl einer brutalen Macht gegenüber für die Unglücklichen thun, welche für die russische Regierung nichteinmal existiren? Das Loos der bedrängten Christen im Orient hatte dereinst die ganze Christenheit in Bewegung gesetzt, und die Stimme eines Einsiedlers reichte hin, um Tausende zu einem Kreuzzuge zu bewegen; das waren aber Zeiten der mittelalterlichen Finsterniß. Jetzt hatten die europäischen Mächte von dem barbarischen Vorgehen in der Chelmer Diöcese keine Notiz genommen, umsoweniger, als gerade damals „Krieg in Sicht" war. Die englische Regierung war auch die einzige, welche die bereits angeführten diplomatischen Aktenstücke veröffentlichen ließ.

Es blieb also den Unglücklichen, welche ihrem katholischen Glauben treu bleiben wollten, nur das Dante'sche: lasciate

ogni speranza! Aber die katholiſche Kirche beſitzt eine ſo unerſchöpfliche Fülle der Nächſtenliebe und eine ſo unausſprechliche Macht des apoſtoliſchen Eifers, daß jene Unglücklichen doch nicht hilflos gelaſſen wurden. Wir wüßten Vieles von der Miſſionsthätigkeit hochherziger, wahrhaft apoſtoliſcher Prieſter in jenen Gegenden zu erzählen, nachdem dort ſehr viele katholiſche Kirchen geſchloſſen und der lateiniſche Klerus durch Verbannung nach Sibirien und andere Strafen daran verhindert war, den Unirten irgend welchen Seelentroſt zu ſpenden: doch darüber darf das Schweigen noch nicht gebrochen werden.

Nur Eines Mannes ſoll hier eine ehrende Erwähnung geſchehen, da er bereits der Schwindſucht erlegen iſt und beim Allmächtigen für ſeine Aufopferung den Lohn erhalten haben wird. Es iſt der Jeſuitenpater Adler, ein geborener Deutſcher, der die polniſche Sprache erlernt hatte und in jenen Gegenden als Miſſionär gewirkt hat. Er wurde in dem Städtchen Sokolow von einem ruſſiſchen Gendarmen erfaßt, aber das Volk entriß ihn mit Gewalt und brachte ihn heimlich über die Grenze. Er ging von da nach Rom um dem hl. Vater genauen Bericht zu erſtatten.

Allmählig fiel der Schatten der Vergeſſenheit auf das tragiſche Ende einer katholiſchen Diöceſe. Die Nachrichten von den Leiden der verfolgten Unirten wurden immer ſpärlicher; Europa vergaß ſie ganz. Der Faden der Geſchichte ſchien zerriſſen und es fand ſich ſeit zehn Jahren Niemand, um ihn weiter zu ſpinnen.[1]) Und doch iſt es ein wahres Martyrologium, welches wohl verdient, in unſerer Zeit des Indifferentismus weitererzählt zu werden, um ſo mehr, als es nach den eigenhändigen Briefen der Verfolgten ſelbſt erzählt werden kann.

---

1) Das letzte Werk über die Geſchichte der unirten Kirche von Likowski iſt 1880 erſchienen.

IV. Die Briefe der verbannten Unirten.

„Nessun maggior dolor," sagt Dante, „kein Schmerz ist größer, als die Erinnerung an glückliche Zeiten im Elende." Einen solchen Schmerz zu schildern, ist keine frohe Aufgabe, um so mehr als das Elend so groß ist, daß wir Gefahr laufen, keinen Glauben zu finden. Diese Gefahr wäre zwar geringer, wenn wir in der Lage wären, unsere Gewährsmänner dem Namen nach anzugeben; da wir aber die Schreiber der Briefe, welche wir zur Hand und theilweise bereits publicirt haben, der Rache des Feindes nicht preisgeben können, so muß unsere Namensunterschrift den Lesern für die Authentie bürgen.

Am Uralgebirge, im Gouvernement Orenburg, leben gegenwärtig seit 1887 und 1888 vierzig griechisch-katholische Familien, ungefähr 400 Personen, welche aus der Diöcese Chelm, namentlich aus dem Gouvernement Siedlec, dorthin verbannt und hilflos verlassen sind. Die Geschichte ihrer 17 jährigen Verfolgung, die Leiden, welche sie ausgestanden, und ihre jetzige trostlose Lage passen so wenig zu dem vielgerühmten neunzehnten Jahrhundert, stehen in solchem Contraste zu den Protektionsbestrebungen, mit welchen die Russen alle Slavenvölker zu beglücken suchen, daß sie wohl der Beachtung werth sind.

Die Russen feierten eben in Wilna das bereits erwähnte 50 jährige Gedenkfest der Vernichtung der griechisch-katholischen Kirche in Lithauen und Weißruthenien, als uns drei polnische Briefe eingehändigt wurden. Sie trugen den Poststempel Orenburg und waren von zwei verbannten Unirten geschrieben, welche ein Jahr früher (1888) aus dem Gouvernement Chersones dorthin deportirt waren. Nach Chersones aber waren sie von der Heimath aus im Jahre 1875 verbannt gewesen. Der Eine der Briefsteller ist ein Greis von 72 Jahren und beschrieb die beschwerliche dreimonatliche Reise, welche er von Chersones bis Orenburg mit der Eisen-

bahn, von da aber, über das Uralgebirge, bis dicht an die Grenze des Gouvernement Perm zu Fuß gemacht hatte. Der Verfaſſer der beiden anderen Briefe war ſein Reiſegefährte. Beide trafen dort bei ihrer Ankunft ihre Familien, von welchen ſie dreizehn Jahre getrennt waren, und welche, vom Gouvernement Siedlec dorthin deportirt, einen Monat früher angekommen waren.

Der Eindruck, welchen dieſe Briefe auf uns machten, wäre ſchwer zu ſchildern. Eine wahre „vox clamantis in deserto," ſchienen ſie aus jenen wüſten Steppengegenden den Proteſt zu erheben gegen die eben abgehaltene ruſſiſche Jubiläumsfeier, und den beſten Beweis zu liefern, wie jene angebliche „Liebe" ausgeſchaut, durch welche die „Wiedervereinigung" der Unirten mit der orthodoxen Kirche zu Stande gekommen ſein ſollte. Es war alſo eine Pflicht, ſie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Sie wurden wörtlich ohne jede Veränderung abgedruckt,[1]) aber ſelbſtverſtändlich mußte das wegbleiben, was die Schreiber und den Adreſſaten hätte compromittiren können. Kurz darauf bekamen wir von einem greiſen griechiſch-katholiſchen Prieſter, welcher aus der Diöceſe Chelm verbannt, glücklich nach Krakau entkam, eine größere Anzahl von Briefen, welche aus dem Orenburger Gouvernement von den verbannten Unirten an ihre Verwandten geſchrieben waren. Einige von dieſen Briefen waren ſo zerfetzt, daß ſie nicht mehr zu entziffern waren, aber neun von ihnen wurden wieder auf dieſelbe Weiſe veröffentlicht[2]) und machten einen noch größeren Eindruck auf das Publikum. Bald regte ſich auch die chriſtliche Charitas,[3]) und wir waren in Stand

1) Kuryer Poznanski nr. 144, 26. Juni 1889.

2) Kuryer Poznanski nr. 200 ff. 1. September 1889.

3) Den Anfang machten einige Pfarrer aus der Umgegend von Samter (Gr.-Herzogthum Poſen), welche bei Gelegenheit eines Ablaſſes verſammelt waren und durch ihren Dekan uns den Ertrag einer Geldſammlung zuſchickten. Die beiden conſervativen

gesetzt, den Unglücklichen mit einer Geldunterstützung zu Hilfe zu kommen.

Es handelte sich vor Allem darum, genaue Kunde von den Verbannten zu bekommen, denn aus den losen Bemerkungen in den ersten 12 Briefen konnte man nicht wissen: wie viele verbannt seien und wo sie sich eigentlich befinden. Ein Briefwechsel mit den Deportirten, welche in jenen Gegenden unter Polizeiaufsicht stehen, ist aber eben nicht sehr leicht: doch hat der liebe Gott geholfen und bis jetzt ist kein einziger Brief verloren gegangen. Nachdem wir nun bereits über fünfunddreißig Briefe verfügen, welche wir von den Unglücklichen erhalten haben, konnten wir die einzelnen Details chronologisch ordnen und uns ein genaues Bild von ihrer Lage, sowie von dem Hergange ihrer Verbannung machen. Denn auf eine Reihe von Fragen, welche wir gestellt haben, antworteten die Verbannten ziemlich genau und ausführlich. Mit Hilfe einer russischen Specialkarte dieses Gouvernements war es möglich geworden, die einzelnen Ortschaften, in welchen sie internirt sind, aufzufinden und ein Verzeichniß der vierzig Familien zu machen.[1])

Blätter, der Kuryer in Posen und Czas in Krakau, eröffneten eine Sammlungsliste. Nie werden wir des Eindruckes vergessen, den ein Geldbrief auf uns machte, den wir aus Ostpreußen bekamen. Er kam aus Lithauen und enthielt 60 Rubel für die verbannten Unirten, war aber ohne Unterschrift. „Wir bitten Ew. Hochwürden um Verzeihung," schrieb der Briefsteller, „daß wir unseren Namen verschweigen, aber diesen Brief schicken wir durch einen Schmuggler nach .... in Ostpreußen. Derselbe muß drei Linien der russischen Grenzwächter passiren; wird er abgefaßt, so werden die Russen wenigstens unseren Namen nicht erfahren."

1) Acht von den jetzt erhaltenen Briefen haben wir wieder publicirt (zusammen zwanzig) und diese Sammlung im Separatabdrucke aus dem „Kuryer Poznanski" mit einer Vorrede herausgegeben u. d. T.: „Aus der Leidensgeschichte der Union (II). Briefe der verbannten Unirten aus dem Orenburger Gouvernement".

Bei den barbariſchen „Bekehrungsverſuchen“, welche die Ruſſen in der Diöceſe Chelm machten, waren 23 Pfarreien in den Dekanaten Sokolow, Radzyn, Konſtantynow und Biala ſo ſtandhaft geblieben, daß keine einzige Seele ſich zur Apoſtaſie bekehren ließ.[1]) Aus dieſer Gegend ſtammen nun alle die Verbannten, mit welchen wir jetzt zu thun haben. Sie ertragen alſo ſeit 23 Jahren die ſchrecklichſten Verfolgungen und es iſt wohl nicht zu viel geſagt, wenn wir ſie wahre katholiſche Glaubenszeugen nennen.

Ihre Leidensgeſchichte werden wir nun mit ihren eigenen Worten illuſtriren.

Poſen 1890. 16°. S. 27 und 76. Dieſe Vorrede und einige Briefe wurden überſetzt in L'Univers vom 4. und 5. Juni 1890 (Nr. 8183 und 8184) u. d. T.: „Les Grecs-Unis Polonais déportés en Sibérie“. Außer den polniſchen Blättern haben dieſe Briefe die „Germania“ und andere katholiſche Zeitungen Deutſchlands wiedergegeben. In Spanien gab ſie „Diario di Tarragona“ von Februar 1890 (Nr. 35, 36, 44, 56). Die übrigen 15 Briefe werden wir demnächſt wieder veröffentlichen.

1) Likowski (deutſch) Bd. II, S. 277.

LIX.

Licht in's Dunkel.

Aufzeichnungen eines österreichischen Anonymus. (III.)

Rückblicke.

Dasselbe Organ der Vereinigten Antichristen, welches durch seinen Leitartikel und die darin enthaltenen rhetorischen Fragen unsere offene Antwort provocirte, bringt in derselben Nummer unter dem Striche als Feuilleton einen weiteren Artikel, welcher die Ueberschrift „Rückblicke" trägt und als Unterschrift — die bekannten trois points!!

Nach einer Einleitung, deren seichter Schwulst mit der tiefen Trauer des christlichen Oesterreichers in unheimlichem Contraste steht, fährt der . . Schreiber fort: „Es ist etwas Anderes, wenn ein Fürst auf letzter Altersstufe der Natur seinen Zoll entrichtet, etwas Anderes, wenn er in der ersten Mannesblüthe verschwindet. Je höher das junge Opfer eines sinnlosen Schicksales im Leben gestanden, um so unglaublicher, unmöglicher scheint sein Verlust." Bei solcher Sprache zweifelt man ordentlich, ob man an der appischen Straße des sinkenden heidnischen Rom, oder noch in der Hauptstadt des christlichen Oesterreich, an der Pyramide des Cestius oder an der Pforte einer katholischen Kaisergruft sich befindet. Erst ein indisches Sprichwort muß dem orientalischen Schreiber das deutsche Wort „Tod" in Erinnerung bringen, um sogleich auch diesen wieder mit dem muhamedanischen

Fatum und dem Neid der heidnischen Götter Griechenlands in Verbindung zu setzen.

Er hält sodann Umschau unter den europäischen Fürstengeschlechtern seit der ersten französischen Revolution und „gewahrt fast überall die Kronprinzen von einem dunklen Verhängniß bedroht". Fünf Beispiele aus unserm Jahrhundert führt er an und fügt ein sechstes aus Eigenem hinzu: „Ein Jahr vor dem Tode des (orleanistischen) Kronprinzen von Frankreich 1842 war der (bourbonische Thronerbe) Graf Chambord vom Pferde gestürzt und hatte dabei ein Bein gebrochen. Nur ein Bein! Ein Glück für ihn, daß er nur ein Prätendent, kein Kronprinz war — er hätte es vielleicht mit dem Leben büßen müssen." Wahrlich! Hundert Dukaten demjenigen, welcher aus diesen Worten des .·. Orientalen auch nur eine Veranlagung zu Loyalitätsgefühl herausfindet! Was aber den Tod des Herzogs von Berry, des Vaters von Graf Chambord, betrifft, so spricht .·. zwar von „Louvels Mordstahl", aber er spricht wohlweislich nicht von jener .·. Presse, welche dem fanatischen Mörder den Haß gegen die christlichen Fürsten in's Herz und so den Stahl in die Hand gedrückt hat, wie es doch die Prozeßakten dargethan.

Der Artikel schließt: „Die angeführten Beispiele unglücklicher Thronfolger ließen sich noch vermehren. (Allerdings!) Allein es sei genug des wehmüthigen Spieles! Möglich, sogar wahrscheinlich, daß blos der Zufall diese unheimlichen Dinge gereimt hat; allein versucht fühlt man sich immerhin, aus der Regelmäßigkeit der ähnlichen Erscheinungen ein Gesetz abzuziehen und anzunehmen, daß die jungen Männer, welche der höchsten Macht am nächsten, den Neid der Götter am leichtesten erregen."

Den Neid der Götter? Wo in aller Welt sind diese Götter? Wir antworten abermals: der Sitz dieser Götter ist im Orient der Loge! „Ich legte", sagt der im Artikel citirte Chateaubriand, freilich in einem andern Sinne, „ich legte das Ohr an die Logenthüre." Wir werden dort hören

die Stimmen der Götter über „jene jungen Männer, welche der höchsten Macht am nächsten stehen," und auch „wir werden gewahren, daß die Kronprinzen fast überall von einem dunklen Verhängniß bedroht sind."

Am 6. Mai 1886 brachte dasselbe Wiener Organ der Vereinigten Anti-Christen eine kurze Notiz folgenden Inhaltes: „Der Privat-Journalisten- und Schriftstellerverein Concordia veranstaltete den 17. Mai abends 8 Uhr, als am Vorabende des hundertsten Geburtstages von Ludwig Börne, im Saale Bösendorfer eine solenne Erinnerungsfeier, zu welcher die Einladungen in den nächsten Tagen ausgegeben werden."

Es ist offenbar nur Zufall, daß auch ein Berliner Organ der Vereinigten Anti-Christen unter demselben 6. Mai sich aus Frankfurt schreiben ließ: „Nachdem am vergangenen Sonntag die hiesigen Socialdemokraten eine Börnefeier veranstaltet hatten, in welcher der Reichstags-Abgeordnete Sabor den großen Publicisten für seine Partei in Anspruch nahm, wurde gestern Abends der Gedenktag des Kämpfers für Humanität von der Loge „zur aufgehenden Morgenröthe" festlich begangen. Heute Abend fand die allgemeine Börnefeier statt, bei welcher der von unserm Friedrich Stoltze verfaßte herrliche Prolog vom Schauspieler Karl Hermann vorgetragen wurde."

Und damit im Kreise der Vereinigten Anti-Christen ja kein theueres Haupt fehle, wurde der von Socialdemokraten und Freimaurern bereits gefeierte Jude vom Festredner Veit Valentin auf der allgemeinen Börnefeier auch noch als „Liberaler" gefeiert und „seine Bedeutung für die Entwicklung der nationalen Ideen" betont.

Könnten wir eine bessere Illustration für unsere anfangs gegebene Erklärung der Vereinigten Anti-Christen auch nur ersinnen, als sie mit dieser „allgemeinen" Börnefeier der Berliner „Börsencourier", der Milchbruder der Wiener „N. Fr. Pr.", gewiß unfreiwillig selbst geliefert?

Aber beim Baumeister der Welten! Warum diese all-

gemeine Feier der Vereinigten Anti-Christen für einen Ludwig Börne? Sprechen wir es offen aus: Weil Ludwig Börne der Patron aller un- und um-getauften jüdisch-freimaurerischen Journalisten ist, der erste Wagenlenker, Hierodul und Opferpriester der Alliance Israélite. Der Prager Journalist Alfred Klaar, recte Gustav Karpeles, legt uns das Wort selbst in die Feder; denn er nennt in seinem Werklein „Unter Palmen", worin er Anekdoten über die jüdisch-deutschen Dichter und ihre jüdischen „Freundinen" sammelt, unsern Ludwig Börne, recte Löw Baruch, selbst „den Priester der Freiheit". Welcher Freiheit? Natürlich jener Freiheit, wie sie das Judenthum beansprucht; denn geopfert wird dabei doch nur die christlich-germanische Freiheit.

Auch hiefür können wir uns auf einige Verslein des „herrlichen Prologs von unserm Friedrich Stoltze" berufen. Der Dichterling läßt eines schönen Abends Frau Baruch am offenen Fenster im Frankfurter Ghetto sitzen, ihr Söhnlein Löw auf dem Schooße, und also zu Jehovah prophetisch beten:

„Warum sind wir .....
Zu dieses Ghetto's Schmach verdammt?
Warum verstoßen und gemieden
Von Menschen, die wir Menschen sind?
O Herr, ist mir es nicht beschieden,
So segne hier mein liebes Kind!
Erweck' in ihm einen Menschheitsschmerz!
Herr, gebe ihm ein freies Herz!"

Der kleine Löw vom Stamme Juda brach in der That mit Hilfe der deutschen Freimaurerei die Fesseln des Ghetto und — legte sie den Christen an, den christlichen Fürsten wie dem christlichen Volke.

1. Br .·. Börne.

Löw Baruch wurde am 18. Mai 1786 als Sohn des Wechslers Jakob Baruch in Frankfurt geboren. Als Jurist trat er 1809 der Loge „zur aufgehenden Morgenröthe" bei. Der neue „Großherzog von Frankfurt", der Erz-Freimaurer

Dalberg, unter den Illuminaten als Br. Crescens bekannt, hatte den Frankfurter Juden die „Freiheit“ gegeben und bestellte sogar den jungen Br .·. Baruch zum — Polizei-aktuar. (Auch anderswo werden unter dem Einfluß der Freimaurer Juden gerne bei der Polizei angestellt). Die Reden, welche der Polizei-Aktuar 1811 in der Frankfurter Loge hielt, öffneten angelweit seinen Stammes- und Glaubens-brüdern die bisher so ziemlich verschlossene Pforte zum „Orient des Lichtes“. Und hierin liegt die welthistorische Bedeutung des damals 25 jährigen Löw Baruch; durch ihn trat an die Stelle der bisherigen Leiter der Freimaurerei, der Rosenkreuzer und der Illuminaten — das Judenthum in der Freimaurerei; denn die Freimaurerei im engern Sinne ist ihrer Natur und Geschichte nach nur das empfangende, weibliche Princip. Aus der Verbindung von Judenthum und Freimaurerthum entwickelte sich naturgemäß jene Verkörperung des internationalen Anti-Christenthums, welche wir Alliance Israélite im weiteren Sinne nennen.

Unterdessen war 1815 nach dem Sturze der napoleo-nischen Revolutionsschöpfungen auch Frankfurt seines Groß-herzogs ledig und wieder freie Reichsstadt, ja sogar der Sitz des deutschen Bundestages geworden. Aus war es wieder mit der „Freiheit des Judenthums,“ aus war es mit der Stelle eines Juden als Polizei-Aktuar!

„Es wär' zu schön gewesen,
Es hat nicht sollen sein.“

Wie überall, so erging es auch in der Freimaurerei. Bei der ihnen angebornen Bescheidenheit erlangten die Juden bald Oberwasser. Schon nach fünf Jahren, 1816, erschien aus Freimaurerkreisen eine geharnischte Klageschrift gegen die Uebergriffe des Judenthums in Freimaurerkreisen. Löw Baruch wußte, was er zu thun habe. Um den anti-christlichen Ideen durch den Geheimbund der Freimaurerei überall zum Siege verhelfen zu können, wurde er selbst — Christ und ließ sich am 5. Juni 1818 vom protestantischen Pfarrer

Bertuch taufen, wobei er ſich ſelbſt von Löw Baruch in Ludwig Börne umtaufte. Wir haben es alſo mit einer „Glaubens-“ und mit Namensänderung zu thun.

Was Ludwig Börne über die Glaubens-Aenderung des Löw Baruch dachte, zeigen ſeine ſpäteren Worte: „Ich wollte, es gäbe mir einer die drei Louisdor zurück, die ich dem Herrn Pfarrer für ſein Chriſtenthum verehrte! Drei Louisdor für ein Plätzchen im deutſchen Narrenhaus!“ Wir entnehmen ſie dem Werke ſeines Glaubensbruders Klaar.

Wahrhaftig, ein Plätzchen im Narrenhaus verdient Jeder, der bei ſothanen Umſtänden an „Glaubens“-Aenderung glaubt! Iſt es ja doch männiglich bekannt, daß im „deutſchen Narrenhaus“ der Freimaurerei die „wiſſenden Brüder“ vom „Reformchriſtenthum“ ebenſoviel und ebenſo wenig Glauben haben, wie die vom „Reformjudenthum,“ aber deſto mehr Aberglauben. Was nun die Namens-Aenderung von Baruch in Börne betrifft, ſo dürfte der Schlüſſel hiezu in einer ſpäteren Aeußerung des alten Revolutionärs Börne zu finden ſein: „Noch hat jede Revolution mit einer Judenverfolgung geendigt.“

Koſtbare Worte eines Mannes, welchen die Socialdemokraten mit weit mehr Recht für ſich in Anſpruch nehmen können, als die manchester-liberalen Brüder der Johannesmaurerei! Worte, mehr werth als drei Louisdor!

„Noch hat jede Revolution mit einer Judenverfolgung geendigt!“ Nichts wahrer als dieſes! Denn begonnen hat ſeit 1789 noch jede Revolution mit einer Juden-Emancipation und Chriſten-Verfolgung. Das iſt eine unumſtößliche hiſtoriſche Wahrheit! Eine wohl berechnete jüdiſch-freimaureriſche Lüge aber war es, da man das Wiedererwachen des chriſtlichen Oeſterreicherthums als den Vorboten einer Judenverfolgung, die Juden-Verfolgung als den Beginn einer Revolution und die Vereinigten Chriſten als Revolutionäre nach oben zu verdächtigen ſuchte. Dieſes Verfahren erinnert lebhaft an jene Phariſäer, welche auf den kaiſerlichen Statt-

halter Pilatus eine Preſſion ausübten mit den Worten: „Wenn Du dieſen frei läſſeſt, biſt Du kein Freund des Kaiſers; er wiegelt das Volk auf," im ſelben Athem aber auch riefen: „den Revolutionär Barabbas gib uns frei! Hoch Barabbas!"

Graphiſch drückt dieſe für die Vereinigten Chriſten ſo ehrenrettende Wahrheit der proteſtantiſche Geſchichtsſchreiber Menzel aus: „Wenn Chriſtus vor Gericht geſchleppt wird, ſchüttelt Judas Iscariot den vollen Beutel." Man erinnere ſich doch an die Flitterwochen des Juden-Liberalismus in Oeſterreich 1873! Wer ſtand verurtheilt vor den Geſchworenen und ſaß im Kerker? Wer jobberte auf der Börſe und baute ſich Paläſte? —

Wie denkt ſich nun dieſer tiefeingeweihte Br . · . Börne das Verhältniß zu den künftigen Regenten? Es wurde in der Loge die Frage erörtert, ob man die chriſtlichen Prinzen zur Freimaurerei heranziehen ſolle. Einige erlaubten ſich, ihre Befürchtung auszuſprechen, es möchten durch die Heranziehung der Prinzen die eigentlichen Pläne der Freimaurerei gekreuzt werden. Börne wußte aber auch hier zu helfen. Er antwortet: „Die Sehkraft des Auges erfaßt die Dinge, das Licht bietet ſie nur an; ſeid unbeſorgt, Brüder, es wird einem Jeden nur ſo viel Licht zu Theil, als ihm gebührt!" Das iſt der jüdiſche Cynismus gegenüber den chriſtlichen Fürſten.

Welches aber die eigentlichen Pläne der Freimaurerei ſind, ſoll uns ebenfalls mit cyniſcher Klarheit ein jüdiſcher Bruder der Hochgrade mittheilen.

LX.

Gährung im deutſchen Proteſtantismus.

(Weiteres Stadium.)

In der proteſtantiſchen Preſſe wird die Erörterung über Neugeſtaltungen im evangeliſchen Kirchenweſen eifrig fortgeſetzt und zwar tritt man allmählig mit *conkreteren Vorſchlägen* hervor. Der Reichsbote insbeſondere deutet neuerdings an, was er unter der von ihm immer wieder verlangten „*Arbeitsorganiſation*“ verſteht. Vorausgeſchickt wird abermals eine bewegliche Klage über die derzeitigen Zuſtände des proteſtantiſchen Kirchenweſens. Die Kirche, ſagt das Blatt, ſei „innerlich zerfreſſen“, ſei ſchon in ihrer jetzigen Geſtalt „kein Selbſt“, ſei lediglich ein „Appendix des Staates“. Das Selbſt der Kirche müſſe in ihrer Verfaſſung zum Ausdruck kommen. „Das kann nur geſchehen, wenn ihre Leitung in die Hände von ſpecifiſchen Dienern der Kirche, von Trägern des geiſtlichen Amtes gelegt wird. Die Regierung und Leitung der Kirche muß einen hirtenamtlichen Charakter tragen. Ob man die an die Spitze der Kirchenregierung zu ſtellenden Geiſtlichen *General-Superintendenten* oder *Biſchöfe* nennen will, das laſſen wir dahingeſtellt; wir würden dem letzten gut kirchlichen, apoſtoliſchen Wort ‚Biſchof‘ vor dem unpopulären, für den Volksmund kaum ausſprechbaren, zu ſehr nach dem ſtaatskirchlichen Bureaukratismus ſchmeckenden ‚General-Superintendent‘ den Vorzug

geben. Den Bischöfen stehen als Berather Geistliche und kirchliche Laien zur Seite, die theils von ihnen selbst, theils von den Synoden ihrer Diöcesen zu erwählen sind. Die Bischöfe der Provinz bilden einen Körper unter sich, der die Verständigung und Berathung über gemeinsame Aktionen zur Aufgabe hat, und die Bischöfe aller Provinzen der Landeskirche treten in festgesetzten Zeiträumen oder auch je nach Bedürfniß zu gemeinsamer Tagung zusammen. Die den Bischöfen untergeordneten Organe sind die Superintendenten oder Decane. Da die bischöflichen Diöcesen nicht zu groß sein dürfen, sollten die Superintendenten von Verwaltungs-Geschäften ganz befreit bleiben, die Gemeinden könnten alle diese Geschäfte direkt mit den Verwaltungs-Abtheilungen der Bisthümer vermitteln. Jeder Superintendent muß aus seinen Geistlichen feste Arbeitskörper für die verschiedenen Gebiete der kirchlichen Arbeit bilden: für die kirchliche Wissenschaft, für die innere und die äußere Mission, für die Literatur und für die socialen Fragen. In diesen Arbeitskörpern wird sich dann auch die so nöthige volkserziehliche Erbweisheit ausbilden, die uns fehlt und welche der Kirche doch so sehr noth thut. Ohne organisirte Arbeit ist heute eine durchgreifende Wirksamkeit nicht mehr möglich; mit erbaulichen frommen Reden richtet man dem Unglauben unserer Zeit gegenüber nichts aus. Will die Kirche sich Achtung, Respekt und Einfluß erwerben, so muß sie ihre Arbeit in dieser hirtenamtlichen Weise organisiren."

Zum „gemeinsamen Werk der Kirchenreformation" fordert auch die Kreuzzeitung nochmals auf. Das Kirchenregiment in seiner jetzigen Gestalt sei den Aufgaben der Zeit nicht gewachsen; an seine Stelle müsse „Neues, die Einheit der Kirche Darstellendes" gesetzt werden. „Zusammengefaßt müssen die einzelnen Gemeinden werden in eine große Gemeinschaft, damit wir nicht zum Gespött werden mit unserm Bekenntniß: ich glaube an eine, heilige, allgemeine Kirche, und straff organisirt muß diese eine Gemeinschaft werden

und auch straff regiert — durch ein Kirchenregiment, das sich mit dem Leben der Gemeinden in steter, innigster Fühlung erhält. Hier Zugeständnisse an den Staat machen und sich fürchten vor dem Schreckgespenst einer ‚evangelischen Hierarchie', das heißt den rechten Augenblick versäumen; was einst die Kirche hieß, hört auf zu sein!"

In den letzten Tagen ist nun die „Kirchenreformation" aus dem Stadium der bloßen Zeitungserörterung herausgetreten. In Berlin tagte die Brandenburgische Provinzialsynode, welche mit Rücksicht auf ihren Sitz und Wirkungskreis eine besondere Bedeutung beanspruchen darf. Präses derselben ist Herr von Levetzow, der Präsident des deutschen Reichstages, eines der rührigsten und einflußreichsten Mitglieder der Hofprediger Stöcker. Wie der Verlauf der Verhandlungen gezeigt hat, verfügt die Stöcker'sche Richtung in der Synode über die große Mehrheit. Ein erster Antrag Stöcker's ging dahin, an den König in einer Adresse die Bitte zu richten: „den entsprechenden Organen der evangelischen Landeskirche eine wirksame Theilnahme an der Berufung der evangelischen Professoren der Theologie und der Mitglieder der kirchlichen Behörden Allergnädigst zu gewähren." Die Minderheit machte lebhafte Opposition. Der Synodale Propst Frhr. von der Goltz bemerkte: nimmermehr würden er und seine Freunde einem Schritte zustimmen, welcher auch nur den Schein erwecken könnte, daß die theologische Wissenschaft an den Buchstaben des Bekenntnisses, an die Theologie der Kirche gebunden sei. Mit der Annahme des Antrages treibe man bewußt oder unbewußt einem Ideal von Kirchenverfassung zu, welches zuletzt zur sogenannten Freikirche, zur Beseitigung des landesherrlichen Kirchenregiments führen müsse. Eingebracht wurden weiter Anträge, die „gegenüber der schnellen Vorwärtsbewegung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens" und namentlich im Hinblick auf die sociale Frage eine häufigere Berufung der Generalsynode und die Bildung einer Synodalcommission bezweckten,

welche „die ſociale Frage unter dem kirchlichen Geſichtspunkte zu bearbeiten und die Entwicklung der ſocialen Angelegenheiten überhaupt zu verfolgen hat.“

Weit ſchärfer als bei dieſen Anträgen platzten die Gegenſätze aufeinander bei der Reſolution: „die Generalſynode zu erſuchen, in Bezug auf die Stellung der General-Superintendenten Beſtimmungen herbeizuführen, durch welche die Wirkſamkeit derſelben ihrem Amte als Oberhirten der Provinzialkirche gemäß erweitert und gehoben wird.“ Dieſer Antrag gehört, wie man ſieht, vollſtändig dem Gedankenkreiſe des „Reichsboten“ und der verwandten Blätter an. Auf das entſchiedenſte trat demſelben der Synodale Oberpräſident von Achenbach entgegen. Es gebe ja vielleicht, ſo führte er aus, in der evangeliſchen Landeskirche eine große Strömung, welche für die evangeliſche Kirche eine ähnliche Verfaſſung wünſche, wie ſie die katholiſche Kirche beſitze; aber anderſeits gebe es auch ſehr viele Evangeliſche, welche alsdann lieber aus der Landeskirche ausſcheiden würden, und er ſelbſt könnte für ſich keine Garantie dafür übernehmen, was er thäte, wenn die evangeliſche Kirche auf dieſe Bahnen gedrängt würde. Er halte den Antrag Stöcker gerade deßhalb für gefährlich, weil er in gewiſſer Beziehung dahin aufgefaßt werden könnte, als bezwecke er die Einführung der epiſcopalen Verfaſſung. Er ſei ſchon deßhalb gegen den Antrag, weil derſelbe viel zu allgemein gehalten ſei und das Wort „Oberhirt“ enthalte. Der General-Superintendent ſolle in der evangeliſchen Kirche durchaus nicht die Stellung eines „Oberhirten“ oder gar eines „Kirchenfürſten“ nach katholiſchem Muſter haben. Der Haupterfolg der Reformation ſei gerade die Abſchaffung des biſchöflichen Regiments geweſen, und gerade das halte er für einen weſentlichen Vorzug der evangeliſchen Kirche, daß ſie keine Biſchöfe habe. Die evangeliſche Kirche brauche und wolle keine Kirchenfürſten und Biſchöfe, und jedem Antrage, welcher der epiſco-

palen Verfassung zustrebt, würde er sich mit Leib und Seele widersetzen, so lange er lebe.

Der Antrag wurde trotzdem, wie die übrigen, angenommen, wenn auch in der abgeschwächten Fassung: daß der darin ausgedrückte Wunsch der Generalsynode „zur Erwägung" empfohlen werde Es steht zu erwarten, daß auch die Mehrheit der meisten Provinzialsynoden Beschlüsse in gleicher Richtung fassen werde, so daß die Generalsynode der Stellungnahme sich nicht entziehen kann. Die Orthodoxen verfügen gegenwärtig in den Synoden über die Mehrheit. Die brandenburgische, auf welcher die Stadt Berlin mit vertreten ist, zählt unter 141 Mitgliedern nur 10 Liberale und 29 Angehörige der kirchlichen Mittelpartei.

Aber wie wird der Landtag und wie wird die eigentlich entscheidende Stelle, der Kaiser, zu der Frage der größeren Selbständigkeit der protestantischen Kirche sich stellen? Oberpräsident von Achenbach, welcher so entschieden gegen den die Stellung des General-Superintendenten betreffenden Antrag sich aussprach, gehört im Abgeordnetenhause der freiconservativen Partei an. Nimmt man an, daß seine Fraktionsgenossen ähnlich zu der Sache stehen, so stünden den Conservativen, falls diese geschlossen mit Stöcker gingen, die Freiconservativen, die Nationalliberalen und die Freisinnigen, also eine ansehnliche Mehrheit von Protestanten der verschiedenen Richtungen entgegen. Und der Kaiser? Liberale Blätter bringen in Erinnerung, daß Graf Douglas in einer Rede vom 4. Oktober 1888, welche angeblich die Zustimmung des Kaisers erhielt, den Satz ausgesprochen habe: „Alle Versuche, dem Kaiser eine persönliche Stellungnahme zu Gunsten Stöcker's zuzuschreiben, beruhen auf positiver Entstellung der Wahrheit. Am wenigsten huldigt der Kaiser den extremen politischen und confessionellen Anschauungen Stöcker's". Dieselben Blätter weisen darauf hin, daß der jetzige Kaiser die Berufung des ziemlich weit links stehenden Professors Harnack bestätigt habe. Doch das

war zu einer Zeit, wo der Einfluß des Fürsten Bismarck noch ein fast unumschränkter war, wo insbesondere dem jugendlichen Herrscher der Gedanke einer Trennung von seinem Reichskanzler noch völlig fern zu liegen schien.

Man kann nur sagen, daß die Stellung des Staatsoberhauptes und Summus Episcopus der evangelischen Landeskirche zu der Frage der protestantischen Kirchenverfassung eine zweifelhafte ist. Oberpräsident von Achenbach, welcher den Austritt aus der Landeskirche für den Fall der Annahme der Stöcker'schen Anträge in Aussicht stellen zu dürfen glaubte, war sicherlich der Ansicht, mit seiner scharfen Opposition den Absichten an allerhöchster Stelle zu entsprechen. Aber für die Anträge stimmte der königliche Commissär, Consistorial-Präsident Hegel, der zweifellos gleichfalls dafür gilt, im Einklange mit der Willensmeinung des Landesherrn sich zu befinden. Wer von Beiden täuscht sich? Wahrscheinlich steht die Sache so, daß eben an entscheidender Stelle in diesen wie in andern Fragen eine bestimmte Position noch nicht genommen ist. Die verschiedenartigsten Einflüsse suchen sich Geltung zu verschaffen, die verschiedenartigsten Eindrücke stürmen auf den jugendlichen Monarchen ein und die letzte Entschließung erscheint ebenso schwierig wie verantwortungsvoll.

Aber die Verfassungsfrage ist nun gestellt und es läßt sich nicht absehen, wie dieselbe von der Tagesordnung wieder verschwinden könnte, oder wie deren Lösung ohne eine Krise in der Landeskirche zu finden wäre. Abgeneigt sind den Stöcker'schen Ideen und Bestrebungen nicht blos sämmtliche Liberale, sowie auch die „Positiven" aus dem Westen, namentlich aus der Rheinprovinz, welche von irgend welchen Anklängen an katholisches Kirchenwesen nichts wissen wollen, und außerdem die meisten Mitglieder der Consistorien und des Oberkirchenrathes selbst. Der Evangelische kirchliche Anzeiger in Berlin bringt über „die Einführung des Episcopats in der evangelischen Landeskirche" einen von der Kreuzzeitung einem „hochgestellten Kirchenbeamten" zugeschriebenen

Artikel, welcher sich durchaus ablehnend verhält. Da heißt es u. a.: „Was die Stärkung des geistlichen Einflusses und Ansehens durch den Episcopat anbetrifft, so ist in der Landeskirche durch die Verfassung in den unteren Organen die Stellung der Geistlichen als die leitende Kraft gesichert. Der Pfarrer ist der Pastor der Gemeinde und hat den Vorsitz in den Gemeinde-Organen. Ebenso wird die Diöcese von dem Superintendenten geleitet, dem gesetzlich der Vorsitz in der Kreissynode zusteht. Wenn nun in der weiteren Consequenz begehrt wird, daß dem General-Superintendenten der Vorsitz im Consistorium übertragen und ebenso ein Geistlicher zum Präsidenten des Evangelischen Ober-Kirchenraths ernannt werden möchte, so halten wir diese Idee für unevangelisch und praktisch unausführbar. Die Geschichte der deutschen Reformation hat den Episcopat beseitigt; derselbe ist aus dem Bewußtsein unseres evangelischen Volkes verschwunden; es fehlt der durch Geschichte und Tradition begründete Glaube an einen wahren und wirklichen Bischof in der evangelischen Kirche Deutschlands, und dieser Glaube kann durch äußere Ehrenbezeugungen nicht wieder erweckt werden. Man würde einen evangelischen Bischof zu seinem Nachtheil mit dem römisch-katholischen Bischof vergleichen."

Die Linke führt eine geradezu drohende Sprache. Von der Thatsache ausgehend, daß die brandenburgische Provinzialsynode neben den auf größere Selbständigkeit der Kirche gerichteten Anträgen auch solche wegen Erhöhung der Staatsdotation für die Evangelischen angenommen hat, schreibt u. a. der Abg. Eugen Richter in der Freisinnigen Zeitung: „Haltet die Taschen zu gegenüber allen kirchlichen Sammlungen, an denen irgendwie Orthodoxe ein Interesse haben, das ist die einzige richtige Antwort, welche die Kirchlichliberalen in Berlin und außerhalb Berlins auf das Gebahren der Stöcker'schen in den Synoden geben können. Haltet die Taschen zu, rufen wir auch den politischen Körperschaften, insbesondere den Gemeindevertretungen zu,

und zwar hier nicht blos mit Rücksicht auf die Herrschaft der Orthodoxen in der evangelischen Kirche, sondern auch im Namen der Gleichberechtigung aller Religionsparteien. Jede Zuwendung auf Kosten der politischen Steuerzahler an eine einzelne Kirchengemeinde ist ein Unrecht gegenüber allen denjenigen Steuerzahlern, welche der betreffenden kirchlichen Richtung nicht angehören."

Anderseits hat die Stöcker-Hammerstein'sche Richtung diesesmal so weit sich vorgewagt und ihre Stellungnahme in einer so rückhaltlosen und rücksichtslosen Verurtheilung des gegenwärtigen protestantischen Kirchenwesens begründet, daß nicht einzusehen ist, wie dieselbe zurück könnte, wenn Alles beim Alten bliebe. Aus den Kreisen der Hochkirchlichen wird versichert, daß selbst der Austritt aus der Landeskirche in ernste Erwägung gezogen werden müsse, falls man aus dem verrotteten und unfruchtbaren Staatskirchenthum nicht herauskommen. Entweder Freiheit der Kirche oder die Freikirche! ist die Losung der Energischesten unter den antistaatskirchlichen Elementen. Unter diesen Umständen muß die Lage der Dinge im deutschen Protestantismus und insonderheit in der preußischen Landeskirche die Aufmerksamkeit der Kirchenpolitiker in hervorragendem Maße in Anspruch nehmen.

Vom Rhein, Anfang November.

Nachschrift. Nachdem Vorstehendes geschrieben, hat sich in Berlin eine Thatsache vollzogen, welche in mehrfacher Beziehung als „klärendes Ereigniß" sich darstellen dürfte: der Hof- und Domprediger Stöcker hat seinen Rücktritt aus diesen Stellungen angeboten und den Abschied erhalten. Der nächste Anlaß zu dem Entlassungsgesuch war die Berufung des Consistorialrathes Dryander zur Stellvertretung des erkrankten Oberhofpredigers Kögel. Nach der hierarchischen Hofordnung hätte diese Stellvertretung zunächst dem Hofprediger Stöcker und dann dem Hofprediger Schrader zufallen müssen. Beide boten die Niederlegung ihrer Aemter

an. Eine politische bezw. kirchenpolitische Bedeutung hat nur die Entlassung des Ersteren. Für unsere obige Betrachtung interessirt von den vielen hier in Betracht kommenden Gesichtspunkten vor allem der eine, daß nunmehr eine indirekte Stellungnahme des Kaisers zu der Bewegung innerhalb des deutschen und insbesondere preußischen Protestantismus vorliegt. Hofprediger Stöcker war der eifrigste und ohne Frage begabteste Vertreter der auf größere Selbständigkeit der „evangelischen Kirche" gegenüber dem staatlichen Regimente gerichteten Bestrebungen. Er war ganz zweifellos der Meinung, einen gewissen Rückhalt beim Kaiser zu finden, der vielfach als der hochkirchlichen Richtung zugethan galt, wie dies, was die Kaiserin angeht, notorisch ist. Stöcker glaubte nach dem Regierungsantritte Kaiser Wilhelms II. Herr der Situation zu sein und gab seinem Hochgefühl öffentlich und privatim wiederholt in der rückhaltlosesten Weise, zuweilen in einer Form Ausdruck, welche bei Hofe Anstoß erregt hat. Die kurzer Hand erfolgte Genehmigung seines Entlassungsgesuches beweist, daß Stöcker jedenfalls über das Maß seines Einflusses an der entscheidenden Stelle sich getäuscht hat. Bedeutet nun die Entlassung auch einen vollständigen Bruch mit der hochkirchlichen Richtung? Diese Frage läßt sich mit absoluter Sicherheit noch nicht beantworten, so nahe es liegt, die Verabschiedung im bejahenden Sinne zu deuten. Unter allen Umständen scheint eine aktive Förderung der Stöcker-Hammersteinschen Bestrebungen durch die Hofkreise nunmehr ausgeschlossen zu sein. Stöcker hat seinerseits jetzt die volle Freiheit der Bewegung erlangt, zu deren Gunsten er schon früher einmal den Verzicht auf sein Hofamt in Erwägung gezogen hat, — es muß sich jetzt zeigen, was der „neue Luther" und sein Anhang aus eigener Kraft für die von ihnen in den denkbar stärksten Ausdrücken als unerläßlich bezeichnete „Kirchenreformation" leisten wollen und können.

LXI.

Eine Geschichte des Allgäus.

Nur wenige deutsche Gaue werden eine so eingehende und sachkundige Behandlung ihrer Geschichte, das Wort in seinem weitesten Sinne genommen, aufzuweisen haben, als dies von unserem schönen und interessanten Allgäu gerühmt werden kann. Wie für das benachbarte Württemberg der vortreffliche Chr. Fr. v. Stälin in seiner „Wirtembergischen Geschichte" ein anerkanntes, ja unübertroffenes Meister- und Musterwerk einer Specialgeschichte geschaffen, so ist dem Allgäu aus der Mitte seiner eigenen Söhne in dem gelehrten und unermüdlich thätigen Donaueschinger Archivar Dr. Fr. Ludwig Baumann ein Geschichtschreiber erstanden, den tiefe Sachkenntniß, Gewandtheit der Darstellung und Wärme der Begeisterung für das heimische Land in gleichem Grade auszeichnen.

Seit zwei Decennien bildet Schwabens Land und Volk so recht eigentlich den Mittelpunkt seiner reichen literarischen Thätigkeit. Abgesehen von einer Reihe kleinerer, in mehreren Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen und Aufsätze zur schwäbischen Orts- und Namensforschung lieferte Baumann schon vor einer längeren Reihe von Jahren jene gründlichen und von Fachkreisen ausnahmslos mit hoher Anerkennung aufgenommenen Arbeiten, welche die mächtige von Schwaben ausgehende Bewegung des Bauernkrieges zu ihrem Gegenstande hatten: „Die oberschwäbischen Bauern im März 1525 und die zwölf Artikel" (1871), „Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges in Oberschwaben" (1876) und „Akten zur Geschichte des deutschen

Bauernkrieges in Oberschwaben" (1877). Hier einschlägig sind auch seine eingehenden Abhandlungen „Die Gaugrafschaften im Wirtembergischen Schwaben" (1879) und „Schwaben und Alamannen, ihre Herkunft und Identität" (XII. Bd. der Forsch. z. deutsch. Gesch.), in welcher Schrift er neben der nunmehr ziemlich allgemein recipirten Deutung des Namens der Alamannen auch deren Verhältniß zu den Schwaben zum erstenmale in wissenschaftlich haltbarer Weise feststellt. Bekannt ist ferner der hervorragende Antheil, welchen Baumann an der Herausgabe des hochbedeutsamen Urkundenbuches des Hauses Fürstenberg hat, die ihm seit den letzten Jahren allein obliegt, und seine Nekrologien in den Monumenta German. werden als eine ebenso verdienstvolle als mühevolle und umsichtige Arbeit gerühmt, Leistungen, die wir hier um so mehr namhaft machen dürfen, als sie auch vielfach in das Gebiet schwäbischer Geschichtsforschung einschlagen.

Vor allem aber möchten wir an dieser Stelle neuerdings auf B.'s Hauptwerk zusammenhängender Geschichtsdarstellung aufmerksam machen, von dem nunmehr der zweite Hauptheil vollendet vorliegt, auf die „Geschichte des Allgäus".[1]) Mehr als neun Jahre sind verflossen, seit das erste Heft des Werkes erschien, das ursprünglich auf 20 Lieferungen berechnet war, das aber freilich jetzt bereits diesen Rahmen überschritten, obschon noch der abschließende dritte Band aussteht; volle sieben Jahre liegen zwischen dem Erscheinen des ersten und zweiten Bandes, ein Beweis dafür, wie ernst Verfasser wie Verleger ihre Aufgabe genommen, die auch in der That nach der Art und Weise, wie sie dieselbe lösen wollen, nach Umfang und Inhalt eine sehr schwierige, aber auch hochverdienstliche genannt

1) Geschichte des Allgäus von Dr. Fr. Ludw. Baumann Kempten, Kösel'sche Buchhandlung (J. Huber). I. Band 1881 bis 1883, gr. 8°. 640 S. mit Karte; II. Band 1884—1890, 776 S. (Zus. 22 Lieferungen à 1,20 M.) Wenngleich über den ersten Band seinerzeit in diesen Blättern bereits von sachkundiger Feder Bericht erstattet wurde (1883, Bd. 92, S. 426 ff.), so wird es in Ansehung der Bedeutung des Werkes doch nicht überflüssig sein, wenn hier neben dem ausführlicheren Hinweise auf dessen zweiten Band auch noch kurz an den ersten Theil erinnert wird.

werden darf. Zwar ist das Territorium, dessen Vergangenheit uns nach allen Seiten hin in dem Werke erschlossen wird, von recht mäßigem Umfange — B. begreift unter Allgäu alles Land, das zwischen dem Lech, dem Hochgebirge und einer Linie Scheidegg = Wangen = Kißlegg = Memmingen = Kaufbeuren gelegen ist — so handelt es sich doch um einen Strich deutschen Landes, in welchem im Laufe der Jahrhunderte eine ganze Reihe eigenartiger rechtlicher und socialer Erscheinungen hervorgetreten, deren Spuren zum Theile bis heute bemerkbar geblieben sind, um ein schönes merkwürdiges Land, dessen historische und culturelle Entwicklung auch für weite Kreise Bedeutung und Interesse beanspruchen darf. Das Bild einer solchen Heimath zu entwerfen, hat für den Forscher doppelten Reiz, der so wohl gerüstet an die vielseitige Aufgabe herantrat, wie es bei B. der Fall ist. Und wahrlich, etwas von der Begeisterung, die ihm die Feder geführt, hat er gewiß auch seinen Lesern beigebracht; sie zählen aber sicher nach Tausenden in allen Schichten des Volkes, in Schwaben nicht nur, sondern im ganzen weiten Vaterlande. Anordnung und Ausstattung des Buches und vor allem seine Darstellung zielen darauf ab, den Zweck voll und ganz zu erreichen, den sich der Verfasser vorgesetzt: „Meine Geschichte ist in erster Reihe nicht für gelehrte Fachgenossen, sondern für meine Allgäuer Landsleute geschrieben." Dabei „soll es ein ernstes, durchaus auf selbständige Studien aufgebautes Werk sein, dessen Aussagen auch wissenschaftliche Kritik und Nachprüfung ertragen." Das hat B. in der Einleitung zum ersten Bande (S. 11) versprochen, das hat er mit den bisherigen zwei Bänden auch voll und ganz gehalten; darin liegt auch vor allem des Werkes eigenartiger Vorzug und besonderer Werth. Er hat uns nicht blos eine sogenannte politische Geschichte des Alpgaues geboten, sondern dabei in ganz überwiegender Weise auch „eine Darstellung der Rechts- und Verfassungszustände, der Wirthschaft und Gesittung im Allgäu" gegeben, und dafür müssen ihm die Nichtfachleute ganz besonderen Dank wissen.

Doch folgen wir zunächst in Kürze dem Faden der Darstellung, wie er sich durch das ganze Werk zieht. Die gesammte Geschichte des Allgäus gliedert B. in sechs Abschnitte (von der

r- und keltiſchen Zeit bis zum Schluſſe des erſten Jahrzehnts nſeres Jahrhunderts), wovon in den zwei Bänden bisher die ier erſten behandelt ſind, nämlich: die Ur- und keltiſche ſowie ie römiſche Zeit bis 496; die altſchwäbiſche und karolingiſche eit (496—911); Zeit des ſchwäbiſchen Herzogthums (912—268) und endlich die Zeit des ſpäteren Mittelalters 1268—1517), letzterer den ganzen zweiten Band umfaſſend. abei handelt der Verfaſſer in jedem dieſer Abſchnitte zunächſt on der politiſchen oder „äußeren Geſchichte“ und reiht in den olgenden Kapiteln daran die Darſtellung der Verhältniſſe der Verfaſſung, des Rechts, des Grundbeſitzes, der Geſittung und es Bildungszuſtandes in den betreffenden Zeitabſchnitten. Es iegt in der Natur der Sache begründet, daß über den erſten ieſer ſechs Abſchnitte verhältnißmäßig nur ſpärliche Mittheilungen nach beiden Richtungen gegeben werden können, doch reten einzelne Punkte bereits deutlicher hervor; wir erinnern n die viel beſprochene likatiſche Hochburg, nach Baumanns Annahme Strabo's Damaſia, den Auerberg, und an das altberühmte Cambodunum (Kempten), worüber freilich nach den neuerlichen Ausgrabungen noch mancherlei nachzutragen wäre.

Auch ſonſt fehlt es nicht an größeren oder kleineren Ueberreſten jener älteſten Jahrhunderte; nur ſpärliche Reſte des von den Römern weggefegten Volksthums der Vindelicier ſind zu verzeichnen, reichlicher ſind die der Römerherrſchaft und der Römiſchen Cultur aus der Zeit vor 496, in welchem Jahre das Allgäu ſchwäbiſche Bewohner erhalten hat; daß auch das Chriſtenthum ſchon um das 4. Jahrhundert feſten Boden in jenem Landſtriche gewonnen, der ihm dann durch den Sturm der Völkerwanderung entzogen wurde, hält B. aus mehrfachen Gründen für ſehr wahrſcheinlich. Romanen, zerſtreut unter den neuen Eroberern lebend, bewahrten ſpäter das Gut des Chriſtenthums inmitten der heidniſchen Schwaben, bis auch ſie allmählig bis auf verſchwindende Reſte in dem mächtigen Strome untergingen. Der Hauptſtamm der alten Semnonen, denn dies und nichts anderes ſind nach Baumann die Schwaben oder Alamannen, kamen aus weiter Ferne in das neue Heimathland, wo ſie ſich nach langer Wanderung niederließen, zunächſt unter oſtgothiſcher Schirmherrſchaft. Leider fließen auch für dieſe

2. Periode die Quellen noch recht spärlich, sowohl für die Zeit der Merowinger wie für die der Karolinger. Zwar weiß die alte Legende von Karls des Großen jugendlicher Gemahlin Hildegard, einer Urenkelin des altberühmten Schwabenherzogs Gottfried, der Erbin der Allgäuer Güter ihrer Ahnen, viel zu erzählen, aber nur weniges davon vermag vor der Kritik der Forschung die Probe zu bestehen. Die Ungarn haben schon zu jenen Zeiten die schwäbischen Gaue heimgesucht, wenn auch nähere Angaben für diesen Abschnitt fehlen; Eines aber wissen wir, und das ist für die ganze künftige Entwicklung des Landes von allergrößter Bedeutung — das ist die Bekehrung des Allgäus zum Christenthum im Laufe des 7. und 8. Jahrhunderts. Anknüpfend an die schwachen christlichen Ueberreste aus römischer Zeit verbreitete sich das Licht des Evangeliums zunächst im Westallgäu besonders durch den großen Glaubensboten Gallus, dessen Kloster (St. Gallen) geradezu der Ausgangspunkt der Bekehrung des Allgäus ward; in Ostallgäu predigten etwas später der hl. Magnus und der hl. Theodor die Lehre des Heils; „Zellen", Privat- und öffentliche Kirchen entstanden bald in großer Zahl, und die drei großen Klöster: Kempten, Füssen und Ottenbeuren wurden wahre Culturcentren für einen weiten Umkreis. Gerade über diese Verhältnisse verbreitet sich B.'s Darstellung sehr ausführlich; in Bezug auf die vielumstrittene Magnusfrage schließt sich der Verfasser durchaus der Auffassung des leider inzwischen auch heimgegangenen hochverdienten Forschers auf dem Gebiete der schwäbischen Geschichte, dem hochseligen Erzbischof Antonius v. Steichele, an. Wie er des Näheren die Verfassung der Klöster und die kirchlichen Verhältnisse jener Zeit überhaupt schildert, so führt er uns die Art der Ansiedlung und die Beschaffenheit der Wohnorte jener Zeit ausführlicher vor Augen. Die alten sehr ausgedehnten Urmarken (Argengau und Nibelgau) wurden bald in viele kleinere Antheile zertheilt. Mit dem 9. Jahrhundert war die Auflösung der alten großen Marken überhaupt vollendet und es gab fortan im Allgäu mit wenigen Ausnahmen nur noch Marken der Einzelansiedelungen; das „Hof-" oder „Einödungssystem" ergab sich angesichts der immermehr sich verdichtenden Bevölkerung einerseits und der natürlichen Beschaffenheit des Bodens andrerseits nach und nach von selbst.

Darauf deuten auch zahlreiche alte Ortsbenennungen hin, ie auf das Ueberwiegen von Höfen oder Weilern hinweisen; ber sie bringt B. sehr viel Lesenswerthes vor (S. 133 ff.),[1] ndem er einen längeren Excurs über altdeutsche Namengebung ir Orte und Personen überhaupt macht, wobei er sich auch ls gründlichen Kenner der einschlägigen philologischen Literatur rweist.

Nicht minder bemerkenswerth als das Resultat eigener ingehender Forschung sind seine Auseinandersetzungen über die Vertheilung des Grundbesitzes" und die „Gauverfassung" jener Jahrhunderte, wie über „Gericht und Recht", „die Stände" und ndere einschlägige culturelle Verhältnisse. Das hier mit so roßer Gründlichkeit und dabei doch in gemeinverständlichem Tone Gebotene rechtfertigt, im Zusammenhalte mit den analogen lusführungen im zweiten Bande, den Wunsch, der Verfasser möchte uns diese Seiten der Vergangenheit unseres deutschen Volkes, Rechts- und Verfassungsgeschichte und was damit zuammenhängt, in einer gesonderten ausführlichen Darstellung bieten; das hier für ein kleineres Gebiet Ausgearbeitete dürfte Typus und Vorbild für eine derartige größere Arbeit sein. Hier ist nicht der Ort neuerdings auf diese Ausführungen zurückzukommen; auch für „Leben und Cultur" können wir nur auf B.'s anziehende Schilderung (S. 217—240) verweisen.

Es folgt die Zeit der schwäbischen Herzoge, drei und ein halbes Jahrhundert vielfach wechselnder Geschichte umfassend, für die leider auch noch so manche Lücke in den Quellen zu beklagen ist. In der Zeit von Burkard I. bis zu dem unglücklichen letzten Schwabenherzoge Konradin, der sein junges Haupt zu Neapel unter das Henkerbeil legen mußte (1268), traten sowohl in Bezug auf Gerichtsverfassung als auch auf Heeresdienstleistung und Besitzverhältnisse wesentliche Umgestaltungen ein, die B. in sechs großen Hauptstücken erörtert:

1) An dieser Stelle möchten wir auch auf das Vorkommen des Namens Allgäu, einer Einöde und Waldgegend im oberbayer. Oberlande bei Warngau, Ger. Miesbach, hinweisen, worüber man Näheres findet in dem recht lesenswerthen Schriftchen A. Wessingers, „Bayerische Orts- und Flußnamen". 2. Aufl. München, 1886. S. 12 ff.

„Aeußere Geschichte, Verfassung und Recht, Kirche, Grundbesitz und Leben, Stände und Leben und Cultur." Besonders hervorheben möchten wir hier den Abschnitt über die Kirche und über die Culturverhältnisse jener Zeit; auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens, des künstlerischen wie des wissenschaftlichen Strebens wetteiferte das Allgäu mit den rührigsten Theilen Deutschlands; so manche werthvolle Ueberreste jenes Schaffens sind uns erhalten, so manche freilich durch die Ungunst der Zeitverhältnisse oder durch den Unverstand der Menschen verkommen. Die Klöster Ottenbeuren, Isny und Irsee enthielten in ihren Büchereien Schätze ersten Ranges, auch die mittelalterliche Dichtung blieb unserem Gau nicht unbekannt, war doch sein letzter Herzog Konradin selbst unter die Dichter gegangen. Die ältesten Versuche, die im Allgäu gemacht wurden, in deutscher Sprache zu schreiben, finden sich in einem aus Irsee stammenden Psalmenbuche (um 1200 geschrieben); in Kaufbeuren fand die mittelhochdeutsche Sprache in der ältesten in deutscher Sprache überhaupt gegebenen Königsurkunde Konrad's IV. vom St. Jakobstage 1240, erstmals Verwendung — in trefflicher Photolithographie reproducirt dem Werke beigegeben (zu S. 572). Die Dienstmannenfamilien des Allgäus, welche aus der Zeit vor 1268 urkundlich nachgewiesen werden können, werden alle aufgeführt, und zahlreiche Wappen von Allgäuer Edlen und Grundherren in vorzüglichen Chromolithographien bilden einen Haupttheil des reichen Bilderschmucks des ersten Bandes.

Eine historische Karte bringt uns den Umfang und die politische Eintheilung des Allgäu zur Anschauung, wie sie sich im 12. Jahrhundert gestaltet hatte; in derselben sind nur diejenigen Orte aufgenommen, welche vor 1200 in Geschichtsquellen genannt werden oder deren Existenz für jene Zeit doch mit großer Wahrscheinlichkeit erschlossen werden kann, wobei noch überdies jeweils das Jahr angegeben ist, in welchem die betreffenden Orte zum erstenmale namhaft gemacht werden.

Ein wichtiger neuer Abschnitt der allgäuischen und schwäbischen Geschichte überhaupt beginnt mit der Epoche „des späteren Mittelalters," welche Baumann zum Gegenstand der Darstellung des zweiten Bandes seiner Geschichte macht, die

den ersten wie an Umfang so in mancher Richtung auch an Bedeutsamkeit seines Inhalts übertrifft.

In der „äußeren Geschichte“ dieser Landestheile ist zunächst nur von vielfachen, den Wohlstand der Städte und der Stände oft schwer erschütternden Fehden der Städte und adeligen Geschlechter untereinander die Rede. Der einst so bedeutsame Städtebund wird in seiner Bedeutung und Kraft erschüttert und zuletzt ganz gebrochen. Kempten, Memmingen, Isny und andere Städte und Stifte des Gebiets litten schwer unter solchen Verhältnissen; zudem wurden diese Städte und sonstige Reichsstände des Allgäus auch in den Reichskrieg gegen den Bayernherzog Ludwig den Reichen (1462) verwickelt, und bei der schweren Niederlage bei Giengen fielen auch Hunderte reichstreuer Schwaben, nachdem jene Gegend in weitem Umkreise die Hand des Feindes schwer empfunden hatte. Bald brachen neue Fehden im oberen Illerthal und dann wieder zwischen dem bekannten, stets fehdelustigen Friedrich von Helfenstein und den Seestädten aus, bald auch wieder andere in anderen Theilen des Allgäus. Stadt und Stift Kempten standen sich zum Verderben beider mehr als einmal feindlich gegenüber, oft aus recht unbedeutenden Ursachen; auch gewöhnliche Leute, selbst Leibeigene begannen bei immer weiter fortschreitender Unsicherheit für Personen und deren Hab und Gut mit den Waffen in der Hand sich ihr Recht selbst zu suchen. Dies dauerte auch dann noch fort, als 1466 eine Reihe schwäbischer darunter auch allgäuischer Städte von der Noth der Zeit gedrängt dazugekommen waren, einen gegenseitigen Schutzbund zu schließen und wiederholt auf je fünf Jahre zu erneuern; endlich 1488 gelang es, die meisten schwäbischen Stände und Städte zur Errichtung des gemeinsamen „schwäbischen Bundes“ zu vereinen, dem sich zuletzt auch Kempten und Wangen anschlossen. War er auch nur auf eine Reihe von Jahren gestiftet, so trug er doch in der Noth der Zeitlage und in der festeren Gestaltung seiner Organisation eine größere Gewähr längeren Bestandes in sich, als es bei den bisherigen Bündnissen der Fall gewesen war; an seiner Spitze standen anfangs zwei Hauptleute und achtzehn Räthe, die Hälfte wählten Klöster

und Adel, die andern aber die Reichsstädte. Auch die weitaus meisten Klöster — Ottenbeuren schloß sich nie an — und sehr viele Edelleute traten allmählich dem Bunde bei; freilich hörten damit noch lange nicht alle Fehden und Kämpfe auf; auch die folgenden Reichskriege unter Friedrich III. und Maximilian I. nahmen die Streitkräfte unseres Bundes recht vielfach, zum Theil in weitabgelegenen Landen in Anspruch und im Innern der schwäbischen Lande selbst zeigten sich in dem Kampfe der Leutkirchener gegen den Grafen Hans von Sonnenberg und dem Aufstande der Bauern des Stifts Kempten im Spätjahre 1491 Erscheinungen, die in ihrem Wesen bereits als die ersten Vorboten der blutigen Aufstände des Jahres 1525 betrachtet werden dürfen. Zwar gelang es diesmal noch, eine friedliche Ausgleichung zwischen den in ihrem Rechte gekränkten Kemptener Bauern und dem Fürstabte zu Wege zu bringen, aber der Stachel wurde nie mehr von dieser Bauernschaft genommen, sondern stätig gährte es in ihrem Innern in der Stille fort (S. 85). Andere Kämpfe, besonders gegen die Eidgenossen, traten in den nächsten Jahren auf, nicht zum Nutzen des schwäbischen Bundes, der sich trotz seiner Erweiterung (1500) nicht stark und fest genug erwies. Am bayerischen Erbfolgekriege (1504) betheiligte sich der schwäbische Bund mit großem Nachdrucke zu Gunsten Albrecht's von Bayern-München; es waren die allgäuischen Grafen Hans und Andreas von Sonnenberg, welche damals für Albrecht die Stadt Erding eroberten und gegen mehrfache Angriffe behaupteten.

Zwar sind wir auch für diesen Zeitraum mangels entsprechender ausführlicheren Quellen in Bezug auf die äußere Geschichte des Allgäus nicht so eingehend unterrichtet, als es zu wünschen wäre, allein immerhin genügte das Vorhandene für unseren Geschichtsschreiber, um daraus ein lebendiges und übersichtliches Bild der allgemeinen politischen Entwicklung der äußeren Geschichte zu gestalten und selbst manchen kleineren, aber recht bezeichnenden Zug in dasselbe einzuführen, der die eigenartige Gestaltung der Verhältnisse des Allgäus trefflich illustrirt.

Ungleich ausführlicher freilich und tiefeingreifend ist die

Darstellung der Entwicklung der innerstaatlichen Verhältnisse auf all ihren Gebieten. Gleich das zweite Hauptstück: „Verfassung und Recht“ (S. 102—360) bildet sozusagen ein kleines Buch für sich. Die Hoheitsrechte hatten sich auf Allgäuischem Gebiete im Laufe der Jahrhunderte außerordentlich mannigfach und bunt untereinander gestaltet, so daß es nahezu als unmöglich betrachtet werden muß, sie gerade für den Zeitraum des späteren Mittelalters im Einzelnen klar und erschöpfend vor Augen zu führen. Denn „wir stehen hier vor einem Wirrnisse von Ueberresten alter Einrichtungen und neuer Schöpfungen, vor einem bunten Durcheinander von voll, halb und knapp ausgestatteten Gerichtsherrlichkeiten“ (S. 111). Trotzdem ist es B. gelungen, in dankenswerther Uebersichtlichkeit und Ausführlichkeit zugleich gerade diese außerordentlich schwierige und wichtige Materie zur Darstellung zu bringen.

E. Rosenthals verdienstvolle „Geschichte des Gerichtswesens und der Verwaltungs-Organisation Bayerns“ und Riezlers einschlägige Kapitel in seiner „Geschichte Baierns“ erhalten dadurch eine äußerst schätzenswerthe Ergänzung und Erweiterung. B. betont und hält zunächst fest die wichtige Unterscheidung zwischen dem öffentlichen und dem privaten Rechte, und auf ersterem Gebiete wieder den wesentlichen Unterschied zwischen hoher und niederer Gerichtsbarkeit, welch letztere die ganze bürgerliche Jurisdiktion und auch die strafrechtliche umfaßt mit alleiniger Ausnahme der todeswürdigen Verbrechen (Raub, Mord, Brand, Münzfälscherei, Ketzerei u. a.), welche neben dem Urtheile über persönliche Freiheit und freies Eigen zur hohen Gerichtsbarkeit zuständig waren. Die niedere Gerichtsbarkeit, womit auch verbunden war der Besitz von „Zwing und Bann“ und meist auch die sogenannten „Ehehaften“ (Taferne, Badstube, Schmiede, Mühle u. a.), besaßen aber im späteren Mittelalter die Mehrzahl aller Grundherren. Auf dem Gebiete des privaten Rechts andrerseits muß „Lehensherrlichkeit“ und „Frohngerichtsbarkeit“ unterschieden werden, welche mit sehr ausgedehnten Competenzen verknüpft war. Dazu kommt, daß die Gemeinden in Angelegenheiten ihrer Gemarkung auch im späteren Mittelalter selbständig auftraten und hierin immer noch eine Art

Hoheit besaßen. B. entwickelt alle diese Verhältnisse unter Berücksichtigung der ehemaligen Grafschaften und reiht daran eine sehr interessante Darstellung der Entwicklung des Städtewesens (S. 238 ff.). Die Herrschaft Trauchburg, die äußerst umfangreiche Reichspfandschaft Zeil, die Gebiete von Memmingen, Kempten, Ottenbeuren, Irsee, Füssen, die Gebiete der Augsburger Bischöfe, sowie der Herren von Rotenstein und Montfort, die sehr verwickelten Verhältnisse der Grafschaft Eglofs, der Reichsgrafschaft Rotenfels, der „Pflege Rettenberg", auch die einigen später an Oesterreich gefallenen Theile des Allgäus: der Gemeinde Möggers, des sogenannten kleinen Walserthales, des Thannheimerthales und der Herrschaft Vils werden im Einzelnen eingehend behandelt. Es geht daraus hervor, daß in einzelnen Gegenden die älteren, frühmittelalterlichen Hoheitsrechte sich noch sehr lange erhielten, so in der uralten Reichsvogtei Aitrang (bei Kempten), wo die Grundherrschaft sammt den Frohngerechtsamen seit urvordenklichen Zeiten dem Kloster Füssen zustand, während die hohe Gerichtsbarkeit dem Stifte Kempten und endlich die Vogtei sammt der niederen Gerichtsbarkeit dem Reiche zukam, bis letztere nach mancherlei vorübergehendem Wechsel 1401 als Reichspfand an die Familie Freiberg-Eisenberg überging, in deren Besitz sie bis zum Schlusse des Mittelalters verblieb. Während andrerseits in mehreren Theilen Schwabens und im Besonderen auch des Allgäus sehr ausgedehnte geschlossene Herrschaftsgebiete mit weitausgedehnten Vollmachten entstanden, gelang dies den Grundherren im oberen Allgäu am wenigsten; es gab da noch um 1500 wenige Orte, in denen ein einzelner Herr die gesammten Hoheitsrechte über alle Einwohner in seiner Hand vereinigt hätte. Die Grafschaft Rotenfels bildete hierin eine seltene Ausnahme.

In Bezug auf die Städte stellt B. zunächst die vielfach irrigen Auffassungen richtig, welche über die Entstehung und die ursprünglichen Vorrechte der Reichsstädte bestehen, deren das Allgäu sechs zählte: Wangen, Isny, Leutkirch, Memmingen, Kempten, Kaufbeuren und (kurze Zeit freilich nur) Füssen. Gerade die frühe Geschichte von Memmingen, Kaufbeuren und Isny gibt uns volle Aufklärung über die Entwicklung dieser

Gemeinwesen. Es ist eine unrichtige Vorstellung, daß „die Reichsstädte, soweit sie diesen Charakter erhalten, unabhängige Republiken geworden wären, und daß sie ihre Rangerhöhung einem königlichen Privilegium zu verdanken hätten. Die allmählig erstehende und sich steigernde Unabhängigkeit der Reichsstädte — gegenüber Reich und Kaiser — ist vielmehr in Wirklichkeit das Ergebniß einer langjährigen Entwicklung und steht insbesondere mit dem Verfalle der königlichen Macht in Deutschland im Zusammenhange“ (S. 239). Rudolf von Habsburg und seinen Nachfolgern verdanken diese Städte zunächst eine Reihe werthvoller Freiheiten, die zumeist den Zweck und auch den Erfolg hatten, das bürgerliche Gedeihen der damit bedachten Städte zu stützen und zu fördern.

Erst im 14. Jahrhundert eigentlich begann die raschere Entwicklung, welcher die Reichsstädte ihre spätere politische Unabhängigkeit verdanken; so geschah es, daß bereits Friedrich der Schöne 1313 mit den Städten Memmingen und Kempten wie mit gleichberechtigten Reichsständen ein förmliches Bündniß schließen mußte. Bedeutung und Selbständigkeit des Ammanns trat immer mehr zurück, und Bürgermeister und Stadtrath treten dafür in den Vordergrund in den Reichsstädten, die allmählig alle Rechte an sich ziehen; gleichzeitig geht der Zug der Zeit mehr und mehr dahin, das Stadtregiment nicht mehr bloß in den Händen angesehener Geschlechter (Patrizier) zu belassen, sondern zum Gemeingute der gesammten Bürgerschaft zu machen. So entstand auch das Zunftregiment; diese Verbände, an deren Spitze die Zunftmeister standen, übernahmen bald nach Beseitigung des Regiments der Geschlechter die Regierung der Stadt, womit freilich nicht ausgeschlossen war, daß die durch Intelligenz und Wohlhabenheit hervorragenden Patrizier in Krieg und Frieden noch immer ein gut Theil tiefgreifenden Einflusses besaßen. Unter solchen Verhältnissen erwuchs die vielseitige Blüthe des Städtewesens im 14. und 15. Jahrhundert; freilich ging daraus bereits im 15. Jahrhundert auch jene einseitige, auf das Ganze vergessende und im kleinlichen Kirchthurminteresse aufgehende Politik hervor, die zur Schwächung des Reiches ein Wesentliches beitrug. Wie die Dinge in den einzelnen

allgäuischen Reichsstädten sich entwickelten, wird von B. sehr ausführlich auseinandergesetzt. Der lange Zwist zwischen Stadt und Stift Kempten ist, soweit es die Lückenhaftigkeit des Quellenmaterials zuläßt, Gegenstand einer fast zu sehr ins Einzelne gehenden Darstellung. Mit dem Jahre 1510 erhält die Stadt als Krönung ihrer mehrhundertjährigen Bestrebungen von Kaiser Maximilian I. das Recht der Prägung von Gold-, Silber- und anderen Münzen und dadurch volle Gleichstellung mit anderen Reichsstädten.

Was über die Verfassung der drei Landstädte Füssen, Vils und Immenstadt bekannt ist, entbehrt vielfach der Sicherheit und Klarheit; das vorhandene Material hat B. mit thunlichster Vollständigkeit ausgenützt. Füssen erlangte das Stadtrecht wohl schon vor dem Ende der Staufer; erst seit dem Jahre 1431, wo die Stadt vom Kaiser Sigmund auch den Blutbann verliehen erhielt, ist sie in ihrer Verwaltung und in ihrem Gerichtswesen vom Augsburger Bischof ganz unabhängig geworden, der durch Jahrhunderte der eigentliche Grundherr der Stadt gewesen war. Vils und Immenstadt erhielten erst im 14. Jahrhundert Stadtrecht, letzteres, wie Baumann vermuthet, erst durch die Thätigkeit des Grafen Heinrich von Montfort, Herren zu Rotenfels (1360), nicht, wie vielfach irrthümlich angenommen wurde, um das Jahr 1414 oder gar erst 1463; der Name Immendorf freilich blieb bis ins 15. Jahrhundert hinein. Ottenbeuren ist bis zur Stufe einer Stadt nicht emporgediehen, obschon seine „Bürger" gewisse Vorrechte besassen. Bertholdshofen stand nur vorübergehend auf derselben; alles Nähere über dessen Emporkommen und Niedergang ist uns indessen unbekannt.

Die Darstellung des allgäuischen Gerichtswesens (S. 299—333) in der Zeit von 1268 bis 1517, auf die wir hier nur mit einem Worte hinweisen können, ist ganz dazu angethan, den lebhaftesten Wunsch bei allen Lesern rege zu machen, Baumann möchte sich zu einer umfassenden Bearbeitung dieser hochwichtigen Materie für den ganzen Umfang des Schwabenlandes entschließen. Bemerkt zu werden verdient, daß schon in jenen Jahrhunderten recht viele, nur zu berechtigte Klagen

darüber laut wurden, daß, zumal in den Städten, bei Ausübung der Rechtspflege gar häufig nach Ansehen der betheiligten Personen geurtheilt und verfahren wurde; blutige Strenge der Gerichte, zum Theile barbarische Rohheit in der Exekutive einerseits und Willkür der rechtsprechenden Richter andererseits treten vielfach zu Tage. Gerichtet wurde nach dem „Schwabenrechte", einem in ganz Schwaben durch Jahrhunderte und von Generation zu Generation überlieferten Gewohnheitsrechte, das nicht mit dem „Schwabenspiegel" verwechselt werden darf. Lokal verschiedene Lehens- und Frohnhofrechte, sowie alsbald auch verschiedengeartete Städterechte verbanden sich bald damit; ebenso andere Partikularrechte und „Weisthümer", die im Allgäu theilweise bis heute im Volke erhalten geblieben sind. Gelegentlich der Auseinandersetzungen über das Urkundenwesen ist auch auf die erste in jener Landschaft vorkommende Papierurkunde aufmerksam gemacht, aus dem Jahre 1317 stammend und im Kaufbeurer Stadtarchive aufbewahrt; ihr Stoff ist aber nicht Linnen-, sondern ganz reines Baumwollenpapier (S. 307). Was B. bei dieser Gelegenheit über die Siegel bemerkt, verdient ebenfalls alle Beachtung. — Kürzer behandelt ist das Kriegswesen (S. 333—353), worüber Würdinger in seiner sehr verdienstvollen „Kriegsgeschichte" sehr genaue Angaben enthält. — Das noch übrigbleibende Gebiet des Finanzwesens endlich bedarf erst noch eingehender Specialforschung, weshalb sich B. mit einer kürzeren, immerhin aber des Interesses nicht entbehrenden Darstellung desselben begnügt hat (S. 353 bis 359). Hohe Steuern, große Schulden zählten auch damals bereits nicht zu den seltenen Dingen!

Das dritte Hauptstück endlich des ersten Hauptabschnittes behandelt die „Kirche" (S. 360—483). Nach einer Feststellung der Reihenfolge der Bischöfe von Constanz und Augsburg, in deren Sprengeln das Allgäu gelegen war, behandelt der Verfasser zunächst die Geschichte der reichsunmittelbaren Klöster Kempten, Ottenbeuren und Irsee, dann der unter landesherrlicher Hoheit stehenden Abteien Füssen und Isny und zahlreicher anderer klösterlicher Niederlassungen, Pfarreien und Kirchen; alle hervorragenden Prälaten und Kirchenfürsten werden

in ihrer Thätigkeit näher vor Augen geführt und das mit der Zeiten Gunst und Ungunst auf- und niederschwankende Bild zahlreicher altberühmter Stiftungen tritt uns lebhaft vor die Seele. Wie viel religiöser Sinn, wie viel Opferfreudigkeit und Wohlthätigkeit auf diesem kleinen Fleck Erde! Beachtenswerth ist der Hinweis B.'s (S. 455), wie so ganz irrig die weit verbreitete Ansicht sei, als ob im Mittelalter nicht häufig gepredigt worden sei; gerade das Gegentheil sei richtig, wenn auch die Errichtung eigener Prädikaturen in früher Zeit seltener gewesen — zu Isny, Wangen und Memmingen kommen auch solche vor mit sehr bemerkenswerthen Stiftungsbedingungen — andere Städte folgten bald nach.[1]) Die Verhältnisse des Weltklerus, ihre Begründung, ihre sociale Stellung und Organisation, sowie ihre Vorbildung und Lebensweise werden ausführlich geschildert, ebenso das mit dem kirchlichen Leben verbundene Bruderschafts-, Ablaß- und Wallfahrtswesen, sowie die Armenpflege in all ihren Formen. Die christliche Barmherzigkeit rühmt der Geschichtsschreiber als eine der schönsten Tugenden der Allgäuer Vorväter, wie sie sich in Werken der Wohlthätigkeit aller Art, am glänzendsten in der Stiftung und Mehrung der Spitäler kund gegeben habe; jede Stadt und jeder sonstwie bedeutendere Ort erfreute sich in der That meist mehr als nur einer frommen Stiftung solcher Art zum Heile der in Krankheit und Noth jeder Art sich befindenden Mitbürger. Denselben regen frommen Sinn bezeugen herrliche Kirchenbauten in Stadt und Land und deren reichliche Ausschmückung mit Kunstwerken aller Gattungen, nicht als ob natürlich neben diesen Lichtseiten nicht auch so manche düstre Schatten sich fänden!

(Schluß folgt.)

1) Wenn Maurenbrecher, Gesch. der kath. Ref. S. 69 bemerkt: In weit energischerer Weise und in weit ausgedehnterem Umfange, als dies in den letzten Jahrhunderten geschehen, wurde damals von Seite der Kirche und ihrer Diener das Volk bearbeitet, so gilt dies sicher auch vom Allgäu und Schwaben überhaupt, zumal in der Diöcese Augsburg allein in jener Zeit zwölf neue Prädikaturen, darunter zum Theil in kleinen Städten, zu den bereits vorhandenen zahlreichen älteren errichtet wurden.

LXII.

Zeitläufe.

Socialpolitiſche Aphorismen vom 1. Mai und 12. Oktober 1890.

Den 12. November 1890.

Es iſt ſo raſch gegangen, daß man nur mühſam noch nachkommen kann. Am 1. Mai auf Befehl des vorjährigen Pariſer Congreſſes große Heerſchau und verſuchsweiſe Volkszählung; am 30. September ſtiller Hinfall des Bismarck'ſchen Ausnahmegeſetzes; zwölf Tage nach dieſer Luftreinigung conſtituirende Verſammlung in Halle a. S., und jetzt bereits eine Parteiregierung in Berlin mit Beſoldung und Budget, an ihrer Spitze ein jüdiſcher Reichstagsabgeordneter, den ſeine Mantelnäherinen zum Millionär gemacht haben. Neidlos geſtehen alle „Genoſſen" der Welt der preußiſchen Socialdemokratie den Preis zu; ihre Regentſchaft zu Berlin iſt eine Weltregierung in ihrer Art, und an ihrer Spitze ſteht ein — reicher Jude.

Es liegt etwas Geheimnißvolles in dieſem äußerlichen Umſtand. Auf unſerer Seite berührt das wenig oder gar nicht, aber was denkt ſich der Liberalismus dazu? Nicht zum wenigſten das Judenthum hat ihm zum Siege über die geordnete alte Geſellſchaft verholfen. Genau ſo, wie ſich am 1. Auguſt der ſocialdemokratiſche Congreß in Halle an-

kündigte, hat sich der Liberalismus dreißig Jahre lang der Welt angepriesen und am lautesten trompeteten stets die jüdischen Organe. Man braucht nur anstatt „Socialismus“ Liberalismus zu lesen: „Er ist die Frage des Zeitalters geworden, um die sich Alles bewegt. Die innere und die äußere Politik, alle Parteien und Gesellschaftsschichten werden von ihr beeinflußt und beherrscht. Er ist der mächtigste Faktor der Gegenwart und wird in nicht ferner Zeit der Alles entscheidende seyn. Bei diesem siegreichen Fortschreiten unserer Ideen können wir guten Muthes der Zukunft entgegengehen“. Ebenso hat der Liberalismus stolz gethan, und jetzt unterzeichnet ein aus dem Liberalismus herausgetretener Jude den Aufruf als zweites Mitglied der „Parteileitung“, um sofort zum ersten Präsidenten der Parteiregierung aufzusteigen!

Als nach dem ruhigen Verlauf des „Weltfeiertags vom 1. Mai“ die sogenannte „bürgerliche Gesellschaft“, die der Liberalismus für sich allein in Anspruch nimmt, von ihrem Schrecken sich erholt hatte, sagte sein Berliner Hauptorgan in einem hoch aufathmenden Artikel: „Es gab Augenblicke der Erregung, dieß besonders nach den kaiserlichen Erlassen und während der Wahlcampagne des deutschen Reichs, da man zu vergessen schien, daß die Kraft des Capitals den Kreislauf der Güter beherrscht und leitet, daß es der Souverain unserer rastlos producirenden Zeit ist“.[1]) Dieser Souverain ist aber Fleisch geworden im Großjudenthum, dessen ergebenste Anbeterin die liberale Bourgeoisie ist. Gegen eben diese Herrschaft empört sich die Socialdemokratie. „Soll“, so hat der Münchener Abgeordnete zum Congreß in Halle berichtet, „das Ergebniß der Cultur darin bestehen, daß eine Handvoll Menschen die ganzen Güter, Reichthümer

1) Aus der „Nationalzeitung“ in der „Berliner Volkstribüne“ vom 31. Mai d. Js.

und Genüſſe beſitzt, während Millionen und aber Millionen ausſchließlich ihrer Gnade übergeben ſind? Der Socialdemokrat wird darauf antworten: das Privateigenthum mit allen ſeinen Folgen hat ſeine Schuldigkeit gethan, es war nützlich, aber es iſt jetzt gemeinſchädlich geworden, und die Güter müſſen nun in den gemeinſamen Beſitz übergeführt werden".[1]) Und nun leitet ein jüdiſcher Millionär an oberſter Spitze dieſe Empörung gegen das Capital, den „Souverain unſerer Zeit", ohne daß Haus Rothſchild abwinkte, wie es in ſeiner Macht läge!

Vor einigen Monaten iſt ein „jüdiſcher Genoſſe" ſogar öffentlich gegen die Anfeindung des Antiſemitismus durch die Socialdemokratie aufgetreten, freilich nicht, ohne daß die Redaktion ſich gegen die von ihm befürwortete Taktik verwahrte.[2]) Der Genoſſe erklärte, es ſei ganz falſch, ſich den „hauptſächlichen Gegnern des Antiſemitismus, den Liberalen", anzuſchließen. Die Urſache des ſo ſcharf pointirten Gegenſatzes der Socialdemokratie gegen den Antiſemitismus ſei in dem „ſicherlich nicht verächtlichen Antheil der Partei an den Ideen der franzöſiſchen Encyklopädiſten, der engliſchen und deutſchen Aufklärer des vorigen Jahrhunderts, kurz der Ideen von 1789 zu ſuchen". Für die Socialdemokratie ſei aber entſcheidend, daß „die Juden die conſequenteſten Organe der capitaliſtiſchen Wirthſchaftsweiſe ſeien", und im Antiſemitismus ein „anticapitaliſtiſcher Kern" ſtecke, den man ruhig arbeiten laſſen ſolle, dann werde er zur „Vorfrucht der Socialdemokratie" werden.

Aehnlich hat ſich auch Friedrich Engels in London, der geiſtige Erbe der zwei jüdiſchen Altväter der Partei, Marx und Laſſalle, geäußert. Das Judenthum, ſagt er, ſei ein

---

1) „Augsburger Poſtzeitung" vom 25. Oktober d. Js.
2) „Berliner Volkstribüne" vom 26. Juli d. Js.

ganz wesentliches Element in der modernen Gesellschaftsentwicklung, welche dahin gehe, alle Stände, socialen Gruppen und Gliederungen zu zerreiben, so daß schließlich nur zwei Classen vorhanden seien: Capitalisten und Lohnarbeiter; die Arbeiter würden dann leichtes Spiel haben, denn sie seien im Besitze der physischen Gewalt und eine moralische Gewalt stehe ihnen nicht mehr gegenüber. „Deshalb muß die Socialdemokratie für eine flotte Entwicklung des Capitalismus sorgen, weil sie dadurch indirekt die socialdemokratischen Ziele fördert, und deshalb haben die Juden in der Socialdemokratie Geltung".[1]) Sieht man nun auf dem Präsidentenstuhl einer solchen Partei einen jüdischen Millionär glänzen, so möchte man fast fragen: Wen betrügt man hier?

Am Congreß zu Halle hat in liberalen Kreisen der Geschäftsbericht des Herrn Bebel am meisten imponirt. Das Berliner socialdemokratische Wochenblatt gibt daraus folgenden Abriß: „Von 493,000 Stimmen, die wir vor dem Ausnahmegesetz hatten, sind wir zu anderthalb Millionen bei der letzten Reichstagswahl emporgestiegen, unaufhaltsam, unüberwindlich. Unsere Presse, der unscheinbare, tägliche, nie ermüdende Agitator des socialen Gedankens, gedeiht vortrefflich. Sie wird durch 104 Blätter mit zusammen etwa 600,000 Abonnenten repräsentirt. Aber auch in dem Punkte, welcher von Vielen für den wichtigsten bei jeder Kriegführung gehalten wird, haben wir die wunderbarsten Erfolge. Unsere Kassen sind so wohl gefüllt, daß der Agitationsfonds unserer Gegenparteien zur Lächerlichkeit daneben zusammenschrumpft. Wahrlich, die Zahlen Bebels sprachen eine ergreifende Sprache. Wir, die Partei der Proletarier, der lumpigen, hungernden Habenichtse, wir besitzen als Partei weitaus das meiste

---

1) Aus der Wiener „Arbeiterzeitung" in der „Germania" vom 25. Oktober d. Js.

Capital. Unsere Genossen wissen von ihrer Armuth Opfer zu bringen, vor denen der Reichthum der staatserhaltenden Parteigänger zurückschreckt! Das Vermögen, das blos in den Händen der Parteileitung concentrirt ist, beträgt augenblicklich 171,830 Mark". [1]) Nimmt man zu dieser Ziffer eine Ausgabe von mehr als 200,000 Mark, alles erst seit 1887 und unter den Argusaugen des Socialistengesetzes, dann wird man den Jubel begreifen.[2]) Aber sollte denn wirklich all' das Geld nur aus den Groschen und Pfennigen der armen Arbeiter angesammelt seyn? welchen der jetzige Präsident der Parteiregierung, ein steinreicher Jude, im Congreß zurief: „Proletarier aller Länder vereinigt euch!"

Eine durchaus verläßliche Stütze hat der Liberalismus der „bürgerlichen Parteien" am Judenthum offenbar nicht mehr. Das Vertrauen in die Zukunft scheint da im Schwinden. Was soll man dazu sagen, wenn sogar ein Organ wie das große Frankfurter Blatt sich von dem Gedanken beschleichen läßt, wie der Staat vor dem Liberalismus habe capituliren müssen, so werde es auch der Gesellschaft vor der Socialdemokratie ergehen? „Die sociale Reform wird einmal dieselbe Geschichte haben, wie die deutsche Einheit: der Aechtung wird die Erfüllung folgen und die als Verbrecher galten, wird man als Märtyrer verherrlichen. Wenn heutzutage, wie es jüngst in Leipzig geschah, Veteranen der deutschen Burschenschaft davon erzählen, wie sie dereinst durch die Polizei gehetzt und verfolgt worden seien, wie man ihre Versammlungen ausgespürt, ihre Spaziergänge überwacht und in jedem schwarzroth-goldenen Band einen Versuch des Hochverraths erblickt habe, muß man da nicht an eine spätere Zeit denken, in der

1) Das Nähere in der Stuttgarter socialpolitischen Wochenschrift „Neue Zeit" 1890, Nr. 4. S. 117.

2) „Volkstribüne" vom 18. Oktober d. Js.

die Bebel, Liebknecht und Genoſſen die gleichen Erinnerungen austauſchen?“ [1])

Richtig iſt es, daß die Socialdemokratie dem Liberalismus ſeine ſchneidigſten Waffen gegen Kirche und Staat aus den Händen gerungen hat und mit denſelben nun gegen die beſtehende Geſellſchaft kämpft; und hierin iſt ſie ganz folgegerecht. In einem Stöcker'ſchen Verein zu Berlin hat einmal ein Chriſtlichſocialer einem jüdiſchen Socialdemokraten vorgehalten: „Die heutigen Socialdemokraten ſeien gar keine Socialiſten, ſondern Ultraliberale.“ Er hatte nicht unrecht. Ebenſo hatte der Münchener Liberalismus recht, als er ein Wahlbündniß der Centrumspartei gegen die Socialdemokratie ablehnte: „Einen Ultramontanen können wir nicht wählen, denn da trennt uns eine ganze Weltauffaſſung.“ [2]) Mit der Socialdemokratie aber hat der Liberalismus die ausſchlaggebende Weltauffaſſung völlig gemeinſam: Naturalismus und Materialismus. Nur um die logiſche Anwendung auf die Verhältniſſe der menſchlichen Geſellſchaft dreht ſich der Streit, und da iſt der ältere Vertreter der gemeinſamen Weltauffaſſung entſchieden im Nachtheil.

„Wiſſenſchaft“, „Bildung“, „moderne Schule“: das waren die Bomben, welche aus den liberalen Mitrailleuſen ein Menſchenalter hindurch gegen die Kirche und den conſervativen Staat geſchleudert wurden. Jetzt hat die Socialdemokratie den Liberalismus ſelber vor die Scheibe geſtellt, weil er die Errungenſchaften der ſiegreichen Weltauffaſſung für ſich unterſchlagen habe und nur Einer Claſſe in der Geſellſchaft, der eigenen, zu Gute kommen laſſen wolle. So meinte es Hr. Liebknecht in Halle, wenn er wiederholt die wiſſenſchaftliche

---

1) „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung“ vom 26. Januar d. Js.

2) „Augsburger Poſtzeitung“ vom 25. Oktober d. Js.

Hebung der Partei seit Lassalle betonte: „Wir stehen jetzt auf streng wissenschaftlichem Boden"; „sorgen wir dafür, daß im Volke Wissen verbreitet werde, daß die Schulen besser werden"; „die Wissenschaft und die Wirklichkeit sind unsere Waffen"; „die Schule und die Erziehung können am erfolgreichsten gegen die Religion ankämpfen." Das sind zwar lauter ächt liberale Sätze, aber hier sind sie gegen den „Classenstaat" gekehrt, in dem nur die Interessen bestimmter Classen behütet seien. Darum waren derlei Sprüche in liberalen Ohren bloßer „Bildungsdünkel, der sich für Wissenschaftlichkeit ausgab".[1]) Die Antwort von der anderen Seite ist immer schon von vornherein fertig:

„Als die Bourgeoisie unter dem Banner des Liberalismus in den Kampf für ihre politische Vorherrschaft zog, als es sich für sie darum handelte, die kraftvolle Unterstützung des Bruders Arbeiter zu erhalten, da konnte sie den Mund nicht voll genug mit Phrasen von Aufklärung und Bildung nehmen, die durch Wissen zur Macht führen. Sie schwärmte für die religiöse Freigeisterei, für eine freie, der Masse zugängliche Wissenschaft fast ebenso sehr, wie heutigen Tags für das Steigen der Beute, die Erhöhung der Profitrate und für Ausnahmegesetze. Und als der dritte Stand mit Hilfe des Volks die socialpolitische Vorherrschaft der Aristokratie gebrochen hatte und anfing, die Früchte des Sieges zu genießen, als sie sich den Löwenantheil der gesellschaftlichen Privilegien, dem Volke den Löwenantheil der gesellschaftlichen Lasten zuertheilte, da suchte sie die breiten Massen die versprochenen socialen Reformen vergessen zu machen, indem sie in der sogenannten liberalen Aera unter betäubendem Tamtam daran ging, ‚Aufklärung und Bildung' zu verbreiten. Kurz, die Schulreformen, die Bildungsfrage war eine Zeit lang das große Paradepferd, das die liberalisirende Bourgeoisie vor den Augen der Masse cabrioliren ließ. Und eine Zeit

---

1) Berliner Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 22. Oktober d. Js.

lang war sie mit diesem ihrem Werk sehr zufrieden, denn es erwies sich als hervorragend einträglich; es verschaffte ihr ‚intelligentere, leistungsfähigere Hände' und billige geistige Lohnarbeiter. Im Laufe der Zeit bekam jedoch die Frucht der Aufklärung einen recht bitteren Beigeschmack. Das Wissen der Massen strebte darnach, sich als Macht zu bethätigen, die Aufklärung führte zur Auflehnung. Und die Bourgeoisie hat von ihrem Standpunkte aus Recht, für die gegenwärtige Ordnung vor den Deklassirten zu zittern, welche sie, damit das Angebot die Nachfrage übersteige und die Preise drücke, in Masse gezüchtet hat, wobei sie sich allerdings angelegen sein ließ, das, was eine Forderung des capitalistischen Mechanismus war, hinter dem Feigenblatt der Liebe zur Bildung zu verstecken. Im Schooße der heutigen Gesellschaft ist ein intellektuelles Proletariat entstanden, eine Classe von intelligenten und unterrichteten Leuten, welche auf Gottes Erdboden nichts weiter als die Kraft ihres Gehirns ihr eigen nennen, die sie — wie der Handarbeiter seine Muskelkraft — pro Monat, Woche oder pro Tag verkaufen müssen. Und wie die Angehörigen des Proletariats der Handarbeit sind sie allen Zufälligkeiten, allem Elend der capitalistischen Ausbeutung preisgegeben. Die Zahl dieser Proletarier der Kopfarbeit wächst von Tag zu Tag, und es ist sicher, daß sie ihrerseits innerhalb der heutigen Gesellschaft zu revolutionären Elementen werden müssen." [1])

Es ist in letzter Zeit viel die Rede gewesen von Zerwürfnissen innerhalb der socialdemokratischen Partei, zwischen den „Alten" und den „Jungen". Um die grundsätzliche Weltauffassung handelt es sich nicht; aber es ist kein Zweifel, daß die alten Praktiker nachhinken, während die unmittelbar aus der liberalen Aera herübergekommenen „Jungen" die Wissenschaft der neuen Lehre bis in die äußersten Consequenzen und mit der bittersten Kritik gegen den Naturalismus der liberalen Welt vertreten. Sie machen eigentlich der Partei

1) „Berliner Volkstribüne" vom 21. Juni d. Js.

erſt die hohe Schule, haben auch bereits verſchiedene Organe, die ſich mit der liberalen Wiſſenſchaftlichkeit ſehr wohl meſſen können, und werfen ſich nun ſogar als Reformer der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften im ausgeſprochenen Gegenſatz zu der liberalen „Verderbniß“ auf:

„Der Naturalismus iſt eine Gährungserſcheinung des abfaulenden Bürgerthums. Gerade die Beſten, Verſtändigſten dieſer Claſſe haben eingeſehen, daß es mit der bisherigen Verlogenheit, Heuchelei und allgemeinen Corruption nicht mehr weiter gehen kann; da ſie ſich aber politiſch und volkswirthſchaftlich in dieſer Richtung nicht bethätigen konnten, ohne ihre Exiſtenzberechtigung in Frage zu ſtellen, ſo warfen ſie ſich auf die Literatur. Auf dieſem Gebiete hatte man ſo ziemlich freien Ellbogenraum, und ging die Geſchichte einmal ſchief, nun, ſo konnte man ja immer noch einlenken. Die meiſten Vertreter des deutſchen Naturalismus gehören bürgerlichen Parteien an und ſie werden auch nie in anderen Bahnen wandeln.“

„Der deutſche Dichter! Was iſt er denn jetzt? Der Bajazzo, Vergnügungscommiſſär der ſatten Zehntauſend, der Hanswurſt, der nur dann kommen darf, wenn man ihn braucht. Seit einem Menſchenalter hat die ganze Dichterei zum culturellen Fortſchritt des deutſchen Volkes nicht einen Deut beigetragen Die Entwickelung aufzuhalten verſucht, um ihrem Publikum gefällig zu ſein, das haben die deutſchen Dichter. Sie ſind zu Zerr- und Spottbildern jener Ausnahmemenſchen geworden, als die ſie ſich ſo gern betrachten und feiern laſſen.“ [1])

Schon ſeit Auguſt d. Js. wurde in Berlin ein Unternehmen in's Werk geſetzt, durch welches die Corruption des Naturalismus in der höheren bürgerlichen Welt dem Volke bildlich vor Augen geſtellt werden ſollte: die Gründung einer „Freien Volksbühne“. Die Organe der „Jungen“ konnten nicht genug von der Begeiſterung erzählen, mit welcher der Plan von der hiezu einberufenen Verſammlung

1) „Berliner Volkstribüne“ vom 18. Oktober d. Js.

aufgenommen worden sei: „Ein idealer Zug, wie nie vorher, geht heute durch die Tiefen der Gesellschaft. Die Bourgeoisie hat ihren Idealismus verloren, das Proletariat schickt sich an, die Bourgeoisie auch hierin zu ersetzen. Nicht das traditionelle Theater der Bourgeoisie mit seinen raffinirten und leeren Ehebruchsdramen, keinen Ausstattungspomp und kein Possengeklingel wird die freie Bühne vorführen; sie huldigt der Kunst der Wahrheit, jener in moderner Zeit entstandenen Kunst, welche in ernstem Bemühen das Wirkliche, so wie es lebt, zu gestalten bemüht ist."

Bald darauf ereigneten sich jene neuen Gräuelscenen in der Hauptstadt, und insbesondere in den Kreisen der „Edelsten und Besten der Nation"; die „Freie Volksbühne" konnte sich freuen auf den reichen Stoff. Sie wurde mit einem Stücke des jetzt vielgefeierten Dichters Ibsen eröffnet, zur ersten Feier des „Liebesbundes zwischen Socialismus und Naturalismus", welche die weltgeschichtliche Zuchtwahl zu einander geführt habe. „Da saßen die Berliner Arbeiter in dichten Reihen Kopf an Kopf und gaben sich in athemloser Spannung, mit tiefem verständnißvollem Ernst, aber auch mit nicht minder verständnißvollem Lächeln dem sittlichen Zorn und der bittern Satyre des nordischen Wahrheitsapostels ganz, ja sogar leidenschaftlich hin." [1])

Beim Congreß selber war von solchem höhern Schwung und schöngeistigem Idealismus nichts zu bemerken. Er verlief so geschäftsmäßig, fast bureaukratisch, daß man liberalerseits über „den kläglichen und die bürgerliche Gesellschaft geradezu beruhigenden Eindruck" förmlich aufathmete.[2]) Die nüchterne Politik der „Alten" hatte die „Jungen" unter den Daumen genommen und vor der Oeffentlichkeit den Schleier vorgezogen. Ihnen ging die Praxis über die Theorie. Vor

1) „Berliner Volkstribüne" vom 2. August u. 25. Oktober d. Js.
2) Berliner Correspondenz a. a. O.

Allem ſollte der Entſcheidungskampf gegen die katholiſche Kirche, der „Todfeindin“ Bebels, aufgenommen, der katholiſche Arbeiter und Bauer von den Apoſteln der Partei heimgeſucht werden. Sodann aber hatte ſich die Nothwendigkeit aufgedrängt, daß die Socialdemokratie ſich wieder mehr als „Arbeiterpartei“ aufſpiele und ihr Agitationsfeld vornehmlich in die Gewerbe-, die ſogenannten „Fachvereine“, verlege. Denn durch die Beſchäftigung mit der Gewerkſchaftsbewegung und der beruflichen Praxis werde „die ſocialdemokratiſche Theorie am ſicherſten aus dem Bereiche der Utopie auf das Gebiet der Realität geführt“.[1])

Die deutſchen Katholiken ſind dem Anſturm des vereinigten Liberalismus nicht unterlegen, und ſie ſind jetzt auch nicht ſchlimmer daran. Der Kirchenhaß iſt das einzige Lebenselement, das dem Liberalismus noch nicht entzogen iſt, und er iſt unſer Feind nach wie vor. Aber er iſt nun zwiſchen zwei Feuer gerathen und ſteht vor dem innern Kriege, den die Socialdemokratie ihm, die Söhne dem Vater, erklärt haben, von Anfang an und lange vor dem neuen Feldzugsplan in's katholiſche Gebiet. Und jeder Sieg der Umſturzpartei auf dieſem Gebiet trifft die Liberalen mit, doppelt und dreifach.

Auch die Gewerksvereine ſind urſprünglich eine liberale Schöpfung und als Aſſecuranz der capitaliſtiſchen Produktion gedacht. Unter der Tyrannei des Socialiſtengeſetzes ſind ſie maſſenhaft theils der polizeilichen, theils der Selbſtauflöſung verfallen, und insbeſondere der Verlauf des großen Arbeiterfeiertags vom 1. Mai zeigte der Socialdemokratie, was und wie viel hier noch nachzuholen ſei. Alles hängt ja auch davon ab, ob es ihr gelingen wird, die ganze Arbeiterwelt in ihre Netze zu bringen.

---

1) Aus dem Leipziger „Wähler“ in der „Augsburger Poſtzeitung“ vom 25. September d. Js.

Es waren wieder die „Jungen“, welche an den Aufruf des Pariſer Congreſſes die kühnſten Hoffnungen knüpften. „Die Thatſache,“ ſchrieb ihr Berliner Organ, „daß zu derſelben Stunde die Räder auf dem weiten Erdenrunde ſtillſtehen, und zwar auf das Geheiß des ſimplen, unbedeutenden Arbeitsmannes, der einmal ſich ſelbſt gehören will: dieſe Thatſache erſcheint uns als das wahrhaft Großartige, Impoſante an der Feier zu ſeyn. Wie wird es der Bourgeoiſie vor ihrer eigenen Gottähnlichkeit bange werden, wenn ſie ſieht, daß die größten Fabriketabliſſements am 1. Mai feiern mußten.“ Es war freilich damals die Zeit, wo man ſagen konnte: „Kein Tag ohne Streik“; aber den „Alten“ in der Fraktion ſtiegen denn doch Zweifel auf an dem „Müſſen“ der Arbeitgeber. Sie ſtellten es zur freien Wahl, ob je nach den Umſtänden öffentliche Aufzüge oder Abendverſammlungen und Bezahlung des Taglohns in die Streikkaſſe ſich empfehlen würden. [1])

Trotzdem trat überall in den beſitzenden Claſſen eine allgemeine Beunruhigung und klägliche Angſt vor dem, was dieſer 1. Mai bringen würde, zu Tage. Die Regierungen konnten nicht polizeiliche und militäriſche Vorſichtsmaßregeln genug treffen, um zu beruhigen. Unfraglich war ſchon dieſes gewaltige Aufſehen in der ganzen civiliſirten Welt für's erſte Mal Erfolg genug; der Ruf des Socialiſten-Congreſſes war eben doch überall gehört worden, und die zuſehends enger werdende Solidarität der Arbeiterwelt vor Augen getreten. Wo aber die öffentliche Feier möglich war, wie in Oeſterreich, wo faſt allgemeine Arbeitseinſtellung ſtattfand, und in England, wo das Feſt kluger Weiſe auf den Sonntag verlegt war, da konnte man der Demonſtration beim beſten Willen den tiefſten Reſpekt nicht verſagen.

---

1) Berliner „Germania“ vom 2. Mai d. Js.

In London zog fast eine halbe Million Menschen nach dem Hydepark; „ich muß gestehen", berichtete ein Augenzeuge, „daß ich nie zuvor eine so große Menge gesehen habe, die sich so ruhig, vernünftig und anständig benahm." In Brüssel manifestirten zweimal hunderttausend Arbeiter; „Eines haben sie am gestrigen Tage bewiesen, daß sie Disciplin zu halten verstehen, nirgends auch nur der leiseste Versuch zur Störung der Ruhe." In Wien zogen weit über hunderttausend Arbeiter in den Prater: die Polizei meldete bedeutend weniger Arretirungen an, als an jedem andern Tage. [1]) Ein Zuschauer schrieb darüber nach München: „Die Ordnung war so musterhaft, die Leitung der Schaaren, die, von mehreren Seiten zusammenströmend, durch die Praterstraße sich in den Prater ergossen, so fest und überlegt, daß Ordnung und Leitung beinahe unheimlich erschienen. Die Führer der Arbeiter hatten ihre Truppen sicher in den Händen, man folgte ihren leisesten Winken; man sah, wie sie Marschrichtung und -Tempo mit einem Zeichen des Stockes angaben, den Aufbruch aus dem Prater mit zwei Worten anbefahlen und wie die gesammte Schaar mit militärischer Disciplin dem ausgegebenen Befehle, die Ordnung dürfe nie und nirgends gestört werden, nachkam. Beinahe lautlos zogen die Schaaren hinunter und nur um etwas bewegter und heiterer zurück. Dießmal befahlen die Führer die Ordnung und die Ruhe an, liegt da aber nicht die Frage nahe, ob sie ein andermal nicht die Auflehnung und den Widerstand anbefehlen könnten? Jedenfalls hat es der Staat und die Gesellschaft mit einer machtvollen Organisation zu thun." [2])

In Paris hatten die Arbeiter am 1. Mai Riesenpetitionen um den Achtstunden-Tag durch 20 bis 30,000 Personen

---

1) Gesammelte Berichte in der „Berliner Volkstribüne" vom 10. und 17. Mai d. Js.

2) „Allgemeine Zeitung" vom 6. Mai d. Js.

der Kammer überreichen lassen. Dazu bemerkte der bekannte liberale Oeconomist Jules Simon: „Der 1. Mai war nur eine erste Sommation. Man wollte zeigen, daß ein von einem geheimnißvollen Punkte ausgegangenes Schlagwort zugleich und bei allen Völkern von Millionen von Arbeitern gehört wird; daß es gehorsam aufgenommen und buchstäblich und auf Tag und Stunde befolgt wird. Man hat dieß gezeigt, oder sagen wir, um nichts zu übertreiben, man hat den Anfang gemacht, dieß zu beweisen. Eine neue Gewalt, die in latentem Zustande existirte, ist hervorgetreten — eine Gewalt, welche als Charakter die Internationalität besitzt. Ich erkenne ohne Zögern an, daß dieß eine sehr ernste Thatsache ist, mit der sich alle Regierungen in höchstem Grade beschäftigen müssen." [1])

Die Eindrücke sind zu verstehen, unter welchen Kaiser Wilhelm zu Breslau aufgefordert hat: „Das Bürgerthum möge aus dem Schlummer erwachen, und alle Elemente der Ordnung mögen mitwirken an der Lösung der socialen Frage." Aber diese Elemente schlummern nichteinmal, sondern sie raufen sich untereinander, jetzt sogar, zum ersten Male seit der Zerstörung Jerusalems, die Juden.

---

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 13. Mai d. Js.

LXIII.

Die Kreutzer-Sonate.[1])

Ausnahmsweise greifen wir aus der Romanliteratur, deren Maſſenproduktion längſt nicht mehr zu überſehen iſt, ein Exempel der naturaliſtiſchen Richtung heraus, das als eine ſymptomatiſche Erſcheinung krankhafter Entartung im ſocialen Organismus, wenigſtens in gewiſſen Geſellſchaftskreiſen, ernſte Beachtung verdient.

„Die Kreutzer-Sonate" iſt der Titel, welchen Graf Leo Tolſtoi ſeinem neueſten Roman gegeben hat, weil das Spielen dieſer Beethoven'ſchen Sonate eine ernſte Verwicklung in ſeiner Erzählung herbeiführt. Uns intereſſirt dieſer Name hier nicht, auch werden wir uns weder über die Perſönlichkeit des epochemachenden ruſſiſchen Schriftſtellers verbreiten, der in Folge ſeiner wunderlichen Theorien das Loos eines Bauern erwählte,[2]) noch die Verwicklung des Romans des längeren auseinanderſetzen — Jugend, Heirath, Ehe eines ruſſiſchen Gutsbeſitzers, der ſchließlich aus Eiferſucht ſeine Frau erſticht — alles das ſoll uns hier nicht beſchäftigen, ſondern nur Eines, nämlich der ſociale Hintergrund, welchen Tolſtoi ſeiner Erzählung gegeben,

---

1) Die Kreutzer-Sonate von Graf Leo Tolſtoi. Aus dem ruſſiſchen Manuſcript überſetzt. Berlin 1890. Fünfte Auflage.

2) Vgl. hierüber den lehrreichen Artikel: „Die ruſſiſche Kirche nach ruſſiſchen Zeugen und Selbſtbekenntniſſen" in Bd. 103 S. 135 f. der Hiſtor.-polit. Blätter (1889).

und auf welchen ja auch der ruſſiſche Graf ſelbſt trotz aller ſpannenden Detailmalerei unverkennbar den meiſten Werth gelegt hat.

Die ruſſiſche gebildete Welt iſt es, welche ſich uns hier aufthut, dieſe äußerlich ſo anſtändige, glatt raſirte und ſchön friſirte Welt, in ihrer wirklichen Verkommenheit und inneren Fäulniß — ganz ähnlich, überraſchend ähnlich unſerer ſogenannten „beſſern“ Geſellſchaft. Man hat frühere Schilderungen Tolſtoi's für literariſche Seitenſtücke zu den Gemälden Wereſchagin's erklärt; was Realität in der Schilderung der Gemüthsbewegungen und in der Zeichnung ſittlicher Zuſtände ganzer Klaſſen angeht, iſt das Urtheil nicht unzutreffend, wenn auch in Bezug auf die Sittenſchilderungen hie und da Uebertreibungen unterlaufen: die Hauptzüge des Bildes ſind richtig, erſchreckend genau gezeichnet. Derjenige, welcher einen Blick in unſere deutſche ungläubige „beſſere“ Geſellſchaft geworfen, wird leicht auf alte Bekannte ſtoßen.

Die ruſſiſche gebildete Männerwelt wird gerade ſo wie bei uns ſchon in den Knabenjahren verdorben. Der Gutsbeſitzer Poſdniſchew, in deſſen Erzählung Tolſtoi den Roman einkleidet, ſchildert uns ſeine Jugend. „Mein Unglück begann, als ich noch nicht 16 Jahre alt und noch am Gymnaſium, und mein älterer Bruder Student im erſten Curſus der Univerſität war. Ich kannte die Frauen noch nicht, war aber, wie alle unglücklichen Kinder unſerer Kreiſe, kein unſchuldiger Knabe mehr. Ich war ſchon ſeit zwei Jahren von Knaben verdorben: ſchon quälte mich die Frau ... Mein Alleinſein war nicht rein. Ich quälte mich, wie gewiß auch Sie, wie 99 Proc. unſerer Knaben ſich gequält haben. Ich war entſetzt über mich, ich litt, ich betete, und fiel. Ich war ſchon verdorben in der Phantaſie und in der Wirklichkeit; aber den letzten Schritt hatte ich noch nicht gethan. Ich ruinirte mich allein, hatte aber noch nicht Hand an ein anderes menſchliches Weſen gelegt. Ich hätte noch gerettet werden können. Da überredete mich ein Student, Commiliton meines Bruders, ein fideler Kumpan, ein ſogenannter ‚famoſer Kerl‘ — in der That aber der größte Taugenichts, der nur Trinken und Kartenſpielen

lehrte — nach einem Trinkgelage ‚dorthin‘ zu fahren. Wir fuhren. — Mein Bruder war auch noch unſchuldig und fiel in derſelben Nacht .... Niemand hatte mir bisher geſagt, daß das, was ich that, ſchlecht ſei. Es ſtand freilich in den zehn Geboten, doch die waren ja nur dazu, um das Examen darin beſtehen zu können, und waren lange nicht ſo wichtig, wie der Gebrauch des ut in dem Bedingungsſatz.“

„Ich hatte alſo niemals von ältern Leuten, die ich achtete, ſagen hören, daß eine ſolche Handlungsweiſe verwerflich ſei; im Gegentheil, ich hatte von Leuten, die ich achtete, ſagen hören, daß ſie richtig ſei. Ich hörte, daß meine Kämpfe und Leiden darnach aufhören würden: ich hörte und las es; ich hörte von ältern Leuten, daß es für die Geſundheit zuträglich ſei, und die Kameraden ſahen darin ein gewiſſes Verdienſt und eine Ehre. Ich ſah alſo darin nichts als Gutes. Was Gefahr vor Krankheit anbetrifft, ſo war ja ſchon vorgeſehen, denn die Regierung ſorgte dafür; ſie controllirte die geregelte Thätigkeit der öffentlichen Häuſer, ſie garantirte unſern, der Gymnaſiaſten Verderb, bezahlte Aerzte hatten die Aufſicht darüber. Die Aerzte behaupten, es müſſe ſo ſein; ſie meinen, daß Ausſchweifung der Geſundheit zuträglich ſei, und organiſiren ſelbſt regelmäßige und regelrechte Sittenverderbniß. Ich kenne Mütter, welche in dieſem Sinne für die Geſundheit ihrer Söhne ſorgen.“

Als ich das Vorſtehende zum erſten Male las, trat mir unwillkürlich das Bild eines reichen jungen Mannes vor die Seele, der ganz ungenirt erzählte, wie ſein Arzt ihm Ausſchweifungen angerathen und zugleich die nöthigen Mittel bei Krankheits-Symptomen angegeben habe. Dieſer junge Menſch iſt das Herzeleid ſeiner Mutter geworden.[1])

Der Gutsbeſitzer erzählt weiter. „Es handelt ſich darum, daß mir das Schreckliche paſſirte, daß ich fiel, — und gleich

1) Andere Folgen bleiben nicht aus. Nach der Statiſt. Correſpondenz haben in den ſechs Jahren von 1883—1888 allein in Preußen 289 Schüler ſelbſt Hand an ſich gelegt, im Jahre 1888 waren es 56. Bei mehreren iſt als Grund ſittliche Verkommenheit ausdrücklich angegeben.

mir fallen neun Zehntel, nicht nur meines Standes ... Ich fiel, weil meine Umgebung in diesem meinem Falle eine vollkommen gesetzliche, der Gesundheit nützende Verrichtung sah, und man es als ein ganz natürliches und nicht nur verzeihliches, sondern sogar unschuldiges Vergnügen junger Leute betrachtete. — Ich wurde das, was man mit dem Worte Wüstling bezeichnet."

Das folgende Kapitel beginnt: „Ja, so war es, so ging es weiter und weiter; es gab allerlei Abweichungen vom rechten Wege. O Gott, wenn ich an all die Greuel dieser Art denke, so erfaßt mich ein Schauder. Das ist mein Urtheil über mich selbst, während meine Kameraden mich wegen meiner sogenannten Unschuld belachten. Und wenn man die jeunesse dorée, die Offiziere, die Pariser, reden hört, und wenn wir alle, 30jährige Sünder reingewaschen und glattrasirt, parfümirt, in sauberer Wäsche, in Frack oder Uniform in einem Salon oder auf einem Ball erscheinen — sind wir dann nicht ein Bild der Reinheit und Würde? O, es ist abscheulich!"

Auch mit der modernen Erziehung der Damen ist Tolstoi gar nicht zufrieden. „Wenn man bedenkt, unter welchen Bedingungen unsere jungen Damen erzogen werden, so kann man sich über die Verderbniß unserer gesellschaftlichen Kreise nicht wundern; im Gegentheil, man kann sich nur darüber wundern, daß es nicht schlimmer ist. Denken Sie nur, von frühester Kindheit an: Putz, Ausschmücken des Körpers, Schönheitspflege, Grazie, Tanz, Musik, das Lesen von Gedichten und Romanen, Theater und Concerte, durch Hören und Ausüben, und dabei die vollkommenste physische Unthätigkeit, die Pflege des Körpers und die süßeste und fetteste Nahrung!"

Wie wird es nach solcher Erziehung, insbesondere nach einem so ausschweifenden Leben des jungen Mannes mit der Verehelichung aussehen, falls er noch dazu Lust hat? „Bei uns ist unter zehn Heirathenden kaum einer zu finden, der nicht nur keinen Glauben an das Sakrament hat, sondern der nicht einmal an das glaubt, was er verspricht. Unter hundert Männern finden Sie kaum einen, der nicht schon früher verheirathet gewesen, und unter fünfzig keinen, der

nicht schon im Voraus auf Treubuch sinnt, und die Mehrzahl unter ihnen betrachtet die Fahrt zur Kirche als eine bloße Form, welche ihnen den Besitz der Frau zusichert. Denken Sie, welch' eine schreckliche Bedeutung dann alle diese Einzelheiten erhalten. Ein unschuldiges Mädchen wird an einen Wüstling verkauft und dieser Handel in täuschendster Weise beschönigt."

Tout comme chez nous. Das Mädchen wird verkauft. Warum? Es muß versorgt werden. Warum an den Wüstling? Er hat Geld, ist Bankdirektor, ist Regierungsassessor, ist sogar ein Herr von. Alles andere, das Lebensglück und der Seele Seligkeit ist Nebensache, denn das Mädchen ist versorgt — ja, für die Hölle.

Greuel vor der Ehe, Greuel beim Abschluß derselben, die Greuel in der Ehe werden nicht ausbleiben. „Der Mann will genießen und will nichts von den natürlichen Folgen — den Kindern — wissen. Aber, Kinder kommen und werden zum Hinderniß des beständigen Genusses. Und so muß der Mann, der nur nach Genuß verlangt, auf Mittel sinnen, dieses Hinderniß zu umgehen. Dazu hat man drei Auswege gefunden. Der erste nach dem Recept gewissenloser Aerzte ist folgender: die Frau zum Krüppel machen — durch Unfruchtbarkeit, was ihr ganzes Leben unglücklich gestaltet. Der zweite Ausweg ist die Polygamie, unsere europäische Polygamie voll Lüge und Betrug. Der dritte Ausweg ist nicht einmal ein Ausweg, sondern eine einfache, grobe, direkte Uebertretung des Naturgesetzes, welche von allen Männern im Volke und von der Mehrzahl der Männer in den sogenannten ehrenhaften Familien begangen wird."

Werden Kinder geboren, so „betrachtet die Frau bei uns das Kind nur als ein Spielzeug, ... es spricht sich nur das thierische, sinnliche Muttergefühl aus. Sie denkt gar nicht über die geheimnißvolle Bedeutung der Erscheinung eines neuen menschlichen Wesens nach, das uns fortsetzen soll; sie denkt nicht darüber nach, welchen Sinn die Taufe hat; niemand will es wahr haben, aber die Taufe ist nichts anderes als die Mahnung an die Bedeutung eines Menschenkindes(?). Das ist

abgethan, wird nicht mehr geglaubt, ist aber durch nichts Anderes ersetzt, und von der heiligen Handlung ist nichts übrig geblieben, als Bänder, Spitzen, Händchen und Füßchen."

Das Resultat eines Vergleiches zwischen der Mutterliebe bei den Thieren und Menschen faßt dann Tolstoi in die zwei Sätze zusammen: „Wenn der Mensch nicht menschenwürdig lebt, ist er schlimmer als das Thier"; und: „es erweist sich, daß es dem Menschen schlechter geht als dem Thiere, wenn er nicht lebt wie ein Mensch."

Scharf spricht Tolstoi auch gegen den Unglauben der Frauen. „Hätten die Frauen wie in alten Zeiten den religiösen Glauben — der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen! Wenn sie doch daran glaubten, daß die engelgleiche Seele zu Gott geht, daß es für das verstorbene Kind besser sei, unschuldig, als in Sünden zu sterben! Wenn die Frauen etwas diesem Glauben Aehnliches hätten, so würden sie die Krankheiten der Kinder leichter ertragen; aber davon ist ja keine Spur vorhanden. Etwas aber muß man glauben. Und da glauben sie einfältiger Weise an die Medicin, und nicht einmal an die Medicin, sondern an die Aerzte, die eine an J. J., die andere an P. J., sehen das Lächerliche ihres Glaubens nicht ein, sondern glauben quia absurdum ... Unsere Frauen sind eben ungebildet. Sie haben keinen Glauben an Gott, sondern die Eine glaubt an Zauberei, die andere an den Doctor J. J., welcher sich gut bezahlen läßt. Hätten sie Glauben, so wüßten sie, daß das Scharlachfieber und andere Krankheiten gar nicht so schrecklich sind, da sie das nicht zerstören können, was der Mensch als das Höchste lieben kann und soll — die Seele. Keiner von uns kann ja der Krankheit und dem Tode entgehen. Sie haben keinen Glauben an Gott, sie lieben nur physisch, ihr ganzes Streben ist nur darauf gerichtet, das Leben zu erhalten, was ja gerade unmöglich ist, und was nur die Doctoren den Thoren und Thörinen gegenüber erhalten zu können behaupten."

Welches Facit zieht nun Tolstoi in seinem Roman aus all' diesen trostlosen und oft greuelhaften Zuständen? Etwa Rückkehr zur Beobachtung des von Gott jedem Menschenherzen

durch die Stimme des Gewissens eingeschriebenen Naturgesetzes? Wahrscheinlich sein Mangel an gesunder Philosophie und logischem Denken ließ ihn diesen Weg verfehlen. Etwa Rückkehr zu den Geboten Gottes und der Kirche? Die verknöcherte russische Staats- und Popenkirche erstickte wohl jeden Gedanken daran im Keime. Was also? Als Motto hat Tolstoi seinem Buche die Worte vorgesetzt: Ich aber sage Euch: „Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen," Matth. 5, 28, und die Schlußworte desselben lauten: „Man muß die Worte des Evangeliums Matth. 5, 28 in ihrer vollen Bedeutung verstehen; diese Worte beziehen sich nicht nur auf das Weib im Allgemeinen, oder auf die Schwester oder das Weib des anderen, sondern vorzugsweise — auf die eigene Frau." Dieselbe Thorheit, die in den letzten Worten liegt — eine alte Häresie — kommt wiederholt in dem Buche zum Ausdruck. Z. B. „Wenn der Mensch, wie es in unserer Gesellschaft der Fall ist, von vornherein nach sinnlicher Liebe strebt, so wird die Ehe — in welche Formen der Moral sie sich auch kleiden mag — doch nichts weiter sein, als eine Genehmigung zu Ausschweifungen mit einem Individuum; das Leben bleibt also unmoralisch." Oder an einer andern Stelle: „Dem Bauer, dem Arbeiter sind Kinder nöthig und dadurch sind seine ehelichen Beziehungen gerechtfertigt; uns, die wir keine Kinder haben, und die wir sie nicht brauchen, sind dieselben eine überflüssige Sorge, eine Last. Unsere Scheinehe hat keine Berechtigung. Die Mehrzahl der Menschen in der jetzigen gebildeten Welt gibt sich dieser Verderbniß ohne alle Gewissensbisse hin; . . . das Strafgesetz braucht man auch nicht zu fürchten. Die garstigen Dirnen oder Soldatenweiber, welche ihre Kinder in die Teiche oder Brunnen werfen, werden freilich in's Gefängniß gesteckt, uns, die wir uns zu rechter Zeit vorsehen, kann so etwas nicht geschehen."

Wie in diesen Worten, so geht auch bei allen anderen moralphilosophischen Auseinandersetzungen Tolstoi's Wahres, Halbwahres und Falsches kunterbunt durcheinander. Er hat eben von christlicher und katholischer Moralphilosophie keinen

Begriff, er weiß nichts von einem zweiten Zweck der Ehe, wie ihn St. Paulus im siebenten Kapitel des ersten Korintherbriefes klar auseinandersetzt; wegen des leider so verbreiteten schändlichen Mißbrauch's der Ehe, der freilich nie eine Berechtigung erlangen, sondern stets ein Verbrechen bleiben wird, verzweifelt er an der Ehe selbst und gelangt so zu dem alten ketzerischen und naturwidrigen Rigorismus der Katharer. Wenn Tolstoi, wie es scheint, doch eine Ahnung hat von einer Seele und einer höhern Bestimmung des Menschen, so hätte sich ihm schon bei logischem Nachdenken aus der Nothwendigkeit der Erziehung des Menschen für diese höhere Bestimmung die Nothwendigkeit für die Stabilität der Ehe ergeben müssen.

Als eine Quelle der Corruption bezeichnet Tolstoi besonders die ungläubigen Aerzte und indirekt die moderne ungläubige Wissenschaft. Seinen Haß gegen die materialistischen Aerzte haben besonders jüdische Kritiker übel vermerkt. Tolstoi geht freilich auch hier radikal zu Werke: „Man muß suchen, ohne die Aerzte auszukommen." Ein ganzes Sündenregister wird an verschiedenen Stellen den Aerzten entgegengehalten. „Im Namen der Wissenschaft verweisen sie die jungen Leute auf die öffentlichen Häuser." . . . . „Alle Bemühungen richten sich nicht auf die Abschaffung der Sittenverderbniß, sondern durch die Sorge für Gefahrlosigkeit der Ausschweifungen nur auf Vermehrung der letzteren."

Auf einer Versammlung von Aerzten besonders des Nordens blieb ein Votum, welches einen ähnlichen Gedanken ausspricht, nämlich daß die modernen sittenpolizeilichen Maßnahmen die Ausschweifung sehr befördern, ohne ihren eigentlichen Zweck zu erreichen, mit wenigen Stimmen in der Minorität. So las ich vor mehreren Jahren in einer ausländischen Zeitung.

An einer andern Stelle klagt Tolstoi die Aerzte an, daß sie dem Mißbrauch der Ehe das Wort reden. „Die Männer brauchen es — haben uns die liebenswürdigen Priester der Wissenschaft eingeprägt. Ich möchte diesen Weisen rathen, die Aufgabe jener Frauen zu erfüllen, die ihrer Ansicht nach den Männern nothwendig sind; was würden sie dazu sagen? . . . Dabei kommt heraus, daß der liebe Herrgott nicht gewußt,

as nothwendig war, und daß er ohne die Weisen zu befragen, lles schlecht eingerichtet hat. Denn sehen Sie, es stimmt nicht. em Manne ist es unumgänglich nothwendig — so haben die Weisen entschieden — seine Bedürfnisse zu befriedigen, nun ber greifen Geburt und Ernährung des Kindes störend ein." — Wie soll es denn sein?" — „Man wende sich nur an die Weisen, sie werden Alles einrichten; sie haben schon einen usweg gefunden. O wann wird man diesen Nichtswürdigen ie Maske abreißen? Es wäre Zeit! Es ist schon soweit ekommen, daß man verrückt wird und sich erschießt." Auch es häufigen direkten Kindermordes werden die Aerzte beschuldigt. – Aber „alle diese Verbrechen sind nichts gegen die moralische Zersetzung durch den Materialismus, den sie in der Welt verreiten, vorzugsweise durch die Frauen."

Wie alle Ausführungen Tolstoi's leiden auch die Anklagen egen die ungläubigen Aerzte an Uebertreibungen, aber die erührten Schäden bestehen und zwar nicht allein in Rußland, ondern in der gesammten gebildeten Welt. Dies gilt auch on der Klage über Verbreitung des Materialismus durch die lerzte. Ein ungläubiger atheistischer Arzt ist eine wahre Pest, iberallhin trägt er seinen Ansteckungsstoff; indem er nur für as wirkliche oder vermeintliche körperliche Wohlbefinden seines Patienten Sorge trägt, ohne Rücksicht auf das über jedem örperlichen Wohlbefinden stehende höhere Sittengesetz, thut er llerdings das Seine zur Beförderung der Sittenverderbniß nd des Materialismus in allen Kreisen und somit zur Untergrabung der Fundamente eines jeden gesunden Staatslebens. Und wer hat diesen „Jünger der Wissenschaft" gebildet, wer at ihn gesendet? Die moderne ungläubige Wissenschaft auf en Hochschulen hat den Arzt zum Atheisten und Materialisten gemacht, der ungläubige Staat hat diese Wissenschaft angestellt nd bezahlt, der ungläubige Staat hat dem atheistischen Arzt ie Approbation ertheilt und ihn ausgesendet: die Früchte allen nicht weit vom Baume. Dann ist aber die Nemesis nicht fern, die den Staat ereilt für seinen Abfall von Gott und der Kirche, für seine demnach folgerichtige Förderung des Materialismus und Atheismus auf seinen hohen Schulen. Die

eigenen Pfleglinge, die noch dazu ſoviel Geld gekoſtet, werden immer unfähiger, ihrem Univerſal-Vormund und Pflegvater dem „Staat“ die unentbehrliche Stütze zu ſein, wie er aus ſeinen ſtatiſtiſchen Tabellen über die progreſſive Untauglichkeit zum Militärdienſt, ja in Frankreich aus der bereits conſtanten Abnahme der Einwohnerzahl ſich überzeugen muß. Wer aber das Gewehr zu tragen im Stande iſt, warum ſollte er es nicht klüger gebrauchen, um eigenen Genuß zu erobern, als blos um fremden Genuß gegen ſich ſelbſt und verhungerte Brüder zu beſchützen? Das iſt die Conſequenz des Materialismus.

Ohne dieſen Materialismus der durch Reichthum, Amt oder Geburt thatſächlich leitenden Geſellſchaftskreiſe ſtände es ja auch mit der ſocialen Frage lange nicht ſo verzweifelt, brauchte der Staat nicht ſo ſehr zu bangen vor den Ausſchreitungen der von demſelben Materialismus, derſelben Corruption angefreſſenen Arbeitermaſſen.

Ob man wohl etwas von dem ruſſiſchen Grafen lernen wollte? Eines könnte man ſicher lernen. Die Corruption und die erheuchelte Anſtändigkeit der weltgebietenden glaubensloſen Geſellſchaftskreiſe muß jeden edler angelegten Charakter anekeln und abſtoßen. Möchte dieſer Abſcheu nur nicht zu alten oder neuen Irrthümern führen, ſondern einen Pfad bilden zur Wahrheit. Jeder kann dieſen Pfad finden, der guten Willens iſt und — betet.

LXIV.

Die katholiſchen Glaubenszeugen in der Verbannung am Uralgebirge.

V. Berichte der Augenzeugen über die Art der Bekehrungsverſuche. Die Deportationen nach dem Gouvernement Cherſones.

Oberſt Mansfield wußte genau, welcher Art die Bekehrungsverſuche waren, welche man ſeitens der Ruſſen anwendete, um das Volk von der katholiſchen Einheit abzubringen. Ein draſtiſches Bild dieſes unglückſeligen Miſſionswerkes gibt ein Brief, welchen wir am 26. April d. Js. erhalten haben.[1]) Wir geben hier die betreffende Stelle in wörtlicher Ueberſetzung:

„Man hat zuerſt unſeren Biſchof Johann Kalinski genommen, deswegen, weil er den Roſenkranz (in der Kirche) zu ſingen nicht verbieten, die Orgeln und Meßglocken zu entfernen nicht erlauben wollte. Zur Nachtzeit haben ihn die Gendarmen wie reißende Wölfe erfaßt und führten ihn acht Tage in die Verbannung und am neunten Tage haben ſie ihn erwürgt in der Nähe von Taſchkent unweit von hier, wo wir uns jetzt befinden.[2]) Als dann ſpäter Popiel kam, hat er eine

1) Der Brief iſt der 26. unſerer Sammlung (noch nicht publicirt).

2) Der Biſchof Kalinski wurde nach Wiatka gebracht und nicht nach Taſchkent. Aber darin hat der Briefſteller Recht, daß er dieſe Reiſe in wenigen Tagen gemacht hat, denn man gab ihm keinen Raſttag. Er fuhr bis Niſchnij Nowogrod mit der Eiſenbahn

Verordnung erlassen, daß die Meßglocken, Monstranzen, Orgeln unnöthig seien, weil das Alles fremd sei. Auch verbot er den Geistlichen polnisch zu predigen. Später verabredete er mit der Regierung, daß den Pfarrern je 700 Rubel gezahlt werden sollten und jeder Dekan sollte das Geld vertheilen, dafür sollten aber die Orgeln entfernt werden.[1]) Da begannen die Gemeindevorsteher die Orgeln zu zerstören, und sie zum Bezirkshauptmann abzuliefern. Das dauerte von 1867 bis 1873. Man hat alle Orgeln, Meßglocken, Monstranzen und Kreuze hinausgeschafft und russische Ikonostassen aufgestellt.[2]) Es kamen, wer weiß woher, fremde Geistliche und begannen die Leute für Unterschriften zu fangen, wer aber nicht unterschreiben wollte, der wurde sofort unter Polizeiaufsicht gestellt und von dem Gemeindevorsteher oder von einem Gemeinderathe bewacht. Als nun das Jahr 1873 kam, da begannen sie schon mit einer Abtheilung Kosaken die Runde zu machen und zu Unterschriften zu zwingen. Da kam am 16. Dezember der Commandant der Ortsmiliz mit einer Abtheilung von 100 Kosaken zu uns, versammelte die ganze Gemeinde und begann sofort eine Untersuchung mit denjenigen, welche kleine Kinder hatten, indem er die Familien einzeln hervorrief: „Wirst du dein Kind taufen lassen?“ Einige haben es versprochen, aber drei von unserem Dorfe . . . . antworteten auf die Frage: „Wir wissen nicht, wo wir sie taufen lassen sollen“. Da befahl er sofort den Kosaken, diese drei zu fassen. Sie stürzten sich auch wie

---

und von da mit der „Kibitka“, einem Wagen, der vorne höher ist, so daß man nach vorne gebückt sitzen muß und die Füße nicht ausstrecken kann. Dabei fahren die Postpferde nur im Galopp. Die Verbannten nennen diese Fahrt eine Teufelserfindung. Cfr. „Nero's Zeiten“ l. c. S. LXXXV.

1) Durch eine kaiserliche Verordnung vom 18./30. Juni 1866 wurden die Gehälter der griechisch-katholischen Geistlichkeit auf 300 bis 500 Rubel normirt. Dabei wurde dem Bischofe das Recht genommen, die Pfarrer wegen eines Vergehens des Amtes zu entsetzen. Likowski (deutsch) II, 179.

2) Ikonostassen sind große Standbilder, welche vor der Kaiserpforte aufgestellt sind. Man kniet in der russischen Kirche vor ihnen hin, wogegen man bei der Elevation nur eine tiefe Verbeugung macht

wilde Tiger auf dieſelben, warfen ſie zu Boden, einer ſetzte ſich auf den Kopf, ein anderer auf die Beine und je drei, von beiden Seiten aufgeſtellt, hieben mit den Peitſchen, ohne zu zählen. Dabei ſchrie der Commandant: „Hau zu! ich werde ihm zeigen, wo er taufen laſſen ſoll!“ Nach einer Tracht von Hieben, hieß er demjenigen Koſaken, der auf dem Kopfe ſaß, aufſtehen und frug: „Nun haſt Du's überlegt?“ Der Aermſte war wie im Feuer, antwortete aber doch: „Ich denke ſtets dasſelbe!“ Da befahl er dem Koſaken ſich wieder auf den Kopf zu ſetzen, und ſo wurde das mehrmals wiederholt. Da ließ er endlich den Koſaken abtreten und begann den Mann mit Füßen zu treten und zu ſtoßen, wie ein ſchlechtes Vieh.[1]) Dann ließ er die Geprügelten in die Kanzlei abführen. Jetzt ſchrie er, wuthſchnaubend wie ein Tiger, der ganzen Gemeinde zu: „Auf die Knie ihr . . . !“[2]) Da fiel die ganze Gemeinde . . ., welche von der unſerigen vier Werſt entfernt liegt, auf die Knie vor dieſem Antichriſt. Auch thaten es fünf von der unſerigen Gemeinde, wir übrigen aber ſtanden ruhig, wie am Rande des Grabes.

Als nun jene auf die Knie gefallen waren, da begann er ihnen folgende Fragen zu ſtellen: „Entſaget ihr dem römiſchen Papſte, den Monſtranzen, Meßglocken und allen lateiniſchen Gebräuchen?“ Jene antworteten zum dritten Male: „Wir entſagen“, immer noch auf den Knien. Da warnte er ſie:

1) Nach einem anderen Briefe (Nr. 30), den ich am 22. Februar d. Js. erhalten habe, wurden auch Mädchen von 14 Jahren geprügelt. In dem Dorfe Kolembrody und in dem Städtchen Lomazy gaben zwei Männer unter den Knutenhieben der Koſaken den Geiſt auf. Einen traurigen Ruf in dieſer Hinſicht haben ſich durch ihre Grauſamkeit vier Vorſteher der Kreiſe Konſtantynow, Wlodawa, Radzyn, der Sohn des Gouverneurs von Siedlec und noch ein Koſakenoffizier erworben. Sie verdienen es wohl nicht, hier dem Namen nach erwähnt zu werden. Es geſchah aber ſehr oft, daß die Soldaten ſelbſt mit Widerwillen das Geſicht von den mit Blut überlaufenen Opfern abwandten.

2) Die bei den Ruſſen üblichen Schimpfworte und Flüche ſind ſo obſcön, daß ſie ſich gar nicht wiedergeben laſſen.

„Ihr werdet von nun alle orthodoxen Gebräuche heilig halten; die Trauungen, Begräbnisse und Taufen in der Kirche vornehmen lassen! Habt Ihr's gehört?“ Jene bejahten wieder dreimal. Da befahl er ihnen nach Hause zu gehen, näherte sich nun unserer Gemeinde und frug: „Und Ihr seid damit nicht einverstanden?“ Wir antworteten alle einstimmig: „Nie werden wir damit einverstanden sein!“ Da befahl er jene drei, welche blutig geschlagen waren, aus der Kanzlei herauszuholen, auf Wagen zu legen und sie nach dem Gefängniß abzuführen. Keiner von uns durfte ihnen nahen, um Abschied zu nehmen. Den Kosaken befahl er nun, unsere Häuser zu untersuchen und alles mitzunehmen, was sich vorfand: Ochsen, Kühe, Schafe, Schweine, Hühner, Gänse, Enten, Brod. Und so wurden wir 25 Landwirthe durch acht Tage geplündert.

Am 26. December kam er wieder in unser Dorf mit einer Abtheilung von 100 Kosaken und hieß wieder die ganze Gemeinde zusammenkommen. mit Ausnahme jener fünf, welche bereits ihre Zustimmung gegeben hatten. Da begann er Einzelne zu fragen: „Wirst Du in die Cerkiew[1]) gehen?“ Hier werde ich nun von mir selbst erzählen. Als er an mich diese Frage stellte, da antwortete ich: „Ja ich werde hingehen, wenn unsere alten Geistlichen und unsere früheren Gebräuche wieder da sein werden. Anders aber gehe ich um Alles in der Welt nicht hin!“ Da schlug er mich in's Gesicht, daß mir in den Augen grün wurde und meine Mütze zu Boden fiel. Er befahl den Kosaken mich zu fassen, doch sie schlugen mich nicht. Auf diese Weise wurde die ganze Gemeinde ausgefragt und sechs von uns wurden sofort in's Gefängniß geführt.“[2])

Diese Erzählung braucht keinen Commentar. Man sieht, daß bereits zwei Jahre vor der allgemeinen Apostasie (1875) die „Hartnäckigsten“ entfernt wurden. Man hielt sie ein Jahr lang in den Gefängnissen von Biala, Siedlec,

1) So heißt die Kirche bei den Russen und bei den Ruthenen.

2) Von den neun hier erwähnten Personen sind sieben gegenwärtig am Uralgebirge. Wir haben deshalb ihre Namen und die Namen der beiden Gemeinden ausgelassen.

Breſt u. a., welche vollgepfropft waren, ſo daß man Ställe und Scheunen mit Menſchen anfüllte. Man lud ſie jede Woche zweimal vor, um ſie auszufragen, ob die furchtbarſten Qualen des Gefängniſſes ihren Sinn nicht geändert hatten.[1])

Nach den Berichten des engliſchen Viceconſuls von Cherſon, Webſter,[2]) waren bereits früher ſchon ungefähr 20,000 Unirte nach Saratoff und anderen Provinzen deportirt worden; jetzt (1875) wurden 300 Perſonen nach dem Gouvernement Cherſones und 300 Perſonen nach dem Gouvernement Ekaterinoslaw deportirt. Davon wußte auch übrigens Oberſt Mansfield und berichtet darüber aus Warſchau an Grafen Derby in London.[3]) Das beſtätigt auch der Verfaſſer desſelben Briefes, von dem wir eine Stelle oben angeführt haben, indem er ſchreibt: „Man hielt uns ein Jahr im Gefängniſſe und jede Woche zweimal wurden wir wegen unſerer Religion befragt. Im folgenden Jahre wurden wir, zu Weihnachten am 25. Dezember 1874, nach dem Gouvernement Cherſones abgeführt. Es waren unſer 267 Perſonen (darunter nur drei Weiber), aber 33 waren ſchon ein Jahr früher dorthin deportirt.“ [4])

Der Aufenthalt in jenen ſüdlichen Gouvernements war, verhältnißmäßig zu dem gegenwärtigen im Gouvernement Orenburg, noch erträglich zu nennen. Wohl aber ſuchte man ihn mit allen möglichen Mitteln unerträglich zu machen, um die Verbannten wo möglich zu „bekehren“. Vor Allem wurden ſie jeden religiöſen Troſtes beraubt, und man hat ihnen ſogar alle Skapuliere, Roſenkränze, Kreuze und Gebetbücher, welche ſie von Hauſe mitgenommen hatten, ab-

1) Nähere Details darüber haben wir in den Briefen 21 und 26 unſerer Sammlung (ungedruckt).

2) Documents off. l. c. S. 58—61, Nr. 21. Odeſſa, 29. Juni 1876.

3) Documents off. l. c. S. 56, Nr. 19. Warſchau, 14. Februar 1876.

4) Am Pfingſtfeſte 1875 wurden 30 Perſonen von Biala nach Cherſones deportirt. Das Namensverzeichniß dieſer 30 Perſonen befindet ſich in „Nero's Zeiten“ l. c. S. CXVII.

genommen, wobei auch manches, was sie an Geldvorrath besaßen, wegkam. In den ersten zwei Monaten ihres Aufenthaltes in der Verbannung bekamen sie 8 Kopeken (16 Pfennige) tägliches Zehrgeld, dann wurden sie aber gezwungen, sich durch Handarbeit zu ernähren. Bis zu dem russisch-türkischen Kriege durften sie in den Städten wohnen, dann aber befahl man, sie in verschiedenen Dörfern zu interniren. Die Bekehrungsversuche der verschiedensten Art wurden aber nie aus dem Auge gelassen. Interessante Details gibt darüber einer von denjenigen, welche dort in Verbannung gelebt haben. Er war am 10. Februar 1874 in's Gefängniß in der Stadt Siedlec geworfen und mit vielen Anderen am 25. December nach Chersones deportirt worden. Er schreibt unter Anderem:

„Ich war fünfmal nach Hause geflüchtet, wieder gefangen und zurückgeführt, vor hohe Behörden gestellt, in Gefängnisse eingesperrt worden. In Kiew hat man mich in alle russischen Kirchen geführt und gab mir einen halben Rubel täglich. Gespeist habe ich sogar mit Mönchen und Oberstlieutenants, da sie mich durchaus zu ihrem Glauben bekehren wollten. Darüber müßte ich ein ganzes Buch schreiben. Man versprach mir, daß meine Kinder nach Petersburg kommen und dort mit den Kindern des Zaren zusammen erzogen würden, wenn ich ihnen den orthodoxen Glauben anzunehmen erlaube.“ [1])

Die Bekehrungsversuche scheinen wirklich ganz fruchtlos gewesen zu sein, wenigstens haben wir in den Briefen nur einen einzigen Fall der Apostasie erwähnt gefunden. Deßhalb mußte auch ein solches Beispiel der Standhaftigkeit auf die Bevölkerung der Chelmer Diöcese, welche trotz ihrer amtlichen Bekehrung dennoch die entweihten Kirchen mied und bei dem neuen Popen keine geistliche Hilfe suchte, bestärkend wirken. Man versuchte also noch ein Mittel. Am 15. April 1887 wurde den im Chersoneser Gouvernement Internirten

1) Der Brief (Nr. 30) ist am 15. Mai d. Js. geschrieben (ungedruckt).

von den Gemeindevorstehern eine Verordnung verlesen, in der es hieß, daß ihnen allen freistehen sollte sich zu dem katholischen Glauben zu bekennen, sobald sie nur damit einverstanden wären, daß ihre Kinder den orthodoxen Glauben annehmen. Sie antworteten auf diesen Vorschlag: „Wir haben unsere Kinder auf keinem Marktplatze gekauft und werden sie auch an einen fremden Glauben nicht verkaufen".[1]) Da wurde ihnen eröffnet, daß sie sammt ihren Familien nach dem Orenburger Gouvernement transportirt würden. So lautete der allerhöchste Befehl vom 25. Februar 1887, auf Grund dessen 20 Verbannte aus Chersones und ihre Familien aus dem Gouvernement Siedlec nach Orenburg übersiedelt werden sollten.[2]) Die Gemeindevorsteher konnten nur berichten, daß

1) Brief (Nr. 21) vom 21. Februar d. Js. und (Nr. 26) vom 15. April d. Js.

2) Wir geben hier dieses Document als Muster des russischen Kanzleistyles in wörtlicher Uebersetzung (nach Dziennik Poznanski Nr. 171, d. 28. VII. 1889): „In Folge des Einvernehmens des Generalgouverneurs von Warschau mit dem Minister des Inneren in Betreff der Nothwendigkeit einer Deportation nach dem Orenburger Gouvernement zwanzig im Widerstande verbleibender Familien der gewesenen Unirten in dem Gouvernement Siedlec, zusammen mit ihren Familienhäuptern, welche im Jahre 1875 nach den Gouvernements Chersones und Ekaterinoslaw deportirt worden sind: in Vertretung des Ministers des Inneren benachrichtigte sein Gefährte, der Senateur Plewe, in dem Schreiben vom 7. März d. Js. Nr. 2818 den General-Adjutanten Hurko von dem allerhöchsten Befehle d. d. 25. Februar, von der Uebersiedelung jener zwanzig Familien der gewesenen Unirten des Gouv. Siedlec nach dem Kreise Tschelabinsk, im Orenburger Gouv. und gleichzeitig von der Deportation nach dem Kreise Tschelabinsk jener Familienhäupter, bei denen es sich nöthig zeigen wird. — Außerdem fügte der Senateur Plewe hinzu, daß dieser allerhöchste Befehl dem Minister der Staatsdomänen mitgetheilt worden ist, auf daß er den Deportirten fiskalische Grundstücke im Kreise Tschelabinsk anweise, und daß das Haupt-Gefängnißamt von der Deportation der Unirten auf Staatskosten benachrichtigt worden sei."

die Familienhäupter im Gouvernement Cherſones gar keine Luſt zeigten ſich zu bekehren, und ſo wurde der kaiſerliche Befehl genau ausgeführt.

Die Familien der in Cherſones Internirten wurden nun vor den Gouverneur nach Siedlec berufen und befragt, ob ſie nicht Willens ſeien, den orthodoxen Glauben anzunehmen, widrigenfalls ihrer eine Verbannung nach Orenburg warte. Ihre Antwort lautete einſtimmig: „Wenn Ihr uns auch wegnehmet, werden wir unſeren Glauben doch nicht ändern!“ Der Gouverneur hat auch wohl kaum eine andere Antwort erwartet, denn während der langen Zeit hatte man die verſchiedenſten Bekehrungsmittel bereits fruchtlos angewendet. So ſchreibt darüber einer von den Unglücklichen:

„Im Anfange dieſer Verfolgung wurde unſer älteſter Bruder verhaftet, und nachdem er ein Jahr im Criminalgefängniß in Biala geſchmachtet, wurde er mit vielen Anderen nach Cherſones deportirt (1874). Wir jüngeren Brüder blieben zu Hauſe, denn jeder von uns hatte ſein eigenes Haus und Ackerwirthſchaft. Und man hat uns auf verſchiedene Art geplagt, durch Exekutionen, Contributionen und ungerechte Rechtsſprüche ausgeplündert. Die Eheleute ſollten durchaus auseinander gehen, oder die Trauung noch einmal in der Cerkiew

---

„In Folge deſſen erſucht mich der General-Gouverneur von Warſchau, dieſen allerhöchſten Entſchluß in Betreff der in dieſem Jahre ſtattfindenden Ueberſiedelung der Familien der *geweſenen* Unirten im Gouvern. Siedlec allen Familienhäuptern, welche im Gouvern. Cherſones unter Polizeiaufſicht ſtehen, bekannt zu geben, damit ſie Zeit haben wegen ihrer Fehler in ſich zu gehen und mit ihren Familien, welche im Gouvern. Siedlec wohnen, ſich zu verſtändigen. Das Verzeichniß derjenigen Familienhäupter, welche nach dem Orenburger Gouvern. geſchickt werden ſollen, wird in der nächſten Zeit mitgetheilt werden.“

„Indem ich Sie davon behufs der ſchleunigſten und genaueſten Ausführung dieſer Verordnung in Kenntniß ſetze, bitte mir über das Reſultat ſo ſchnell als möglich zu berichten.“ Gezeichnet „Gouverneur Erdeli“.

erneuern, was wir nicht thun wollten, so bestraften sie mit 50 Rubel und zogen die Strafe ein. Ebenso straften sie für eine Taufe oder ein Begräbniß, wenn es ohne ihre Popen geschah.“ [1])

Dieser Umstand, daß sich das Volk heimlich durch Missionäre trauen ließ, wurde nun bei der Deportation zu einer neuen unmenschlichen Maßregel ausgenutzt. Da man die sogenannten „Krakauer Trauungen“ [2]) als rechtmäßig nicht anerkannte, so wurden jetzt solche Eheleute von einander getrennt, so daß die Männer ohne ihre Frauen, oder auch umgekehrt, in die Verbannung geschickt wurden. [3])

VI. Der erste Transport der Verbannten nach Orenburg.

Um die Mitternacht am 8. Juni 1887 wurden 20 Familien in ihren Häusern verhaftet. Drei Bezirkshauptleute gingen unter Begleitung der Gemeindevorsteher und einer Abtheilung Soldaten in die Dörfer. Die Wohnhäuser wurden sofort besetzt und die Aermsten erhielten den Befehl, sich auf den Weg zu machen. Während sie sich ankleideten, wurden die hl. Bilder, vor allen aber das Bild des hl. Vaters, von den Wänden gerissen und mit Füßen getreten, die

1) Brief (Nr. 18) vom 28. Dezember 1889.

2) Man nennt sie deshalb „Krakauer Trauungen“, weil sie zu Krakau in die Matrikelbücher der Pfarrkirche zu Allen Heiligen eingetragen wurden. Näheres darüber darf man hier gegenwärtig noch nicht angeben.

3) Dieses Mittel bewährte sich auch in Einem Falle; denn eine nach Orenburg deportirte Frau fühlte sich dort so verlassen und unglücklich, daß sie ihren Mann, der zu Hause gelassen worden war, flehentlich bat, zu ihr zu kommen. Er bekam den Reisepaß nur unter der Bedingung, daß er dort die Trauung bei einem russischen Popen erneuern werde. Sie thaten es und erhielten auch gleich die Erlaubniß, zurückzukehren, aber nun wurden sie angehalten, bei den Popen auch zu beichten, weil sie doch als Orthodoxe angesehen wurden. (Brief Nr. 35 vom 18. Juli 1890.)

Gebetbücher und andere Devotionsgegenstände confiscirt und in einen Sack gesteckt. Kein Mensch durfte den Gefangenen nahen, auch von den nächsten Verwandten durften sie nicht Abschied nehmen. Ihr Mobiliar und das ganze Vermögen wurde verkauft und das Geld wanderte in den Staatssäckel.[1])

Diese Familien zählten 130 Personen, kleine Kinder mitgerechnet. Sie wurden alle in dem Gefängniß zu Biala eingesperrt, wo man sie einer Revision unterzog und ihnen die Rosenkränze, Skapuliere und dergleichen wegnahm. Man versuchte ihren Muth wankend zu machen, indem man ihnen die furchtbaren Strapazen der Reise und die trostlose Lage in der Verbannung vorhielt.[2])

Am nächsten Sonntag Nachmittags wurden sie in Ketten geschlagen, unter Militärbedeckung nach dem Bahnhofe in Biala geführt. Eine unzählbare Menschenmenge leistete ihnen das Geleite, unter lautem Weinen und Schluchzen, denn viele kamen aus den Dörfern, um sie noch einmal zu sehen. Doch ihnen nahen durfte Niemand. Sie wurden in sogenannte „schwarze Wagen", welche mit Eisengittern versehen sind, eingeschlossen. Von dort streckten sie ihre in Eisen geschlagenen Hände ihren Freunden entgegen. Die Abschiedsworte eines dieser Unglücklichen mögen hier wörtlich angeführt werden, weil sie unwillkürlich an die Abschiedsrede des hl. Gregor von Nazianz erinnern, welche er in Constantinopel hielt.

„Wir riefen: leb wohl, du heilige polnische Erde, du theueres Vaterland! welches uns von unserer Geburt an wie auf den Händen getragen, und einer Mutter ähnlich durch deine Früchte genährt hast! Wir danken dir für alles Wohlergehen, denn nun müssen wir von dir scheiden und in fremdes, unbekanntes Land gehen! Leb wohl du heilige Kirche, du theuere und liebevolle Mutter! Wir danken dir, daß du uns gnädig in deinen heiligen Schooß, unter deinen mütterlichen Schutz

1) Brief (Nr. 19) vom 22. Dezember 1889

2) Brief (Nr. 31) vom 18. Juli 1890 (ungedruckt).

aufgenommen haſt! Lebt wohl, ihr geiſtlichen Väter, wir danken euch für die Gnade des heiligen Glaubens, die wir durch euere Hand in der hl. Taufe empfangen haben und die durch eueren Mund mit den ſüßen Worten der Lehre beſtärkt worden iſt. Lebt wohl, ihr Brüder und Schweſtern, Verwandte und Bekante! Gott vergelt's euch, daß ihr zum Abſchiede hierher gekommen ſeid!" [1])

Das Schmerzlichſte bei dieſer Deportation war der Umſtand, daß mit den Unirten zugleich allerlei Diebe und Mörder, welche nach ruſſiſchem Gebrauch den Kopf und den Bart zur Hälfte geſchoren hatten, in dieſelben Wägen eingeſchloſſen wurden. Von dieſem Geſindel hatten ſie auch unterwegs viel auszuſtehen. Sie kamen mit der Bahn nach Smolensk, wo ſie vier Tage im Gefängniſſe blieben. Sie wurden hier einer neuen Reviſion unterzogen, wobei ihnen auch das abgenommen wurde, was man ihnen in Biala noch etwa übriggelaſſen hatte. Von Smolensk fuhren ſie nach Moskau, wo ſie im Gefängniſſe mit vielen anderen Verbrechern, unter den ſchrecklichſten Qualen, acht Tage zubringen mußten. Vor Allem wurden ſie wieder einer Reviſion unterzogen und zwar in der Weiſe, daß ſie alle ohne Ausſchluß der Weiber nackt ausgezogen wurden. [2]) Von Moskau fuhren ſie mit der Bahn nach Niſchny Nowogrod und weiter mit einem Dampfer den Wolgaſtrom abwärts. Dann fuhren ſie auf dem Nebenfluſſe Kama bis zur Stadt Perm. Während dieſer Schiffahrt, welche faſt ſechs Wochen dauerte, wurden alle wegen des ungeſunden Klima's krank. Von Perm fuhren ſie mit der neuen Eiſenbahn, welche zwiſchen dem Uralgebirge führt, bis zur Stadt Ekaterinburg. Hier begruben ſie drei von den Ihrigen „mit römiſchen Worten" auf dem für Verbrecher beſtimmten Kirchhofe, um ſie nicht auf dem

1) Brief (Nr. 34) vom 18. Juli 1890.

2) Brief (Nr. 6) ohne Datum 1888 und Brief (Nr. 19) vom 22. Dezember 1889 (beide gedruckt).

schismatischen Kirchhofe zu begraben. Von Ekaterinburg gingen sie bis zur Stadt Tschelabinsk, 220 Werst, zu Fuß und machten diese Strecke in elf Tagen. Nach einem Rasttage fuhren sie mit Wagen zum Dorfe Butersk,[1]) wo für jede Familie 10 Morgen Acker angewiesen waren.

Das für sie bestimmte Land anzunehmen, schien den Verbannten ebensoviel, als ein für alle Mal auf das Recht auf ihr Eigenthum im Vaterlande und auf die Rückkehr zu verzichten. Sie wollten aber auch nicht zu jener Kategorie von Verbrechern gezählt werden, welche aus Rußland in entlegene Provinzen als Colonisten entsendet werden. Deshalb wollten sie um keinen Preis die Grundstücke annehmen. Vorläufig drang man auch nicht darauf, und während der ersten Zeit bekamen sie dort Zehrgeld und Quartier, da man inzwischen für sie gemeinschaftliche Wohnungen auf jenen Grundstücken baute.

Am 13. Juni 1888 wurden sie aber aus den ihnen bis jetzt gewährten Quartieren mit Gewalt hinausgeworfen, ihre Sachen wurden auf Wagen geladen und nach jenen neuen, für sie gebauten Wohnungen gebracht. Sie selbst aber wollten nicht hin, und als man sie zwingen wollte, da warfen sie sich auf die Erde. Als nun die Ortsmiliz, deren 80 Mann zur Hand waren, sie mit Gewalt fortschaffen wollten, da umarmten sie sich gegenseitig und lagen unbeweglich auf dem Boden. Inzwischen war eine große Menschenmenge

1) Die Stadt Tschelabinsk liegt jenseits (östlich) des Uralgebirges, also in Asien. Das Dorf Butersk liegt dicht am Flusse Mijas, einem Nebenflusse des Issela, welcher in den Tobola mündet. Dieser aber ist ein Nebenfluß des Ob, welcher in das Eismeer mündet. Das Dorf gehört zum Gemeindeverbande Iwankowa und liegt unweit der Grenze des Gouvernements Perm und des sibirischen Gouvernements Tobolsk, in einem Winkel, welchen die Grenzen der beiden Gouvernements hier bilden. Deshalb haben sie die nächste Poststation in der Stadt Schadrinsk, welche im Gouv. Perm liegt.

ıſammengekommen und es entſtand ein Zetern und ein Geſchrei, daß ſechs Weiber ohnmächtig wurden. Da der Gemeindevorſteher[1]) ſah, daß er nichts ausrichten könne, chrieb er eine Meldung an den Bezirkshauptmann in Tſche-abinsk und fuhr nach Hauſe, aber zwölf „Rädelsführer" unter den Unirten nahm er gefangen. So blieben nun die Aermſten ıcht Tage lang unter freiem Himmel, von 40 Mann Orts-miliz bewacht. Es wurde unter 15 Rubel Strafe verboten, ür ſie Brod zu backen oder ſie in ein Haus aufzunehmen.

Endlich kam der Bezirksvorſteher mit einigen hundert Beamten, Polizeidienern und Ortsmiliz, ließ die Unirten inden und auf Wagen legen, wobei man ſie derart miß-andelte, daß alle bluteten und ein Weib den Geiſt aufgab.[2]) So wurden ſie vor die neuen Wohnungen gebracht und hier erlas ihnen der Bezirksvorſteher eine Hausordnung, worin ür jede Familie ein beſtimmtes Zimmer angewieſen war. Dabei wurde aber bemerkt, daß derjenige, welcher zuerſt ineingehen werde, ſich ein beſſeres Zimmer nach Belieben wählen könnte. Die einzelnen Zimmer wurden auch mit Tafeln und Namensaufſchriften der Verbannten verſehen. Doch dieſe lagen alle unbeweglich auf der Erde, wie ſie von den Wagen abgelagert waren, und keiner von ihnen rührte ſich. Nun wußte auch der Bezirksvorſteher keinen Rath und fuhr nach Hauſe. Da ſtanden ſie alle auf und machten ſich davon. Man ließ ſie ſofort zurückführen und ſtellte fünfzig Mann Ortsmiliz zu ihrer Bewachung auf. Das dauerte 14 Tage, bis die Miliz des Dienſtes überdrüſſig wurde und nach Hauſe ging. Da machten ſich die Verbannten wieder auf und gingen fort. Sie waren ſchon an den Fluß

---

1) In jener Gegend gehören einige 20 Dörfer zu einem Gemeinde-verbande, an deſſen Spitze ein Gemeindevorſteher (Stanowy) ſteht.

2) Sie hieß Roſalie Wawrynink. Als ſie beſinnungslos zur Erde fiel, ließ ſie der Bezirksvorſteher mit Neſſeln auf die Füße ſtreichen, aber dieſer Belebungsverſuch mißlang.

Mijas gekommen, als die Ortspolizei ihnen zuvorkam und die Brücke abbrach. Die Männer wurden nun wieder gebunden, auf Wagen geladen und nach Butersk zurückgebracht, die Weiber und Kinder kamen ihnen nach.

Da kam endlich der Gouverneur von Orenburg selbst und sprach zu den Leuten: „Ihr habt den Gouverneur sprechen wollen, hier bin ich!“ Da fielen sie auf die Knie und riefen: „Wofür werden wir so gemartert?“ Jener aber antwortete: „Das wißt ihr selbst und ich weiß es auch, aber sonst darf kein Mensch es wissen.“ „So tödtet uns lieber,“ antworteten die Verbannten, „oder schicket uns in die Katorgi!“ [1]) „Ihr habt hier Katorgi genug,“ sagte der Gouverneur, „denn ihr werdet hier auch verkümmern. Ihr macht uns mehr zu schaffen als die ganzen Polen, und es war uns leichter, Plewna zu nehmen, als eueren Widerstand zu brechen.“ Damit ging er.

So hatten die Aermsten vom 13. Juni bis zum 8. September (1888) unter freiem Himmel in der größten Noth gelebt. Sie hatten sich anfangs Leinwandzelte aufgestellt, aber diese wurden von der Polizei verbrannt. Das Leben fristeten sie nur von dem Almosen, welches ihnen die Einwohner jener Gegend aus Mitleid hin und wieder gaben. Kein Wunder also, daß zwölf Personen während der Zeit am Hungertyphus starben. Sie wurden von ihnen, ohne Beistand der Popen, mit „römischen Worten“ begraben.

Als aber der Winter kam, wurden sie in neun verschiedenen Gemeinden, in einzelnen Dörfern, auf die Weise untergebracht, daß jede Familie wenigstens 30 Kilometer von der anderen entfernt wohnte. [2]) Den ganzen Winter hin-

1) Katorgi heißen die Zwangsarbeiten in den Bergwerken Sibiriens, zu welchen allerlei Verbrecher, aber auch die politischen, verurtheilt werden.

2) Die einzelnen Details sind aus den Briefen Nr. 6 und 19 (welche bereits publicirt sind) und aus dem Briefe Nr. 27 vom 22. Februar 1890 (noch nicht gedruckt).

durch und die erste Hälfte des Sommers bis zur Erntezeit lebten sie nun wieder vom Almosen, da aber das Volk dort sehr arm ist, und in den letzten fünf Jahren Mißernte war, so war auch selbstverständlich die Noth der Verbannten um so größer. Die Ernte im vorigen Jahre (1889) war aber ausnahmsweise günstig und so konnten auch die Unirten bei Feldarbeiten etwas verdienen, und damit fristeten sie sich den letzten Winter (1890). Doch dieses Jahr ist wieder sehr schwer, denn bis Pfingsten dauerte die Kälte und als es mit dem 13. Juni wärmer wurde, war die Witterung sehr trocken, so daß die Sommersaaten nicht aufkamen. Sie leben also wieder von Almosen. Einige von ihnen gingen in den Dienst, was ihnen um so schwerer fällt, als das dortige Volk keinen Sonn- und Feiertag heilig hält. Diejenigen aber, welche kleine Kinder haben, leiden eine noch größere Noth und können auch nichts durch Arbeit verdienen. Zehn Kinder sind unter ihnen, welche noch nicht getauft sind.[1])

In diesem Jahre wollte man ihnen ein Zehrgeld von fünf Kopeken geben, wobei aber für Kinder und über sechszig Jahre alte Personen nichts angewiesen war. Man verlangte dafür Unterschriften. Da sie nun seit zwanzig Jahren mit Unterschriften geplagt werden, so fürchteten sie auch hier einen Hinterhalt und wollten lieber auf das Zehrgeld verzichten.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

---

1) Brief Nr. 33 vom 26. Juni 1890 (nicht gedruckt).

LXV.

Luis Mendez de Quijada.

(Karl's V. Mayordomo und Vertrauensmann.)

IV. Don Juan de Austria und Don Carlos.

Mit dem Tode des Kaisers begann für Quijada eine Zeit angestrengter Arbeit, da er das ganze Haus aufzulösen hatte. Zugleich hatte ihm Karl den letzten Beweis der Liebe und des Vertrauens gegeben: er ernannte ihn und P. Regla zu Testamentsvollstreckern. Nicht nur überließ Karl Vieles in Bezug auf Almosen und dgl. seinem Ermessen, sondern er sprach ihm auch noch einmal seinen Dank für die langen treuen Dienste aus: „Ich bitte und beauftrage ernstlich den König, meinen Sohn, daß angesichts der vielen Jahre, die mir Luis Quijada, mein Mayordom, treu gedient, und der Bereitwilligkeit und Liebe, die er gezeigt, als er auf meinen Wunsch mit seiner Frau und seinem Haushalte hierher kam, ungeachtet der sich ihm darbietenden Unbequemlichkeiten und des geringen Lohnes, der ihm für alles das von mir zu Theil wurde, daß er ihm das von mir vermachte Geld auszahle und Luis Quijada in gutem Gedächtniß behalte, um ihn zu belohnen und zu ehren. Denn außer daß dieser es so sehr verdient hat, wird der König, mein Sohn, mir dadurch wegen der Liebe und Geneigtheit, die ich für ihn (Quijada) hatte, Freude machen." Später nennt ihn der Kaiser an der Spitze derjenigen, die er besonders bedenkt,

und Schutze über dritte Personen gewährt, und auf einzelne Rechte, die sich aus dem Verhältnis zu dritten Personen ergeben, wie z. B. auf das Recht, Ersatz für Schaden zu fordern, der durch Verletzung des Rechtsgutes entsteht, oder auf das Recht, Herausgabe des Gutes zu verlangen, das einem anderen widerrechtlich entzogen ist. Diese Rechte sind nicht Rechtsgüter, sondern Rechte an Rechtsgütern. Sie sind nicht absolut, sondern relativ. Sie sind nicht dinglich, sondern persönlich. Sie sind nicht Rechte an der Person, sondern Rechte gegen die Person. Sie sind nicht Rechte an der Sache, sondern Rechte gegen die Sache. Sie sind nicht Rechte an dem Vermögen, sondern Rechte gegen das Vermögen. Sie sind Rechte, die sich gegen den Verletzer des Rechtsgutes richten, und gegen diejenigen, die sich im Besitze des Gutes befinden, das einem anderen widerrechtlich entzogen ist.

Die Kasuistik versucht, auf einem dritten Wege, diese zwei Arten des Schutzes von Rechtsgütern und Rechten an Rechtsgütern zu einer Einheit zusammenzufassen. Sie sieht in dem Schutze, der Rechtsgütern gewährt wird, nur einen Schutz von Rechten.

Mit Recht, muß man sagen, hat Binding es verworfen, den Schutz von Rechtsgütern und den Schutz von Rechten an Rechtsgütern zu einer Einheit zusammenzufassen. Aber Binding hat nicht mit Recht gesagt, daß der Schutz von Rechtsgütern und der Schutz von Rechten an Rechtsgütern zwei voneinander verschiedene Arten des Schutzes sind. Binding hat nicht mit Recht gesagt, daß der Schutz von Rechtsgütern absolut, dinglich, an der Sache, an dem Vermögen, gegen den Verletzer des Rechtsgutes und gegen diejenigen, die sich im Besitze des Gutes befinden, das einem anderen widerrechtlich entzogen ist, gerichtet sei. Binding hat nicht mit Recht gesagt, daß der Schutz von Rechten an Rechtsgütern relativ, persönlich, gegen die Person, gegen das Vermögen gerichtet sei.

1. Schutz absolut, dinglich, an der Sache, an dem Vermögen, gegen den Verletzer des Rechtsgutes und gegen diejenigen, die sich im Besitze des Gutes befinden, das einem anderen widerrechtlich entzogen ist.

Niemals ſetzte er ſeinen Hut in der Gegenwart des Knaben auf; ſie ließ ihn ſtets auf dem Ehrenplatz ſitzen und erhöhte die täglichen Almoſen von einem halben Real auf einen Thaler.

Nicht lange nachher ſchrieb König Philipp an Quijada, daß er den Knaben kennen lernen und ihm eine Stellung geben wolle, und er ihn deßhalb am Lukastage (18. Oktober) nach dem eine Meile von Villagarcia gelegenen Kloſter S. Pedro de la Espina bringen ſolle; er, der König, wolle ſie dann im Walde auf der Jagd treffen. Quijada[1]) forderte alle ſeine Lehnsleute dazu auf, ihm auf die Jagd des Königs zu folgen. Er ließ ſein beſtes und ſchönſtes Pferd elegant aufgezäumt für ſich und ein geringes für D. Juan vorführen, und als Alles bereit war, ging er noch einmal in den Saal, wo ſich D. Maddalena gerade aufhielt, und enthüllte ihr das ganze Geheimniß, welches er acht Jahre vor ihr verborgen hatte; dann aber eilte er, ohne eine Antwort abzuwarten, in den Hof und ritt mit D. Juan und ſeinem Gefolge in den Wald, wo ſie nach etwa einer Meile einem Reitknecht begegneten, der ein ſehr ſchönes Pferd führte. Quijada ſaß ab und befahl ſeinem Zögling, dasſelbe zu thun. Dann kniete er vor dem erſtaunten Knaben nieder, und bat ihn darum, ſeine Hand küſſen zu dürfen, indem er ihm ſagte, er werde es bald vom König ſelbſt erfahren, warum er das thue, und ſolle das ſchöne Pferd beſteigen, das der Stallknecht ihm vorführte. D. Juan[2]) war buchſtäblich ſtarr über die Worte ſeines Pflegevaters, wußte nicht, ob er wache oder träume, reichte ihm weder ſeine Hand, noch ſetzte er den Fuß in den Bügel, bis Quijada darauf beſtand, daß er aufſäße. Da kam er wieder zu ſich, ließ ſich die Hand küſſen, ſagte aber dann mit einer gewiſſen Großartigkeit: „Nachdem Du mir die Hand küſſen willſt, kannſt Du mir auch den Bügel halten!“ Sie ritten

1) Villaſañe l. c. 50.

2) ib. 50, und V. d. Hammen, 27.

nun ein Stück weiter, bis sie sich einer Gruppe von Edelleuten gegenüber sahen. Quijada hielt wieder an, stieg vom Pferde und sagte D. Juan, dasselbe zu thun. Da kam ein kleiner, schmaler, blonder, blasser Mann mit grauen Augen, schwarz gekleidet, auf sie zugeritten und hielt sein Pferd einige Schritte vor ihnen an. „Knice nieder," sagte Quijada, „und küsse die Hand Seiner Majestät!" Als der Knabe dies gethan hatte, frug ihn der König: „Weißt Du, wer Dein Vater war?" worauf dieser sich hülfesuchend nach Quijada umsah, ohne ein Wort hervorzubringen.

Philipp saß ab, umarmte den erstaunten D. Juan und sagte ihm, Karl V. sei sein Vater gewesen und er fühle sich verpflichtet, ihn als Bruder anzusehen. Dann stiegen sie Alle wieder zu Pferde und zogen in Valladolid ein, wo D. Juan fortan in einem für ihn eingerichteten Hause mit seinen Pflegeeltern, denen er von nun an die Namen „Onkel" und „Tante" gab, wohnte. Von jetzt an wurde er auch nicht mehr Hieronymus genannt und bekam einen eignen Hausstand, dem als Ayo oder Erzieher Quijada vorstand.

Zwei Jahre später (1561) zog dieser mit ihm nach Alcalá de Henares, wo D. Juan mit Don Carlos und Alexander Farnese zusammen auf der Hochschule studirte. Quijada war aber noch in einer andern Stellung dort, denn der König hatte ihn nach dem Tode des Kaisers zum Oberstallmeister seines Sohnes ernannt. „Indem ich mich daran erinnere," hatte er ihm bei der Gelegenheit geschrieben, „wie gut und treu Sie Seiner Majestät und mir gedient haben, und weil mir daran liegt, einen Mann von Ihren Verdiensten und Eigenschaften zum durchlauchtigsten Prinzen, meinem Sohne, zu bringen, habe ich beschlossen, Ihnen das Amt eines Oberstallmeisters bei ihm zu geben."[1])

Im April 1562 stürzte dort Don Carlos bei einem Liebesabenteuer[2]) eine halbverfallene Treppe hinab. Auf

1) Gachard, Don Carlos et Philippe II., I. 155.

2) ib. II. 72.

ſein Geſchrei eilten D. Garcia de Toledo, ſein Erzieher, Luis Quijada und einige Diener herbei, um ihn aufzuheben. Sie fanden eine Wunde am Kopfe und riefen ſofort den Chirurgen des Königs, Daze, welcher an der linken Seite des Hinterkopfes eine Wunde in der Größe eines Daumennagels conſtatirte. Als Daze die Wunde verband, verurſachte er dem Prinzen etwas Schmerz, worüber dieſer ſich beklagte. Quijada, fürchtend, dies könne den Arzt beſtimmen, in der Behandlung einzuhalten, ſagte dieſem: „Behandeln Sie Seine Hoheit nicht als Prinzen, ſondern als Privatmann!“ Keiner von ihnen ahnte, daß dieſe Verletzung die Urſache der Geiſtesumnachtung des unglücklichen Thronerben und dadurch der Anfang einer erſchütternden Familientragödie ſein würde, wie ſie die Welt ſelten geſehen hat: der Sohn, der im wahnſinnigen Haſſe gegen den Vater und König ſich verſchwört, und der Vater, der als König den Sohn wie einen Staatsverbrecher behandelt! Jetzt war Alles noch vom Schleier der Zukunft bedeckt und Philipp eilte, als er bedenkliche Nachrichten vom Befinden ſeines Sohnes erhielt, mit dem Herzoge von Alba nach Alcalá. Es ſei ein Schauſpiel geweſen, daß Steine hätten weinen können, ſchreibt ein Florentiner Geſandter, den König zu ſehen, wie er mit Thränen in den Augen unausgeſetzt ſeinen einzigen Sohn mit der größten Sorgfalt gepflegt habe. Auch D. Garcia de Toledo ſorgte mit großem Eifer für ſeinen Zögling, während Quijada den Enkel ſeines kaiſerlichen Herrn mit einer Aufopferung pflegte, daß ſein Leben in Gefahr kam.[1])

D. Carlos erlangte für den Augenblick die Geſundheit wieder, und verfaßte zwei Jahre ſpäter ſein Teſtament, in dem er Quijada, den er zum Teſtamentsvollſtrecker ernannte, ſo erwähnt, daß man daraus ſein vertrautes Verhältniß zu ihm ſehen kann: „Ich hinterlaſſe Luis Quijada, meinem Oberſtallmeiſter, alle mir gehörigen Sachen, die er

1) ib. I. 80.

hat oder am Tage meines Todes haben wird, ohne daß er Rechenschaft davon abzulegen brauchte. Ich hinterlasse ihm außerdem alle Geschütze, die ich im Alcazar von Segovia unter Aufsicht des Grafen von Chinchon, Commandanten des Alcazar, und seines Stellvertreters besitze, denen ich befehle, sie ihm auszuliefern" . . . Im selben Jahre starb der Erzieher des Prinzen, D. Garcia de Toledo, und Quijada vertrat seine Stelle, bis der König, der sich schon mehrmals über Unbotmäßigkeiten seines Sohnes zu beklagen gehabt hatte, glaubte, für diese Stelle keinen Besseren finden zu können, als seinen Jugendfreund Ruy Gomez, der aber gerade in dieser Stellung der böse Dämon Philipp's wurde. Zugleich ernannte er Quijada zum Mitgliede des Staatsraths und zum Comthur von Calatrava und verlieh ihm die Einkünfte des Moralordens.

Die Sitzungen des Staatsrathes wurden meist in einem Zimmer des Königs oder Ruy Gomez' abgehalten.[1]) Der Staatsrath war in zwei Parteien getheilt, in die des Ruy Gomez und die des Herzogs von Alba. Quijada hielt es mit Ersterem und war ihm in inniger Freundschaft verbunden. „Ruy Gomez," schreibt Soriano[2]), „genießt mehr Ansehen beim König, der Herzog von Alba hat mehr Erfahrung." „Obgleich," berichtet Tiepolo,[3]) „Ruy Gomez öffentlich nicht mit dem Herzog streiten will, so ist er ihm im Geheimen nichts desto weniger in Allem entgegen."

Nach der Genesung des Prinzen, im Jahre 1562, waren er und seine beiden Gefährten von Alcalá fortgezogen und hielten sich an verschiedenen Orten auf. Quijada wohnte meist mit D. Juan zusammen. In Madrid brach 1562 in dem Hause, das Quijada mit seiner Frau und seinem Pflegesohne bewohnte, Feuer aus. Zum zweiten Male entschloß

1) Fr. Badoer, Relaz. Ven. 1, III, 240.
2) Mich. Soriano ib., 381.
3) Paolo Tiepolo Rel. Ven. 1, V, 71.

sich der edle Mann, erst für D. Juan und dann für D. Maddalena zu sorgen, aber dies Mal eilte auch diese herbei und sie retteten mit vereinten Kräften ihren „Sohn.“ Es ging jedoch dabei eine eiserne Kiste mit Quijada's sämmtlichen Familienpapieren zu Grunde. D. Juan war zum Jüngling herangewachsen, liebte und verehrte das gute Ehepaar noch immer wie seine Eltern. Nur einmal bereitete er Quijada Kummer. D. Juan war sehr stürmischer Gemüthsart, und als er im Jahre 1565 von der Belagerung von Malta hörte, duldete es den künftigen Helden von Lepanto nicht mehr in träger Ruhe. Als er mit D. Carlos auf dem Wege nach dem Walde von Segovia in Galapago war, entfloh er heimlich mit zwei Edelleuten und einem Diener mit der Post nach Barcelona, um sich da einzuschiffen. Der Herzog von Medinaceli reiste damals gerade zum Könige und erfuhr die Flucht D. Juan's durch einen Postillon. Er fragte sofort Quijada nach ihm, der aber noch gar nichts von der Entfernung seines Pflegesohnes wußte. Sobald der König die Sache erfuhr, ahnte er das Richtige und schickte dem Ausreißer, dem sich unterdessen eine Anzahl catalonischer Edelleute angeschlossen hatten, D. Pedro Manuel mit einem Briefe nach und befahl Quijada, ihm zu schreiben und die Rückkehr zu befehlen, was dieser mit bewegten Worten that, da es ihn tief schmerzte, daß der Jüngling ihm nichts von seinem Plane gesagt. D. Juan kehrte in kurzer Zeit zurück, da auch die Vicekönige und Hafenvorstände den Befehl erhalten hatten, ihn nicht durchzulassen. D. Juan trat wie ein armer Sünder vor den König und dieser verzieh ihm den Jugendstreich von Herzen.[1])

Seit Quijada sich bemüht hatte, Maria von Ungarn dazu zu bewegen, als Statthalterin in die Niederlande zu gehen, hatte sich dort Vieles verändert. Margarethe von Parma kämpfte gegen den entstehenden Aufstand, der von

1) Cabrera, Historia de Felipe II., Madrid 1876, I, 430.

Jahr zu Jahr schlimmer wurde. Im Jahre 1566 war es kaum mehr möglich, der überall auftauchenden Prädikanten und der gegen den Cardinal Granvella gesponnenen Intriguen Herr zu werden. Im Juli erhielt Philipp in Segovia dringende Briefe von seiner Schwester[1]) und berief in Folge dessen den Staatsrath zu sich, um über diese Angelegenheit zu berathen. An den mehrtägigen Besprechungen betheiligten sich die Herzöge von Alba und Feria, D. Juan Manrique de Lara, D. Antonio de Toledo, Ruy Gomez, Luis Quijada, Tisnacq, Hopperus und der Secretär Wile.[2]) Luis de Avila, der manchmal zugezogen wurde,[3]) nahm diesmal nicht Theil. Am Schluß setzten sie eine Schrift auf, in der sie dem König riethen, Granvella abzuberufen, die niederländischen Stände seiner Gewogenheit zu versichern, die Inquisition beizubehalten, weil sie das Ansehen des Königs unterstütze, energisch die Bestimmungen des Concils von Trient durchzuführen, ihm aber abriethen, Jemanden mit einem starken Heere hinzuschicken, weil das erbittern würde, ebenso wenig aber eine allgemeine Amnestie zu erlassen, weil da die Aufruhr stiftenden Prädikanten mit einbegriffen wären.[4]) Philipp nahm hiervon Kenntniß und schrieb an Margarethe von Parma über einige dieser Punkte und an die Grafen Egmont und Meghem, um sie seiner Gewogenheit zu versichern.[5])

Unterdessen wurde Quijada's Posten bei D. Carlos immer schwieriger, da dieser mehr und mehr dem Wahnsinne verfiel, der sich im Hasse gegen den eignen Vater und unerhörter Heftigkeit und grausamer Roheit gegen Andere äußerte, und endlich so arg wurde, daß er ein Attentat auf die Krone seines Vaters beschloß. D. Juan de Austria

1) Reiffenberg, Correspondance de Margherite d'Autriche 39, 58
2) Cabrera, I, 479.
3) Relazioni Ven. Ser. I., III., 240.
4) Cabrera I, 476.
5) Gachard, Correspondance de Philippe II., I, 437, 438.

verrieth dem Könige den verrätherischen Plan seines Sohnes, worauf hin dieser sofort vom Escurial nach Madrid kam.

Am 19. Januar 1568 bestellte er Ruy Gomez, den Herzog von Feria, den Prior D. Antonio und Luis Quijada zu sich auf 11 Uhr Abends und, wie eine gleichzeitige Quelle sagt,[1]) sprach zu ihnen, „wie noch kein Mensch sprach". Dann ging er mit ihnen, D. Pedro Manuel und D. Diego de Acuña, hinunter in die Wohnung des Prinzen. Zwei Kammerdiener mit Hämmern und Nägeln, wie auch der Lieutenant und zwölf Leute von der Wache folgten. Feria trug ein Licht vor dem Könige her, welcher einen Panzer unter den Kleidern und einen Helm angelegt hatte. Sie drangen in das Gemach des Prinzen ein, Philipp versteckt hinter den Andern, welche D. Carlos die Waffen, die dieser am Bett hatte, wegnahmen. Der Prinz erwachte, erschreckt über die vielen Menschen, und frug, wer da sei. „Der Staatsrath," sagte Einer von ihnen. In diesem Augenblicke trat Philipp vor. „Was ist das?" rief der unglückliche Prinz. „Will Ew. Majestät mich tödten?" Der König versicherte ihm, er wolle nur sein Bestes, und ließ die Fenster vernageln. Dann rief er Feria, Ruy Gomez und Quijada herbei und sprach zu ihnen: „Ich gebiete euch, über die Person des Prinzen zu wachen, ohne meinen Befehl nichts zu verändern. Ich verlasse mich auf die Treue, die ihr mir geschworen habt." Dann wurden die Papiere des Prinzen in einer eisernen Cassette in das Cabinet des Königs getragen. Philipp unterwarf sie mit seinen Begleitern einer genauen Untersuchung. Sie fanden außer vielen Briefen eine Liste, die sich der unvorsichtige D. Carlos angelegt hatte, die, von seiner eignen Hand geschrieben, auf der einen Seite die Namen seiner Freunde enthielt, darunter den der Königin Elisabeth, D. Juans de Austria, Luis Quijadas, auf der andern aber die Namen seiner Feinde, die er bis zum

1 Gachard, D. Carlos et Philippe II., II, 478, 680.

Tode verfolgen wolle; oben an fand Philipp ſeinen eignen Namen, den von Ruy Gomez, von deſſen Frau, vom Herzog von Alba und Andern. In derſelben Nacht übernahmen Feria, Lerma und Mendoza die Wache bei D. Carlos, während in der folgenden Ruy Gomez, der Prior D. Antonio und Quijada dieſes Amt ausübten. Wenn Einer von ihnen in das Zimmer des Prinzen ging, mußte er vorher auf Befehl des Königs Degen und Dolch ablegen.

Am folgenden Tage wurden beinahe alle Obengenannten von D. Carlos getrennt, und außer Lerma und Ruy Gomez ihm neue Edelleute zugetheilt, u. a. ein Sohn des hl. Franz von Borja. Auch Quijada wurde entlaſſen und man glaubte, er ſei wegen ſeiner Anhänglichkeit an D. Carlos in Ungnade gefallen, aber der König ernannte ihn im Mai desſelben Jahres zum Präſidenten des Rathes von Indien. „Angeſichts Ihrer Klugheit, Tüchtigkeit und Erfahrung," ſchrieb der König, „und weil wir es für unſern Dienſt und für die gerichtlichen und geſchäftlichen Angelegenheiten des Rathes von Indien ſo für gut halten . . . iſt es unſer Wille, daß Sie, Luis Quijada, Mitglied unſeres Staatsrathes . . . Präſident des beſagten Rathes an Stelle des D. Francisco Tello de Sandoval ſeien." Der Prinz vergaß ſeinen Freund nicht, denn als er im Juli ein neues Teſtament machte, hinterließ er ihm ein Andenken, und am 24. Juli beſchloß der unglückliche Enkel Karl's V. ſein kurzes Leben.

Am 3. Oktober ſtarb die Königin Eliſabeth von Valois, Philipp's dritte Gemahlin, welche keinen Sohn, ſondern nur zwei Töchter, Iſabella Clara Eugenia und Katharina hinterließ. Die Beiden waren ganz klein, als ſie ihre Mutter verloren, Katharina erſt ein Jahr, da ſie am 10. Oktober 1567 geboren war. D. Juan de Auſtria trug ſie wie ihre ältere Schweſter zur Taufe in die Kapelle und auch Quijada wohnte der hl. Handlung bei. Am 4. Oktober wurde die Leiche der Königin in die Kirche der unbeſchuhten Carmeliterinen übertragen, an welchem feierlichen Zuge neben vielen andern

Großen und Edelleuten auch Luis Quijada theil nahm. Er schien dazu bestimmt zu sein, stets Freud' und Leid seiner Könige zu theilen!

Quijada war aber nicht blos der treue Diener seines Herrn, sondern auch ein liebenswürdiger Freund seiner Freunde, welche er, wenn sie durch Villagarcia reisten, sogar in seiner Abwesenheit reichlich bewirthete. So schrieb er am 13. Juli 1567:[1]) „Pedro Salzedo, Freund. Der Herr Alcalde Salazar, Alcalde des Hauses und Hofes Seiner Majestät, reist nach Coruña, und ich glaube, daß er durch Villagarcia kommen wird. Wenn er es thut, so werden Sie mir viel Freude machen, wenn Sie sich seiner annähmen, wie wenn ich es wäre, denn ich liebe ihn sehr und bin ihm viel Dank schuldig. Lassen Sie ihn in meinem Hause wohnen und geben Sie ihm ein Dutzend Hühner, ein halb Dutzend junge Hähne, ein Kalb, ein Faß Wein, und das Futter, was er für seine Thiere braucht. Wenn er sich dort einen Tag aufhalten will, laden Sie ihn auf den Berg ein, damit er sich dort unterhalte. Ueberhaupt geben Sie sich viel Mühe, ihn gut zu bewirthen . . . ." Wegen eines andern Freundes schrieb er nach Villagarcia an den dortigen Pfarrer, er möge doch ja dafür sorgen, daß der Gast Gelegenheit habe, in den Bergen Hasen, Kaninchen oder was ihm sonst beliebe, zu jagen.

„Zu dieser Zeit (1569) aber," schreibt P. Villafañe in seiner mehrerwähnten Schrift, „war Luis reif für den Himmel, wo er die Krone seiner Tugenden empfangen sollte. Im Fortschreiten in den christlichen Tugenden, die er stets mit der Ehre des Edelmannes zu verbinden wußte, näherte er sich seinem glorreichen Ende, welchem seine Wünsche zustrebten, die darin bestanden, das Leben nicht in der Ruhe eines Bettes nach langwieriger Krankheit, sondern in den anstrengenden Mühen eines Krieges, im

1) Villafañe 71.

Worte sagen: Es kommt der allerletzte Moment, an welchem die Kategorien noch Bedeutung haben, und dieser Moment ist der Moment, in welchem sie, als Kategorien, in Ideen übergehen.

Wir haben also jetzt gefunden: 1. die wahre Form der Kategorien ist die Form der Urteile; 2. die Kategorien haben nur Bedeutung, solange sie Urteilsformen sind.

VII.

Die „Kategorien" der Metaphysiker.

Wir haben jetzt Kants Kritik der Kategorienlehre kennen gelernt. Sie ist, wie wir gesehen haben, eine Kritik der Kategorien, sofern sie Begriffe sind, die Bedeutung haben sollen. Kant hat gezeigt, daß sie diese Bedeutung nicht haben können, daß sie, sofern sie Begriffe sind, keine Kategorien sind, daß sie, sofern sie Kategorien sind, keine Begriffe sind. Sie sind, sofern sie Kategorien sind, Urteilsformen. Sie sind, sofern sie Begriffe sind, Ideen. Sie sind, sofern sie Kategorien sind, Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung. Sie sind, sofern sie Begriffe sind, Bedingungen der Möglichkeit der Metaphysik.

Kants Kritik der Kategorienlehre ist eine Kritik der

Die Enthüllungen gewähren einen Einblick in Zustände der bedenklichsten Art. Es ist viel mehr Fäulniß im Lande vorhanden, als die schärfsten Beobachter bisher geglaubt und, was das Schlimmste ist, die Verderbniß findet sich gerade in jenen Kreisen, von welchen man bisher eine bessere Meinung gehabt hatte. Der Hauptinhalt dieser Enthüllungen soll daher hier angegeben, und die treibenden Ursachen sowie deren Folgen sollen in Kürze dargelegt werden.

Die geistigen Urheber und Leiter der Boulanger-Bewegung waren zwei geriebene Abenteurer und Geschäftemacher, Dillon und Arthur Meyer. Sie hielten alle Fäden in der Hand, an denen nicht bloß Boulanger, sondern auch eine große Anzahl bedeutender Personen hingen, die schon durch ihre Stellung vor solcher Berührung hätten gesichert sein sollen. Dillon ist Schulkamerad Boulangers, aber in unrühmlicher Weise seinerzeit aus dem Heere entlassen worden. Seitdem hat er Vielerlei getrieben, Schulden gemacht, Betrügereien verübt, an der Börse gespielt. Obwohl er sich unter solchen Umständen nicht besonders guten Leumundes erfreuen konnte, fand er doch, als er sich den Grafen-Titel beilegte, überall offene Thüren, vorab bei den meist hochadeligen Häuptern der monarchischen Partei. Arthur Meyer ist ein getaufter Jude, was ihm, wie man fast glauben möchte, in gewissen Kreisen als besondere Empfehlung gedient haben dürfte. Er hat Allerlei getrieben, in verschiedenen Farben geschillert und steht seit längeren Jahren an der Spitze des „Gaulois", welcher sich sozusagen als Hofblatt des Grafen von Paris und der hohen Welt geberdet, obwohl das Blatt zugleich auch Alles feiert und hervorhebt, was irgendwie zum Judenthum gehört, seien es Schriftsteller, Abenteurer oder selbst die anrüchigsten Börsentreiber. Herr Meyer weiß dabei sehr vornehm und wichtig zu thun; er gehört, wie bestimmt versichert wird, zu dem kleinen Kreis von Männern, deren Wort bei dem Grafen von Paris etwas gilt.

Hätte man in Berlin und Königsberg Napoleon's Absichten gekannt, so würde man sich nicht damit begnügt haben, die Ausfuhr von Getreide zu verbieten, sondern man würde Maßregeln getroffen haben, um Lebensmittel und Futter für die Armee zu sammeln. Aber man wußte nichts davon, daß Napoleon sich mit dem Gedanken trug, den Krieg in das Innere Rußlands zu tragen, und daß er deshalb 100000 Mann, die Blücherschen und die gesamte Reserve, nach Pommern und Preußen zog. Man glaubte, daß Napoleon nur die Absicht habe, Rußland zu zwingen, die Kontinentalsperre aufrechtzuerhalten, und in Berlin und Königsberg war man überzeugt, daß Napoleon sich damit begnügen würde, Rußland zu zwingen, Getreide und Lebensmittel an Frankreich abzuliefern. Da durch diese irrigen Ansichten die Ausfuhr von Getreide nicht gehindert wurde, so konnte Napoleon, als er in Rußland einfiel, sich nicht auf die Lebensmittel verlassen, die Rußland ihm liefern sollte, und mußte sich deshalb selbst mit Lebensmitteln versehen. Die Art und Weise, wie Napoleon seine Armee verpflegte, ist bekannt. Er ließ sie, wie Ségur sich ausdrückt, „wie Heuschrecken" über das Land herfallen.

Am 24. Juni 1812 überschritt Napoleon den Niemen. Am 26. Juni 1812 befand sich Napoleon in Kowno. Am 28. Juni 1812 befand sich Napoleon in Wilna. Am 29. Juni 1812 befand sich Napoleon in Swenzjany. Am 30. Juni 1812 befand sich Napoleon in Wilna. Am 16. Juli 1812 befand sich Napoleon in Witebsk. Am 17. August 1812 befand sich Napoleon in Smolensk. Am 7. September 1812 befand sich Napoleon in Borodino. Am 14. September 1812 befand sich Napoleon in Moskau. Am 19. Oktober 1812 befand sich Napoleon in Fominskoje. Am 24. Oktober 1812 befand sich Napoleon in Malojaroslawetz. Am 3. November 1812 befand sich Napoleon in Wiasma. Am 8. November 1812 befand sich Napoleon in Dorogobusch. Am 9. November 1812 befand sich Napoleon in Slawkowo. Am 14. November 1812 befand sich Napoleon in Smolensk. Am 26. November 1812 befand sich Napoleon in Orscha. Am 29. November 1812 befand sich Napoleon in Borissow. Am 1. Dezember 1812 befand sich Napoleon in Plechtschenitzy. Am 3. Dezember 1812 befand sich Napoleon in Molodetschno. Am 4. Dezember 1812 befand sich Napoleon in Smorgoni. Am 5. Dezember 1812 befand sich Napoleon in Wilna. Am 6. Dezember 1812 befand sich Napoleon in Kowno. Am 7. Dezember 1812 befand sich Napoleon in Gumbinnen. Am 8. Dezember 1812 befand sich Napoleon in Warschau. Am 10. Dezember 1812 befand sich Napoleon in Posen. Am 11. Dezember 1812 befand sich Napoleon in Frankfurt a. O. Am 14. Dezember 1812 befand sich Napoleon in Dresden. Am 15. Dezember 1812 befand sich Napoleon in Erfurt. Am 18. Dezember 1812 befand sich Napoleon in Mainz. Am 19. Dezember 1812 befand sich Napoleon in Paris.

nach Brüſſel geflüchtet war, betrug ſeine Gaſthofrechnung 22,000 Fr. für kaum vierzehn Tage.

Boulanger war nämlich ſchon einmal, vierzehn Tage vorher, nach Belgien ausgekniffen, aber von ſeinen Anhängern Laguerre und Dillon ſchnell wieder zurückgeholt worden. Als er dann wirklich flüchtete, hatte die Regierung noch keine ernſtlichen Schuldbeweiſe gegen ihn, die eine Verhaftung rechtfertigen konnten. Sie wünſchte alſo um ſo mehr ſeine Flucht, weil dieſe als mittelbarer Beweis ſeiner Schuld in den Augen des Volkes gelten und auf den Mann ein übles Licht werfen mußte. Der Miniſter des Innern, Conſtans, ließ daher in ſehr geſchickter Weiſe im Beiſein eines Beamten, von dem er wußte, daß er Boulanger Alles zutrug, verlauten, dieſer werde verhaftet werden. Boulanger erfuhr ſofort die Schreckensmähr und riß aus. Da er ſich dann dem Senatsgericht nicht ſtellte, war ſeine Verurtheilung geſichert. Durch die Enthüllungen weiß man nun auch, daß Boulanger einen triftigen Grund hatte, ſich aus dem Staub zu machen. Er konnte glauben, daß die Regierung von ſeinem Verrath erfahren habe. Boulanger hatte nämlich, als Befehlshaber des 13. Corps in Clermont-Ferrand, im Januar 1889 ſeinen Poſten heimlich verlaſſen, um ſich nach Prangins zu begeben, wo er den Prinzen Jerome Bonaparte zu bewegen ſuchte, eine Million für politiſche Zwecke herzugeben, freilich vergebens. Er wollte dann einen Umſchwung zu Gunſten der Bonapartiſten herbeiführen. Ein ſolcher Verſuch des Hochverrathes ſeitens eines im Dienſt befindlichen Generals hätte die Verurtheilung durch das Kriegsgericht unfehlbar nach ſich gezogen.

Im Ardèche-Departement war Boulanger, trotz der aufgewandten großen Mittel, elend durchgefallen, weil die monarchiſche Parteileitung ihre Anhänger nicht angewieſen hatte, für ihn zu ſtimmen. In allen übrigen Departements, in denen er gewählt wurde, geſchah es durch die ohnedies vorhandene conſervative Mehrheit. Blos Paris bildete eine

Ausnahme, weil nur hier die von Dillon in's Werk gesetzten ächt amerikanischen Mittel zur Bearbeitung der Wählermasse die gewünschte Wirkung hervorbringen konnten. Tausend gedungener Agenten („Anreißer") durchzogen in größeren und kleineren Haufen die Stadt, stets den Namen Boulangers rufend und singend, verkauften und vertheilten dabei Zeitungen, Bilder und Drucksachen zu dessen Verherrlichung. Abends brachen diese Rotten in die Versammlungen der Gegner ein, um sie zu sprengen oder zu Hochrufen auf Boulanger zu drängen. Von Morgens früh bis Abends spät waren Schaaren von Kleistermännern in Thätigkeit, um die Wahlaufrufe des Gegners sofort mit denjenigen Boulangers zu überkleben. Cocarden, Fähnlein auf den Namen Boulanger wurden den Leuten auf den Hut gesteckt, von den Anreißern selber getragen. Dillon ließ Bilder und Drucksachen aller Art zu hunderttausenden herstellen; er hatte immer einige Goldstücke für die hungrigen Dichter, welche Boulanger in ihren Liedern verherrlichten. Er fand Mittel, Boulanger überall hin zu stecken, ihn in aller Mund zu bringen. In Paris schlugen diese Mittel natürlich bei der beweglichen, stets nach Neuem und Sonderbarem lüsternen Bevölkerung an, der Namen Boulanger wurde zur Fahne, zum Ausdruck der in weiten Schichten herrschenden Unzufriedenheit. Aber warum gaben sich auch die Conservativen zu dem Schwindel her, in Bezirken, die ihnen sicher waren, und in denen die allgemeine Unzufriedenheit schon längst andere Namen auf den Schild gehoben hatte? . . In Folge davon sind sie nun in der neuen Kammer mit den Boulangisten weniger zahlreich, als früher ohne dieselben.

Von Paris abgesehen, war also durch diese Einzelwahlen genugsam erwiesen, daß mit Boulanger nichts zu erringen sei; das Ergebniß stand nicht entfernt im Verhältniß zu den gebrachten Opfern. Trotzdem ließen sich die Royalisten durch Dillon und Arthur Meyer zu neuen Opfern bewegen. Im Jahre 1885 hatten sie mit viel geringeren Ausgaben

(800,000 Fr.) beinahe gesiegt; sie waren nur um eine halbe Million Stimmen hinter den Republikanern zurückgeblieben. Diesmal ging der Graf von Paris mit gutem Beispiel voran, er gab 2½ Millionen für die Wahlen. Das wirkte; es kamen schnell fünf Millionen zusammen, wovon indessen 1,300,000 dem boulangistischen Schatzmeister Dillon überwiesen wurden. Auch jetzt wieder wurde das Geld in oft geradezu schändlicher Weise vergeudet. Die Empfehlung von der Kammerfrau einer Maitresse Boulangers genügte, um einen Herumtreiber zum boulangistischen Candidaten zu erheben, der dann 6 bis 8000 Fr. aus der Wahlkasse erhielt. Mehrere gerichtlich bestrafte Betrüger bekamen in ähnlicher Weise beträchtliche Summen, ohne das Mindeste für die Wahlen zu thun. Einer erhielt 5000 Fr. und verjubelte das Geld.

Wie war es aber möglich, daß die Monarchisten noch dazu ihre eigenen Wahlkreise preisgaben zu Gunsten der Boulangisten? Arthur Meyer hat den leitenden Gedanken dieser Politik zu erläutern versucht: „Unsere Sache, unsere Grundsätze, unsere Aufgabe, der Haß gegen die jetzigen Zustände, Alles gebot uns, Boulanger nicht zu bekämpfen. Hätten wir den Boulangismus nicht unterstützt, so würde er, im Falle seines Sieges, sich gegen uns gewandt haben. Als Sieger mit der Regierung würde diese uns des andern Tages erdrückt haben. Wir thaten daher noch mehr, als ihn nur zu unterstützen, wir leiteten den Boulangismus. Wir waren von einer großen Gefahr bedroht. Wie oft wiederholte uns Dillon: der General darf Geld nur von Euch erhalten! Gewisse Geldleute, welche in ihm ein gutes Geschäft sehen, bieten ihm ungeheure Summen; aber am Ende hätte das Land den Schaden zu bezahlen. Der aus dem Heere ausgestoßene General, ein Martyrer, würde dann seinem Programm nur das Wort ‚Krieg den Aristokraten' beigefügt und damit eine ungeheure, von Rochefort bis zum Prinzen Jerome reichende demokratische Liga gebildet haben.

Das Land iſt unzweifelhaft demokratiſch und imperialiſtiſch. Als der Herzog von Orleans ſich durch ſeine ritterliche That dem aufgeregten Lande offenbarte, hörte ich am Abend ſeiner Verhaftung einen braven Hauswart ausrufen: Der hat wie ein ächter Napoleon gehandelt. Die Royaliſten mußten daher dem Lande zeigen, daß ſie ebenſo modern ſind, als die Napoleone und beſſer als ſie ſeine Wünſche erfüllen können. Der General konnte uns nicht verrathen. Siegten wir miteinander, ſo beſtand die Mehrheit zu zwei Dritteln aus Conſervativen. Wir hielten dann Carnot im Schach, ließen kein Miniſterium am Ruder, wenn er uns widerſtand. Löste er die Kammer auf, dann kamen wir zahlreicher zurück. Unterdeſſen hatte Boulanger, als Vorſitzender der Kammer, gewiſſe Rechte (beliebig Truppen zum Schutze der Kammer heranzuziehen), die ich nicht weiter betonen will. Gab Carnot nach, dann waren die Miniſter unſere Leute, wir ſäuberten den Beamtenſtand, ernannten die Befehlshaber der Truppen, machten Frankreich monarchiſch. Der Congreß oder Berufung an das Volk thaten das Uebrige. Das würde länger gedauert haben, als ein Gewaltſtreich, aber wir wollten keinen ſolchen. Wenn Boulanger am Tage nach ſeiner Wahl in Paris keinen Gewaltſtreich beging, ſo war es, weil wir es nicht wollten. Hätte das Volk ihn nach dem Präſidentſchaftspalaſt getragen, ſo konnte er am andern Tag eine Rolle ſpielen, die wir nicht wollten. Es war unſere Pflicht, ihn zurückzuhalten.“

Und nun ſchildert der Vertraute ſeinen Patron, der das Land für die Monarchie retten ſollte: „Boulanger hat nie hohe Pläne gehabt. Wir kannten ihn gut; Thiébaud kennzeichnet ihn mit Einem Worte: ‚Ein Unterlieutenant‘. Er hatte als Soldat eine glänzende Laufbahn hinter ſich, aber er verſtand nichts vom Leben. Er kannte weder Paris, noch Politik, noch Welt und Frauen. Er war Republikaner, da er der Republik das Meiſte verdankte und von der Monarchie nur das dem Volke vorgemachte Zerrbild kannte.

Aber der Uebermuth ist ihm bald gekommen durch die tausend Kleinigkeiten des glänzenden Pariser Lebens, die vielfachen Versuchungen und die aus der Volksthümlichkeit entstehende Verblendung. Wir hatten all' seine guten und schlechten Eigenschaften abgewogen. Durch Sittenstrenge würde er uns Besorgnisse und Schrecken eingeflößt haben, als Lüstling waren wir seiner sicher."

Die Monarchisten hatten also laut dieser Geständnisse ihres diplomatischen Orakels ihre Pläne auf die Lüderlichkeit Boulangers gebaut! Sie hatten nicht vorausgesehen, daß derselbe aus diesem Grunde das Wohlleben mit einer Maitresse im Auslande dem Gefängniß in der Heimat vorziehen werde. Und damit war Alles gescheitert. Denn die Flucht Boulangers hat unbedingt einen peinlichen Eindruck auf das Volk gemacht, da bis dahin der Mann ihm als Ritter ohne Furcht und Tadel, als ein weltüberwindender Held angepriesen worden war. Die Flucht hat unzweifelhaft zu der Wahlniederlage der Boulangisten und ihrer Kampfgenossen, der Monarchisten, wesentlich beigetragen.

Boulanger ist die Antwort diesen Spekulanten nicht schuldig geblieben: „Nach Arthur Meyer war ich das Werkzeug, der Gefangene der Orleanisten. Auf der andern Seite schreibt man mir den höchsten Ehrgeiz zu; ich soll nach der Diktatur gestrebt haben. Man sollte aber doch etwas folgerichtiger oder wenigstens menschlich denken. Malen Sie sich das Bild aus. Zu der höchsten Stelle gelangt, die Jemand sich träumen kann, zum höchsten Amte meines Landes erhoben, sollte ich eines schönen Tages zu einem Graf von Paris genannten Herrn sagen: ‚Königliche Hoheit! erweisen Sie mir die Gnade, meinen Platz einzunehmen: ich bin von den Vertretern Frankreichs erwählt, die mir in seinem Namen die Wahrung der Republik anvertraut haben, derjenigen Staatsform, welche das Land seit zwanzig Jahren durch mehrfache Abstimmungen bekräftigt hat. Aber, gleichviel! Dies Alles gilt bei mir nicht so viel, als die Ehre,

iner Ihrer unterthänigen Diener zu ſein. Wahrhaftig, nan muß Arthur Meyer heißen, um mir einen ſolchen Plan uzumuthen."

Andererſeits muß daran erinnert werden, daß Boulanger bei jeder Gelegenheit, in zahlreichen Verſammlungen und in all ſeinen Kundgebungen, ſtets ſeine republikaniſche Ueberzeugung betont hat. Er würde doch alle Achtung verloren, ſich unmöglich gemacht haben, wenn er dann noch umgeſattelt hätte, was überdieß ſelbſt bei gutem Willen ſeine Schwierigkeit gehabt haben würde. Es bezeichnet überhaupt eine ſittliche und Geiſtesverfaſſung der bedenklichſten Art, wenn der Gedanke Eingang finden kann, ein gewiß doch in den Augen der Royaliſten ſo erhabenes Werk, wie es die Herſtellung des Thrones in Frankreich wäre, auf die ſittliche Verkommenheit, die Treuloſigkeit und Unehrlichkeit desjenigen zu bauen, der dabei das Hauptwerkzeug ſein ſollte. Boulanger hatte ſich auch ſchon durch ſeine Verlogenheit und Undankbarkeit gegen den Herzog von Aumale unrühmlich ausgezeichnet und überdies ſich zu der Ausſtoßung der Orleans'ſchen Prinzen aus dem Heere verſtanden, was alle anderen Generale abgelehnt hatten. Selbſt als Verräther wäre der Mann nicht zuverläſſig genug geweſen.

Was ſodann die angeblichen Anerbietungen ſeitens der Geldleute betrifft, ſo genügt die Thatſache, daß Rothſchild vier Millionen für die Wahlen der Republikaner beiſteuerte, aber dem Herzog de Larochefoucauld, der ihn im Namen des abweſenden Grafen von Paris darum anſprach, einen Vorſchuß von 200,000 Fr. zu Wahlzwecken rundweg abſchlug. Gegen Rothſchild und die Regierung wird aber kein anderer Geldmann ſich einlaſſen. Daß Boulanger durch Verſtoßung ſeiner braven Frau, Verſuch einer freventlichen Scheidung von derſelben, Zuſammenleben mit einer geſchiedenen Dame und Anderes öffentliches Aergerniß gab, hätte ihn in den Augen aller rechtlich Denkenden unmöglich machen und abthun müſſen. Deshalb klagt auch die „France", ein

ſehr republikaniſches Blatt: Das ganze Geheimniß der Wahlkämpfe beſtehe im Geld und nur im Geld. „Der Spieler, welcher es am längſten aushalten kann, gewinnt. Wenn die Herzogin d'Uzès ſtatt der Paar Millionen die Milliarden Rothſchilds hätte in die Wagſchale werfen können, wer weiß, was aus der Republik geworden wäre. Man ſpielte Republik und Monarchie zwiſchen Herzogen und Baronen. Aber was wird dabei aus den alten armen Theoretikern der Demokratie, welche der an unſeren Mauern prangenden Formel: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! treu geblieben ſind? Dieſe heldenhafte Republik iſt vorbei und begraben. Dies wußte man wohl, aber das vorige Jahr hat uns belehrt, daß wir auch über das Zeitalter politiſcher Ueberzeugungen hinaus ſind. Die letzten Wahlen ſind hauptſächlich mit und durch Geld gemacht worden. Aufrichtige demokratiſche Geſinnungen ſind dabei nicht viel mehr im Spiele geweſen als monarchiſche".

Das iſt auch des Pudels Kern. Bei den Monarchiſten ſitzen die Ueberzeugungen ſo wenig tief, daß wenigſtens ein Theil derſelben einem ſo ſchwindelhaften, unlauteren Plane zuſtimmen konnte, wie ihn zwei ſo geriebene Abenteurer, wie Arthur Meyer und Dillon, zu erfinden vermochten. Die beſte Sache muß verderben, wenn für dieſelbe mit ſolchen Mitteln gekämpft wird. Dieſe in einem großen Theile der franzöſiſchen Geſellſchaft herrſchende politiſch-ſittliche Fäulniß iſt der Boden, auf dem das „Boulangismus" genannte Sumpfgewächs gedeihen konnte. Träger, wo nicht Urheber dieſer Fäulniß, beſonders ſoweit es die Politik betrifft, ſind hauptſächlich zwei Pariſer Blätter: „Figaro" und „Gaulois". Beſonders verhängnißvoll iſt der Einfluß des in 80 bis 90,000 Abdrücken verbreiteten, in allen beſſeren Familien, in allen Schlöſſern geleſenen „Figaro". Man kann nicht gerade ſagen, daß derſelbe aus Grundſatz ſchlecht ſei. Aber das Blatt befolgt den Grundſatz, Allen Alles zu ſein, Jedem Etwas, Allen aber nur Angenehmes, den Sinnen Schmei-

chelndes zu bieten, die Dinge mehr von der gefälligen und leichtfertigen Seite darzustellen. Der „Figaro“ ist conservativ, aber nicht aus Ueberzeugung, sondern gerade nur so weit, um nicht im Genußleben, welches er an erster Stelle pflegt, gestört zu werden. Das Blatt wirkt thatsächlich dahin, die Conservativen in Sicherheit, Thaten- und Hoffnungslosigkeit einzuwiegen. Es vergißt nie, zu betonen, daß selbst eine conservative Mehrheit die Monarchie nicht herzustellen vermöge, weshalb es sich besonderer Anstrengungen nicht verlohne und man sich lieber mit der Republik abfinden möge. Namentlich im Jahre 1885 hat der „Figaro“ auf diese Weise entmuthigend auf die Wahlen gewirkt, welche trotzdem verhältnißmäßig günstig ausfielen. „Was hätten wir aber erst erreicht, wenn wir statt mit Gleichgiltigkeit und Hoffnungslosigkeit voller Muth und Zuversicht, mit Einsetzung aller Kräfte in den Kampf eingetreten wären“! so rief damals angesichts der unerwarteten Wahlerfolge der „Gaulois“ aus.

Der „Figaro“ machte aus dem Boulangismus Gewinn. Er war das Hofblatt Boulangers, hatte wenigstens ständig Einen Mitarbeiter um denselben und brachte täglich begeisterte Schilderungen der Thaten und Reden des Generals. Der Boulangismus war für den „Figaro“ ein Gegenstand der Spekulation, wie jede andere Erscheinung des Tages, sei es nun eine Tänzerin oder ein Hanswurst.

Boulanger hatte nach seiner Flucht auch eine Zusammenkunft mit dem Grafen von Paris in London, dem er versprach, das Gesetz aufzuheben, welches die Thronerben aus Frankreich verbannt. Aber er verstand sich nicht dazu, in zwei conservativen Pariser Bezirken den Royalisten keine Nebenbuhler entgegenzustellen; beide Bezirke sind denn auch den Conservativen verloren gegangen. Der Plan der Monarchisten ging dahin, mittelst Boulangers die Mehrheit in der Kammer zu erlangen und dann durch Neuwahlen oder Berufung an das Volk die Monarchie herzustellen. In dem-

ſelben Sinne hatten ſie auch ſchon gelegentlich der Präſidentenwahl Boulanger Anerbietungen gemacht. Er befand ſich damals, entgegen ſeiner Pflicht, die ihn nach Clermont-Ferrand rief, heimlich in Paris und hatte in derſelben Nacht (des 1. Dez. 1887) Zuſammenkünfte mit den Radikalen wie mit den Monarchiſten. Erſtere beriethen, wie die Wahl Ferry's hintertrieben und andernfalls der Einzug deſſelben in den Präſidentſchaftspalaſt, die Beſitznahme von der Staatsgewalt verhindert werden müſſe. Ein Aufſtand in den Gaſſen wurde geplant und auch ſchon Vorkehrung dazu getroffen. Die Führer der radikalen Vereine waren aufgeboten, hatten ſich auch ſchon im Rathhaus feſtgeſetzt. Boulanger gab zu verſtehen, die Truppen würden keinen Widerſtand leiſten. Den Conſervativen verſprach er, darauf hinzuwirken, daß das Volk ſich frei äußern könne. Unmöglich konnte er allen Parteien das halten, was er ihnen verſprach, und das wußte er im Voraus. Folglich hatte er die Abſicht, ſie alle zu betrügen, die Parteien nur zur Erreichung ſeiner perſönlichen Zwecke auszunützen.

Das Zuſammengehen mit ihm und die Unterſtützung des Boulangismus war ein Fehler, den die Royaliſten zu ſpät eingeſehen. Sie wollten, wie Arthur Meyer ſagte, „modern" ſein, und dies ſteht ihnen gar nicht an. Die beſte Sache, der löblichſte Zweck wird durch ſchlechte Mittel geſchädigt. Der Graf von Paris lebt in der Verbannung, er wünſcht ſehnlichſt nach Frankreich zurückzukehren und konnte daher um ſo eher von ſeinen Berathern getäuſcht werden. Er hat nur widerwillig das Zuſammengehen geſtattet. Aber als die Niederlage eingetreten war, hat er offen und rückhaltlos die Verantwortung übernommen, mit ſeinem Namen den Mißgriff gedeckt, welchen weniger ſcrupulöſe Berather begangen. Vor der Abreiſe nach Nordamerika, wo er in den Vereinigten Staaten wie in Canada mit königlichen Ehren gefeiert wurde, veröffentlichte er von Folkeſtone 23. Sept. 1890 aus folgenden Brief an den Senator Bocher:

„Der durch eine Reihe von Enthüllungen der letzten Zeit entbrannte Streit könnte die Oeffentlichkeit täuschen über die von mir bei den vorjährigen Wahlen befolgte Politik. Da ich morgen Europa auf einige Wochen verlassen werde, will ich Verläumdungen und Irrthümern vorbeugen. Ich glaube in schwieriger Zeit die Sache der Monarchie richtig verstanden zu haben. Von der Republik verbannt, gebrauche ich die Waffen, die sie mir gibt, um sie zu bekämpfen. Ich bedauere nicht, mich derselben zur Vereinigung der Republikaner bedient zu haben. Ihre Angst vor den Wahlen, ihre Gewaltthätigkeiten nach denselben beweisen, welche Wirkungen der Erfolg gehabt haben würde. Als Vertreter der Monarchie darf ich keinen Anlaß versäumen, deren Sieg herbeizuführen. Ich wollte, daß dem Lande das Wort gegeben werde. Ich habe nie ein anderes Ziel verfolgt, und stets nur Alles von Frankreich erwartet. Heute verlange ich von meinen Freunden, nicht mit Auseinandersetzungen ob der Vergangenheit die Zeit zu vergeuden. Sie mögen laut und kräftig ihre monarchistischen Ueberzeugungen bekunden, sich einigen zur Fortsetzung des Kampfes. Sie werden das Vertrauen Frankreichs nur verdienen, wenn sie Vertrauen auf sich selbst, ihre Sache und auf Gott haben."

Also: Schwamm über das Vergangene, auf zu neuem Kampfe! Leider sind aber die Nachwehen der Niederlage, der verunglückten Berechnung nicht so leicht zu verwinden, trotzdem nur ein Theil der Royalisten an dem Bündniß mit Boulanger sich betheiligt hatte. Gar viele sind entmuthigt; etwa dreißig Mitglieder der Rechten unter Piou haben sich bereits als unabhängige Rechte der Republik anschließen wollen. Glücklicherweise wird ihnen aber von dieser die Thüre an der Schwelle zugeschlagen. „Wir wollen sehen, ob diese Herren nunmehr auch für Durchführung der Gesetze eintreten werden, die sie bisher als Verbrechen bezeichnet haben. Was werden sie namentlich über die den kirchlichen Genossenschaften auferlegten Steuern sagen? Das ist der Prüfstein." So

äußerte ſich der „Siècle", während andere Blätter faſt gleichlautend erklärten, es genüge nicht, die Republik anzuerkennen, man müſſe vielmehr auch mit den Republikanern ſtimmen, namentlich an der Durchführung der Schul- und Wehrgeſetze, der letztern bezüglich des den Prieſtern auferlegten Wehrdienſtes, mitwirken. Das wird aber doch ſelbſt dem verſöhnlichſten Conſervativen zu ſtark. Es zeigt ſich hier wieder, daß die Staatsform Nebenſache iſt. Es mag Jemand tauſendmal verſichern, daß er zur Republik hält, täglich durch die That beweiſen, daß er für deren Erhaltung eintritt: es hilft Alles nichts. Sobald er nicht ſich als Feind der Kirche bethätigt, nicht den Bedrückungen derſelben ausdrücklich beiſtimmt, wird er nicht als Republikaner anerkannt, ſondern als Feind und Verräther am Staat verketzert und verfolgt. Es iſt daher vergebliche Mühe, eine conſervative republikaniſche Partei bilden zu wollen: ſie würde genau ſo ſcharf bekämpft werden, wie jetzt die monarchiſtiſchen Parteien. Das Volk verſteht es auch kaum anders: ein Republikaner ohne Kirchenfeindſchaft iſt ihm unbegreiflich, weil dergleichen nicht vorkommt.

Gerade während der herbſtlichen Sitzung der Kammern iſt wiederum eine neue kirchenfeindliche Maßnahme getroffen worden. Die kirchlichen Genoſſenſchaften ſind von früher her mit einer Beſteuerung der todten Hand belegt als Erſatz für den Entgang der Erbſchaftsſteuer. Durch Geſetze von 1880 und 1884 ſind ihnen trotzdem zwei weitere Ausnahmeſteuern auferlegt worden, und nachdem die Genoſſenſchaften mit ihren Beſchwerden gegen die ganz ungeheuerlichen Anrechnungen von den Gerichten und ſchließlich vom Staatsrath abgewieſen waren, ſollten ſie auch noch für die Jahre ſeit Erlaß der Geſetze nachzahlen. Mehrere dieſer kirchlichen Genoſſenſchaften haben buchſtäblich das Geld erbetteln müſſen, um die Steuern zu bezahlen. So namentlich die „Kleinen Armenſchweſtern", welche außer ihren Häuſern kein Vermögen beſitzen dürfen und ihre darin aufgenommenen Greiſe mit den täglich geſammelten Gaben (namentlich dem Abhub reicherer Tafeln)

ernähren. Wie könnte ein Conservativer eine solche Gesetzgebung über's Herz bringen?

Das boulangistische Abenteuer hat auch noch eine neue Verläumdung aufgebracht. Mehrere Führer der Republikaner Ranc, Maret, Lacroix, Brisson u. A.) sprengten die Lüge aus: die Jesuiten, insbesondere der P. Dulac (Provincial) hätten das Geld für den Boulangismus beschafft, um die ihnen verhaßte Republik zu erwürgen. Die Anschuldigung ist zu blödsinnig, wird aber täglich wiederholt und geglaubt, ist daher auf dem besten Wege, eine neue Geschichtslüge zu werden. Widerlegung nützt nichts; man braucht derlei für den unerbittlichen Schluß: also müssen die Kirche, kirchliche Anstalten und die Katholiken für die Versündigung an der Republik bestraft und niedergedrückt werden, damit sie nicht nochmal anfangen können. Heute ist weniger als je auf Versöhnlichkeit zu hoffen. Gerade seit dem Boulangismus haben sich die wenigen versöhnlichen Republikaner (linkes Centrum) um so enger den Radikalen und Opportunisten angeschlossen. So namentlich der jetzige Minister des Auswärtigen, Ribot, der sich seither durch kirchenfeindliche Reden hervorthat, während er früher sogar als „klerikal" galt.

LXVII.

Landeskirchliches in Preußen.

I. Die Austritte und Stöckers Entlassung.

Im Juli dieses Jahres kam aus dem Königreich Sachsen die Nachricht, daß daselbst eine Anzahl Socialdemokraten aus der Landeskirche ausgetreten sei. Als Grund ihres Vorgehens, so wurde weiter gemeldet, hätten die Malcontenten eine kleine populär geschriebene Broschüre über Luthers Lebensende angegeben. Habe es, so hätten sie erklärt, mit Luther ein „so schlimmes“ Ende genommen, so besäßen sie keine Neigung mehr, weiterhin für die lutherische Kirche Steuern zu zahlen. — Die Steuern werden wohl also das Hauptmotiv zu dem auffälligen Schritt gebildet haben.

Auch in der preußischen Provinz Sachsen sowie in der Hauptstadt Berlin sind neuerdings zahlreiche Austritte aus der Landeskirche von socialdemokratischer Seite erfolgt. Hier wie dort gaben ebenfalls die Kirchensteuern den Grund zu dem Vorgang ab. Speciell in Berlin bilden die Austritte, seitdem dieselben durch das „Culturkampfs“-Gesetz vom 14. Mai 1873 so sehr erleichtert wurden, ein chronisches Uebel in der Leidensgeschichte der protestantischen Kirchenbehörden.

Aber die Secession sämmtlicher Socialdemokraten in Preußen wie in Sachsen hätte nicht das Aufsehen erregt, welches unlängst die von einer einzigen Persönlichkeit ausgegangene Androhung des Austritts hervorgerufen hat.

Ende Oktober tagte in Berlin die Brandenburgische Provinzial-Synode, welche nach ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung eine „orthodoxe“ Mehrheit hat und auf der deßhalb auch eine Reihe von Anträgen im Sinne der „Orthodoxie“ gestellt und durchgegangen waren. Darunter befand sich auch ein Antrag des — inzwischen aus seinem Hofprediger-Amte entlassenen — Synodalen Stöcker, welcher verlangte, daß den Generalsuperintendenten eine erweiterte Wirksamkeit als „Oberhirten der Provinzialkirche“ eingeräumt werden sollte. Hiergegen erklärte sich unter Anderen der Oberpräsident der Provinz Brandenburg, der ehemalige Minister Dr. von Achenbach, welcher mit auffälliger Erregung ausrief, daß „Viele lieber aus der Landeskirche ausscheiden, als gestatten würden, daß dieselbe in den Generalsuperintendenten Oberhirten oder gar Bischöfe und Kirchenfürsten nach katholischem Muster bekäme“. Trotzdem nahm die Synode den Antrag an. Herr v. Achenbach würde demnach schon jetzt mit „Vielen“ aus der Landeskirche austreten müssen, wenn nicht der Antrag zuvor noch mehrere Instanzen durchlaufen müßte, bevor er kirchliches Gesetz werden kann.

Herr v. Achenbach gilt als Vertreter der sogenannten „Mittelpartei“, welche die undefinirbar kunstvolle Mittellinie zwischen dem Quadrat der „Orthodoxie“ und dem Zirkel des Radicalismus herzustellen sich bemüht. Er war Minister (Handelsminister) mit Falk und hat mit diesem u. A. die neuen protestantischen Kirchengesetze unterzeichnet. Man sagt auch, daß der jetzige Kaiser, den er als Prinzen in der innern Verwaltung unterrichtet hatte, ihn noch heute zuweilen zu Rathe ziehe. In jedem Falle konnte v. Achenbach nicht allein de multis, sondern auch de multo reden. Die von solcher Seite erfolgte Androhung des Austritts aus der Landeskirche ist etwas so Außergewöhnliches, daß sie nicht allein wie ein Ultimatum vor der Kriegserklärung zu betrachten ist, sondern namentlich auf tiefliegende, unvereinbare Gegensätze innerhalb der „Kirche“ schließen läßt. Es

dürfte darum wohl an der Zeit sein, diese Gegensätze hinsichtlich ihrer Genesis und späteren Entwickelung einer näheren Erörterung zu unterziehen.

Wie in andern protestantischen Staaten ging auch in Preußen seit den Tagen der „Reformation" die oberste geistliche Gewalt auf den Landesherrn über. Die staatlichen Behörden wurden damit zugleich Kirchenbehörden. Nur wurden später im preußischen Cultusministerium zwei gesonderte Abtheilungen eingerichtet: die eine „für die inneren", die andere „für die äußeren evangelischen Kirchensachen".

Durch Erlaß Friedrich Wilhelm's IV. vom 29. Juni 1850 wurde die Abtheilung für innere Kirchenangelegenheiten gänzlich aus dem Cultusministerium ausgeschieden und dafür der „Evangelische Oberkirchenrath" als Organ für die landesherrliche Episcopalgewalt eingesetzt. Der König blieb dabei in seiner Person der „summus episcopus". Die sogenannten Externa, z. B. die Verwaltung des Kirchenvermögens, ressortirten nach wie vor zum Cultusministerium und den ihm untergeordneten staatlichen Behörden.

Dieser Einrichtung gegenüber erstrebte der kirchliche „Liberalismus" eine doppelte Abänderung: 1) Er wünschte die „Selbständigkeit" der Kirche in Bezug auf die Externa, d. h. es sollte die Kirche auch in Vermögens- und verwandten Angelegenheiten sich selbst regieren und dem Staate nur das allgemeine Oberaufsichtsrecht verbleiben. Aber es sollte zugleich 2) der Schwerpunkt der Kirchenregierung — auch in inneren Angelegenheiten — von der Person des summus episcopus und den von diesem allein abhängigen Organen theils auf kirchliche Synoden, deren Mitglieder der Mehrzahl nach vom Volke zu wählen seien, theils auf das Parlament übergehen. Der König, der in staatlicher Beziehung durch die Verfassung aus einem absoluten Monarchen ein constitutioneller geworden war, sollte seinen bisherigen kirchlichen Absolutismus theilen mit einer kirchlichen und politischen Volksvertretung. Auch hier handelte es sich um die „Selbst-

ſtändigkeit“ der Kirche, d. h. um die Befreiung derſelben vom landesherrlichen Summepiſcopat.

Dieſer Plan gelangte ſtückweiſe zur Ausführung unter Wilhelm I. und unter dem Miniſterium Bismarck-Falk. Schon Herr v. Mühler — er mußte ſeit 1866 dem „Liberalismus“ oft contre coeur Conceſſionen machen — ſah ſich genöthigt, im Jahre 1869 außerordentliche Provinzialſynoden zuſammenzurufen, um ſie den Wünſchen der Neupreußen von Bennigſen, Miquel und Genoſſen, des Altpreußen Lasker — dieſer hatte, obſchon er Jude war, ein gewichtiges Wort über die „evangeliſche“ Kirchenverfaſſung mitzureden — ferner des ſüddeutſchen „Bruders“ Bluntſchli e tutti quanti geneigt zu machen. Da damals aber Herr von Bismarck den Krieg mit Frankreich „einzufädeln“ hatte — um den Ausdruck des ſeligen von Mallinckrodt zu gebrauchen — ſo mußten ſich Lasker und Genoſſen auch bezüglich der proteſtantiſchen „Kirche“ noch gedulden „bis das Dach gewölbt war über das gemeinſame Reich.“

Da endlich, im Jahre der erſten Maigeſetze, am 10. September 1873 erließ Wilhelm I. kraft der ihm „als Träger des landesherrlichen Kirchenregiments zuſtehenden Befugniſſe“ eine Kirchengemeinde- und Synodalordnung, zunächſt für die ſechs „älteren“ Provinzen. In dieſem kirchlichen Geſetz wurden vorab Kirchen-Vorſteher und Gemeinde-Vertreter eingeſetzt, nach Analogie des ſpäter für die katholiſche Kirche erlaſſenen Geſetzes. Hier wie dort war der Zweck, die Befugniſſe des Seelſorgers zu ſchmälern und dem Laien-Element zu ungebührlicher Machterweiterung zu verhelfen, ein Zweck, der ja in der katholiſchen Kirche bei der überragenden Stellung des Prieſterthums ſich bald als unerreichbar herausſtellte, bei der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit aber heute noch zu den bitterſten Klagen Veranlaſſung gibt. [1])

1) Wegen vielfacher Unzuträglichkeiten, welche die neue Kirchenordnung insbeſondere hinſichtlich des Wahlverfahrens zur Folge gehabt, iſt inzwiſchen unterm 25. Januar 1882 eine „revidirte Inſtruction“ zu derſelben ergangen.

Sodann wurden sogenannte Kreis- und Provinzial-Synoden eingesetzt, denen resp. deren ständigen „Vorständen" wesentliche kirchenregimentliche Befugnisse eingeräumt wurden. Der Wahlmodus, auf Grund dessen die Synoden zusammengesetzt waren, war ein solcher, daß die kirchliche Linke auf ihnen die Oberhand gewinnen konnte, wie sie bisher auch faktisch bisweilen die Oberhand gehabt hat. [1])

Unterm 20. Januar 1876 erließ dann der König eine Verordnung, „betreffend die Einführung einer Generalsynodal-Ordnung für die evangelische Landeskirche der acht älteren Provinzen der Monarchie". Diese Synode sollte bestehen: 1) aus 150 Mitgliedern, welche von den Provinzialsynoden gewählt werden; 2) aus 6 Mitgliedern, von welchen jede evangelisch-theologische Facultät an den Universitäten Königsberg, Berlin, Greifswald, Breslau, Halle und Bonn Eines aus ihrer Mitte wählt; 3) aus den betreffenden Generalsuperintendenten; 4) aus 30 vom Könige zu ernennenden Mitgliedern.

Der Monarch, welcher bisher als Träger des landesherrlichen Kirchenregimentes das alleinige Recht besaß, kirchliche Gesetze zu erlassen, begab sich nunmehr dieses Rechtes, d. h. er wollte in Ausübung dieses Rechtes nicht nur von der Generalsynode, sondern selbst vom Cultusminister abhängig sein. Denn der § 6 der von ihm noch kraft seiner alleinigen Befugnisse erlassenen Generalsynodal-Ordnung lautete: „Landeskirchliche Gesetze bedürfen der Zustimmung der Generalsynode und werden vom Könige, kraft seines Rechts als Träger des Kirchenregiments, erlassen. Die Generalsynode hat das Recht, landeskirchliche Gesetze vorzuschlagen. Bevor ein von der Generalsynode vorgenommenes Gesetz dem Könige zur kirchenregimentlichen

1) Auch bezüglich der Kreis- und Provinzialsynoden ist unterm 25. Januar 1882 eine „revidirte Instruction" ergangen, die indeß kein Princip berührt.

Genehmigung vorgelegt wird, ist die Erklärung des Ministers der geistlichen Angelegenheiten darüber herbeizuführen, ob gegen den Erlaß desselben von Staatswegen etwas zu erinnern ist."

Der König, der hierüber eine in außerordentlicher Weise zusammenberufene Generalsynode befragt hatte, erließ das neue kirchliche Grundgesetz mit sichtlicher Befriedigung. „Das wichtige Werk einer selbständigen Verfassung für die evangelische Landeskirche ist hiermit in allen ihren Entwickelungsstufen begründet," sagte er in dem Erlaß vom 20. Januar 1876; „überall sind den Gemeindegliedern wesentliche Befugnisse der Theilnahme an der kirchlichen Gesetzgebung und Verwaltung übertragen." „Ich vertraue", fuhr er fort, „auf die Barmherzigkeit Gottes, an dessen Segen Alles gelegen ist, daß auch diese neue Ordnung dienen wird zur Hebung des kirchlichen Lebens, zur Herstellung des kirchlichen Friedens und zur Anregung eines kräftigen und ersprießlichen Zusammenwirkens aller Betheiligten für die Wahrung des evangelischen Glaubens und guter Sitte."

Diese Hoffnungen des Regenten erwiesen sich sogleich als trügerische. Wegen verschiedener in ihr enthaltenen Bestimmungen, namentlich wegen der Befugnisse zu kirchlichen Besteuerungen, mußte die neue Kirchenordnung auch die Sanktion der Parlamente erhalten und die „culturkämpferische" Majorität des Abgeordnetenhauses benützte die Gelegenheit sofort, um auch auf diesem Gebiete seine Machtbefugnisse zu erweitern — ein Bestreben, welches das durch wiederholten Pairsschub geschwächte Herrenhaus zugab.

Zunächst fügte das Abgeordnetenhaus dem Artikel 1 der Vorlage einen Zusatz hinzu, auf Grund dessen eine künftige Aenderung in der Zusammensetzung der Synodal-Organe nur durch eine Legalisirung mittelst Staatsgesetz möglich wird.

Ferner erhielt die obenerwähnte Bestimmung, wonach vor Erlaß eines Kirchengesetzes der Cultusminister anzuhören

ſei, folgende Verſchärfung: „Bevor ein von einer Provinzial-Synode oder von der Generalſynode beſchloſſenes Geſetz dem Könige zur Sanktion vorgelegt wird, iſt durch eine Erklärung des Staatsminiſteriums feſtzuſtellen, daß gegen das Geſetz von Staatswegen nichts zu erinnern iſt. In der Verkündigungsformel iſt dieſe Feſtſtellung zu erwähnen.“

Endlich wurde beſtimmt, daß ſobald kirchliche Umlagen vier Procent der Staatsſteuern überſchreiten oder „wenn Kirchengeſetze eine Belaſtung der Gemeinden zu Gemeindezwecken anordnen oder zur Folge haben“, das „Staatsgeſetz“, d. h. das Abgeordnetenhaus dies zu beſtätigen habe.

Dies die weſentlichſten Feſtſetzungen der neuen preußiſchen landeskirchlichen Verfaſſung.

Jeder Unparteiiſche wird ſagen müſſen, daß dadurch die preußiſchen Proteſtanten aus der Scylla des monarchiſchen Abſolutismus in die Charybdis der miniſteriellen Bureaukratie und der parlamentariſchen Unberechenbarkeiten gerathen waren. Dieſer Ueberzeugung war man auch von Anfang an insbeſondere in orthodox-proteſtantiſchen Kreiſen. Man gab derſelben nur keinen lauten Ausdruck, theils weil man ſich eine Zeit lang noch durch den „gemeinſamen Kampf gegen die römiſche Kirche“ ködern ließ, theils weil man den „guten alten Kaiſer“ nicht ärgern wollte, von dem man überdies hoffte, daß er den Intereſſen der Orthodoxie keinen nennenswerthen Schaden zufügen laſſen würde.

Indeß ſchon als der ſpecifiſche Kampf gegen die katholiſche Kirche ſich ſeinem Ende zuneigte, ließ der Neid gegen die Siegerin auf „liberaler“ Seite den „Evangeliſchen Bund“, auf der Rechten den Antrag von Hammerſtein-Kleiſt entſtehen, der unter ausdrücklichem Hinweis auf die „Wiedergewähr größerer Freiheit und Selbſtändigkeit an die römiſch-katholiſche Kirche“ auch der evangeliſchen Kirche ein „entſprechend größeres Maß von Freiheit und Selbſtändigkeit und reichlichere Mittel zur Befriedigung der kirchlichen Be-

entdeckt schlagen, und sie sind es auch, welche die Ursache sind, daß sich die Leute so gern in die Ferne wenden. Ich habe schon oben (Abschnitt 1) gesagt, daß die Ferne nur deshalb so reizend erscheint, weil sie uns unbekannt ist, und daß wir, wenn wir sie kennen gelernt haben, sie nicht mehr so reizend finden.

Und auch wir sind ja nicht immer in der Heimath geblieben, sondern haben uns in der Fremde umgesehen, und wir haben gefunden, daß es dort nicht besser ist als hier. Wir haben gefunden, daß es dort ebenso viel Böses gibt, als hier, daß es dort ebenso viele Mühe und Arbeit kostet, um sich durchzuschlagen, als hier.

Und wir kommen nun wieder Schritt für Schritt auf unsere Heimath zurück, und wir finden sie, wie wir sie verlassen haben, und wir finden sie lieb und werth, wie wir sie nie gefunden haben, wenn wir nicht in der Fremde gewesen wären.

Und so ist es auch mit dem Himmel, wenn wir einmal in ihn gekommen sind. Er hat keine Geheimnisse, und es ist Alles so, wie wir es uns vorgestellt haben, und wir finden ihn lieb und werth, wie wir ihn nie gefunden haben, wenn wir nicht in der Fremde gewesen wären. Und wir werden dann auch wissen, daß wir nicht in der Fremde gewesen sind, um die Heimathlosen zu finden, sondern um sie zu verlieren, und daß wir nicht in die Fremde gegangen sind, um Heimathlose zu werden, sondern um Heimathliche zu werden. Und wir werden dann auch wissen, daß wir nicht in die Fremde gegangen sind, um Sünder zu werden, sondern um Heilige zu werden. Und wir werden dann auch wissen, daß wir nicht in die Fremde gegangen sind, um Verlorene zu werden, sondern um Gerettete zu werden. Und wir werden dann auch wissen, daß wir nicht in die Fremde gegangen sind, um Todte zu werden, sondern um Lebendige zu werden. Und wir werden dann auch wissen, daß wir nicht in die Fremde gegangen sind, um Unglückliche zu werden, sondern um Glückliche zu werden. Und wir werden dann auch wissen, daß wir nicht in die Fremde gegangen sind, um Verdammte zu werden, sondern um Selige zu werden. Und wir werden dann auch wissen, daß wir nicht in die Fremde gegangen sind, um Verstoßene zu werden, sondern um Kinder zu werden. Und wir werden dann auch wissen, daß wir nicht in die Fremde gegangen sind, um Verworfene zu werden, sondern um Auserwählte zu werden. Und wir werden dann auch wissen, daß wir nicht in die Fremde gegangen sind, um Verdammte zu werden, sondern um Selige zu werden. Und wir werden dann auch wissen, daß wir nicht in die Fremde gegangen sind, um Verstoßene zu werden, sondern um Kinder zu werden. Und wir werden dann auch wissen, daß wir nicht in die Fremde gegangen sind, um Verworfene zu werden, sondern um Auserwählte zu werden.

nöthig sein, hierzu einen ernsthaften Commentar zu schreiben, um so weniger, als sich der Verfasser selbst sogleich aus dem Gebiete seiner Phantasie in das der rauhen Wirklichkeit begibt, denn er fährt unmittelbar darauf fort:

„Hätte diese Verbrüderung, die auf den Schlachtfeldern geschlossen und besiegelt war, in der Friedenszeit erstarken können, vermuthlich würde unsere innere Geschichte einen andern Verlauf genommen haben: die Herausbildung der katholischen Partei in der gegenwärtigen Stärke wäre unmöglich, das Zusammenwachsen von Elsaß-Lothringen mit dem alten Mutterlande wäre gewiß gewesen. Unter diesen Gesichtspunkten war der Culturkampf ein unseliges Verhängniß. Er rief den katholischen Geist zu ungeheurem Widerstande auf, er schlug den katholischen (?) Widerspruch gegen den vatikanischen Größenwahn (!) nieder; er riß die Katholiken Deutschlands aus der eben errungenen Gemeinschaft los. Kundige sagten voraus, daß jener Kampf mit dem Siege Roms endigen müsse. Und so ist es geschehen. Niemals seit den Tagen Luther's hat der katholische Geist in Deutschland eine ähnliche Machtentfaltung gezeigt. Die Katholiken stehen im Ganzen und Großen treu zum Papst. Der Gedanke der katholischen Kirche erfüllt sie und treibt zu einer starken Propaganda. In Kunst und Wissenschaft, im socialen wie im politischen Leben stehen sie für sich und schließen sich eng zusammen. Die Wiedertaufe der Protestanten ist ebenso wie die Versagung der katholischen Trauung in Mischehen, wenn diese evangelisch eingesegnet sind, eine Kündigung jeder kirchlichen Gemeinschaft, ein Zerschneiden des Tischtuches. Diese Entwickelung hat sich vollzogen, während die evangelische Kirche ihre Glieder vielfach an eine falsche Philosophie, an einen rohen Materialismus, an die religiöse Gleichgiltigkeit verlor. Während Rom seine Schaaren zur energischen Wirksamkeit um sich sammelte, zersplitterte sich der Protestantismus noch mehr als sonst in feindselige Richtungen; nicht einmal auf dem kirchlichen Gebiete vermochte er sich geltend zu machen; im öffentlichen und socialen Leben erlitt er eine Niederlage nach der andern. Und weil die evangelische Kirche ohnmächtig,

in Gestalt einer Kugel, welche sich rollend, wie gesagt, um die Achse dreht, welche durch die Pole geht. Wir wollen nun annehmen, daß diese Kugel, welche wir die Erde nennen, ganz von Wasser umgeben sei, so daß, wenn man den Stab durch die Erde hindurch bis zu ihrem Mittelpunkte stoßen würde, er auf allen Seiten in Wasser eintauchen würde. Wir wollen ferner annehmen, daß das Wasser überall dieselbe Tiefe hat, und daß es vollständig bewegungslos ist. Wir wollen endlich annehmen, daß es überall dieselbe Dichtigkeit hat, und daß es keine Reibung besitzt. Unter diesen Annahmen wollen wir die Gestalt der Oberfläche des Wassers bestimmen. Diese Gestalt wird offenbar durch keine Änderung in der Geschwindigkeit, mit welcher die Erde sich dreht, beeinflußt werden, und wir können daher annehmen, daß die Erde sich nicht dreht.

Da auf Körper auf dieser Erde neue attractive Kräfte wirken, welche wir jetzt zu bestimmen haben, so müssen wir zuerst die Gestalt der Oberfläche des Wassers bestimmen, wenn diese Kräfte nicht vorhanden sind. Wir wollen diese ursprüngliche Gestalt gestalten, um auf sie den Einfluß der neuen Kräfte bestimmen zu können, welche wir jetzt in Betracht ziehen wollen.

Die Gestalt der Oberfläche des Wassers, wenn keine Kräfte außer der Schwere wirken.

Wir wollen annehmen, daß die Erde, welche wir jetzt betrachten wollen, eine Kugel ist, deren Radius a ist, und daß sie ganz von Wasser umgeben ist, dessen Tiefe überall c ist. Wir wollen ferner annehmen, daß die Geschwindigkeit, mit welcher die Erde sich dreht, so klein ist, daß wir sie vernachlässigen können. Wir wollen endlich annehmen, daß das Wasser überall dieselbe Dichtigkeit hat, und daß es keine Reibung besitzt. Unter diesen Annahmen wollen wir die Gestalt der Oberfläche des Wassers bestimmen, wenn keine Kräfte außer der Schwere auf dasselbe wirken.

zu einer gemeinsamen Aktion fähig macht. Wir heißen alle diese Regungen der Besserung willkommen; auch wo sie widerspruchsvoll auftreten, wollen wir von ihrer Klärung und Ausreifung Gutes erwarten. Die Hauptsache bleibt doch, daß die evangelische Kirche *selbst* an Kraft und Klarheit, an Anregung und Einfluß gewinnt. Und daß hier viel Grund zur *Hoffnung* wäre, können wir leider *nicht* behaupten. Gerade an diesem Punkte hat die Bismarck'sche Aera ungemein geschadet, das Staatskirchenthum verstärkt und den eigentlichen Kirchengedanken verdunkelt. Wir fürchten, daß die evangelische Kirche, trotz der in ihr begonnenen Bewegungen, nicht viel leisten wird, so lange sie *in der gegenwärtigen Gestalt* bleibt. Die juristische Leitung, die viel zu sehr unter staatlichen Gesichtspunkten steht, die bureaukratische Verwaltung, die Nebensachen über die großen kirchlichen Aufgaben stellt, die collegiale Schwerfälligkeit, die einen Fortschritt beinahe unmöglich macht, *die völlige Beherrschung durch den Staat lassen die evangelische Kirche nicht einmal dazu kommen, sich über ihre Mißstände klar zu werden, geschweige denn sie zu überwinden.*"

„Unsere Kirche geht in der That durch schwere Zeiten der Buße und durch starke Proben des Glaubens. Daß es an Kraft im kirchlichen Leben und in der theologischen Wissenschaft, an Freudigkeit des Wirkens und Kämpfens, an Impulsen und an Persönlichkeiten mangelt, fühlt Jeder mit Schmerzen. Wie dem Mangel *abzuhelfen* sei, darüber fehlt *jede Uebereinstimmung*. Mehr Freiheit und dabei mehr Bekenntnißtreue, mehr persönliches Regiment und dabei mehr Eingehen auf das Volksleben, das sind unsere Forderungen für die evangelische Kirche. Aber wer soll sie prüfen, wer durchsetzen? Die Noth der Zeit, deß sind wir gewiß, wird zuletzt die Fürsten wie die Staatsmänner, die Geistlichen wie die Laien überzeugen, daß wir auf *falschen Wegen* sind, daß *die Stunde des Staatskirchenthums geschlagen hat, daß die weltlichen Fürsten die Kirche nicht mehr regieren können*. Aber dieses Bewußtsein der Krankheit genügt nicht, wenn nicht die Erkenntniß der Heilmittel hinzukommt. Wie die Dinge liegen, ist — menschlich gesprochen — nur von er-

leuchteten Fürsten eine wirksame Initiative zu hoffen. Wenn sie nicht kommt, sollten die nächsten Synoden den Ernst der Lage in Erwägung ziehen. Und ein Kirchentag müßte aus dem gesammten Deutschland berufen werden, um die Kirche der Reformation vor ihre Aufgabe zu stellen. Jedenfalls muß die Bevorzugung Roms aus Rücksichten der Macht definitiv aufhören und bei Festhaltung der staatsrechtlichen Parität doch die Pflege des evangelischen Geistes wieder lebendig werden. Mit Bismarcks Abtreten ist die Bahn frei geworden. Wer gibt nun die Losung für den neuen Tag?"

So abermals Herr Stöcker. Seine Mitarbeiter an der Zeitschrift — und er zählt deren viele, wie denn überhaupt sein Organ binnen kurzer Zeit das verbreitetste seiner Art geworden zu sein scheint — stimmten fast in jeder Nummer in denselben Ton ein. In derselben Ausgabe, der Vorstehendes entnommen war, lieferte ein Mitarbeiter einen Artikel über „die Zwangslage der evangelischen Kirche" den „demnächst zusammentretenden Provinzialsynoden" zur besonderen Beherzigung. Darin wird u. A. Folgendes ausgeführt:

„Das Kirchengesetz vom 3. Juni 1876 hat das constitutionelle Princip auch auf die Kirchengewalt, welche den Landesherren im Reformationszeitalter zur Schirmherrschaft über die Kirche zugemessen war, übertragen; es hat dieselbe gegen alles Recht und Lehre der Protestanten, aber allerdings folgerichtig, in die drei Faktoren: König, Ministerium, Parlament zerlegt und damit die evangelische Kirche dem Staate vollständig einverleibt. Waren die kirchlichen Organe, Superintendenten, Consistorien, Oberkirchenrath immer schon reine Verwaltungsbehörden, die irgendwelche Macht selbständig und selbstthätig zu handeln nicht besaßen, so wurde ihnen doch durch den souveränen Willen des Königs, als Inhabers der Kirchengewalt, wenigstens für jedes einzelne Gesetz und Verordnung eine solche Gewalt eingehaucht und gegeben. Jetzt kann der König eine solche Gewalt, einen solchen Auftrag, der irgendwie über den Rahmen der Verwaltung des Bestehenden hinausgeht,

den kirchlichen Behörden gar nicht mehr geben ohne Zustimmung des Staatsministeriums und des Parlamentes. Schon der einfache Blick auf diesen Doppelconstitutionalismus, der damit für die Kirche geschaffen ist: Kreis-, Provinzial-, Generalsynode, Abgeordneten- und Herrenhaus, Staatsministerium, Krone, läßt erkennen, daß dieser Instanzenweg, selbst den besten Willen auf allen Stufen vorausgesetzt, einer Lahmlegung der evangelischen Kirche gleichkommt. Von einem spontanen Handeln der Kirche kann gar nicht die Rede sein. Ja, jede Fortentwickelung, die nicht rein geistig sich vollzieht, ist ihr völlig abgeschnitten. Aber nicht blos dies, auch die Aenderung dieses Zustandes auf gesetzlichem Wege ist ihr eben durch dieses Gesetz unmöglich gemacht. Das Abgeordnetenhaus ließe schwerlich ein Gesetz durchgehen, das zum Heile der evangelischen Kirche wäre. Wollte z. B. die Generalsynode die Beschlüsse der letzten Provinzialsynoden auf Milderung einiger Paragraphen der Verfassung oder auf Aufhebung derselben, wie die Augustconferenz beantragte, zu den ihrigen machen, als Gesetz beschließen — und Cultus- und Staatsministerium stimmten auch zu — an dem Abgeordnetenhause scheiterte unweigerlich der Versuch. Die gesetzliche Lahm- und Festlegung der evangelischen Kirche ist ja der höchste Triumph der Liberalen, nur durch Fesselung derselben stehen sie in Kraft, und sie müßten Thoren sein, wenn sie der eingeschnürten evangelischen Kirche irgendwie die Fesseln lockern helfen wollten."

Es scheint, daß der Verfasser der vorstehenden Zeilen identisch ist mit dem Autor einer Broschüre, welche unlängst unter dem Titel: „Beschwerden der Kirche Jesu Christi gegen den Staat. Von Pfarrer O. Aurbach, Barmen 1890." erschienen ist.

Wieder in einer andern Nummer der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung" (v. 16. Aug. c.) wurde offen eingestanden, daß „die evangelische Kirche in der Bekämpfung der Socialdemokratie bisher so gut wie nichts geleistet habe." Die Schuld daran wurde abermals dem Staatskirchenthum zugewiesen. „Bei der heutigen Verfassung der Kirche trifft den Staat die Verantwortung, nicht

die Kirche, wenn dieselbe nichts leistet," sagte der betreffende Verfasser. „Denn trotz des bischen Synodalverfassung," führte er aus, „liegt die Entscheidung kirchlicher Angelegenheiten überall in den Händen des Staates."

Sehr interessant sind nun die verschiedenen Vorschläge, welche gemacht werden, um diese „furchtbare Zwangslage der evangelischen Kirche" zu beseitigen. Die bezüglichen Projekte sind sehr vielseitiger Art, auch widersprechen sie sich, wie schon oben bemerkt, gegenseitig; endlich gestehen einige ihrer Concipienten offen ein, daß ihre Pläne in der Praxis unausführbar sind; trotzdem mögen wenigstens die Hauptumrisse dieser Programme hier mitgetheilt werden.

Zugegeben wird auf fast allen Seiten der „Orthodoxie", daß „der Summepiscopat in seiner gegenwärtigen Gestalt aufhören" müsse. Zur Ausführung dessen wird von der einen Seite folgender Vorschlag gemacht: „Der König, wenn er jetzt auch nicht mehr der alleinige Inhaber der Kirchengewalt ist, bleibt doch der ursprüngliche und eigentliche und darum auch immer noch der hauptsächlichste Träger derselben. Nur dadurch, daß der König geschichtlich auch der Träger der evangelischen Kirchengewalt war, ist diese auf die constitutionellen Staatsfaktoren mit übergegangen. Gäbe also Se. Majestät jetzt die Kirchengewalt durch einen Willensakt der Kirche zurück, so wäre damit auch sofort der Antheil, den Staatsministerium und Parlament an derselben erlangt haben, hinfällig geworden. Dagegen muß dem Könige das Majestätsrecht, das Oberaufsichtsrecht, das Recht zu reformiren und das Recht der Schirmherrschaft über die Kirche verbleiben. Demgemäß müßte die nächste Generalsynode eine Deputation an den König senden mit der Bitte: 1) daß das Majestätsrecht des evangelischen Landesherrn unversehrt wiederhergestellt, 2) daß der Kirche die Kirchengewalt voll zurückgegeben werde."

Der Urheber dieser Proposition (S. 299 der „D. Evang. Kirchenztg.") bemerkt dazu: „Die evangelische Kirche sieht sich

jetzt vor die Alternative gestellt, entweder diesen principiellen Antrag unmittelbar vor Se. Majestät zu bringen, oder aber auf ihren göttlichen Ursprung und Beruf zu verzichten und in antik-römischer Weise eine Ministerial-Abtheilung des Staates zu bilden und in ihm aufzugehen."

Wir verzichten unsererseits auf einen Commentar hierzu — die Frage, ob das jus reformandi sowohl mit einer freien Kirche, wie mit ihrem göttlichen Ursprung vereinbar sei, wäre vor Allem zu beantworten — und lassen für uns wieder Herrn Stöcker reden oder vielmehr die Redaktion der „D. Evang. Kirchenzeitung". Dieselbe erklärte sich (S. 342) im Wesentlichen mit den vorstehenden Vorschlägen einverstanden. Sie bemerkte:

„Die Kirchenverfassung hat selbst an dem Summepiscopat gerüttelt, das Gesammtministerium steht in Bezug auf die Gesetzgebung über dem Summepiscopat. So regieren die Fürsten nicht die Kirche, sondern sie sind nur noch das Werkzeug, durch welches der Staat die Kirche beherrscht. Diese Stellung ist doppelt unrichtig und muß geändert werden. Die rechte Form der Aenderung ist gar nicht so schwer.[1]) Selbstverständlich muß der weltliche Fürst als Staatsoberhaupt eine einflußreiche Stellung für das kirchliche Leben behalten, es wäre kindisch.

---

1) In dem Herrn Stöcker „nahestehenden" Journal „Das Volk" (v. 7. November) ist dieselbe Ansicht ausgesprochen. Es heißt dort: „Die Loslösung der Kirche vom Staate ist gar kein so großes Wagniß, als wie viele fürchten, namentlich wenn der Staat eine genügende Abfindungssumme an die Kirche zahlte, wozu er vielen Orts verpflichtet wäre. Ebenso würden wie bisher die einzelnen Gemeinden zu Bezirks-, Kreis-, Provinzial- und Landeskirchen sich vereinigen und gliedern, nur eben mit dem Unterschiede, daß die Kirche sich selbst erhalten und regieren würde. Desgleichen würde der kleinere Kreis immer dem ihn umfassenden größeren Kreise untergeordnet sein, der Pfarrer müßte dem Superintendenten, der Superintendent dem Bischof oder wie wir diesen höheren Geistlichen nennen wollen, gehorchen." „Wenn" — „wäre" — „würde"!

bloß von einer Abschaffung des Summepiscopats zu reden und Fürsten wie Laien behandeln zu wollen. Aber wir meinen, wenn man die Kirchenhoheit des Staates in den Fürsten concentrirt, so kann, auch nach Wegfall des staatlichen Kirchenregiments, die heilsamste Einrichtung geschaffen werden. Man stelle sich einmal vor, der Fürst habe das Recht, bei der Besetzung der leitenden Stellen in den Landes- und Provinzialkirchen die personae minus gratae zu streichen, ein suspendirendes Veto gegenüber den Kirchengesetzen auszuüben und für die Generalsynode eine Anzahl von Mitgliedern, vielleicht ein Zehntel, zu ernennen — ist das nicht eine große Stellung? Vor anderthalb Jahrzehnten haben wir diesen Gedanken einmal näher ausgeführt und von vielen Seiten, auch von kirchenregimentlichen Persönlichkeiten, Zustimmung gefunden. Heute wird das schwerlich geschehen, so sehr ist durch unsere neueste Entwickelung der Freiheitsbegriff zurückgedrängt und der Byzantinismus erstarkt. Und doch soll die Kirche heute mehr leisten als je."

„Dazu kommt noch Eins, das immer wieder übersehen wird. In den links stehenden Volksschichten, besonders bei der Demokratie und Sozialdemokratie, kann eine Kirche überhaupt erst dann wieder Einfluß haben, wenn sie dem Staat selbständig gegenübersteht. Die Staatsregierung liegt mit den radikalen Mächten in einem Kampf auf Leben und Tod. In den zwölf Jahren, die hinter uns liegen, hat sie die Sozialdemokraten eingekerkert, ausgewiesen, unterdrückt. Wir können dawider vom Standpunkt des Staates aus nichts einwenden. Aber glaubt man, daß die so gemaßregelten Sozialdemokraten einer Kirche innerlich anhangen werden, deren Regiment dasselbe ist wie jene Staatsregierung, mit der sie im Kampfe steht? Nimmermehr! Wohin wir auch blicken, überall finden wir die Schwierigkeit der Staatskirche als Ursache ihrer Unwirksamkeit. Das würde mit einem Schlage anders werden, wenn die Kirche ihre Freiheit erhielte."

„Die große Frage ist freilich, wie das geschehen soll. Die Antwort ist schwer, aber sie ist zu finden. Folgendes stellt sich uns als ein mögliches Zukunftsbild vor Augen. Der Summepiscopat ernennt — als die letzte Funktion seines Re-

giments — die bestehenden Generalsuperintendenten zu Bischöfen, welche ihre Sprengel mit persönlicher Vollmacht leiten. Die Consistorialpräsidenten werden die juristischen Berather der Bischöfe, die Consistorien rein kirchliche Behörden. Die Convocation sämmtlicher Bischöfe, verbunden mit dem Generalsynodalvorstand, erwählt den Landesbischof; die centrale Kirchenbehörde, der Oberkirchenrath, bleibt und wird bei Vacanzen durch die mit dem Generalsynodalvorstand vereinigte Convocation ergänzt. Das Gesetzgebungsrecht wird von den Synoden und der Convocation ausgeübt, die Verwaltung von den Bischöfen und dem Landesbischof. Eine Dotation in der gegenwärtigen Höhe der Staatsleistungen wird der Kirche sichergestellt, für die Zukunft auf jeden weiteren Staatszuschuß verzichtet. Die Ernennung der theologischen Professoren bleibt Sache der Staatsregierung, die jedoch hierbei in Uebereinstimmung mit dem Landesbischof und Oberkirchenrath handelt — Wir sind überzeugt, daß die so verfaßten Kirchen sehr bald Volksthümlichkeit gewinnen und in den sozialen Angelegenheiten den Einfluß erobern würden, der vom Staat gefordert wird. Eine Conföderation aller deutschen evangelischen Kirchen würde das Uebrige thun, und der Protestantismus hätte Lebensformen, die ihn zur Pflege des Volks, zum Kampf gegen die Feinde der Kirche befähigten."

Man muß gestehen: an der sonst bei protestantischen Vorschlägen üblichen Nebelhaftigkeit leidet dieses Programm nicht, es ist das concreteste, welches wohl seit Jahrzehnten an die Oeffentlichkeit gekommen ist, auch an Originalität fehlt es ihm nicht. Ein Landesbischof, d. i. ein Metropolit, der seine Suffragane hat, dessen Competenzen freilich noch nicht genau definirt sind: das klingt ja fast katholisch!

In der That: es hätte befremdlich erscheinen müssen, wenn dieses Programm nicht im Leserkreise der „D. Evang. Kirchenztg." auf Widerspruch gestoßen wäre. Und wirklich: schon in der zweitfolgenden Nummer (S. 373) nahm das Blatt alle seine Vorschläge indirekt zurück. Was ihm noch kurz vorher als „gar nicht so schwer" erschien, scheint ihm

jetzt unausführbar zu sein. „Die Forderungen der Unabhängigkeit," sagt es neuerdings, „werden zunächst vermuthlich leere Seufzer bleiben", denn die Parlamentsmehrheit werde schwerlich die Rechte über die Kirche, welche sie einmal erlangt habe, wieder aus den Händen geben. Ein Mitarbeiter des Blattes läßt sich dann noch (S. 389) also vernehmen:

„Die radikale Aufhebung des Summepiscopates würde unsere Kirche in eine Freikirche umgestalten. Das wäre aber das größte Unglück, welches ihr geschehen könnte. Denken wir nur den Gedanken aus, der König legte das landeskirchliche Regiment nieder, der Staat höbe seine Verbindung mit der Kirche auf! Was würde die Folge sein? Der Zusammensturz der Kirche in einen Haufen loser Trümmer! Es mag ja sein, daß diese und jene Trümmer sich zusammenfänden und eine Gemeinschaft bildeten, aber eine, die Gesammtheit unserer Gemeinden zusamenschließende Kirche würde wohl nicht daraus entstehen, sondern vielmehr eine Vielheit von Kirchen und Kirchlein, so buntscheckig, wie sie nur in England oder Amerika zu finden ist. Und selbst, ob das der Fall sein würde, muß jedem, der unsere Gemeinden kennt, zweifelhaft sein. Aber auch angenommen, es entstände eine Kirche daraus, was dann? Irgend einer muß doch das Regiment führen. Entweder eine Hierarchie von Bischöfen mit dem Erzbischof an der Spitze — die läßt sich aber ohne den katholischen Priesterbegriff nicht construiren, wäre also ausgeschlossen — oder die Exekutivbeamten der durch Wahl entstandenen Synoden. Wäre solch ein Kirchenregiment erträglicher als das jetzige? Man denke sich doch nur unsere Gemeinden frei! Wer würde gewählt werden? Etwa die würdigsten, die frömmsten, die um die Kirche verdientesten Männer? Nein, die mächtigsten, die begünstigtsten, die reichsten! Herrscht in der Staatskirche die weltliche Macht des Staats, so in der Freikirche die des Mammons, der Intrigue, der Wahlumtriebe! Das kann jeder sehen, der sich einmal die Mühe nimmt, einen Blick in das Leben der englischen oder amerikanischen Freikirchen zu werfen. Alles was an biblischen Gründen oder an solchen, die in unseren kirchlichen

Verhältniſſen liegen, gegen die Staatskirche geſagt werden kann, das läßt ſich auch gegen die Freikirche ſagen. Deshalb müſſen wir uns eben gegen Aufhebung des Summepiſcopats erklären. Nicht Löſung des Verhältniſſes zwiſchen Staat und Kirche, ſondern ſach- und zeitgemäße Geſtaltung desſelben, nicht Aufhebung des Summepiſcopats, ſondern Befreiung desſelben aus der miniſteriellen Bevormundung iſt das, was wir beſtreben!"

Hierauf erwidert wieder das Stöcker'ſche Blatt (S. 406):

„Daß mit dem Aufgeben des Summepiſcopats die evangeliſche Kirche in einen Haufen von Trümmern zuſammenbrechen müßte, beſtreiten wir aus Gründen ſowohl des Glaubens, wie der Praxis. Bisher hat das beſtehende Staatskirchenthum allerdings einen gewiſſen Zuſammenhalt der verſchiedenen Kirchenglieder bewahrt; aber es hat überall die Kirche in Parteien zerreißen laſſen und in manchen Staaten — wir erinnern an die Schweiz und Schottland — auch die Zerreißung der Kirche in Theilkirchen nicht verhindert. Daß die Freikirche aus Trümmern beſtehen würde, glauben wir gar nicht. Allerdings wäre dies eine Löſung, der wir den gegenwärtigen Zuſtand noch vorziehen würden, da die Geſchichte zeigt, daß Separationen in Deutſchland keine Zukunft haben. Aber wir denken an eine freie Volkskirche, die nicht in abſtrakter Trennung vom Staat, ſondern in rechtlicher Auseinanderſetzung und in praktiſcher Verbindung mit ihm unter ſeiner Hoheit ihr Leben führt. Daß für den Träger der Krone eine beſonders große Stellung in der Kirche geſchaffen werden müßte, iſt eine einfache Folge der geſchichtlichen Entwickelung. Aber mir meinen auch, neben der Abweiſung der personae minus gratae, die für die Aemter der evangeliſchen Kirche in größerem Umfang zu üben wäre als in der katholiſchen Kirche, ſeien das Suſpenſivveto bei der Geſetzgebung und die Ernennung einer großen Zahl von Delegirten in die Generalſynode ſo große Rechte, daß es uns unbegreiflich iſt, wie man behaupten kann, die Krone werde unſerer Kirche gegenüber in dieſelbe Stellung gerückt, wie gegenüber der katholiſchen."

„Die Frage, was an die Stelle des heutigen landes-

herrlichen Kirchenregiments treten solle, ist gewiß schwierig. Aber wenn man die Alternative stellt: entweder eine Hierarchie von Bischöfen oder eine Exekutivbehörde der Synode, so setzen wir dem eine Simultanität entgegen. Es ist unsere innerste Ueberzeugung, daß ein Fallenlassen der synodalen Verfassung für uns unheilvoll sein müßte. Die Synoden mit ihren Vorständen müssen bleiben, aber sie müssen nicht wiederum mit collegialen Behörden, sondern mit amtlichen Persönlichkeiten zusammenwirken, um kräftig wirken zu können. Ob man diese Persönlichkeiten Generalsuperintendenten oder Bischöfe nennen will, ist uns völlig gleichgültig. Ein achtsilbiger Titel ist ein sprachliches Monstrum; das Wort Bischof ist viel volksthümlicher."

So das Stöcker'sche Organ noch am 4. Oktober 1890.

Die Zeitungen aller Parteien haben in den letzten Tagen hin und her gerathen, worin wohl der „eigentliche" Grund zur Entlassung Stöckers aus seinem Hofpredigeramte gelegen haben möchte. Sie haben insgesammt nicht die „D. Evang. Kirchenztg." gekannt. Wäre dies der Fall gewesen, so würden sie wohl bald begriffen haben, warum Herr Stöcker nicht länger in seinem Amte verbleiben konnte.

Wenn ein Blatt, das Stöcker's Namen in jeder Nummer ebenso ostentativ an der Stirn trägt, wie die „Freisinnige Ztg." den des Herrn Eugen Richter, continuirlich dem Cultusminister und dem gesammten Staatsministerium vorhält, daß sie zu viel Rechte über die protestantische Kirche besitzen; wenn es andererseits den Pastoren, Superintendenten, Consistorialräthen, Generalsuperintendenten, Oberkirchenräthen und zuletzt dem Kaiser selber [1]) unaufhörlich zu Gemüthe

1) Auch auf andern Gebieten fehlte es in dem Stöcker'schen Blatte nicht an Anspielungen, welche direkt gegen den Kaiser gerichtet waren. So wurde in der Nummer vom 9. August dem Unwillen darüber Ausdruck gegeben, daß in der Provinz Sachsen manche Landgeistliche höhere Einnahmen hätten, als manche Generalsuperintendenten, die doch viel zu repräsentiren hätten,

führt, daß sie insgesammt zu wenig Rechte haben: so muß das die Minister kränken und alle Anderen peinlich berühren, so daß es nicht zu verwundern ist, wenn man sich auf beiden betheiligten Seiten in dem Wunsche begegnet, den lästigen Ermahner mundtodt oder doch wenigstens möglichst unschädlich zu machen, jedenfalls nicht mehr seine Position in dem Nimbus eines hohen Amtes strahlen zu lassen.

Doch dies nebenbei. Jetzt wird es sich in erster Linie um die Frage handeln, welche praktischen Folgen die seit Jahren von Herrn Stöcker verkündigten, unlängst von der Brandenburgischen Provinzial-Synode zum Theil sanktionirten Theorien haben werden.

Der Oberpräsident von Achenbach hatte erklärt, daß viele Evangelische „lieber aus der Landeskirche ausscheiden", als Generalsuperintendenten mit bischöflicher Stellung sich unterwerfen würden. Trotz dieser Drohung hatte die Mehrheit der Synode dies beschlossen. Aber von diesem Beschluß bis zum landeskirchlichen Gesetz hat der Vorschlag bekanntlich noch einen weiten Weg zu durchlaufen.

Wie die Krone darüber denkt, bekundet eben die Entlassung Stöckers. Der gegenwärtige Cultusminister resp. das Staatsministerium würde die Proposition, selbst wenn die Generalsynode sie annehmen würde, dem Könige nicht zur Sanktion empfehlen und so wird wohl die, obendrein durch die „liberale" und mittelparteiliche Tagespresse eingeschüchterte Generalsynode den ihr von der Brandenburgischen Provinzialsynode unterbreiteten Antrag wohl gar nicht zur Plenarverhandlung gelangen lassen, andernfalls ihn mit großer Mehrheit ablehnen.

---

trotzdem „nach einer bekannten Cabinetsordre von jüngstem Datum erst die Generäle repräsentiren". Mehrfach führte das Blatt auch darüber Klage, daß nach dem Hof-Ceremoniell die katholischen Bischöfe einen höheren Rang einnehmen, als die Generalsuperintendenten.

Herr von Achenbach und Genossen würden also vorläufig noch Mitglieder der Landeskirche bleiben können, aber was wird aus Stöcker und Genossen?

Da diese sich seit Jahren in Wort und Schrift gegen das Staatskirchenthum aufgelehnt, würden sie zum mindesten eine capitis deminutio erleiden, wenn sie länger im staatskirchlichen Verbande bleiben würden, nachdem ihre auf Entstaatlichung der Kirche und auf Gründung einer Freikirche gerichteten Anträge abgelehnt sind. Daß sie katholisch werden, dieser Hoffnung geben wir uns wenigstens bei den leitenden Elementen nicht hin. Diese haben sich auch hierin zu weit in pejus engagirt.

Sie mögen nun aber machen was sie wollen: man wird von ihnen sagen können, was ein katholischer Historiker vor mehr als dreißig Jahren von ähnlichen Parteiungen innerhalb des Protestantismus sagte: „Eine Kirche, von der sie Rettung hoffen könnten Angesichts des aufziehenden Gewölks einer rabenschwarz verhangenen Zukunft, haben weder die Einen noch die Andern!“ [1])

Bereits ziehen sich die Wolken über dem Protestantismus immer dichter zusammen. Nicht allein, daß, wie wir oben gesehen, die protestantischen Führer des Volkes selber gestehen, daß ihre Kirche in der Hauptfrage der Gegenwart, der socialen, nichts zu leisten vermag, so ist soeben wieder im Innern der „Kirche“ ein den Lebensnerv derselben berührender, aus Veranlassung der Berufung des Professors Harnack an die Berliner Universität entstandener Streit über die Bedeutung des Dogmas entstanden. Unter der triumphirenden Ueberschrift: „Das Ende des kirchlichen Dogmas“ bringt der Berliner „Neue Evang. Gemeindebote“ längere Auszüge aus dem kürzlich erschienenen dritten Bande der Dogmengeschichte des „Doctor“ Harnack. Und

1) Jörg, Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwickelung. Freiburg 1858. Bd. II, S. 236.

was das Schlimmste ist, die Negation ist längst auf die Kanzeln übergegangen. Unter Falk-Herrmann setzte der Oberkirchenrath den Prediger Sydow wieder in sein Amt ein, der vom Consistorium wegen öffentlicher Leugnung des Dogmas von der Gottheit Christi abgesetzt worden war. Auch heute kommt es noch vor, daß manche Prediger wohl für gewisse Kirchen zurückgewiesen werden, wegen „Heterodoxie", in andern Kirchen aber behördlich belassen werden. Bei St. Andreas in Berlin z. B. darf anders gepredigt werden als bei St. Jacobi. In vielen Kirchen wird von derselben Kanzel Nachmittags das Gegentheil gepredigt von dem, was des Vormittags gelehrt wurde.

Und zu allem Unheil kommt nun jetzt der Streit in der kirchlichen Verfassungsfrage, von deren Lösung das Dogma und überhaupt das ganze kirchliche Leben abhängt!

Dieser Streit ist freilich so alt wie der Protestantismus selbst und vielfach ist man ja auch bemüht, von Neuem zu eruiren, was Luther über die Verfassung der Kirche „gelehrt" hat.

Ein eingehenderes Studium wird indeß Jeden bald überzeugen, daß Luther in diesem Punkte sich ebenso wie in andern Dingen jedes Jahr mindestens zweimal widersprochen hat, so daß er auch für den Protestanten keine Autorität bilden kann. Bald war er für das Kirchenregiment der weltlichen Fürsten, bald dagegen, bald wieder wollte er es als ein Provisorium zulassen.

Wir empfehlen darum den Protestanten, nicht nach den Worten Luthers, sondern nach dem Worte Gottes sich zu richten. Ihr gesunder christlicher Sinn wird ihnen sagen, daß, wenn die Kirche, wie sie es glauben, göttlicher Herkunft ist, der göttliche Stifter ihr auch nothwendig Daseinsform, eine Verfassung, ohne welche sie schon im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens hätte zerfallen müssen, geben mußte. Ein vorurtheilsloses Studium im Worte Gottes wird ihnen dann bald den Felsen zeigen, auf welchem Christus die

Verfassung seiner Kirche errichtet hat, außerhalb welcher kein wahres Heil zu finden ist.

Daß zu dieser Erkenntniß der göttliche Gnadenweg zahlreichen Protestanten erschlossen werden wird, hoffen wir um so zuversichtlicher, als die Opfer außergewöhnliche waren, welche in den beiden letzten Jahrzehnten von den Anhängern der Mutterkirche in Preußen-Deutschland gebracht worden waren! P. M.

II. Näheres über die Beseitigung der „Hofprediger-Partei".

Vom Rhein im November.

Es wird doch nothwendig sein, über den Rücktritt des bisherigen Hof- und Dompredigers Stöcker ein Mehreres zu sagen, als in der kurzen Nachschrift zu unserm jüngsten Artikel (S. 760) möglich war. Von einem großen Theil der Presse wird dieser unfreiwillige Rücktritt als ein Ereigniß ersten Ranges mit bedeutsamem politischem und kirchenpolitischem Hintergrund behandelt und die ganze Presse kommt immer wieder auf dasselbe zurück.

Ueber die eigentliche Ursache wird hin und her gestritten. So viel steht fest, daß eine Reihe von Momenten zusammengewirkt haben, um die sofortige Annahme der von Stöcker angebotenen Entlassung durch den Kaiser zu bewirken. In der neuesten Nummer der von „Adolf Stöcker, Hof- und Domprediger" begründeten Berliner „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung" wird die Angelegenheit unter dem Gesichtspunkte einer Hofpredigerkrise behandelt, derselben also möglichst die Spitze gegen Stöcker abzubrechen versucht. Das Blatt spricht von den „schweren Heimsuchen", welche die Domgemeinde zu Berlin betroffen habe. „Am 27. Oktober wurde in der Domstiftkapelle die Leichenfeier der Wittwe des seligen Oberhofpredigers v. Hengstenberg begangen; bei dieser Feier selbst offenbarte sich ein Nervenleiden des Oberhofprediger Dr. Kögel, das denselben zu einem längeren Urlaub veranlaßte; am

Sonntag darauf hielt Hofprediger Bayer, der als vortragender Rath in das Cultusministerium berufen war, seine Abschiedspredigt; am folgenden Dienstag boten Stöcker und Schrader Sr. Majestät ihre Entlassung an, die am Mittwoch angenommen wurde; in zehn Tagen hat die Gemeinde ihre Prediger verloren, drei für immer". Ueber die Krankheit des Oberhofpredigers Kögel wissen, beiläufig bemerkt, Berliner Zeitungen zu melden, daß dieselbe theils auf Ueberanstrengung, theils auf Verdruß im Amte zurückzuführen sei. „Sie äußerte sich zunächst in einem nervösen Zittern der Hände, zu dem sich dann Gedächtnißschwäche gesellte. Zum offenen Ausbruch kam die Krankheit bei der Begräbnißfeier für Frau von Hengstenberg im Domcandidatenstift. Der sonst so redegewandte Geistliche vermochte plötzlich während der Trauerrede nicht weiter zu sprechen, er hatte den Faden seiner Ausführungen vollständig verloren und konnte nur unzusammenhängende Laute hervorbringen. Der hochansehnlichen Trauerversammlung bemächtigte sich große Bestürzung und einige peinliche Minuten verstrichen, bis endlich Dr. Kögel sich so weit gefaßt hatte, daß er das Manuscript seiner Rede hervorholen und den Schluß ablesen konnte".

Das oben genannte Organ Stöckers hält es, wie erwähnt, für angezeigt, die Veränderungen unter der Hofgeistlichkeit insgesammt zu betrachten: „Die vier Hofprediger waren in ihrer Stellung zum Bekenntniß der Kirche ein Herz und eine Seele. Sie bildeten niemals, wie ihre Gegner so oft verdächtigend verkündigten, den Generalstab der sogenannten Hofpredigerpartei, die es nicht gab; aber sie sind in bösen Zeiten, als schwere Stürme des Unglaubens über die evangelische Kirche dahinzogen, vor den Riß getreten und haben in Verbindung mit der Gruppe der positiven Union den Bestand der Landeskirche schirmen helfen". In der Vokation der Hof- und Domprediger steht geschrieben, daß sie sowohl bei Hofe als auch in der Domkirche ihrem Amte mit Lehren, Predigen, Austheilen und Administriren der heiligen Sacramente vorstehen sollen. Es sei klar, daß sie (Stöcker und Schrader) ihre Entlassung anbieten mußten, als Consistorialrath Dryander statt

ihrer mit der Stellvertretung im Amte des Schloßpfarrers betraut wurde. „Schon bei der letzten Reichstagseröffnung, wo Stöcker als Abgeordneter außer Frage stand, wurde mit Umgehung Bayers und Schraders Hofprediger Frommel zu der Predigt befohlen.“ Die Deutsche evangelische Kirchenzeitung will in keiner Weise gelten lassen, daß Stöckers öffentliche und agitatorische Thätigkeit die Entlassung herbeigeführt habe oder habe herbeiführen können. „Es bleibt demnach ein Räthsel in der Sache, das zu lösen der Zukunft vorbehalten ist. Keinesfalls glauben wir, daß in diesem Augenblicke irgend eine politische oder kirchenpolitische Ursache vorliegt, aus welcher das vielbesprochene Ereigniß hergeleitet werden kann. Und man wird gut thun, die kommenden Dinge abzuwarten, welche über kurz oder lang Klarheit in die Lage bringen müssen“.

Allgemein und mit Recht nimmt man an, daß persönliche Momente bei der Entlassung Stöckers mitbestimmend waren. Der Takt war nie die starke Seite des streitbaren Hofpredigers. Bei Hofe mußte es ihm sehr verdacht werden, daß er von der Kaiserin, welche allerdings kirchlich auf dem Boden der Stöckerschen Anschauungen steht, als von seiner „Freundin“ öffentlich sprach und daß er eigenmächtig den kaiserlichen Kindern in ihrem Thüringer Sommeraufenthalt einen Besuch abstattete, bei welchem er von dem Hofmeister, welcher glaubte, daß er im Auftrage des Kaiserpaares komme, mit großen Ehren empfangen wurde. Dann waren ihm in letzter Zeit mächtige Gegner entstanden, bezw. an entscheidender Stelle wider ihn wirksam geworden. Der neue Finanzminister Dr. Miquel, welcher gegenwärtig am Hofe in großer Gunst steht, hat es zuwege gebracht, daß das lange gespannte Verhältniß des Kaisers zu der verwittweten Kaiserin Friedrich heute wieder ein freundliches ist; wenn in letzter Zeit die Rede auf den Hofprediger Stöcker kam, so wird sich ganz gewiß der Einfluß der Kaiserin-Mutter zu seinen Gunsten nicht geltend gemacht haben. Auch der Großherzog von Baden, auf welchen der Kaiser große Stücke hält, war dem Hofprediger Stöcker namentlich wegen seiner antisemitischen Thätigkeit bezw. der Art derselben nie gewogen.

Die Aufnahme, welche die Entlaſſung Stöckers in der Preſſe gefunden hat, war eine ſehr verſchiedene nach der Parteiſtellung. Daß „die Juden und Judengenoſſen“, wie die Deutſche evangeliſche Kirchenzeitung ſich ausdrückt, den Sturz des ihnen ſo verhaßten Mannes bejubelt haben, verſteht ſich von ſelbſt. Das Stöcker'ſche Organ ſpricht von einem „Geheul der Freude“, welches dieſelben nicht hätten unterdrücken können, und fügt mit eigenthümlich berührender Wendung hinzu: „Ja, unſere iſraelitiſchen Mitbürger ſind noch immer dieſelben wie zu der Zeit, da ſie dem Meſſias in das Angeſicht ſpieen und ohne Ermüdung kreuzige! kreuzige! riefen.“ Aber abgeſehen von der Gegnerſchaft, welche Stöcker durch ſeine antiſemitiſche Agitation ſich zugezogen hat, ſpiegeln die Bemerkungen der Berliner Preſſe die ganze Zerfahrenheit insbeſondere des Berliner Proteſtantismus wieder. Während die Blätter der orthodoxen Richtung, namentlich Kreuzzeitung, Reichsbote und Volk, Weherufe ausſtoßen und einen vollſtändigen kirchenpolitiſchen Syſtemwechſel in Ausſicht ſtellen, behandeln die kirchlich-mittelparteilichen Organe, wie Norddeutſche Allgemeine, Deutſches Tageblatt und Poſt, die Entlaſſung Stöckers als eine ziemlich gleichgiltige Sache, das Gerede von ſeinem bisherigen großen Einfluß als jeder Begründung ermangelnd, und gibt die proteſtantenvereinliche Richtung, welche in den Organen des Freiſinns und des linken Flügels der Nationalliberalen zu Worte kommt, ihrer Genugthuung über die Beſeitigung des Hofpredigers in den lebhafteſten, für den Entlaſſenen beleidigendſten Wendungen Ausdruck. So lieſt man beiſpielsweiſe in der jüngſten Nummer des Neuen Evangeliſchen Gemeindeboten (Wochenblatt für die Gemeinde und ihre Vertreter): „Unzweifelhaft wird es als eine große Wohlthat empfunden werden, daß die chriſtlich-ſociale und antiſemitiſche Agitation in Zukunft nicht mehr unter der Aegide eines kaiſerlichen Hofpredigers betrieben werden wird.“ Und weiter: „Auch hier iſt das Geſchehene eben nur die Ernte von dem, was geſät worden iſt. Die Preſſe Stöckers ſpricht jetzt von einer tiefen Tragik ſeines Geſchicks; wir ſtimmen dem zu, wenn wir die Tragik auch anderswo ſehen als jene. Das iſt die Tragik ſeines

Schlange, ist es, daß sie auch Hörner trägt, daß sie Hörner trägt, daß sie auch Hörner trägt, daß sie Hörner trägt, daß sie auch Hörner trägt, daß sie Hörner trägt

ein ganz anderer Geist eingezogen zu sein," sagt das Blatt in Uebereinstimmung mit den deutsch-socialen Blättern: „Wir beklagen Stöckers Verabschiedung unter dem Gesichtspunkte, daß ihm dadurch eine unverdiente Kränkung zu Theil wird und daß große Kreise der Treuen im Lande Muth und Freudigkeit verlieren werden, an dem Werke der Social-Reform weiter mitzuarbeiten. Anderseits aber begrüßen wir, wie die Verhältnisse einmal liegen, Stöckers Ausscheiden aus dem Amte als eine Befreiung von Rücksichten, die ihn bisher an voller Entfaltung seiner Kräfte hinderten. Wir werden ihm in dem großen Kampfe der Zeit nach wie vor treue Waffenbrüderschaft bewahren." Daß Stöcker selbst dazu entschlossen ist, wird man wohl annehmen dürfen. Ob aber seine Gefolgschaft durch seine Verdrängung vom Hofe nicht zusammenschmelzen wird? Die Stellung der conservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses bei der Wiedereinbringung der Anträge v. Hammerstein-Kleist-Retzow muß darüber Auskunft geben. Bis jetzt ist die Stellungnahme des Trägers des landesherrlichen Summepiscopates noch immer von entscheidender Bedeutung gewesen. Sollte es, nachdem die Hochkirchlichen soweit sich vorgewagt haben, dieses Mal anders sein?

LXVIII.

Eine Geſchichte des Allgäus.

(Schluß.)

Der zweite Hauptabſchnitt des Bandes beſchäftigt ſich mit „Land und Leuten“; dem Umfange nach dem erſten nachſtehend, dürfte er ihn an Intereſſe, wenigſtens für den weiteren Leſerkreis, vielleicht überragen Zunächſt iſt darin von den „Ständen“ gehandelt (S. 483—659).

Zu den „Fürſten des Reiches“ zählten in jenen Jahrhunderten im Allgäu: die Aebte von Kempten und Ottenbeuren, erſterer zugleich „Erzkaplan der Kaiſerin“, die Biſchöfe von Conſtanz und Augsburg, deren Sprengel bezw. Herrſchaftsgebiet ſich ja auf das Allgäu ausdehnten; ähnlich die Herzoge von Bayern und Oeſterreich, deren Beſitzungen in dieſe Landſchaft eingriffen. Daran reihten ſich die „Magnaten“, auch jetzt aus Grafen und Freiherren beſtehend; nach 1268 gab es freilich im ganzen Allgäu kein altheimiſches Grafengeſchlecht mehr; es zählen hieher die Herzoge von Teck, als Herren der Burg und Herrſchaft Liebenthann und von Theinſelberg, zwar ächte Sproſſen des zähringiſchen Fürſtenhauſes, aber ſtets nur als Magnaten betrachtet, im 14. Jahrhundert hatten ſie bereits alle ihre angeſtammten Güter verloren; ſodann die Grafen von Marſtetten aus dem Hauſe Neifen, die von Montfort, die Erben der altberühmten und mächtigen Bregenzer, durch endloſe Erbtheilungen ſich mehr und mehr ſchwächend: daher die Grafen von Werdenberg, der ältere von den zwei Stämmen der Montforts, die jüngere Linie, Montforts in engerem Sinne,

theilte sich auch in drei Linien, davon auch die Grafen von Montfort-Rotenfels, von denen Hugs Nachkommen bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts blühten und außer Rotenfels auch Wasserburg und Langenargen am Bodensee besaßen; eine Tochter des Grafen Hug wurde als Gemahlin des Sohnes des gefeierten Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, des Grafen Ludwig von Löwenstein, die Stammmutter des fürstlichen Hauses Löwenstein. — Von den freiherrlichen Geschlechtern bestanden in das spätere Mittelalter herein nur noch die von Rettenberg, Trauchburg, Hohenegg, Tannenberg und Neidegg, und auch von diesen behauptete nur Rettenberg den vollfreien Stand bis ans Ende; die anderen sanken durch unebenbürtige Ehen zum „niederen Adel" herab. Den Magnaten ebenbürtig waren die Truchsessen von Waldburg, die auch in Baden und Württemberg Ableger hatten; dies Geschlecht war bereits vor 1268 im Besitz der Herrschaft Isny, allerdings nur zuerst durch Lehensgabe der Rellenburger, und ist seit jenen alten Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag ununterbrochen im Allgäu ansässig und begütert geblieben; die Geschichte dieses hochbedeutsamen Geschlechts hat in den letzten Jahren Dr. Vochezer in sehr eingehender und sachkundiger Weise behandelt. Hieher gehören endlich auch die Reichsmarschälle von Pappenheim, welche wenigstens thatsächlich Würde und Rang über dem niederen Adel einnahmen. Marschall Wilhelm (um 1470) nahm ruhmreichen Antheil an allen Kämpfen des Reiches und des schwäbischen Bundes, er starb 1508 zu Trient auf dem Römerzuge Maximilians.

Daneben steht der niedere Adel, der sich hauptsächlich aus den Nachkommen der alten „Dienstmannen" (Ministerialen) zusammensetzte, jener sehr zahlreichen „Klasse von Leuten, welche in der herzoglichen Zeit Unfreiheit, im Sinne des mittelalterlichen Rechts, mit ritterlichem Leben und Range vereinigten"; mit dem Ende des 14. Jahrhunderts änderte sich dies alte Verhältniß mehr und mehr in der Richtung voller Freiheit der Ministerialen, bald durch gütliches Uebereinkommen, da und dort aber auch als Resultat langwieriger Streitigkeiten und Fehden. Die Zahl der alten Dienstmannenfamilien war im

15. Jahrhundert im Allgäu gar nicht mehr groß, ein Theil der überlebenden gab Titel und Rang freiwillig preis und miſchte ſich einfach unter die reichsſtädtiſche Bürgerſchaft; da ſich auch Glieder des hohen Adels mit derlei Familien verbanden, vermehrte ſich hiedurch deren Zahl auf der anderen Seite und auch dadurch, daß patriziſche Familien ritterliche Güter erwarben und auch dauernd behielten, wie die Schweikart in Kaufbeuren, die Vöhlin in Memmingen u. a. Kaiſerliche Adelsbriefe dagegen kommen in Allgäu vor 1500 nicht vor. — Der Rittertitel bezeichnet im ſpäteren Mittelalter keinen beſonderen Stand innerhalb des Adels, ſondern lediglich eine Würde, die jedes unbeſcholtene Glied des höheren wie des niederen Adels erlangen konnte (S. 503). Zu erwähnen ſind die Verbindungen der allgäuiſchen und ſchwäbiſchen Ritter überhaupt in der „Reichsritterſchaft mit St. Georgs Schilde", der ſich immer ſtärker entwickelte und im Laufe des 15. Jahrhunderts vier Orte oder Kantone zählte, wovon einer das Allgäu umfaßte; ſodann die ſogenannten „Tourniergeſellſchaften", die „ohne politiſche Bedeutung waren und zunächſt nur die Pflege des Tourniers und den Ausſchluß aller nach ihrer Anſicht zum Tourniere Berechtigten und einen ſtandesgemäßen Lebenswandel ihrer Glieder anſtrebten"; in Oberſchwaben beſtanden zwei ſolcher Geſellſchaften, die ſich gegen Ende des 15. Jahrhunderts vereinigten.

In langer Reihenfolge zählt ſodann B. alle die Geſchlechter auf, die im Allgäu von 1268 bis 1517 zu den Dienſtmannen und in ſpäterer Zeit zum niederen Adel gehörten, ſoweit dieſelben nachweisbar und bekannt ſind; die Namen von gar manchen finden ſich in keiner Urkunde, von ſo manchen blieben nur ſpärliche Trümmer verfallener Burgen bis auf unſere Zeit erhalten. Es ſind an „einheimiſchen Geſchlechtern" gegen 120 aufgezählt, an eingewanderten aber auch rund ein Viertelhundert; bei einzelnen derſelben ſind ſehr ausführliche hiſtoriſche Notizen beigegeben, ſo bei den zwei Linien der Heimenhofer, derer von Kemnat, von Laubenberg und Laubenbergerſtein, von Prasberg, von Rauns, von Rotenſtein, die um 1340 ihren ſehr umfangreichen Beſitz theilten und mit der

Geſchichte des Allgäus und Schwabens ſo vielfach verflochten ſind; auch das Geſchlecht Sürg von Sürgenſtein, das zuerſt um 1300 auftritt und ſich dann vielfach verzweigt, ſowie das der Trauchburger und von Werdenſtein werden etwas näher erörtert. Von den eingewanderten Geſchlechtern, deren Zahl ſehr groß war, iſt nur eine kleinere Reihe ausgewählt (S. 576 ff.), beſtehend aus ſolchen auswärtigen Adelsgeſchlechtern, die ſich im Allgäu wirklich niedergelaſſen haben, und ebenſo nur diejenigen ſtädtiſchen Geſchlechter, die im Allgäu Herrſchaften erworben haben und als deren Beſitzer in die Reihen der Reichsritterſchaft eingetreten ſind, ſo Dieſſen, Freiberg, Mangold, Rechberg ꝛc. Ueber die „Schweickart“, eine lange ſchon in Kaufbeuren anſäſſige Patrizierfamilie, welche als Beſitzerin der Herrſchaft Kipfenberg in die Allgäuer Reichsritterſchaft eintrat (um 1450), iſt an mehreren Stellen die Rede; es wäre hiezu etwa noch zu erwähnen, daß der erſte dieſes Geſchlechts „der Schweihartinger zu Hegling“, Heinrich, bereits im Jahre 1307 urkundlich in Oberbayern vorkommt; viele Glieder dieſes Geſchlechts erſcheinen in der Folge der Zeit in geiſtlichen und weltlichen Aemtern; ein Zweig davon wird namhaft gemacht in Grafing und in Lützeldorf (bei Roſenheim); in Hegling (bei Aibling) beſtand die Linie der Schweickart noch längere Zeit nach dem Ausſterben der ſchwäbiſchen Linie fort; Hans Kaſpar Schweickart ſtarb nach 1610 (M. Deutinger, Beitr. zur Geſch. u. Topogr. des Erzbisth. München-Freiſing, II 309 ff.).

An dieſe niederen Adelsgeſchlechter reihten ſich die „Geſchlechter“ (Patrizier) unter den Bürgern der Reichsſtädte, „Bürger“, „Herren“ oder, da ſie ohne Gewerbe waren, auch „Müſſiggänger“ genannt; im Laufe des 14., beſonders aber des 15. Jahrhunderts erloſchen ſie freilich mehr und mehr oder es traten neue, aus anderen Reichsſtädten eingewanderte an ihre Stelle, ſo die Honold in Kaufbeuren, aus Augsburg gekommen, die Funk und Stebenhaber in Memmingen, aus Gmünd eingewandert und andere anderswo; dazu kommen anderweitig freie Bürger, die nicht gleichberechtigten, aber freien „Pfahlbürger“, gewiſſermaßen „cives sine suffragio“, die unmittelbar unter Kaiſer und Reich ſtehenden „freien Bauern“ auf

Leutkircher Haide und in der Grafſchaft Eglofs, von denen die erſteren durch das ganze Mittelalter ihre volle Freiheit bewahrten, wohnend unter dem Schutze der Reichsſtadt Wangen und in ihren Wohnſitzen enge aneinander geſchloſſen; auch in der Grafſchaft Kempten gab es ſolche „freie Bauern"; „freie Vogt- oder Muntleute" gab es noch im 15. Jahrhundert zerſtreut im ganzen Allgäu, beſonders an der oberen Iller; ſie waren gericht- und botmäſſig nur einem von ihnen freigewählten Schirmherrn. Im beſchränkteren Sinne frei waren dann auch die „freien Gotteshausleute", ſo um Pfronten, und die zu Weiler und Scheidegg gehörenden „Hofleute", die ihre Güter als Lehen beſaßen und an ihre Vogtherren beſcheidene Abgaben zu entrichten hatten; die „Freizinſer" und „Altarleute" beſaßen einen untergeordneten Grad von Freiheit, mußten ihren Herren oder den Vögten ihrer Kirchen oder Altäre verſchiedene Abgaben zahlen, Fron- und Kriegsdienſte leiſten u. ſ. f.; ihre Lage wurde im 15. Jahrhundert weſentlich verſchlimmert.

Die Lage der Leibeigenen war in dieſem Zeitraum weſentlich die gleiche, keineswegs ungünſtige, wie in der vorausgehenden Epoche; Freilaſſung und Freikauf wurden übrigens immer häufiger und gegen Ende des 15. Jahrhunderts waren eigentlich die Standesunterſchiede zwiſchen den verſchiedenen Klaſſen des Landvolkes bereits weſentlich verwiſcht. Die Beſitzverhältniſſe zeigen ein eigenthümliches Schwanken zwiſchen Parzellirung und bald darauf wieder hervortretendem Streben nach Großgrundbeſitzthum, verbunden mit Arrondirung, ſowohl innerhalb des adeligen als des geiſtlichen Grundherrenthums; damit Hand in Hand geht ein Wechſel in der Bewirthſchaftung des Großgrundbeſitzes, indem die Grundherren jetzt mehr und mehr dazu übergingen, den größeren Theil der von ihnen urſprünglich ſelbſt bewirthſchafteten Kell- und Fronhöfe ſowie andere Güter an Bauern hinüberzugeben, und oft nur noch den engeren „Bauhof" für ſich behielten. So wurde es auch mit Waldungen und den für die Viehzucht beſtimmten Schwaighöfen gemacht, ſtellenweiſe ſelbſt mit den „Widdümern" der geiſtlichen Herren; der Name „Maier" und Maierhof tritt nunmehr an die Stelle der alten Pröpſte, Werkmeiſter, Keller und der Kell-

und Fronhöfe; die Verleihung dieser „Huben" oder „Zinslehen" erfolgte meist auf Lebenszeit, auch Erblehen kommen vielfach vor (S. 640) mit dem Rechte der Veräußerung an dritte Hand. Das Hubgeld oder Herrengeld war verschieden nach Herkommen oder Spezialvertrag geregelt; es bestand aus Naturalleistungen (Getreide, Eiern, Hühnern) und aus Geld; die genaueren Angaben darüber sind interessant, obschon sie Mangels einer Schätzung des damaligen Ertragswerthes der Hube einen festen Maßstab nicht bieten, in welchem Verhältnisse sie zum Gutswerthe gestanden; sie scheinen indessen nicht unmäßig hoch gewesen zu sein. Daß auch Käse oder andere Zugaben gereicht werden mußten, wie Gänse, Frischlinge u. a., ist eine bekannte Sache. Dazu kamen auch häufig noch gewisse Dienste und Fronden, welche die „Huber" ihren Herren zu leisten hatten; Hand- und Spanndienste verschiedener Art waren dafür festgesetzt, ebenso meist die Unterhaltung der überlassenen Gebäulichkeiten; verließen die „Huber" ihr Gut, so mußten sie Abzugsgeld bezahlen, bei Erledigung durch Tod den sogenannten Todfall. Zu den Lasten des Landvolkes kam noch der Zehent, Kriegsdienst und Steuern verschiedener Art: Vogt- und Land-, Reichs- oder Kriegssteuern, alle zusammen gar oft eine recht empfindliche Belastung der Allgäuer Bauernschaft. Kurze Notizen über das spärliche Vorkommen von Juden in Kempten schließen dieses Hauptstück.

Das zweite ist betitelt: „Leben und Cultur" und bildet den höchst mannigfaltigen und belehrenden Beschluß des ganzen Bandes (S. 659—724). Nach einigen Bemerkungen über Getreidebau, Viehzucht, Jagd und Wald folgt eine Auseinandersetzung über die im Allgäu in hoher Blüthe befindlichen verschiedenen Gewerbsbetriebe, unter denen Leineweberei, Glas- und Papierfabrikation besonders namhaft zu machen sind. Der Handel mit Produkten der Landwirthschaft und des Bergbaues stand in erfreulichem Schwunge; Großhandel betrieben die Humpiß, die Memminger Vöhlin und Welser, Honold von Kaufbeuren u. a. Der Handel erstreckte sich nicht nur nach Flandern, Spanien und Portugal, sondern anfangs des 16. Jahrhunderts gingen ihre Schiffe selbst nach Indien, wohin

aus dieſer Gegend der Vilſer Balth. Sprenger zuerſt gekommen iſt. Trotz ſo mancher Schwierigkeiten ſtanden im Ganzen Handel und Gewerbe in erfreulicher Blüthe, obſchon das damals noch ſehr im Argen liegende Straßen- und Zollweſen erſterem ſo viele Hemmniſſe bereitete; die unſicher ſchwankenden und äußerſt buntgearteten Maß- und Gewichts-, ſowie die Münzverhältniſſe, über welch letztere B. zuerſt einige Klarheit geſchaffen hat, waren auch ſehr behinderlich für weitergehenden Handel und Verkehr; eine regelmäßige Poſt gab es auch vor 1500 im Allgäu nicht. B. faßt ſein Urtheil über dieſe Verhältniſſe dahin zuſammen, daß ſich im Ganzen über alle Schichten der Bürgerſchaft Wohlhabenheit verbreitete und auch der Bauernſtand auf dem flachen Lande trotz all ſeiner Laſten im 15. Jahrhundert in beſcheidenem Wohlſtande lebte (S. 686).

Gerade dieſe Wahlhabenheit bildete den fruchtbaren Boden für eine im 15. Jahrhundert hochentwickelte Entfaltung der Kunſt und des Kunſtgewerbes im Allgäu, in einem bis heute nie mehr übertroffenen Grade.

Auf dem Gebiete der Kunſtgeſchichte muß freilich erſt noch viel Einzelarbeit gethan werden, bevor ein abſchließendes Urtheil möglich iſt. Der „Allgäuer Geſchichtsfreund“ liefert bisher bereits werthvolle Beiträge und die ſeitens der Staatsverwaltung neueſtens organiſirte Inventariſirung der Kunſtdenkmäler Bayerns wird gewiß ein Weſentliches wie zur Erhaltung ſo zur Kenntniß der zahlreichen Kunſtſchätze auch in dieſem Landestheile beitragen. Hervorragende Künſtlerfamilien lebten in dem engen Raume weniger Städte zuſammen, wir erinnern an Füſſen, Kaufbeuren und Memmingen, wo die berühmte Familie der Strigel blühte, die, ähnlich den Herlen in Nördlingen, durch drei oder vier Generationen hindurch wie auf dem Gebiete der Malerei ſo auf dem der Skulptur ſich weit über die Grenzen des Allgäus hinaus verdient und berühmt gemacht hat. Mathis Werntz und Meiſter Niklas von Memmingen ſind auch rühmlich bekannte Namen; Kempten hatte außer manchen anderen den fleißigen und geſchickten Maler und Bildhauer Jakob Schick, Isny weist ebenfalls Namen guten Klanges auf, andere Städte und Klöſter mögen deren ſo manchen beſeſſen haben, wenn ſie

auch im Laufe der Jahrhunderte verschollen sind. Das Allgäu konnte hierin mit Augsburg und Nördlingen erfolgreich wetteifern. Eine herrliche Probe mittelalterlicher Schönschreibekunst gibt uns Baumann (S. 689) von dem Irseer Subprior Leonhard Wagner, genannt Wirstlin, aus Augsburg. Dementsprechend ist auch die Zahl der im Allgäu aus dem späteren Mittelalter erhaltenen Gegenstände der Kunst und des Kunsthandwerkes noch recht bedeutend, wenn uns freilich von gar vielen derselben die Meister unbekannt sind. Die weitaus größere Zahl der älteren Allgäuer Kirchen trägt den Charakter spätgothischer Bauweise, leider so vielfach durch späteren Ungeschmack verunziert; wie viel herrlicher Schmuck war einstmals in ihnen vereinigt in den stattlichen gothischen Flügelaltären, deren so viele zu Grunde gegangen sind! Kostbare Ueberbleibsel sind z. B. der Dreifaltigkeits-Altar der Sulzberger Burgkapelle (Bild davon S. 446 ff.), ebenso der 1515 eingeweihte Altar zu St. Blasius in Kaufbeuren, dessen wohlgelungenes Bild an der Spitze dieses Bandes steht, die Ueberreste eines Altars zu Weitnau und eines Altarschreins, dessen kostbare Ueberreste vor kurzer Zeit auf dem Dachboden eines Bauernhauses bei Maggmannshofen gefunden wurden und die jetzt eine Hauptzierde der überaus reichhaltigen, auch von B. vielfach ausgenützten Sammlung des Herrn Leichtle in Kempten bilden (s. S. 360). An kunstreichen Schnitzereien, Grabdenkmälern, auch Wand- und Glasgemälden, sinnig und kunstvoll gearbeiteten Initialen, kostbaren Paramenten und auch an bemerkenswerthen weltlichen Bauten fehlte es in jenen Jahrhunderten in unserem Allgäu keineswegs. Sehr viele freilich von den Werken des Kunsthandwerkes sind für immer verloren gegangen.

Die Dichtkunst scheint in jenen Jahrhunderten im Allgäu eine besondere Pflege nicht gefunden zu haben; immerhin aber verdient bemerkt zu werden, daß die älteste, jetzt in Donaueschingen befindliche Handschrift des Nibelungenliedes im 15. Jahrhundert in den Händen eines Allgäuers war; für einen Memminger hält wenigstens B. ihren damaligen Besitzer Heinrich Durricher, wahrscheinlich mit dem im niederbayerischen Stifte Rohr verstorbenen Chorherrn identisch. An Büchersammlungen

fehlte es den allgäuiſchen Klöſtern nicht. Für Schulen aller Art ſorgten allgäuiſche Städte nach dem rühmlichen Vorgange der Klöſter ſchon ſehr frühzeitig. Wir können hier außer den von B. beigebrachten, etwas zu knapp gehaltenen Notizen auch an das einſchlägige Schriftchen Chr. Kolbs „Die ſtädtiſchen Lateinſchulen am Ende des Mittelalters“ (Schw. Hall 1887), beſonders aber an die ſehr verdienſtvolle Arbeit des Lycealprofeſſors M. Daiſenberger, „Volksſchulen der zweiten Hälfte des Mittelalters in der Diözeſe Augsburg“ (Dillingen 1885) erinnern, in welch letzterer ſpeziell das Schulweſen der Städte Füſſen, Ingolſtadt, Kaufbeuren, Kempten, vor allem auch Memmingen, auch der ſchwäbiſchen Märkte und Dörfer jener Jahrhunderte auf Grund der Akten und der darüber vorhandenen gedruckten Literatur eingehender dargeſtellt iſt. Sowohl über die äußeren als über die inneren Schulverhältniſſe jener ganzen Epoche ſind wir gerade durch die noch in den Ausgang des Mittelalters fallende Memminger Schulordnung auf's beſte unterrichtet. Was dort die „Schulmeiſter“ Huſer und Stich bald nach 1500 geleiſtet, hat ſchon Paulſen (Geſch. d. gelehrt. Unterr. S. 109 ff.) angedeutet. Eine neue Ausgabe und Bearbeitung dieſer wichtigen Schulordnung dürfen wir in der Serie der „Monumenta Germaniae paedagogica“ erwarten, in der uns auch eine dankenswerthe zuſammenfaſſende Darſtellung der Schulgeſchichte Bayerns in Ausſicht ſteht.

Inwieweit wiſſenſchaftliches Leben anderweitig im Allgäu gedieh und welches die freilich nicht ſehr zahlreichen ervorſtechenderen Vertreter desſelben ſeien, wird von B. S. 704 ff. kurz angedeutet; alle überragt der große Isnyer Johannes Nider, der ſpätere Generalbevollmächtigte des Dominikanerordens beim Baſeler Concil, gleich hervorragend als Prediger und Apologet, wie als Beichtvater und Verfaſſer zahlreicher tüchtiger theologiſcher Schriften verſchiedenen Inhalts, die leider noch einer Geſammtausgabe harren. Als auf einen weiteren Beleg wiſſenſchaftlichen Strebens im Allgäu möchte ich meinerſeits auf die Namen derjenigen Söhne des Allgäus hinweiſen, welche ich in einzelnen Matrikeln hochberühmter mittelalterlicher Univerſitäten als Studierende eingetragen finde.

Ich habe dabei zunächst diejenigen im Auge, welche ich in den „Acta nationis Germanicae Universitatis Bononiensis“ verzeichnet finde, die vor drei Jahren von Friedländer und Malagola in ihrem vortrefflichen Werke bekannt gemacht wurden, das nach mehr als einer Richtung hin von weitgehender Bedeutung für deutsche Gelehrten- und Culturgeschichte überhaupt ist. So finden wir aus Kempten bereits 1317 daselbst inscribirt „Gotfridus de Campidona“ und gleichzeitig mit ihm „Jacobus de Campidona“, 1344 „Wernher de Campidona Augustensis dyocesis“, 1539 „Melchior Stich Campedonensis“, vielleicht einen Angehörigen der Familie des obengenannten Memminger „Schulmeisters“ oder der gleichnamigen alten Kemptener Familie, und zum Jahre 1342 wird unter den Zeugen eines Inventarprotokolls ein „Hainricus de Olma (Ulm), rector ecclesiae Sancti Magni in Ca[m]pidona de Alamannia“ genannt; aus Memmingen war gleichzeitig mit den ebengenannten Kemptenern Jacobus und Gotfridus in Bologna auf der hohen Schule „Rudolfus de Memmingen“ (1322 kommt ein Leutpriester dieses Namens in Wangen vor!); 1473 war dort „Vitus Meler arcium doctor de Memingen, canonicus Augustensis“, 1478 als Maller unter den Prokuratoren der Universität genannt; gleichzeitig mit einem „Balthasar de Nordlingen“ und „Jeronimus Perler de Dinckelspuchl“, 1477 „Johannes Wespach de Memmyngen“, offenbar aus jenem alten Geschlechte, aus welchem auch der Hauptmann Otto Wespach stammt, der 1452 vor Ruckburg bei Bregenz lag (B. S. 49); 1495 „Wolgangus (sic) Conrater de Memmingen“, ebenso andere noch in späterer Zeit. —

Aus Leutkirch erscheint Ritbrecht 1367, aus Ottenbeuren wird zum Jahre 1337 aufgeführt: „Rüdegerus de Uttenbueren Augustensis dyocesis, rector ecclesie in Lusen Brixinensis dyocesis“; auch aus dem Geschlechte der Montforts finden sich vier, aus dem der Truchseß von Waldburg zwei Namen verzeichnet: zu 1322 Eberhardus dapifer de Waltpurch (al. man. Truchses von Walpurg) und zu 1535: „generosus Dominus Otho sacri Rom. imperii haereditarius dapifer baro in Waltpurg, Spirensis et August. canonicus“,

Die Phase Hamburg-Moorburg (Phase 1) ging nach den Planungen der Vattenfall Europe Generation AG & Co. KG von einer Inbetriebnahme des Kraftwerksblocks im Jahr 2012 aus. Die Phase Hamburg-Moorburg (Phase 2) ging nach den Planungen der Vattenfall Europe Generation AG & Co. KG von einer Inbetriebnahme des Kraftwerksblocks im Jahr 2013 aus.

entnommen und im Texte eingestreut. Besondere Sorgfalt ist auf die Siegel verwendet, deren Bedeutung einer der ersten Kenner des Siegelwesens, Fürst Hohenlohe, mit dem bezeichnenden Ausdruck charakterisirt: „Mikrokosmos der Cultur- und Kunstgeschichte", in ihnen liegen noch so viele ungehobene Schätze für die Kenntniß der Tracht, der Kunstgeschichte, der Ikonographie und der Inschriftenkunde; Aug. Reichensperger hat bereits als einer der ersten auf die vielfältige Bedeutung der mittelalterlichen Siegel hingewiesen. Es sind aber alle diese Abbildungen getreue Wiedergaben der Originalien, die theils direkt, theils mit Hilfe guter Photographien angefertigt worden sind. Merians berühmte Topographia Sueviae, die Gemälde des Fürstensaales zu Kempten und andere ältere Darstellungen boten die Vorlage zu so manchen interessanten älteren Städtebildern, unter denen wir besonders das an die Spitze des I. Bandes gestellte „Kempten zur Zeit des Schwedenkrieges", „Memmingen im 16. Jahrhundert", „Eroberung der Stadt Leutkirch 1632", „Das Kloster Isny nach dem Brande 1631" nach einem gleichzeitigen im Besitze des Grafen Quadt-Isny befindlichen Gemälde, sämmtlich im I. Bande, dann die Lichtdruckdarstellungen der „freyen Reichsstatt Kauffbeyren" (18. Jahrh. S. 251), der Stadt Füssen aus dem Jahre 1546 (S. 291) hervorheben. Eine ganze Reihe von den im Texte befindlichen Ansichten sind nach der Natur aufgenommen von dem Donaueschinger Maler Ludwig Walther, der eigens zu diesem Zwecke das ganze Allgäu bereiste; andere Illustrationen stammen in ihren Zeichnungen von Herrn Emil Wagner in Donaueschingen und nicht wenige sind dem eifrigen und uneigennützigen Mitwirken des Kemptener Privatiers Herrn Jos. Buck zu verdanken, der besonders eine größere Zahl sehr schätzenswerther Ansichten von alten Verschanzungen, Burgställen u. ä. geliefert hat, Darstellungen, welchen in Kreisen der Geschichtskenner ganz besondere Bedeutung beigelegt wird. Unter den größeren Darstellungen von Kunstgegenständen im II. Band möchten wir neben der bereits namhaft gemachten Prachtschrift Leonhard Wagners (in Lichtdruck und Photochromolithographie) besonders auf zwei vorzügliche farbenprächtige Facsimiles in Chromo-

Photolithographie zu S. 56 und 554 hinweisen, von denen das eine das am 17. März 1460 stattgehabte Treffen bei Buchenberg, das andere die Stammtafel der Ebenhofer Linie der Familie Rotenstein darstellt, ebenso zu S. 360 auf den nach photographischer Aufnahme ausgeführten Lichtdruck, den Maggmannshofer Altarschrein darstellend. Zur leichteren Orientirung über die Menge der Illustrationen ist in äußerst dankenswerther Weise einem jeden der zwei Bände eine eigene „systematische Uebersicht der Illustrationen" beigegeben. Und — last not least! — es hat sich der Verfasser endlich auch noch der gewaltigen Mühe unterzogen, neben einer summarischen Inhaltsübersicht einem jeden Bande ein eigenes „Orts- und Personenregister" von vollen 32, bezw. 41 Seiten mit Doppelspalten, vielleicht gegen 5000 Namen umfassend, beizugeben. Wie oft vermissen wir bei derartigen Werken jeden Index, der doch für die volle Benutzbarkeit und Brauchbarkeit gerade solcher Bücher eine unentbehrliche Beigabe bildet! Eine Zusammenstellung der zahlreichen vom Verfasser benutzten Quellen und Schriften haben wir für den Schluß des ganzen Werkes zu erwarten. Gelehrtes Beiwerk, als da sind weitläufige Citate und halbe Detailabhandlungen in Form von Anmerkungen neben, unter und hinter dem Texte hat der Verfasser in sehr dankenswerther Weise seinen Lesern erspart.

Damit haben wir in etwas ausführlicheren Zügen den äußerst reichen und mannigfachen Inhalt der „Geschichte des Allgäus" zumal in ihrem zweiten Theile skizzirt. Nicht der wüste Lärm von Krieg und Fehde allein schlägt in dieser „Geschichte" an unser Ohr; wir werden bei dieser Schilderung so recht mitten hinein versetzt in das Thun und Treiben, in die Sitten und Sagen eines eigenartigen und bedeutsamen Theiles unseres heimischen Volkes, wir beschauen mit den Augen des Geistes, was da vorgeht in Burgen und Klöstern, in Städten und Weilern, Einzelgehöften und Dörfern, wir sehen, wie das Volk gerichtet, der Streit geschlichtet ward, wie es seine Habe verwaltete, seinen Gott verehrte und seine Todten bestattete. Dabei schildert der Geschichtsschreiber unter Verwerthung vielfacher eigener Forschungen, getreu und lebhaft zugleich, so daß

es den Leser ergreift und erwärmt. Auf solche Weise geht B.'s Geschichte des Allgäus sonder Zweifel weit hinaus über den Rahmen und die Bedeutung einer Spezial- oder Territorialgeschichte und ist politische und Culturgeschichte zugleich, der ein weiter Leserkreis umsoweniger fehlen wird, als ihre Darstellung eine äußerst gefällige und glückliche und das Gewand, in dem sie uns entgegentritt, Dank der seltenen Liberalität des Verlegers, ein geradezu splendides genannt zu werden verdient. Einem solchen Verleger zollt der Berichterstatter am Schlusse seines Referates ganz besonderen Dank, nicht minder allen denen, die sich sonst um das Zustandekommen des Werkes verdient gemacht haben.

Möge uns der Verfasser bald auch den dritten Band bescheren, in welchem die Darstellung der inneren und äußeren Wirren des Schwabenlandes in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zunächst einen breiten Raum einnehmen wird, eine Epoche, auf welche sich ja gerade seit zwei Jahrzehnten die Hauptarbeiten unseres Geschichtsschreibers bezogen haben! Wir sehen der Vollendung des Werkes mit Freuden und berechtigter Spannung entgegen.[1]) Aber auch noch ein anderer Wunsch drängt sich uns am Schlusse unserer Erwägungen über dasselbe auf: Möchte doch eine solche Kraft, wie sie Baumann unstreitig ist, auf bayerischem Boden herangebildet und erstarkt, nicht mehr länger gezwungen sein, sich außerhalb Bayerns zu entfalten und zu wirken! Es wäre für sie auf heimischem Boden mehr als eine große Aufgabe zu lösen. Wer wird beispielsweise das großangelegte und hochverdienstliche Werk des leider heimgegangenen Erzbischofs A. v. Steichele fort- und zu Ende führen, wenn nicht B. dazu zu gewinnen ist? So scheiden wir denn von ihm und seinem trefflichen Buche mit dem Wunsche: Auf baldiges Wiedersehen!

---

1) Als eine Bürgschaft des raschen Voranschreitens begrüßen wir es, daß inzwischen vom III. Band das erste Heft (Anfänge des Bauernkrieges) bereits erschienen und das zweite schon demnächst zu erwarten ist.

LXIX.

Zur Ordensgeschichte.

Belgisches Monasticon.[1])

Die vorliegende Arbeit ist unseres Wissens die erste größere streng wissenschaftliche Publikation des überaus fleißig und sorgfältig arbeitenden gelehrten Mönches Dom Ursmer Berlière von Maredsous, womit er sich der glänzenden Reihe der Mönche der Congregation von St. Maurus, Dom Piolin von Solesmes, den Verfassern der Germania sacra in der ehemaligen Abtei St. Blasien im Schwarzwalde nicht bloß ebenbürtig anschließt, sondern unter unermüdeter kritischer Benützung aller literarischen Hilfsmittel unserer Zeit eine neue Epoche in der Bearbeitung der Klostergeschichten — abgesehen von den Bisthümern — eröffnet. Seine Arbeit baut sich nicht allein auf den reichen durch den Druck veröffentlichten geschichtlichen Vorarbeiten Belgiens, dieses seit dem 7. Jahrhundert wahrhaft monastischen Bodens, auf, sondern zieht auch möglichst vollständig alle irgendwie erreichbaren handschriftlichen Quellen aus Belgien, Deutschland und Frankreich herbei. So ergänzt der Verfasser nicht allein die lückenhaften Angaben der „Gallia christiana' und berichtigt deren Irrthümer und führt die Geschichte der einzelnen Stiftungen bis zu deren traurigen Untergang fort, sondern schafft zugleich eine durchaus selbstständige Arbeit, welche die Stiftungen der alten Orden, Benediktiner- und Augustiner-Ordens, im jetzigen Belgien nach Provinzen behandelt.

Zuerst werden die urkundlich und quellenhaft beglaubigten Namensformen der einzelnen Stiftungen, nach Jahrhunderten

1) Monasticon Belge par le R. P. Dom Ursmer Berlière, Bénédictin de l'abbaye de Maredsous de la Congrégation de Beuron. Tom I. Première livraison. Province de Namur. Bruges, Desclée 1890, gr. 4° VIII u. 152.

geordnet, aufgeführt; dann folgt die Angabe der bezüglichen gedruckten Geschichtsquellen, dann die der bloß handschriftlich erhaltenen, und der interessante Nachweis des Verbleibes des Archivbestandes der einzelnen Häuser mit Angabe der jetzigen Aufbewahrungsorte.

Eine knappe, quellenmäßige Gründungsgeschichte beginnt die eigentliche Arbeit; hierauf folgt die nach Aussage der Urkunden und Quellen sichergestellte Reihe der Obern des einzelnen Ordenshauses mit mehr oder weniger ausführlichen Notizen über die einzelnen Persönlichkeiten. Die Nachrichten über Untergang des Hauses, dessen spätere Verwendung und das Geschick des damaligen Obern bildet den Schluß. So ist diese grundlegende und möglichst erschöpfende Arbeit ein musterhaftes Vorbild gleicher, längst als durchaus nothwendig anerkannter Arbeiten.

Die vorliegende Lieferung, welche die Klöster der Provinz Namur enthält, verzeichnet I. vom Benediktiner-Orden a. Stammorden: die Abteien Florennes, Gembloux, Maredsous, St. Gerard und Waulsort, die Priorate Hanzinnes (nach St. Medard zu Soissons gehörig), Hastières (zur Abtei Waulsort) und Namèche Ord. Cluniacensis, das ursprüngliche Mönchskloster Celles, die Zelle Couvin (nach St. Germain-des-Près bei Paris gehörig), das ehemalige Schottenkloster Fosses; die Nonnenabtei de la Paix-Notre-Dame zu Namur, die ursprünglichen Nonnenklöster Andenne und Moustier-sur-Sambre. b. Vom Cistercienser-Orden die ursprünglichen Nonnen- später Mönchsabteien Boneffe, Jardinet, Moulins, St. Remy, die Mönchsabtei Grandpré, das Priorat St. Heribert zu Marlagne, eine ursprünglich an Moulins gewidmete Eremitage, die im 14. Jahrhundert eine Zeitlang als Beguinenhaus diente; die Nonnenabteien Argenton, Marche-les-Dames und Salzinnes.

II. Vom Augustiner-Orden. a. Prämonstratenser. Männerabteien: das hochbedeutsame und bis zur letzten Stunde observante Floreffe und Leffe. b. Augustiner-Chorherrn-Stifte: Géronsart, ursprünglich zur Congregation von Val-des-Ecoliers gehörig und Malonne, das nach Oignies gehörige Priorat Vischenet. c. Augustiner-Kreuzbrüder (Croisiers) zu Namur und Dinant.

Was die kritischen Grundsätze betrifft, welche in den einzelnen Ausführungen zur Geltung kommen, so halten sich dieselben von einer zumeist erst nach dem Tridentinum im Gegensatz zu anderen Orden entstandenen sog. Ordenstradition ebenso ferne, wie von einer bloß negativen Kritik. In diesem Sinne ist es interessant auf folgende Punkte zu verweisen: die Schottenmönche zu Fosses (a. a. O. 57); die Regel, welche man ur-

ursprünglich in Moustier-sur-Sambre (a. a. O. 63) und in Andenne (61) befolgte; Bestand der Canonissinen in der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts (a. a. O. 62); das Verhältniß der Schottenmöche zu den Cluniacensischen Bestrebungen (a. a. O. 40); Umwandlung der Benediktiner-Nonnenabteien in weltliche Canonissinenstifte wie Andenne und Moustier-sur-Sambre (a. a. O. 61. 63) im Laufe des 13. Jahrhunderts; Umwandlung bezw. Reform der Cistercienser-Nonnenklöster in Mönchsabteien, so Boneffe, Jardinet, Moulins, besonders markant S. Remy (67, 78, 83, 88); die Geschicke der an die neucreirten Bisthümer Belgiens commendirten Abteien wie S. Gérard (28, 36); Nonnenreform von Douai aus (59); Geschicke eines Commendepriorates im 18. Jahrhundert (51).

Daneben fehlt es nicht an werthvollen historischen Beiträgen auf Grund der neuesten Forschungen und reicher Literatur. So über Gerard von Brogne (29 ff), über Amalrich, Canonicus von Floreffe, Propst von Gottesgnaden, Bischof von Sidon (113), über Guibert von Gembloux (20), über das Itinerarium des Cardinal-Legaten Guido von Paläſtrina (143) u. a.

Interessant sind auch die Nachweise über die Aebtissin Imina von Salzinnes, welche die hl. Juliana von Mont Cornillon in Schutz nimmt (a. a. O. 114 ff.), über Johann de Geves, Mönch von Aulne, Abt von Moulins, Reformator von Marches-les-Dames (83), über Arnold de Solbrecq von Jardinet, den Reformabt von Gembloux (24), über den Abfall von Cistercienſermönchen in Boneffe und den Martertod eines Laienbruders daselbst 8. November 1567 (68), über Hieronymus Minhart, einen der letzten Mönche von Boneffe, den Stifter der Marienschwestern (70), über die Ordensbeharrlichkeit der Cistercienser-Nonnen zu Salzinnes und Marches-les-Dames (100 und 110).

Um der Pflicht eines Recensenten zu genügen, möge es aber auch gestattet sein, einige Bemerkungen beizufügen. So hätten wir die Geschichte des Reformabtes Arnulf de Solbrecq von Gembloux (a. a. O. 24) ausführlicher gewünscht. Zu S. 37 hätte vielleicht bei dem Prior von St. Gerard Dom Petrus de Walloncapelle, Mönch von St. Winonberg, dessen werthvolle Schrift: „Institutionum monasticarum secundum sacrosancti concilii Tridentini decreta libri tres“, Coloniae apud Maternum Cholinum MDLXXXIIII, Erwähnung verdient, da sie wahrscheinlich die erste Schrift ist, in welcher die Beschlüsse des hl. Concils von Trient ausführlich auf die Mönchsobservanz angewendet werden. Bezeichnend ist auch die Widmung dieser Schrift an den Bruder des Verfassers, den Bischof von Namur und Commendeabt von St. Gerard.

Die Note S. 42 wegen Poppos Schüler Lambert, Abt von Waulſort, ſcheint doch beſchränkt werden zu müſſen. Weit entfernt Ladewig im Allgemeinen beizuſtimmen, dürfte man nicht allein in St. Gallen die „Poponisci Schismatici“ und das „Schisma, quod a Gallis patimur“ mit ſcheelem Auge betrachtet haben. Und S. 44 dürfte Petrus von Waulſort wahrſcheinlich deßhalb als non monachus bezeichnet werden, weil er nicht expresse professus war, hatten ſich ja die Mönche von Haſtieres ſchon früher geweigert „benedictionem, qua monachorum sanctificatur ordo“ in Waulſort zu empfangen. (Siehe D'Achéry spic. ed. 2. II. 724 und vergleiche dazu den Anonymus Gallus bei Martène de antiquis eccl. ritib. ed. Antwerp. Fol. t. III. 65 ff.) Möge der hochwürdige gelehrte Verfaſſer aus dieſen Bemerkungen das hohe Intereſſe des Gefertigten erkennen.

Correktheit und Reinheit des Druckes wie die ganze Ausſtattung ſind wirklich tadellos, das Format iſt recht handlich. Wenn wir aufrichtig geſtehen, daß wir dieſe werthvolle Gabe in lateiniſcher Sprache noch freudiger begrüßt hätten, ſo unterſchätzen wir keineswegs die guten Gründe, welche Verfaſſer und Herausgeber für eine Edition in franzöſiſcher Sprache gehabt haben. Deutſchlands Forſcher bedürfen gewiß nicht weniger als die Frankreichs dieſer grundlegenden Arbeit, welche bald ihre Fortſetzung finden möge. Der Preis der vorliegenden Lieferung (10 Frs.) iſt entſprechend. Das ganze Werk wird 3—4 Bände umfaſſen.

Lambach, Ob. Ö. Dr. P. Pius Schmieder, O. S. B.

LXX.

Die katholiſchen Glaubenszeugen in der Verbannung am Uralgebirge.

VII. Der zweite Transport der Verbannten nach Orenburg.

Das Gouvernement Orenburg iſt in fünf Kreiſe (Ujezd) eingetheilt: Orenburg, Orsk, Wierhno-Uralsk, Troitsk und Tſchelabinsk. Die beiden erſten ſind in dem europäiſchen, die drei letzten ſind jenſeits des Uralgebirges in dem aſiatiſchen Theile des Gouvernements gelegen. Dasſelbe wird durch das Uralgebirge in der Richtung von Norden nach Süden in zwei Theile abgegrenzt. Die 20 Familien, von denen wir bis jetzt geſprochen haben, wohnen nun alle (ſeit 1887) in dem Kreiſe Tſchelabinsk. Ihre Zahl wurde ein Jahr ſpäter (1888) um vier Familien, 58 Seelen, vermehrt. In dieſem Jahre wurden nämlich wieder zwanzig Familien aus dem Gouvernement Siedlec nach Orenburg deportirt, aber davon kamen nur vier Familien nach dem Kreiſe Tſchelabinsk wogegen ſechzehn Familien in dem Kreiſe Orenburg internirt wurden.

Die Verhaftung dieſer Familien geſchah in der Nacht vom 4. Juli 1888. So wurden z. B. in dem Dorfe Lubenka (Kreis Biala) vier jüngere Brüder eines bereits 1874 nach Cherſones deportirten Unirten, ſammt deſſen Frau und Tochter und ihren Familien gefangen genommen. Einer dieſer Brüder Namens Gregor war aber auf „Krakauer

Art" getraut, deßhalb wurde seine Frau und Tochter nicht mitgenommen, aber sie wurden aus ihrem Hause vertrieben und dasselbe von der Polizei verschlossen. Ein anderer Bruder, Namens Joseph, war verwittwet und hatte zwei Knaben von fünf und drei Jahren: man nahm den Vater, die Kinder aber blieben „wie kleine Vögelchen im Neste" allein zurück. Doch seine Schwiegermutter kam und nahm die Kleinen zu sich.[1])

Alle diese Gefangenen wurden wieder drei Tage im Gefängnisse zu Biala gehalten, auf dieselbe Weise, wie der Transport vom vorigen Jahre, einer Revision unterzogen und zur Apostasie zu bereden gesucht. Am nächsten Sonntage wurden sie in Ketten geschlagen, aus dem Gefängniß unter Militärescorte, von einer unzählbaren Menschenmenge begleitet nach dem Bahnhofe geführt. Die Regierung scheint es absichtlich darauf abgesehen zu haben, durch solche öffentlichen Deportationen auf das übrige unirte Volk einzuwirken, denn es scheint, daß sie diesmal nicht alle zusammen deportirt wurden, sondern an einem Sonntage nur sechs Familien und vierzehn Tage später wieder andere vierzehn Familien. Sie kamen aber im Gefängnisse zu Orenburg zusammen.

Der Transport machte in diesem Jahre einen anderen Weg. Sie fuhren wieder mit der Bahn über Smolensk nach Moskau, aber hier fand sich diesmal ein humaner Beamter, der ihnen die Eisen abnehmen und den weiteren Weg in Waggons ohne Eisengitter machen ließ. Statt nach Nischny Nowogrod fuhren sie aber jetzt nach Rjezan, wo sie vierzehn Tage im Gefängnisse auf ihre Familienhäupter warteten, welche aus Chersones über Charkow, Tula, Poltawa nach Pensa kamen. Dann fuhren sie zusammen über Pensa und Samara nach Orenburg.

Von hier aus wurden zuerst vier Familien nach dem Kreise Tschelabinsk expedirt, obgleich ihre Familienhäupter

1) Brief Nr. 18 vom 28. Dezember 1889 (gedruckt).

aus dem Gouvernement Cherſones noch nicht angelangt waren. Es war ein furchtbarer Weg, den ſie zu Fuß mit kleinen Kindern zu machen hatten, denn ſie gingen von der Stadt Orenburg in nördlicher Richtung bis zur Stadt Sterlitamak, welche im Gouvernement Ufa liegt, und dann öſtlich quer über das Uralgebirge nach der Stadt Werhny-Uralsk, von dort wieder öſtlich nach der Stadt Troitsk, und endlich in nördlicher Richtung nach Tſchelabinsk, wo ſie nach ſieben Wochen ankamen. Dort erſt wurden ſie auf zweirädrigen Wagen 200 Werſt[1]) weiter öſtlich expedirt.

Ihre vier Familienhäupter, welche einen Monat ſpäter von Cherſones nach Orenburg kamen, wurden mit mehreren Verbrechern auf demſelben Wege nachgeſchickt. Einer von dieſen Unglücklichen, die bereits vierzehn Jahre in der Verbannung zugebracht hatten, iſt ein Greis von 72 Jahren. Er war drei Monate unterwegs und mußte die Reiſe von Orenburg, 46 Tage, zu Fuß machen, um nach 14jähriger Trennung ſeine Kinder und Enkel in der wüſten Steppengegend, faſt nackt und hilflos, wieder zu finden (11. X. 1888). Da rief einer von ihnen aus: „O! mein Gott, wie theuer und unſchätzbar iſt doch der katholiſche Glaube, und wie ſchrecklich und unangenehm muß er dem böſen Geiſte ſein, daß er uns ſolche Unbilden anthut und mit allen Mitteln uns von ihm zu trennen ſucht: was Gott verhüten und uns von ſolchen Nachſtellungen retten mag".[2])

Dieſe neuangekommenen vier Familien vermehrten alſo die Zahl der im Kreiſe Tſchelabinsk gegenwärtig internirten Familien auf 24 (188 Seelen). Man gab ihnen durch die erſten ſechs Monate (bis April 1889) ein Quartier und acht Kopeken Zehrgeld für Erwachſene, vier Kopeken für Kinder. Da aber auch ſie die ihnen angewieſenen Grundſtücke nicht annehmen und die für ſie beſtimmten Häuſer

1) Acht Werſt kommen auf eine Meile.

2) Brief Nr. 1. vom 23. Oktober 1888 (gedruckt).

nicht beziehen wollten, so wurden sie aus ihren Quartieren herausgeworfen und bekamen auch kein Zehrgeld mehr. Die Noth wurde unter ihnen so groß, daß einige von ihnen fünf Tage lang nichts in den Mund bekamen.

Die übrigen sechzehn Familien, welche in diesem Jahre von Biala aus deportirt wurden, hielt man fast einen Monat lang im Gefängnisse zu Orenburg, denn eben war die Meldung gekommen, daß die im vorigen Jahre (1887) nach dem Kreise Tschelabinsk Deportirten die ihnen angewiesenen fiskalischen Grundstücke nicht annehmen wollten. Man versuchte also den neuen Transport durch alle möglichen Gründe dazu zu bewegen, aber auch sie erklärten entschieden, daß sie keinen fremden Boden annehmen würden, „wenn er auch goldene Aehren tragen möchte", denn sie seien nicht wegen der Grundstücke, sondern wegen des Glaubens verbannt.

Da alles Zureden nichts half, wurden sie, je zwei Familien, einen Tag um den anderen, in den Kreis Orenburg hinausgeschickt und dicht an der Grenze des Gouvernements Ufa in der Weise dislocirt, daß jede Familie, einzeln in einem Dorfe gelassen, von der nächsten wenigstens 30 bis 40 Kilometer entfernt lebt.

Die Lage der hier internirten Familien ist eine fast noch schlimmere, wie derjenigen im Kreise Tschelabinsk, denn die Regierung hatte sie vollständig unversorgt gelassen, ja der Kreishauptmann verbot sogar, ihnen ein Quartier zu geben. Da sie nun auf der offenen Straße lagen, so beschlossen die Gemeindevorstände ihnen vorläufig eine Afterwohnung zu miethen. So brachten sie den Winter bei den dortigen Ackerwirthen zu, welche nach der Landessitte während des Winters auch das liebe Vieh mit in's Haus nehmen. Der Frost stieg aber bis 40 R. und: „das brennt wie feurige Flammen", sagt einer von ihnen. Dabei war ihre Kleidung inzwischen abgetragen. Manche von den dortigen Einwohnern sahen sie als eine Last an, und setzten ihnen zu, so daß sie sich nichteinmal warme Speisen bereiten durften.

Die Gemeinde zahlte aber die Miethe für sie nur bis zum ersten April, und so wurden sie denn am 29. April von ihren Miethsherrn hinausgeworfen. Eine Familie wollte durchaus nicht ausziehen, da holte man Feuerspritzen und die ganze Familie sammt den kleinen Kindern wurde in Wasser gebadet. Mehrere Familien, welche kein Geld besaßen, um sich eine Wohnung zu miethen, lebten nun wieder unter freiem Himmel den ganzen Sommer hindurch (1889), erst mit dem herannahenden Winter wurden sie in den Gemeindekanzleien untergebracht. Sie bekamen aber kein Zehrgeld, und da die Einwohner selbst arm sind, so war ihr Elend um so größer. Sie lebten nur davon, was sie hin und wieder aus der Heimath, von ihren Verwandten und Freunden bekamen.

VIII. (Schluß). Die religiösen und sittlichen Zustände im Orenburger Gouvernement, das Sektenwesen und der Einfluß der Verbannten auf die Bevölkerung.

Die Nothlage der verbannten Unirten scheint in der Berechnung der russischen Regierung gelegen zu haben, denn die einzelnen Familien sind in solchen Dörfern internirt und unter Polizeiaufsicht gestellt, wo es russische Kirchen gibt. Nun kam also an die Unglücklichen die erste Versuchung, mit welcher der Satan in der Wüste den Heiland versucht hat. Einer von den Verbannten schreibt darüber:

„Der russische Pope kommt zu uns und verspricht, uns täglich einen Laib Brod zu geben, wenn wir in seine Cerkiew kommen; wir aber antworteten ihm darauf: wir haben Tausende verloren, ohne es zu bereuen, und sind in die Cerkiew nicht gegangen, nun willst du uns, kleinen Kindern gleich, mit Brod bestechen?“[1]) Ein anderer von den Verbannten erzählt folgenden Fall:

„Am 27. November 1889 ereignete sich bei uns ein

1) Brief Nr. 13 vom 6. November 1889 (gedruckt).

ſonderbarer Fall. Aus dem Dorfe, wo wir wohnen, wurde der Pope nach einem anderen Dorfe, welches zwanzig Werſten entfernt liegt, zu einem Sterbenskranken gerufen. Als er dahin kam, war jener bereits geſtorben, und ſo blieb ihm die Communion. Er aber achtete nicht darauf, ſondern berauſchte ſich abſcheulich, und als er zurück kam, ging er nicht nach Hauſe, ſondern kam zu uns und knüpfte ein Geſpräch an. Die Communion hatte er in einer ledernen Taſche in einem Gefäß, und legte das auf einen Koffer hin. Sein Fuhrmann aber, der das merkte, nahm die Taſche und ſteckte ſie ſich in die Bruſttaſche. Der Pope begann uns aber zuzureden, daß wir in die Cerkiew kommen, und verſprach uns dafür täglich einen Kuchen zu geben. Ja vieles andere hat er noch vorgebracht, denn er war ſehr betrunken." [1])

Wenn man alſo darauf gerechnet hat, daß die Verbannten ſich durch die ruſſiſchen Popen würden bekehren laſſen, ſo hat man die Rechnung ohne den Wirth gemacht; denn die ruſſiſchen Popen ſind überhaupt zu jeder Miſſionsthätigkeit unfähig, in jenen Gegenden aber erſt recht. Ihre ganze Lebensweiſe, die ſchreckliche Trunkſucht, der ſie faſt ohne Ausnahme ergeben ſind, das Ausſaugen des Volkes auf die verſchiedenſte Art, entfremden ihnen und der „amtlichen Kirche" alle Herzen. Darüber wiſſen die Verbannten Vieles zu berichten. So ſchreibt einer:

„Wenn Jemand krank wird, bekommt er die letzte Oelung, aber zu dieſem Zwecke kauft der Pope ein wenig Oel in der Handlung und Branntwein in der Schenke, und daraus wird die letzte Oelung bereitet, wofür er von dem Kranken einen Rubel verlangt: wenn aber Jemand keinen Rubel gibt, ſo bekommt er die letzte Oelung nicht und wird auch nicht Beichte gehört. Gibt es eine Hochzeit, ſo kommt der Pope in's Haus und ſegnet die Brautleute, heißt ſie ſich umarmen und ſich zuſammen in's Bett legen. Dann ſauft er wie ein . . . . Die Bauern ziehen ihn an den langen Haaren und haben viel Spaß dabei."

---

1) Brief Nr. 22 vom 14. März 1890 (ungedruckt).

„Einmal hatte der Pope am Sonntage das Hochamt begonnen, war zwar schon betrunken, fing aber regelrecht an. Später aber, als man seine Stimme nicht mehr hörte, da schauten die Leute hinter die Kaiserpforte und siehe da: der Pope lag auf dem Boden wie ein Vieh! Und da wollen sie noch, daß wir uns zu einer solchen Kirche bekennen! Das ereignet sich aber öfters, daß ein Pope das Hochamt am Sonntage beginnt, aber so betrunken ist, daß ein anderer kommen und es beendigen muß."

„Kommt ein Ablaß, so geht der Pope von einem Hause zum anderen und überall muß für ihn eine Rumka bereit stehen, d. h. ein Glas Branntwein, ein Korowaj, d. h. ein Kuchen und ein Maß Weizen. In der Kirche werden Kerzen verkauft, so dünn wie eine Damencigarette. Jeder muß nun ein Licht kaufen und anzünden, sobald er aber sich entfernt hat, löscht der Starost (Kirchenvorsteher) das Licht aus, schneidet den Docht ab, und verkauft es an einen Anderen. So wird ein Licht zehnmal verkauft. Bei einem Begräbnisse bekommt der Pope für jedes Lied, das er singt, zehn Kopeken, wenn er aber vor die Kirchthüre mit der Leiche kommt, da müssen sie ihm fünfzig Kopeken geben und er klebt dafür dem Todten auf die Stirne einen Paß auf, denn ohne diesen Reisepaß kommt er nicht in das himmlische Kaiserreich."

„In der Osterzeit werden auf jedes Grab drei Paar Eier und ein Kuchen gelegt. Das ist für die armen Seelen bestimmt, aber der Pope nimmt das für sich. Was die Beichte anbetrifft, so hört er die Beichte aller, welche noch nicht 17 Jahre alt sind, zusammen, und sollten ihrer auch sechzig sein, ‚denn sie sind keine Sünder'. Einer von den Hiesigen erzählte mir, daß er an dem Tage, an welchem er zur Beichte gehen mußte, bereits Schnaps getrunken hatte. Er sagte also dem Popen: ‚Väterchen gebet mir nicht die hl. Communion, denn ich habe schon Schnaps getrunken'. Der Pope aber antwortete darauf: ich werde doch für dich nicht besonders vorbereiten, und gab ihm die Communion." [1])

---

1) Brief Nr. 13 vom 6. November 1889 (gedruckt).

Dem entsprechend sind aber auch die Sitten und das religiöse Leben des Volkes. So schreibt ein anderer Verbannter darüber:

„Wir hatten bis jetzt keinen Begriff von der orthodoxen Religion, nun aber sehen wir sie mit eigenen Augen. Das Volk heiligt hier weder den Sonntag noch andere Feiertage und in die Cerkiew gehen sie selten, höchstens wenn es durchaus nothwendig ist, z. B. wenn sie heirathen sollen. Dann müssen die Brautleute dem Popen mehrere Flaschen Branntwein, Fleisch und ein Paar Fuhren Heu mitbringen. Der Bräutigam muß aber dem Popen nach der Trauung acht Tage ohne Lohn arbeiten, obgleich sie für eine Trauung zehn und auch zwanzig Rubel zahlen müssen. Da nun aber das Volk hier arm ist, so müssen sie ein Vieh verkaufen, wenn sie getraut werden sollen." [1])

Ebenso wie in Polen, hatte die russische Regierung auch in jenen Gegenden Bekehrungsversuche gemacht und sowohl heidnische als muhamedanische Völkerschaften der „amtlichen Kirche" von Amtswegen zugezählt. Nun müssen alle die „Neubekehrten" alle Jahre einmal zur Beichte gehen, ihre Kinder taufen und sich in der Kirche trauen lassen. Doch im Herzen sind sie der „amtlichen" Religion ganz fremd. Sie gehen an Sonntagen nur dann in die Cerkiew, wenn eine bestimmte Reihe an sie kommt und der „Starost" sie dahin ruft. Da sie auch das Russische nicht recht verstehen, so kommen bei der Beichte manche spaßigen Irrungen vor. Aber der Pope benutzt ihre Anwesenheit in der Kirche dazu, daß er sie den Rest des Sonntages auf seinem Felde arbeiten läßt und sie dafür mit Schnaps traktirt [2])

Die Bevölkerung des Gouvernements Orenburg besteht aus verschiedenartigen Stämmen: der Baschkiren (246,000), Kirgisen (42,000), Tschuden, Wessen, Muromer u. a., welche

---

1) Brief Nr. 22 vom 14. März 1890 (ungedruckt).

2) Brief Nr. 20 vom 16. Januar 1890 (gedruckt).

turaniſcher und finniſcher Abkunft ſind und ihre eigenen Mutterſprachen haben. Die eigentliche ruſſiſche Bevölkerung bilden die Koſaken (229,000), welche auch zur Eroberung dieſer Länder das meiſte beigetragen haben. Das geſchah aber erſt im vorigen Jahrhundert und zu dieſem Zwecke ward die Grenzfeſtung Orsk angelegt (1735). Sie wurde aber von den Einwohnern, namentlich den Baſchkiren und Kirgiſen zerſtört (1743) und ſo wurde Orenburg als Grenzfeſte angelegt. Sie bewährte ſich auch in der Revolte Pugatſcheff's zur Zeit Katharina's II. (1773), da ſie eine ſechsmonatliche Belagerung aushielt.

Seitdem iſt die Ruſſificirung jener Völker durch den allgemeinen Militärdienſt ſoweit vorgeſchritten, daß ſie wohl meiſtens ruſſiſch verſtehen, aber die Propaganda der ruſſiſchen „amtlichen" Kirche ſtößt auf größere Hinderniſſe. Es gibt hier der Confeſſion nach: 245,000 Muhamedaner, 20,000 verſchiedene Sektirer, Juden und Heiden, den Reſt bilden die Orthodoxen. Die Einwohnerzahl beträgt (nach der Zählung von 1883) 1,198,360, ſo daß durchſchnittlich 6 Menſchen auf einen Kilometer zu wohnen kommen.

Unter den Orthodoxen gehören aber viele zu den verſchiedenen Sekten: der Malakanen, Sabbatniker, Stundiſten, Skopzen, Chlyſten u. ſ. w., welche unſere Verbannten auch dort kennen gelernt haben und in ihren Briefen öfters beſchreiben. [1]) Da aber dieſer Gegenſtand, namentlich nach der ausführlichen Arbeit von Leroy-Beaulieu [2]) eine eingehendere Behandlung verdient, ſo wollen wir ihn hier nur erwähnt haben. Es iſt dies ein Krebsſchaden, an dem die „amtliche Kirche" leidet und den die ruſſiſche Regierung zu entfernen nicht im Stande iſt.

---

1) Brief Nr. 28 vom 28. Dezember 1889 und Brief Nr. 20 vom 16. Januar 1890 (beide gedruckt).

2) Anatole Leroy-Beaulieu, L'empire des Tsars et les Russes. Tome III, La Religion. Paris 1889. Livre III, Le Raskol et les sectes p. 326—570.

Als nun unſere Verbannten in jene Gegenden kamen, wurden ſie neugierig befragt, zu welcher Religion ſie eigentlich gehörten, da ſie in die ruſſiſchen Kirchen nicht gehen wollen und ſich auch zu keiner von jenen Sekten bekennen. Es mußte nun zu einem Meinungsaustauſch kommen und darüber ſchreibt einer der Verbannten Folgendes:

„Das Volk lebt hier ganz wie Heiden, denn ſie feiern keinen Feſttag. Sie ackern, pflügen und arbeiten an Sonntagen, daß einen fröſtelt, wenn man das anſieht. Wenn doch nur unſere Geiſtlichen herkämen, ſo würde ganz Rußland im Laufe eines Jahres katholiſch!“

„Sie wiſſen auch etwas vom Papſte, daß er Chriſti Stellvertreter iſt, und ſagen: ja, der römiſche Papſt, das iſt der heilige Vater. Er bekommt von Gott die Rathſchläge. Am alten Mond iſt er alt, am Neumond iſt er jung.[1]) Unſere Vorfahren, ſagen ſie, waren auch unter ſeiner Hand, aber ſie haben ſich von ihm losgeriſſen und deshalb haben ſich die Menſchen in ſo viele Sekten getheilt. Und wenn wir ihnen vom Papſte, unſeren Geiſtlichen und ihren Predigten erzählen, da ſagen ſie: es iſt doch recht ſchön bei ihnen! Aber der Pope hat es erfahren und hat mir angedroht, daß er mich vor Gericht ſtellen werde: ‚und da wirſt Du noch weiter nach Sibirien hinausgeſchickt.‘ Alſo muß ich vorſichtig ſein. Aber auch ihnen wurde es verboten, mit uns zu reden.“[2])

Fürwahr, ein glänzendes Zeugniß für die katholiſchen Glaubenszeugen! Allen Vermögens beraubt, verarmt, verlumpt, hunger- und nothleidend, ſind ſie doch noch, an den Abhängen des Uralgebirges, der „amtlichen“ ruſſiſchen Kirche

---

1) Auf die Anfrage, was der Ausdruck eigentlich bedeuten ſolle, erklärte der Briefſteller in einem folgenden Briefe: damit wollen ſie ſich ſagen, daß die Macht des hl. Vaters ſich ſtets erneuert und ewig dauert. (Brief Nr. 20 vom 16. Januar 1890.)

2) Brief Nr. 16 vom 18. Dezember 1889 (gedruckt).

gefährlich. Gewiß, ein leuchtender Beweis, daß es nur Eine wahre Kirche gibt, welche ſolche Glaubensbekenner erzeugen kann!

Aber nicht ohne Grund fürchtet man ihren Einfluß. Die „amtliche“ Kirche in Rußland iſt ſtumm, denn es gibt dort keine Predigten, und ſie iſt ohnmächtig, denn ſie ſteht und fällt mit ihrer einzigen Stütze, der Regierung, welcher ſie als ein Polizei-Inſtitut dient. Sie gleicht einem Eiskoloſſe, der durch die Macht des Winters immer größer wird: was geſchieht aber, wenn einmal der gerechte Gott die Sonnenſtrahlen der Freiheit da hinein leuchten läßt? Die Wege der Vorſehung ſind unergründet, aber es ſcheint beinahe, als ob die verbannten Unirten dahingegangen wären, um jenen Völkern einen Begriff der wahren Religion zu geben. Schon unterwegs hatte der zweite Transport (von 1888) in den Gefängniſſen von Rjezan, Penza und Samara, wo ſie längere Raſtzeit hatten, ein herrliches Beiſpiel ihrer Frömmigkeit gegeben. Darüber ſchreibt einer von ihnen: „In dieſen drei Gefängniſſen hatten wir etwas mehr Freiheit und durften ſogar beten. Da ſangen wir fromme Lieder, den Roſenkranz, die Veſper-Pſalmen und die Litaneien: alle zuſammen im Chor. Da kamen die Gefängnißwärter und auch höhere Beamte, hörten zu und erlaubten uns weiter zu ſingen, bedauerten, daß ſie von den polniſchen Worten wenig verſtehen konnten, aber fanden die Melodien recht ſchön, denn in dem rieſigen Gemach machte ſich der Geſang durch den Widerhall noch viel ſchöner.“ [1])

Zwei Jahre waren bereits dahin, ſeit der erſte Transport der Verbannten im Kreiſe Tſchelabinsk internirt war. Ein troſt- und hoffnungsloſes Lebensende ſtand ihnen vor den Augen, als am 5. November 1889 unſer erſter Brief mit einer kleinen Geldunterſtützung dahin kam. Den Eindruck,

1) Brief Nr. 35 vom 18. Juli 1890 (ungedruckt).

welchen er machte, schildert am besten folgende Stelle aus den Antwortschreiben:

„Wir waren außer uns vor Freude, als wir diesen Brief bekamen, daß die Barmherzigkeit Gottes so unerschöpflich ist. . . . Denn wir meinten, daß wir von aller Welt verlassen und vergessen seien in unserer trostlosen Lage — und nun sehen wir, daß die Barmherzigkeit Gottes und guter Menschen über uns wacht." [1])

„Wir waren schon auf den Tod gefaßt, unter der übermächtigen Hand unseres Feindes, der uns durch den Hunger umbringen will in diesem Sibirien; der uns das ganze Vermögen genommen und uns bis auf das letzte Hemde beraubt hat, auf daß wir hier vor Hunger verkommen. Aber da sehen wir von Gottes barmherziger Hand eine milde Gabe. . . Da werden wir also noch leben, wenn die göttliche Vorsehung über uns wacht. Denn wir waren überzeugt, daß kein Mensch an uns denkt, und siehe da, auch in so entlegenen Gegenden weiß man von uns!" [2])

Es ist auch leicht zu begreifen, daß die unverhoffte Hilfe und der Trost, den unsere Briefe dorthin brachten, die Herzen der Unglücklichen gestärkt haben. Es that aber auch Noth, denn außer dem materiellen Elend leben sie dort ohne jeglichen Seelentrost. „Ich lebe hier", schreibt ein zwanzigjähriges Mädchen an ihre Verwandten, „in großem Seelendurst und Betrübniß, denn ich lebe ohne Kirche und ohne jeglichen Seelentrost. Es gibt hier keinen Menschen, der von Gott reden möchte, denn es gibt hier keine Christen, sondern lauter Heiden. Kein Wunder also, daß mir bange ist; und meine Sehnsucht wächst noch an jedem Sonn- und Feiertage, wenn ich daran denke, daß ihr dem hl. Meßopfer beiwohnet und ich so weit von der Kirche entfernt lebe. Denn von der einen bin ich 370 Werst und von der anderen 150 Werst entfernt." [3])

---

1) Brief Nr. 13 vom 6. November 1889 (gedruckt).
2) Brief Nr. 19 vom 22. Dezember 1889 (gedruckt).
3) Brief Nr. 5 vom 23. Dezember 1888 (gedruckt).

Wenn sie aber auch zu einer katholischen Kirche näher hätten, so könnten sie doch nur unter den größten Vorsichtsmaßregeln dahin gehen, denn sie stehen unter Polizeiaufsicht und dürfen sich aus ihren Wohnsitzen nicht entfernen. Aber auch den katholischen Geistlichen ist es unter Strafe verboten, den „gewesenen" Unirten geistlichen Beistand zu spenden. Dieses Verbot erklärt auch einen Fall, den die Unirten in ihren Briefen erzählen.

Als der zweite Transport (1888) einen Monat lang im Gefängnisse von Orenburg weilte, machten die Unirten eine schriftliche Eingabe an den Gouverneur, daß er dem lateinisch katholischen Militärkaplan in Orenburg erlaube, in das Gefängniß zu kommen, um sie Beichte zu hören. Dabei erklärten sie aber, daß sie keine Unirte seien, weil die Union bereits amtlich aufgehoben sei, sondern Katholiken. Auf diese Eingabe bekamen sie zur Antwort, daß der Militärkaplan zu ihnen nicht kommen wolle, weil sie Unirte seien. [1]) Der geistliche Herr konnte in diesem Falle auch nicht anders handeln, obgleich er ein braver Priester ist.

Wenn uns die Vermuthung nicht täuscht, so scheint in dem ganzen Verfahren mit den Unirten doch in der letzten Zeit eine gewisse Aenderung eintreten zu wollen. Sie hatten nämlich vorher wiederholt an das Ministerium und zweimal sogar an den Zaren selbst Eingaben abgeschickt, bekamen aber keinen Bescheid, und es wurde ihnen schließlich verboten, Bittgesuche einzureichen, solange sie den orthodoxen Glauben nicht annehmen würden. Ja, die hl. Synode von Petersburg erließ eine authentische Erklärung, daß sie nicht wegen des Glaubens, sondern zu Colonisationszwecken nach Orenburg geschickt seien. [2]) Damit wären sie todtgeschwiegen gewesen. Nun scheint aber doch die Publikation der in Rede stehenden Briefe auch in Petersburg einen gewissen Eindruck gemacht

1) Brief Nr. 35 vom 18. Juli 1890 (nicht gedruckt).

2) Brief Nr. 21 vom 21. Februar 1890 (ungedruckt).

zu haben, denn im Sommer d. J. war ein höherer Beamter aus Petersburg in den Kreis Tschelabinsk ausgeschickt, der zu den Verbannten sagte: „In Rußland kann man nichts erfahren, was mit euch vorgeht, und in den ausländischen Zeitungen werden viele Nachrichten über euch gebracht. Nun soll untersucht werden, wer solche Nachrichten hinausbringt. Also wir können von euch nichts erfahren und ganz Europa weiß schon alles zu erzählen. Diese ganze Geschichte ist ein Unglück für Rußland.“ [1])

Wenn man im Auge behält, daß das Vorgehen auf kirchlichem Gebiete von vielen Russen, auch in der höheren Beamtenwelt, nicht gebilligt wird und gewiß auch nicht gebilligt werden kann, so wird man den eben angeführten Passus wohl verstehen können. So viel steht fest, daß man in diesem Jahre keinen weiteren Transport der Verbannten aus dem Gouvernement Siedlec deportirt hat: gebe Gott, daß jene 400 Seelen, welche am Uralgebirge verbannt leben, die letzten seien, welche für den katholischen Glauben in unaussprechlicher Noth das Glaubenszeugniß ablegen.

Krakau. Prof. Dr. Chotkowski.

---

1) Brief Nr. 32 vom 14. Juni 1890 (ungedruckt).

LXXI.

Licht in's Dunkel.

Aufzeichnungen eines öſterreichiſchen Anonymus. (IV.)

Rückblicke.

2. Br.·. Weil.

Die Spaltung in philoſemitiſche und antiſemitiſche Brüder, welche die oben erwähnte, bereits 1816 erſchienene Klageſchrift innerhalb der Maurerei hervorgerufen hatte, griff indeſſen immer weiter um ſich. Während die einen Logen in ihrem von Börne cultivirten „Menſchheitsſchmerz" die Juden bald nicht bloß mehr als „Brüder", ſondern geradezu als Herren ſich gefallen ließen, ſchloſſen die andern Logen die Juden principiell aus. Was nützte es? Es bildeten ſich eigene Judenlogen, welche namentlich vermittelſt der geheimen „Hochgrade" doch wieder die Leitung über die antiſemitiſch geſinnten Brüder der niederen Grade in die Hand bekamen. Zu ſpät erfuhr der Protektor der Freimaurerei in Deutſchland und König von Preußen, wie ernſtlich der von Börne ausgeſtreute und von ſeinen Stammesbrüdern begoſſene Same des durchaus anti-chriſtlichen und anti-dynaſtiſchen Geiſtes das früher für den Proteſtantismus ziemlich harmloſe Spiel der Johannes-Maurerei bedrohte. Er ſprach ſich daher gegen die Hochgrade und gegen die Aufnahme der Juden aus, und die preußiſchen Großlogen mußten ein dahin bezügliches Rundſchreiben an ihre Töchterlogen erlaſſen. Jetzt hatte es

ein Ende mit dem offiziellen Loyalitäts-Triefen. Den Reigen der Proteſte eröffnete der jüdiſche Br.·. Findel, Redakteur der „Neuen Herzoglich Koburg'ſchen Freimaurer-Zeitung," 8. Oktober 1864, welcher im Namen der ganzen Bruderſchaft ſchreibt: [1]) „Indem die große National-Mutterloge von Berlin den Antrag auf Zulaſſung von Nichtchriſten als eine gänzliche Mißkennung der Grundlage der Maurerei bezeichnet, ſchleudert ſie einen beleidigenden und durchaus unhaltbaren Vorwurf gegen alle jene Großlogen, welche die alte unverfälſchte Maurerei bearbeiten und demgemäß auf der Grundlage der Allgemeinheit beruhen." In der nächſten Nummer geht der Jude um eine Stufe höher: „Als Freimaurer-Bruder durfte der Protektor ein ſolches Rundſchreiben nicht genehmigen. . . . Wir proteſtiren, wenn er die Maurerei zu politiſchen und religiöſen Zwecken zu benützen verſucht!" Von Paris aber hetzt der Jude Hirſch im Monde maçonnique: [2]) „Es genügt, unſere deutſchen Brüder zu verſichern, daß wir keine Gelegenheit vorübergehen laſſen, ohne gegen das in den drei preußiſchen Großlogen und in jener von Hannover herrſchende chriſtliche Syſtem der Ausſchließlichkeit zu proteſtiren, ſo oft ein Bruder mit einem von dieſen Behörden ausgeſtellten Diplom unſern Tempel betritt." Von Amerika aus aber läßt ſich die „Neue Freimaurerzeitung" vom 5. September 1863 durch den Juden Br.·. Bergſtein ſchreiben: „Die Maurerei bedarf der Reform. Sie muß als Fackel der Zeit vorleuchten. Unſere beſten Wünſche den Logen und Brüdern, die das Panier des Fortſchritts zuerſt erhoben, die zuerſt es gewagt, mit dem Muthe und der Ueberzeugung und der Kraft die Wahrheit dem veralteten Herkommen der chriſtlichen Richtung gegenüber zu bewahren". So gehetzt von den Juden waren es namentlich die von ſemitiſcher Atmoſphäre geſchwängerten Großlogen von Frankfurt, Ham-

1) Wir citiren nach „Freimaurer-Denkſchrift" XV, S. 14, Berlin 1864.
2) „Freimaurer-Denkſchrift" XI, 10, 11.

burg und Bayreuth, welche nun zu offener Opposition gegen den höchstleuchtenden höchstweisen Protektor übergingen.

An der Spitze der aktiven Maurerei marschirt in den Vierziger Jahren Hamburg, wie früher Frankfurt. In einer eigens nur für die Hochgrade bestimmten Geheimschrift läßt sich nun B.·. Weil von der Hamburger Loge „Absalon zu den drei Nesseln" also aus: „Wir wirken mächtig auf die Bewegung der Zeit zur Republikanisirung der Völker." Daß wir es hier nicht mit eitler Großsprecherei zu thun haben, zeigt die Thatsache, daß bei fast allen Revolutionen des Jahres 1848 in Paris, in Belgien, in Baden, in Berlin, in Wien jüdische Brüder der Hochgrade, meist von der Hamburger Loge „Absalon" hervorragend betheiligt waren. Aber noch war das deutsche Volk nicht reif für die schwarz-roth-goldene Republik, wie Br.·. Fischer von der Loge „Apollo" in Leipzig 1849 klagte. Die Hochgrade machten Fiasco, die Dynastien standen fester als zuvor. Nun wurde der Plan geändert. Man griff auf das alte probate Mittel zurück, sich der Thronerben zu bemächtigen; diese sollten ihnen helfen, aus den Monarchien Republiken zu machen. Sollten auch hierauf die Worte des Br.·. Weil [1]) in der oben angezogenen Geheimschrift Anwendung finden: „Eifrig wurde gearbeitet für Licht und Wahrheit, große Summen gespendet, und wer in den nächsten Kreisen durch Talent, durch ein tüchtiges Streben oder ein tüchtiges Wirken sich auszeichnete, der wurde eifrig aufgesucht."

König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hatte keinen Sohn; aber sein Bruder, der spätere Kaiser Wilhelm I., hatte einen hoffnungsvoll heranblühenden Erben, den hochbegabten, edel angelegten, aber bekanntlich von der Loge früh getäuschten, dann so unglücklichen Kaiser Friedrich I., als König von Preußen Friedrich III. Wilhelm. Ihm zu Ehren wurde, als der Freimaurerplan zum Bruderkriege gegen Oesterreich und zur

1) „Freimaurer-Denkschrift" XI, 12.

Einigung Deutſchlands im Herbſt 1865 gefaßt war, in Berlin am 5. November eine neue, die 17. Loge gegründet und bezeichnender Weiſe genannt: „Friedrich Wilhelm zur Morgenröthe.“ Eine im Januar 1866 erſchienene Freimaurerſchrift aber rief triumphirend: „Das Jahr 1866 gehört uns!“ Und in der That, es brach damit die Morgenröthe jenes Tages an, an welchem Phöbus Apollo das einige Kleindeutſchland des Br.·. Fiſcher von der Leipziger Loge Apollo beſcheinen ſollte.

Abſalon! Welch ominöſer Name der Hamburger Loge! Auch Friedrich II. von Preußen war als Kronprinz 1738 durch die Pforte dieſer Loge eingetreten in den Tempel der Freimaurerei. Und wahrhaftig, das Verhältniß des Vaters Friedrichs II. zu dieſem ſeinem Thronerben erinnert einigermaßen an David und Abſalon. Es iſt wohl wiederum nur ein „Spiel des ſinnloſen Schickſales,“ daß ein ehemaliger Glaubens- ja ſogar Namensvetter des Hamburger Juden Br.·. Weil von der Loge „Abſalon“ als Rath am Hofe und in den nächſten Kreiſen auch des öſterreichiſchen Kronprinzen — weilte und ihn ob ſeines wirklichen Talentes und ſeines tüchtigen Strebens und Wirkens überall aufſuchte.

3. Br.·. Blumenhagen.

Wer möchte es glauben, daß ſelbſt ein zarter Novelliſt, der einſtige Liebling der Damen, Br.·. Blumenhagen, unter die Propheten ging? Wer es glauben möchte? Ei, wer weiß, welch guten Klang die Novelliſten à la Anzengruber und Roſegger, die Deklamatoren à la Lewinski und Sonnenthal heutzutage bei der Freimaurerei haben, der wird es auch gerne vom damaligen Blumenhagen glauben. Nun, beſagter Blumenhagen ſchrieb die „Akazienblüthen.“ Nicht jeder, der ſich beim Feſte mit Akazien ſchmückt, weiß auch, daß dieſe Blüthe vom ſtacheligen Baume die heilige Blume der Maurerei iſt.

Blumenhagen hielt auch Reden. Einige davon wurden

ſogar gedruckt zur Erbauung der Brüder. In einer derſelben ſpricht er: „Der Freimaurerorden hat ſeine Kindheit, ſeine Jünglingsjahre vollendet. Er iſt ein Mann geworden, und ehe ſein zweites Säculum zu Ende läuft (i. J. 1917), wird die Welt erkennen, daß und wie er geworden. Dafür ſorgt der Bundesgeiſt und bauet ſich an in allen Erdwinkeln, ſetzet ſich feſt im Herzen jedes Landes. Und wenn die ganze Welt des Ordens Tempel iſt, der Azur des Himmels ſein Dach, die Pole ſeine Wände und Thron und Kirche ſeine Pfeiler, dann werden die Mächtigen der Erde ſelber ſich beugen und uns die Weltherrſchaft laſſen und den Völkern jene Freiheit, die wir ihnen geben."

Die chriſtlichen Völker Europas können erzählen von jener Freiheit, welche die judaiſirten Freimaurer ihnen gegeben oder beſſer geſagt genommen haben. Aber, fragen wir nochmals, wer möchte es glauben, daß derſelbe Novelliſt in den Dreißiger Jahren von einem „Beugen der Mächtigen", von „Weltherrſchaft", von „Völkerfreiheit" etwas in den zarten Mund zu nehmen wagt, der noch in den Zwanziger Jahren die italieniſchen Freimaurer als „die Galläpfel an der edlen Eiche der Loge" bezeichnet hatte? Woher dieſes raſche Anwachſen von Talmi-Muth? Ei, wer da weiß, daß es unterdeſſen der Loge gelungen war, einige norddeutſche Fürſten und Thronerben zu düpiren und zu Brüdern und Protektoren zu gewinnen, der wird es verſtehen. Das alſo ſind die „Akazienblüthen", welche der Sonnenſchein fürſtlicher Protektion raſch zur Entfaltung gebracht! Sapienti sat.

4. Br.·. Dräſeke.

Wie war es nun den Brüdern gelungen, fürſtliche Protektion ſich zu erſchwindeln? Die Sache iſt weder für die Klugheit der betreffenden Fürſten, noch für die Ehrlichkeit der „deutſchen" Brüder beſonders ehrenvoll.

Was Br.·. Börne mit jüdiſchem Cynismus kurz alſo ausdrückt: „Seid unbeſorgt, Brüder! es wird einem Jeden

nur so viel Licht zu Theil, als ihm gebührt," dasselbe spricht in ächtem Pastorenstyle der protestantische Bischof Br.·. Dräseke in der „Asträa" 1849 aus:[1] „Auch in der Freimaurerei gilt das Wort der Schrift: Wer da hat, dem wird gegeben, auf daß er in Fülle habe. Wer aber nichts hat, dem gibt die Loge nicht nur nichts, sie macht ihn noch ärmer durch scheinbaren Reichthum. Von einem Geheimniß in ihren Hallen ist allerdings die Rede und genau genommen ist von gar nichts Anderm die Rede als von Geheimniß. Man kann es keinem vorenthalten, der Augen dafür hat. Jener kommt dahinter auch ohne die Loge; er ist ein Eingeweihter außerhalb der Bundeshallen. Dieser kommt nicht dahinter, selbst durch die Loge und alle ihre Grade nicht; er ist ein Uneingeweihter, und säße er auch im Orient des Heiligthums und prangte mit des Großmeisters Schmuck". „Unsere Geheimnisse sind Perlen, welche man schänden würde, wenn man sie vor die Säue würfe."

Nach solchen Geständnissen zähle und — wäge man die Opfer der Loge!

5. Br.·. Venturini.

Hören wir nun einen andern Meister und zwar einen preußischen! Br.·. Venturini schreibt in seiner „Geschichte der Freimaurerei"[2] folgendermaßen: „Höchst erfreulich ist der Zutritt der Fürsten, Prinzen ꝛc. Wenn jene Großen auch nicht den Bau als Werkleute fördern dürfen, so sind sie doch wichtig für den Bund durch ihren Reichthum (!) oder durch ihren weitausgedehnten Einfluß im Staate. Wo der Fürst schmollt, besorgt man sich Ungnade zu erbauen, dagegen es mit vollen Segeln läuft, sobald ein Wind voll günstiger Hofluft hineinbläst. Mögen die vornehmen Gäste von höchsten,

---

1) „Freimaurer-Denkschrift" III, Seite 40. Berlin 1864.

2) „Freimaurer-Denkschrift" IX, S. 3ff. Berlin 1864.

hohen und nicht hohen Gnaden immerhin daſitzen wie Martins Haubenſtock, ſo befruchtet doch ihre Gegenwart viele; wo ſie verſchwinden, ſtockt der Bau, wie in einem Bienenſtock ohne Drohnen."

Alſo: im Bienenſtock der Freimaurerei gelten die Fürſten als Drohnen! Arbeiten dürfen ſie nicht; aber ſie ſollen befruchten! Wer kennt nicht das Ende, das die Arbeiterbienen den Drohnen, nachdem ſie befruchtet, bereiten? Wenn dies die wahre Geſinnung der namentlich von den jüdiſchen Brüdern protegirten Hochgrade über die chriſtlichen Fürſtenbrüder der niederen Grade iſt, und das iſt ſie: wer wird ſich wundern, daß Kaiſer Wilhelm II. der Freimaurerei überhaupt entſagte? Wenn aber ſolche Fürſten „ſchmollen" und deren Reichthum und Einfluß nicht mehr dem Bunde dienen: wer wird ſich wundern, daß die hauptſächlich von jüdiſchen Brüdern bediente Preſſe ebenfalls „ſchmollt" und offen oder ſchüchtern, früher oder ſpäter mit vollen Segeln in die ſtürmiſche See der faktiöſen Oppoſition überläuft? Wer wird ſich wundern, daß dieſelben Journaliſten im offiziöſen Theile derſelben Zeitung dieſelben Perſonen mit erkünſtelten Phraſen loben und im nicht offiziöſen Theile als Stimmung in der Provinz mit dem ihnen natürlichen Hohne übergießen? Wer wird ſich wundern, daß dieſelben Journaliſten im Inlande die befruchtenden Drohnen in eine dicke Wolke von Weihrauch hüllen, während ſie als Correſpondenten auswärtiger Blätter durch Scandalgeſchichten mit „dämoniſcher Kraft" den Hermelin von „Martins Haubenſtock" reißen? Wer wird ſich wundern, daß Kaiſer Wilhelm II. dieſe infame Haltung der Berliner Journaliſten endlich durchſchaute und öffentlich brandmarkte? Wundern muß man ſich nur über die Naivität eines Wiener Officioſus, welcher bei dieſer Gelegenheit den „Eingeweihten außerhalb der Bundeshallen" ein eklatantes Beiſpiel von der internationalen Preßmacht der Vereinigten Anti-Chriſten geliefert.

Kaum war nämlich in Berlin jene mißliebige Aeußerung

des „ſchmollenden“ deutſchen Kaiſers gefallen, da erſchien im Pariſer „Figaro“ die geſchraubte Antwort auf eine im Londoner „Truth“ enthaltene kurze Notiz über eine gewiſſe, damals geplante Eheſcheidung. Das Wiener „Fremdenblatt“ mußte nun den Artikel des Pariſer Figaro in die Urſprache zurücküberſetzen und daran einen triumphirenden Vergleich knüpfen, wie ſo ganz anders die Preſſe ſich verhalte zu den internen Familienangelegenheiten des deutſchen Kaiſers und des öſterreichiſchen Kronprinzen.

Eingeweihte außerhalb und innerhalb der Bundeshallen wußten, was ſie ſelbſt von dieſem doppelten Verhalten der Preſſe zu halten haben. Dem ehrlichen Chriſten aber, ob Katholik oder Proteſtant, Preuße oder Oeſterreicher, war es ein Greuel zu ſehen, welch freches Spiel jene Juden-Brüder-Preſſe mit den chriſtlichen Dynaſtien und mit dem chriſtlichen Leſe- und Zahl-Publikum, protegirt und privilegirt, ſich erlauben darf. Und dennoch wäre es den Vereinigten Chriſten Oeſterreichs bei alledem noch tauſendmal lieber geweſen, es hätte jener Wiener Artikel nicht ein ſo baldiges, für alle Theile ſo beſchämendes, mit Blut geſchriebenes Dementi erfahren!

6. Br.·. Blanc.

Hier iſt es am Platze, über dieſes „verſchiedene Verhalten“ der Loge überhaupt den Fürſten gegenüber das ehrliche Wort eines bekannten Freimaurers und Revolutionärs anzuführen, deſſen Name allen Leſern bekannt ſein dürfte.

Luis Blanc ließ im Jahre 1847[1]) ſeine „Geſchichte der franzöſiſchen Revolution“ erſcheinen. Darin ſchreibt er:

---

1) Man beachte das Jahr 1847! Denn im folgenden Jahre 1848 brach die bekannte Pariſer Februarrevolution aus. Mit Bezug darauf bringt die „Geheime Freimaurerzeitung“ vom 24. Dez. 1864 nach dem „Movimento“ in Genua folgendes Schreiben der dortigen Loge Colombo: „Die franzöſiſche Revolution von 1789 iſt nur ein Werk der Freimaurer geweſen; denn alle

„Allerdings tranken die Maurer bei ihrem Bundesmahle in den monarchiſchen Staaten auf das Wohl der Fürſten, allerdings wurde der Gehorſam eingeſchärft. Allein derartige Vorſichtsmaßregeln, welche die Klugheit einem Bunde gebot, den ſo viele Regierungen mißtrauiſch beobachteten, reichte nicht hin, jenen revolutionären Einfluß zu paralyſiren, welchen die Freimaurerei ihrer Natur nach ausüben mußte. . . . Trotz der Verfolgungen fanden die Freimaurer, Dank dem geſchickten Mechanismus ihres Ordens, in den Fürſten weit eher Beſchützer als Feinde. Regierende Häupter, ſo z. B. der große Friedrich, fanden (als Kronprinzen) kein Bedenken, die Maurerkelle in die Hand zu nehmen und das Schurzfell umzubinden. Natürlich! Da ihnen die Exiſtenz der höheren

---

hervorragenden Männer jener Zeit waren Freimaurer. Nachher hat der Freimaurerbund daſelbſt gleichfalls die Revolution der Jahre 1839 und 1848 geleitet. Louis Philipp Orleans bahnte ſich durch die Großmeiſterwürde den Weg zum franzöſiſchen Thron. Als er aber den freimaureriſchen Grundſätzen untreu ward, vernichtete ihn der mächtige Bund. . . . Wenn es in vielen maureriſchen Conſtitutionen ſteht, daß die Freimaurer friedlich und den Staatsgeſetzen ergeben ſein müſſen, ſo geſchieht es nur, um den Argwohn der Tyrannen einzuſchläfern.“ Kaum war der König vertrieben und die Republik conſtituirt, da durfte der neue Präſident Br.·. Lamartine auf dem Pariſer Rathauſe es öffentlich ausſprechen, daß „die Revolutionen von 1789, 1830 und 1848 durch die Freimaurer entſtanden ſind,“ und ſein Juſtizminiſter, der jüdiſche Br.·. Cremieux, antwortete einer gratulirenden Freimaurerdeputation: „Die Republik iſt in der Freimaurerei, die Republik wird das thun, was die Freimaurerei thut, ſie wird werden das glänzende Pfand der Vereinigung aller Völker auf unſerem ganzen Erdtheile.“ Br.·. Garnier Pagès, im Jahre 1848 ſelbſt Mitglied der Revolutionsregierung, konnte ſpäter als Senator in ſeiner „Geſchichte der Revolution von 1848“ ſchreiben: „Wir gehen mit Rieſenſchritten der Republik entgegen; blind iſt, wer es nicht ſieht; ſeinen eigenen Untergang will, wer ſich ihr entgegenſtellt. Könige und Völker werden fortgeriſſen werden von dieſer überwältigenden Bewegung.“

Grade sorgfältig verheimlicht wurde, so wußten sie von der Freimaurerei nur so viel, als man ihnen ohne Gefahr zeigen konnte.[1]) Sie hatten daher auch durchaus keinen Grund, besorgt zu sein. Denn in den niederen Graden, auf die sie beschränkt blieben, schimmerte der eigentliche Kern der Lehre nur unklar durch den Nebel der Allegorien und viele sahen in ihnen nur eine Gelegenheit zu Lustbarkeiten, mit einem Worte: eine Komödie. Allein in solchen Dingen streift die Komödie nahe an die Tragödie, und so geschah es, daß die hochmüthigen Volksverräther (!!) durch eine gerechte und merkwürdige Fügung des Zufalls verleitet wurden, die geheimen Pläne, welche gegen sie selbst gerichtet waren, in Schutz zu nehmen und blindlings durch ihren Einfluß zu fördern."

Nach solchen Worten ist jedes andere überflüssig! Ach, hätten wir es doch nicht selbst schauen müssen, „wie nahe in solchen Dingen die Tragödie an die Komödie streift!" Wenigstens lernen wir daraus „die Fackel kennen, welche hineinleuchtet in die Finsternisse dieses Verhängnisses." Wer mag sie entzündet haben?

---

1) Zur Ergänzung fügen wir noch folgende Stelle des Br.· Uslar in der „Leipziger geheimen Freimaurerzeitung", August 1865, bei: „Es gibt Brüder, welche die höchsten Grade inne haben, die sie aber durchaus nicht kennen."

LXXII.

Luis Mendez de Quijada.

(Karl's V. Mayordomo und Vertrauensmann.)

V. Maurenkämpfe. Heldentod.

(Schluß.)

Zur selben Zeit, als König Philipp seinen Sohn verlor und zum dritten Male Wittwer wurde, war im Königreiche nicht etwa überall Ruhe, denn in und um Granada empörten sich die Mauren, wählten sich einen König und verübten die größten Greuelthaten. Der Marquis von Mondéjar versuchte vergebens sie zu bändigen, und bat daher im Verein mit andern den König, selbst hinzukommen und die Ruhe wieder herzustellen. Philipp wollte aber wie gewöhnlich nicht und beschloß, dafür D. Juan de Austria hinzuschicken, und ihm Quijada, dem er die vollständige Leitung D. Juan's übergab, und den Herzog von Sesa, früheren Statthalter in Mailand, der bei sich zu Hause frei von Geschäften, aber nicht von großen Ansprüchen[1]) lebte, mitzugeben. Am 6. April 1569 kamen D. Juan und Luis Quijada nach Aranjuez zum Könige, um sich zu verabschieden. Nachdem sie ihm dort die Hand geküßt — Quijada zum letzten Male — machten sie sich auf die Reise und kamen am 12. in Granada an, wo D. Juan mit großem Jubel empfangen wurde. Unter Begleitung Quijada's und Mondéjar's

1) Cabrera, I. 680.

beſuchte D. Juan den Albaicin, den von den Mauren bewohnten Theil Granadas, und beſtimmte Wachtpoſten auf die Punkte, wo es ſowohl zum Schutze der Stadt, als auch der Mauren ſelbſt nöthig war. Am 21. April kam Seſa an und bald darauf wurde eine Berathung gehalten, der Seſa, der Erzbiſchof, Mondéjar, der Präſident Deza, der Großcommandeur von Caſtilien Luis de Requeſens und Quijada beiwohnten. Erſt berichtete Mondéjar in längerer Rede über ſeine bisherigen Erfolge und Mühen. Dann brachte der Präſident auf die Aufforderung D. Juan's ſeine Meinung zum Ausdrucke, welche dahin ging, man ſolle ſämmtliche Mauren aus dem Albaicin vertreiben. Dem widerſetzten ſich Quijada und der Erzbiſchof, indem ſie für Milde ſtimmten und ſagten, man könne doch nicht ſo viele Unſchuldige verjagen, zudem würden die Mauren ſich eher in Stücke reißen laſſen, als fortgehen. Nachdem Mondéjar dem widerſprochen hatte, kamen ſie zu keiner befriedigenden Löſung der Frage, bis ſie beſchloſſen, Mondéjar ſolle einen Bericht darüber an den König ſchicken.

Die Vorbereitungen zum Kriege wurden eifrig betrieben. Quijada wie auch Seſa waren über die geringe Disciplin der Soldaten erſtaunt und wollten, wie Hurtado de Mendoza meint,[1]) Vieles ohne Noth verbeſſern, wie z. B. die hohen Contributionen und die Exceſſe der Mannſchaften und Hauptleute in den Quartieren, indem ſie nicht die Urſache dieſer Unordnungen bedachten, daß nämlich die Soldaten im eignen Lande waren. Sie waren nämlich Beide gewöhnt, die gut geſchulten Truppen Karl's V.[2]) zu commandiren, die weit von der Heimath, jenſeits des Meeres, ſich geduldeten, bis gezahlt wurde, und ſich mit den ihnen angewieſenen Quartieren begnügten. Bei Quijada war das ſtrenge Halten auf

1) Historiadores etc. I.

2) Unter Philipp II. waren ſchon in den erſten zwei Jahren ſeiner Regierung die ſpaniſchen Truppen an Disciplin und Brauchbarkeit zurückgegangen.

Disciplin ein Erbtheil seines Vaters, dessen Truppen für ein Muster der Manneszucht galten.[1])

Die kriegerischen Unternehmungen begannen damit, daß D. Juan verschiedene Abtheilungen zum Recognosciren ausschickte, und er selbst mit Reiterei und einem Regimente Infanterie nach Guejar zu marschirte, um sich den Platz für eine Befestigung auszusuchen. Er ließ aber den Plan fallen, weil ihm Quijada und ein Hauptmann Oruña wegen der Unwegsamkeit des Zugangs davon abriethen. So kehrten sie denn denselben Tag nach Granada zurück. Leider verfügte der König kurze Zeit nachher die Auswanderung der Mauren aus Granada. Am 23. Juni wurden 3500 Männer im königlichen Hospital D. Juan, Mondéjar und Quijada vorgeführt. Sie gingen inmitten der Arkebusiere mit gesenkten Blicken, in denen sich mehr Trauer als Reue aussprach, denn sie fühlten sich schuldig und fürchteten, getödtet zu werden, aber D. Juan versicherte sie des königlichen Schutzes. Dann wurden sie Alle mit gebundenen Händen aus Granada weggeführt.

Daß eine derartige Behandlung die Stimmung der Mauren nicht verbesserte, läßt sich denken. Der Krieg nahm daher auch seinen Fortgang. D. Juan blieb noch in Granada, während in den Alpujarras schon an einzelnen Punkten gekämpft wurde. Eines Tages, als er eben eine Berathung abhielt, kam ein Bote aus Seron vom Marquis de los Velez, der um 1500 Mann zu Fuß und 300 zu Pferde bat, sonst könne er Seron nicht halten, wie ihm der König befohlen. Quijada meinte, es solle Velez nicht mehr Mannschaften erhalten, als der König ihm bestimmt habe, der Präsident dagegen, D. Juan als Generalcapitän könne wohl eine königliche Verordnung ändern; zur Zeit Karl's V. sei das so gewesen. Letzterem trat die Mehrzahl des Rathes bei, während D. Juan seinem Pflegevater beistimmte und dem entsprechend verfügte, zumal ein

1) Cartas de D. Garcia de Loaysa, 66.

zweiter Brief ankam, daß wegen der Unwegsamkeit der Gegend schwer Hülfe zu bringen sei. Velez unternahm einige Zeit nachher einen Streifzug gegen Calahorra, wozu er sich Unterstützung aus Granada erbeten hatte, die er aber nicht erhielt. Nun beklagte er sich bitter über die Räthe, die geringe Freiheit D. Juan's, die Anmaßung Quijada's, dem er auch noch vorwarf, er beneide sein Glück und mache ihm sein Einrücken in das Königreich Granada ohne königlichen Befehl zum Verbrechen. Was die geringe Freiheit D Juan's angeht, so hatte das insofern seine Richtigkeit, da er genau an seine Instruktionen gebunden war, nicht das Recht hatte, Offiziere zu ernennen, Geld, Munition oder Nahrungsmittel zu vertheilen, wenn das nicht Alles vorher durch Quijada's Hände ging. „In diesen und andern Dingen," erzählt Hurtado de Mendoza,[1]) „gab er durch einige Anmaßungen zu verstehen, wie groß seine Befugnisse seien, wenn auch dadurch D. Juan's Ansehen geschädigt wurde, der das wohl fühlte, es aber mit mehr Geduld als Verstellung ertrug." Ebenso scheint Quijada sich nicht immer mit seinen Collegen vertragen zu haben, worüber derselbe classische Zeuge wie oben sagt: „Luis Quijada beneidete den Marquis de los Velez, und war erzürnt über den von Mondéjar, weil, als dieser Graf von Tendilla war, der Marquis, sein Vater, Quijada eine seiner Töchter nicht zur Frau geben wollte, obgleich derselbe ihn inständigst darum bat. Er war ein intimer Freund Erasso's und anderer Feinde des Marquis, wie des Herzogs von Feria, der durch Wort und Schrift ein kühner Feind des Marquis von Mondéjar war. . . . Der Herzog von Sesa und Luis Quijada waren zu Zeiten einig, wenn es gegen die beiden Marquis ging, zu Zeiten aber uneins wegen ihres kriegerischen Ehrgeizes; sie sprachen zwar freundlich zu einander, doch mißtrauisch,

1) Hurtado de Mendoza, Guerra de Granada. Historiadores etc. I. 99.

vorsichtig und aufmerksam auf ihre Umgebung[1])." Sesa war sehr eifrig in der Kriegführung und wollte nun der Besatzung von Orgiba zu Hülfe kommen, als ihn unterwegs die Gicht ergriff und er in Acequia liegen bleiben mußte. Auf die Nachricht von Sesa's Erkrankung wollte D. Juan Quijada an seine Stelle schicken, aber Sesa erholte sich schnell und die Sache unterblieb.

Am 23. Dezember 1569 verließ D. Juan mit 9000 Mann Infanterie und 600 Mann Cavallerie Granada Abends um 9, und marschirte nach Guejar. Quijada führte die Avantgarde, die aus 2000 Mann bestand. Guejar wurde mit großer Begeisterung angegriffen. Plötzlich erschien Velez auf der Höhe an der andern Seite der Festung. „Er kam so plötzlich," erzählt Hurtado de Mendoza,[2]) „daß Luis Quijada D. Gomez de Guzman wiederholt schickte, damit er um Artillerie bäte, indem er glaubte, es seien Feinde . . . Da kam Luis de Cordova von Seiten des Herzogs mit der Meldung, die Feinde seien geschlagen und die Unsrigen bereits im Ort. Wir waren erstaunt, daß Luis Quijada von so nahe nicht unsere Fahnen und Gefechtsformirung kannte, ein Mann wie er, geübt im Kriege und mit gutem Auge. D. Juan zeigte sich sehr vergnügt über den Erfolg, klagte aber darüber, daß man ihn auf einem solchen Umwege geführt, daß er den Feind nicht erreicht habe. Aber D. Diego de Quesada entschuldigte sich damit, daß ihm im Kriegsrathe befohlen worden sei, D. Juan sicher zu führen, und Luis Quijada ihm gesagt habe, wie er denselben am wenigsten in Gefahr bringe." Interessant ist ein Brief, den Quijada um diese Zeit an seinen Freund und früheren Collegen bei D. Carlos, Ruy Gomez, schrieb:[3])

---

1) ib., 98. Hurtado de Mendoza spricht aber an andern Stellen sehr freundschaftlich und anerkennend über Quijada.

2) Hurtado de Mendoza l. c. 109.

3) Villafañe 78.

„Ich bin Ihnen," beginnt er, „für Ihren Brief vom 7. dieſes eine Antwort ſchuldig. Ich habe es nicht thun können wegen einer Krankheit, die mich ergriffen hat. Seit drei oder vier Tagen bin ich ohne Fieber und verſuche aufzuſtehen, halte es aber wegen großer Mattigkeit und Schwäche nur wenige Stunden aus, und gehe ſehr ermüdet in's Bett zurück; ich eſſe wenig und ſchlafe ſchlecht. Ich werde mit gehen, wie ich kann, und nicht, wie ich es wünſchte, denn wenn ich mich je ſchlecht gefühlt habe, ſo iſt es jetzt. Ich werde mich aber nicht ſo eingehend um die Soldaten kümmern, daß ich allen Mißſtänden abzuhelfen vermöchte; aber ich glaube, man hätte im Anfang viel thun können. Die Lebensweiſe dieſer verwünſchten Soldaten .... iſt ſo, daß man wohl ſagen kann, daß ſie Kriegsleute weder ſind noch je waren, da ſie keine Disciplin haben .... ſie denken nicht daran zu kämpfen, ſondern nur, Gott und alle Welt zu berauben. Gott helfe uns, denn ich ſage Ihnen, daß man noch nie eine ſolche Niederlage, und zu ſo ungünſtiger Zeit erlebt hat, wie die des Großcommandeurs,[1]) denn wir ſetzten auf ihn die Hoffnung, das Meer uns zu erhalten, und nicht weniger auf die Soldaten, welche er uns auf dem Lande zu geben hatte, weil wir hofften, mit ihnen gute Erfolge zu erzielen. Dieſe Erwartung iſt getäuſcht und ſo zerſtört, daß in wenig Stunden und ohne irgend welche Schwierigkeit die Waffen und die Munition ankommen können, welche dieſe Hunde von Mauren erwarten; man ſagt, es ſeien ſehr bedeutende Vorräthe. Um dieſelben nach Ankunft der Schiffe abzuholen, werden ſie in's Gebirge ziehen, in das ſich ſchon die aus der Vega und die Uebrigen mit ihrer ganzen Habe begeben haben, entſchloſſen zu ſterben; und ich zweifle nicht, daß ſie es thun würden, wenn wir nur Soldaten hätten, die ſie dazu (zum Sterben)

1) Er wurde zur See von den Mauren geſchlagen.

zwängen; freilich kann die bergige Beschaffenheit des Landes unsere Krieger wohl entschuldigen; aber, Herr, der Aerger über das Alles ermüdet mich sehr, denn weder diese sind Soldaten, noch die Hauptleute und Offiziere .... Es sind mehrere Tage her, seit ich wegen meiner Krankheit keinen Kriegsrath erlebt habe. Aus den Briefen des Herrn D. Juan werden Sie ersehen, wie es steht. Wie ich es verstehe, wäre es das Beste, schnell anzugreifen und die Sache zu beendigen; aus dem Zögern kann Unglück entstehen. ... Die Reiterei ist sehr gut, und wo sie zu finden ist, erschreckt sie trotz ihrer geringen Zahl die Mauren; und ich hoffe zu Gott, daß diese nicht dasselbe thun und uns zwingen, unsere bisherige Schlachtordnung zu ändern; aus der ihrigen zu schließen, kann man sich kaum für uns einen schlechten Erfolg erwarten. Denn so schlecht wir auch bestellt sind, sind sie es noch viel mehr. ... Der Herr D. Juan arbeitet mit aller Sorge und allem Eifer, was er nur kann, unterstützt von denen, die Sie ja kennen. Denselben Eifer zeigt er bei der Untersuchung der Erpressungen, Schurkereien und Beleidigungen, welche die Offiziere begangen haben. Aber diese besitzen eine solche Geschicklichkeit, sich mit vielen ihrer Opfer so zu versöhnen, daß dieselben Geld verlieren, und je mehr diese Herren andern geben, noch viel mehr für sich zu behalten. Es ist eine unerhörte Sache, daß D. Juan, wie ich erfahren habe, sich genöthigt sieht, für diese Dinge einen eigenen Auditor einzusetzen. ... Ich bitte Sie, diesen langen Brief zu verzeihen, es ist schon 2 Uhr vorbei und ich kann nicht schlafen." ....

Ein schöner Zug der Frömmigkeit wird uns noch aus diesem Kriege von Quijada berichtet.[1]) Einst kam er durch einen Ort, wo die Mauren ein Crucifix auf einem großen Scheiterhaufen verbrannten. Der fromme Offizier konnte die Beschimpfung des gekreuzigten Heilandes nicht

1) Villafañe 74.

mit anſehen, ſtürzte ſich ohne Beſinnen in die lodernden Flammen und rettete glücklich das Crucifix, das noch im 18. Jahrhundert im Jeſuitencolleg zu Villagarcia aufbewahrt wurde.

Im Januar 1570 unternahm D. Juan einen glücklichen Angriff auf Galera, bei welchem infolge ſeiner Tollkühnheit ein Schuß ſeinen Panzer auf die Bruſt traf, ihn aber nicht verwundete, ſondern nur betäubte. Quijada trug den beſinnungsloſen Jüngling auf ſeinen ſtarken Armen aus dem Schlachtgetümmel, wie einſt den Knaben aus den Flammen ſeines Hauſes. Von Galera wandte D. Juan ſich nach Seron. Er recognoscirte perſönlich und rückte deshalb am 5. Februar Abends um 9 mit drei Compagnien Reiterei und 2000 Mann Infanterie aus. Die eine Compagnie führte Franz Mendoza, die zweite Luis de Avila und die dritte Ferdinand Queſada. Als ſie auf einen beſtimmten Punkt gekommen waren, übernahm Quijada 1000 Mann, um am rechten Ufer des Fluſſes von Seron vorzugehen, und Requeſens recognoscirte mit den anderen 1000 Mann das linke Ufer. Durch den voreiligen Angriff einiger Soldaten wurden die Mauren gereizt und fingen ſehr bald an zu ſchießen. D. Juan ſchloß ſich auf Bitten Quijada's deſſen Abtheilung an, weil er nur mit vier Begleitern und der Standarte umherritt. Die Cavallerie verwickelte ſich immer mehr in den Kampf, ſo daß Quijada und der Großcommandeur währenddem unbemerkt ſich Seron nähern konnten. Als Letzterer die Noth ſah, in der ſich Mendoza's Reiter befanden, eilte er ihnen zu Hülfe, konnte aber nur ſchwer die Ordnung wieder herſtellen. D. Juan kam herbei und flößte durch ſein energiſches Auftreten den Soldaten wieder Muth ein. Auch Quijada's Reihen begannen zu wanken, und als er ſie wieder ſammeln wollte, brach er, durch einen Schuß in die Schulter ſchwer verwundet, zuſammen. Als D. Juan ſeinen Pflegevater vom Pferde ſinken ſah, eilte er herbei und befahl, daß er gleich in das in der Nähe

befindliche Feldlazareth getragen und dann von Tello Gonzalez Aguilar mit der Reiterei de Avila's [1]) nach dem nahegelegenen Canilles gebracht werde. So wurde der Veteran Karl's V. und Andrea Doria's von seinem letzten Schlachtfelde getragen. D. Juan führte dann die Truppen, wenn auch mit großen Verlusten, nach Canilles, wobei eine Kugel seinen Helm traf, und schlug sein Hauptquartier eben daselbst für die nächsten Tage auf.

Als die Aerzte Quijada's Wunde untersuchten, erklärten sie dieselbe für sehr gefährlich und versuchten zwei Tage später vergeblich, die Kugel zu entfernen. Sie machten zu dem Zwecke fünf Einschnitte in die Wunde und noch einen vorn an der Achsel, und konnten die Kugel wohl sehen, aber nicht herausbringen. D. Juan war in großer Angst um ihn, ließ gleich seiner „Tante" das Unglück mittheilen, und schrieb auch an den König, welchen nach seinen eigenen Worten mehr noch als das schlechte Benehmen der Truppen Quijada's gefährlicher Zustand schmerzte. Aber alle Sorge, alle Pflege war umsonst, Quijada war nicht zu retten. Der Tod kam ihm nicht überraschend, er hatte ihm seit Anfang des Feldzuges stets vor Augen geschwebt und Quijada war sich daher über seinen Zustand ganz klar. Der Sterbende gedachte da in treuer Sorge seiner Gattin und nahm seine letzten Kräfte zusammen, um noch den König zu bitten, für sie zu sorgen. Den Brief konnte die zitternde Hand noch schreiben, aber als Quijada zum letzten Male seinen Namen unterzeichnen wollte, versagte ihm die Kraft. [2]) Wie ein christlicher Held bereitete er sich auf den Tod vor und empfing mit großer Andacht und zur Erbauung aller Anwesenden die hl. Sakra-

1) Marmol Carvajal, Historia del rebelion etc., Historiadores I, 319.

2) Coleccion de documentos ineditos etc. p. Pidal y Salva. Madrid 1856. XXVIII, 55.

mente. Wie oben gesagt ist, hatte D. Juan sofort seiner Pflegemutter das Unglück mittheilen lassen und diese eilte, wie Villafañe sagt, „auf den Flügeln der Liebe und Angst“ von Madrid, begleitet von ihrem Bruder und einigen anderen Edelleuten, nach Canilles an das Schmerzenslager ihres Gemahles, wo sie am 25. Februar anlangte. „Sie fand ihn zwar dem Tode nahe, aber bei vollständiger Besinnung und geistiger Lebendigkeit, so daß er seiner geliebten Gattin sehr dankbar für ihr schnelles Kommen war, und zu seinem größten Vortheile den andächtigen, christlichen Stoßgebeten folgen konnte, mit denen ihn diese starke Frau zum letzten Male stärkte und ermuthigte, ungeachtet ihres gerechten Schmerzes.“ [1]) An demselben Tage noch hauchte Quijada seine fromme, pflichttreue Seele in ihren Armen aus, am 25. Februar 1570. Aber sie war nicht allein in ihrem Schmerz.

Am Sterbebette fand sie auch ihren treuen Pflegesohn, den dieser Tod tief erschütterte. „Ich liebe ihn ebenso dort,“ schrieb er denselben Tag an den Cardinal Espinosa, [2]) „wo er ist (nach meiner Meinung bei Gott, wie ich aus seinem christlichen Tode schließe), wie ich ihn auf Erden liebte, ich bete zu Gott, daß er ihm die Gnaden verleihen wolle, die ihm noch fehlen.“ „Ew. Majestät“, schrieb er an den König, „hat heute einen Ihrer besten Diener durch den Tod Luis Quijada's verloren. Der Verlust ist um so größer, als er uns hier ungemein fehlen wird, nach dessen Ansichten hier der Krieg geführt wurde, wie ich Ew. Majestät schon geschrieben habe. Ich besonders fühle mich so verlassen. . . .“ Er verwandte sich auch mit Wärme für die Bitte Quijada's wegen seiner Frau, welche der König gewährte, jedoch nicht so reichlich, als nach Quijada's Ver-

1) Villafañe, 77.
2) Coleccion, XXVIII, 59.

dienſten zu erwarten geweſen wäre. Auch Philipp ging der Tod dieſes Waffengefährten ſeines Vaters ſehr nahe. „Ich habe nicht gedacht“, ſchrieb er am 3. März an D. Juan,[1]) „daß mich ein Brief von Dir ſo betrüben könnte, wie Dein letzter vom 25. vorigen Monats. Er hat mich mehr geſchmerzt als vieles andere, denn ich weiß ſehr gut, was Ihr und wir an Luis Quijada verloren haben. Wir haben ſo viel Urſache zum Trauern und verlieren ſo viel an ihm, daß man ohne tiefen Schmerz nicht davon ſprechen kann. Und Du haſt ganz Recht, ſeinen Tod ſo tief zu fühlen .... Was aber am meiſten tröſtet, iſt, daß er an einem ſehr guten Orte ſein muß, nach dem zu urtheilen, wie er lebte und ſtarb. . .“ Auch Ruy Gomez war tief ergriffen: „Es betrübt mich Luis Quijada's Tod ſo tief,“ ſchrieb er am 4. März aus Cordoba an D. Juan,[2]) „daß mir in Wahrheit weder Herz noch Hand bleibt, um dieſe Feder zu führen, ſowohl wegen der Liebe und alten Freundſchaft, die ich zu ihm hatte, als weil er im Dienſte Seiner Majeſtät und Ew. Excellenz ſehr fehlen wird. Dies ſind die Früchte des Krieges, und da man einmal ſterben muß, ſo gab ihm der Herr den ſchönſten Tod, denn er ſtarb in ſeinem Dienſte und der Vertheidigung des Vaterlandes. Und es iſt wohl zu glauben, daß er ſich an einem beſſeren Orte befindet, als wir Alle.“

Allein nicht blos dieſe Wenigen und D. Maddalena beweinten den Dahingeſchiedenen, nein, das ganze Heer beklagte den Tod des edlen Mannes, der, ein Vorbild aller chriſtlichen und militäriſchen Tugenden, unter Karl V. alle Feldzüge mitgefochten, im Kriege gegen die Ungläubigen ſeine kriegeriſche Laufbahn begonnen und ſeinem Wunſche gemäß mit dem Heldentode im Kampfe für Glauben und Vaterland beſchloſſen hatte. Mit ihm war einer der tüchtigſten Führer aus der

1) ib. 62.
2) ib. 68.

Schule Karl's V. ins Grab gesunken, der sowohl mit der äußersten Strenge auf Disciplin hielt, als auch für Unglückliche ein mildes Herz hatte, seinen Königen mit stets gleicher Bereitwilligkeit und unwandelbarer, selbstloser Treue 49 Jahre von Kindheit an gedient hatte, ein musterhafter Katholik und Ehemann war, und, ein seltener Fall in seiner Zeit, seine Hände stets rein von Geldgier und Habsucht gehalten hatte.

Er war groß, mager und sehnig von Gestalt, hatte ein langes schmales Gesicht mit angenehmen, regelmäßigen Zügen, stechenden dunklen Augen, und einem regelmäßig geschnittenen dunklen Barte und dunklen Haaren. „Er war", wie ein neuerer Historiker von ihm sagt,[1]) „etwas streng und förmlich . . . in der Art seines Benehmens, von Charakter verschlossen und pedantisch, aber treu und wahr wie Gold für die erwählte Sache und übernommene Pflicht; scharfsinnig in der Beurtheilung der ihn umgebenden Menschen und Dinge, aber seinen Herrn (Karl V.) mit treuer Ergebenheit für den größten Fürsten haltend, der je gelebt hatte oder leben werde; stolz auf sich selbst, auf seine Familie und seine Dienste und geneigt, deren Wichtigkeit und Bedeutung in ernster würdiger Weise zu übertreiben; ein treuer Sohn der Kirche . . ., ein Feind der Juden, der Türken, der Ketzer . . . und Flamländer; etwas mürrisch und eigensinnig, von fester Stimmung . . ., aber ein warmherziger, energischer und redlicher Mann."

Kurz nachdem Luis Quijada für immer die Augen geschlossen hatte, bestimmte Don Juan, er solle mit allen militärischen Ehren zu Grabe getragen werden. „Die Leiche wurde für das ganze Heer ausgestellt, welches auf Befehl D. Juan's de Austria, in die einzelnen Abtheilungen eingetheilt, nach dem Klange dumpfer Trompeten und gedämpfter

1) Stirling, Karls des Fünften Klosterleben, 52.

Dispositif et Actualité. Les Sources de l'Histoire, Paris, Bibliothèque des Arts et Métiers-Musée des Arts et Métiers, 1994, 64 p. Ill. Catalogue d'exposition. Cette exposition, qui a eu lieu à Paris, au Musée des Arts et Métiers, du 15 décembre 1994 au 15 mars 1995, a été conçue par Jean-Claude Bonnet, Jean-Claude Gardin et Bernard Lamizet. Elle a été réalisée par Jean-Claude Bonnet, qui est aussi le rédacteur du catalogue. Elle a été présentée par Jean-Claude Gardin, Bernard Lamizet et Bernard Stiegler. Elle a été organisée

Wille, daß für die ganze Zeit ihres Lebens D. Maddalena de Ulloa, meine Frau, die Nutznießung meines Vermögens habe; und wenn sie nach einem langen Leben gestorben ist, soll das Uebrige für die allerfrömmsten Zwecke verwendet werden, welche am meisten zur Ehre Gottes gereichen, wie Almosen an verschämte Arme, zum Verheirathen von Waisenmädchen, und an Krankenhäuser, in denen ich verordne, daß die Armen meiner Orte vorgezogen werden, nach Maßgabe meiner Testamentsvollstrecker." [1]) „Item", heißt Artikel 64, „lasse ich meine Seele als meinen Erben, damit für sie alle die geistlichen Wohlthaten geschähen und oben genannten Almosen und zu was sonst mein Vermögen verwendet wird." Auch für seine Unterthanen sorgte er, indem er verfügte, daß in jeder seiner vier Städte ein Leihhaus zur Unterstützung der Armen errichtet werde. Seine Liebe zum allerheiligsten Sacramente bewog ihn, eine Verfügung zu treffen, die dann auch Gregor XIII. gut hieß: „Es ist mein Wille, daß die genannten Kapläne mit dem Oberkaplane verpflichtet seien, die Octav des allerheiligsten Sacramentes so zu feiern, daß alle Tage genannter Octav die Vesper und die h. Messe mit aller Feierlichkeit, unter Assistenz von Diakon und Subdiakon gesungen werden; daß am letzten Tage die Procession wie üblich gehalten, indem das allerheiligste Sacrament um die Kirche getragen und dann wie gewöhnlich eingeschlossen werde. Ich trage dem Oberkaplan, den andern Kapläne und dem Patron auf, das zu erfüllen, wegen der großen Andacht, die ich zum allerheiligsten Sacramente gehabt habe; und daher will ich, daß dieses Fest besonders gefeiert werde, welches ich so liebe. Ich bitte den Rath von Villagarcia, daß er diesen Tag halte, wenn es angeht, wenigstens bis zur genannten Procession und bis die Messe gelesen ist; wenn ein Gelübde gemacht werden könnte, würde es mich

1) Ueber dieses und das Folgende Villafañe 80—82.

ſehr freuen.“ . . . Am Vorabend ſeines Todes beſtimmte er noch, auf welche Weiſe ſein Vetter Juan Ocampo [1]) das Wappen der Quijada's führen ſollte.

D. Maddalena befolgte alle dieſe Beſtimmungen auf das pünktlichſte und lebte nur noch für Gott und in der Erinnerung an den theueren Verſtorbenen. D. Juan de Auſtria war ihr in den Tagen, die ſie noch im Lager verbrachte, als guter Sohn ein großer Troſt und als ſie wieder nach Hauſe zurückkehrte, begleitete er ſie mit ſeinen höchſten Offizieren noch mehrere Meilen. [2]) Er vergaß ſie aber auch ſpäter nicht, ſondern ſchrieb ihr öfters. In einem Briefe [3]) verſicherte er ihr, er lebe ſtets ſo, als ob ſein geliebter „Onkel und Vater“ nur abweſend ſei, und zum letzten Male küßte er ihr die Hand, als er, der ſieggekrönte Held von Lepanto, auf Befehl des Königs als Statthalter in die Niederlande ging, um dort, aufgerieben in nutzloſer Anſtrengung, im October 1578 zu Namur ſeine Laufbahn zu beſchließen.

Getreu den Beſtimmungen errichtete D. Maddalena [4]) in Villagarcia ein Jeſuitencolleg, und 1572 war die Kirche ſchon ſo weit, daß Quijada's Leiche von Baza dahin übertragen werden konnte. Der Sarg wurde feierlich eingeholt und, mit Trophäen umgeben, neun Tage in der Kirche ausgeſtellt, während welcher täglich Seelenämter und Todtenvigilien gehalten wurden. Zum Schluß übertrug man den Sarg in die Gruft unter dem Hochaltar, wo von nun an der Letzte der Quijada's der Auferſtehung zuſchlummerte. Auf die ſchöne Statue, die ihm im Chor der Kirche errichtet wurde, hätte man ihm, dem Letzten, wohl zum ewigen Ruhmes-

1) Iſabella, Schweſter Gutierre Quijada's, war die Mutter Juan Ocampo's. Villafañe 27.

2) Villafañe 92.

3) Maxwell-Stirling, D. John of Austria (London 1883) II. 374.

4) Sie ſtarb am 11. Juni 1598.

denkmal ſeines Stammes jene alte Romanze ſchreiben können, in der es heißt: [1])

Die Quijadas ſind gerühmet
Als ſehr tapfre und treue Vaſallen;
Und blau und ſilberne Felder
Sie führen als edeles Wappen
Zu zwei und zwei wohlgezählt . . . .

Und an Stelle von großen Gütern
Mit eigner Hand der König ihm gab
Die ſchönen eckigen Felder
Für die berühmteſten Helden
Und Städte, die er beſiegt.

---

1) Villafañe 25.

Los Quijadas son nombrados
de valientes, y may fieles;
azules y plateados
sin cuenta mas bien contados
traen por Armas Jaqueles . . . .

Y en lugar de grandes dones
por su mano el Rey le dió
los divinos cuarterones
de los ilustres Varones
y Ciudad que le ganó.

LXXIII.

Die Frage der Wegtaufungen im ungarischen Abgeordnetenhause November 1890.

Wieder sind es die Verhandlungen des ungarischen Reichstages, welche uns die Feder in die Hand drücken. Um die geehrten Leser dieser Blätter in den Stand zu setzen, über die Tragweite dieser für das zukünftige Schicksal Ungarns hochbedeutsamen Verhandlungen ein richtiges Urtheil fällen zu können, müssen wir etwas zurückgreifen.

Wie bekannt, war die Frage der Mischehen und der Religion der aus solcher Ehe sprossenden Kinder schon in den Jahren vor 1848 oft ein Gegenstand der ungarischen Landtagsverhandlungen. Auch in der neueren Gesetzgebung beschäftigte sich der Gesetztitel 53 des Jahres 1868 mit derselben. Seinem, den katholischen kirchlichen Vorschriften entgegenstehenden Wortlaute nach sollen bei gemischten Ehen, auch wenn die Eltern nicht damit einverstanden wären, die männlichen Kinder der Religion des Vaters, die weiblichen der Religion der Mutter angehören.

Diese Vorschrift, wenn auch am Papiere bestehend, wurde nie strenge beobachtet, und wo das Einverständniß der Eltern vorhanden war, welche doch in erster Linie zur Bestimmung der Religion ihrer Kinder berufen sind und auch das Recht dazu haben sollten, wurden die Kinder in derjenigen Religion erzogen, in welcher die Eltern im gemeinsamen Einverständnisse die Kinder erziehen lassen wollten.

Bei der bedeutenden Untermischung der Confessionen in Ungarn kam es nun häufig vor, daß in Ermanglung eines Seelsorgers der betreffenden Confession Kinder, welche dem Gesetze nach einer anderen Confession angehören sollten, von dem katholischen Seelsorger oder vice versa getauft wurden, welcher Umstand in den gegenwärtigen Verhandlungen mit dem Ausdrucke „die Wegtaufungen" bezeichnet wird.

Mit dem Jahre 1868 waren aber die Eltern der aus Mischehen entsprungenen und in der obigen Art getauften Kinder, wie bereits oben gesagt, so ziemlich unbehindert in der Bestimmung der Religion ihrer Kinder, nur die Klagen einiger nichtkatholischer Seelsorger über die dem Gesetze nicht entsprechende katholische Erziehung mancher Kinder waren hie und da Gegenstand gerichtlicher Verhandlung. Im Allgemeinen war aber keine Nothwendigkeit vorhanden, auf eine strengere Erfüllung der gesetzlichen Vorschriften zu dringen und dadurch eventuell zu einem Conflikte mit der katholischen Kirche Anlaß zu geben.

Der Rückhalt jedoch, welchen alle sehr streitbaren, nichtkatholischen Elemente früher in dem abgetretenen Ministerpräsidenten Tisza, jetzt aber noch viel mehr bei dem gleichfalls der reformirten Confession angehörenden Justizminister Szilágyi gefunden haben, mag wohl eine der Hauptursachen sein, daß der katholische Cultusminister Graf Csáky am 26. Februar dieses Jahres eine Ministerialverordnung erließ, wonach bei sogenannten Wegtaufungen der betreffende Seelsorger den Matrikelauszug über die vollzogene Taufe an einem dem Gesetze nach einer anderen Confession angehören sollenden Kinde, bei behördlicher Ahndung, dem Seelsorger jener Confession binnen kürzesten Zeitraumes einsenden müsse.

Es hieß damals, der Erlaß wäre vor seiner Verlautbarung den competenten katholischen kirchlichen Behörden zur Aeußerung mitgetheilt worden und hätten dieselben keine dogmatischen Einwände dagegen erhoben. Und in der That, die Anordnungen, welche der Episcopat an den untergeordneten

Seelsorgeklerus in Bezug auf die Befolgung des obigen Erlasses ergehen ließ, waren keine dem Sinne und dem Wortlaute nach übereinstimmenden, was um so mehr zu bedauern ist, da der hochwürdigste Episcopat in dieser Angelegenheit ex proprio foro zu handeln berechtigt, ja vielleicht verpflichtet gewesen wäre.

Wohl hat Se. Eminenz der Fürst Primas in seinem Schreiben an den Cultusminister auf die Inopportunität der ministeriellen Verordnung und, in nicht mißzuverstehender Weise, auch auf dogmatische Bedenken und auf die Gefahr eines Conflictes zwischen Kirche und Staat hingewiesen, und auch ein anderer Kirchenfürst hat in bündigster Weise seinem Seelsorgeklerus die kirchlichen Bedenken gegen die Ausführung der ministeriellen Befehle mitgetheilt, die Einmüthigkeit im Episkopate war aber leider nicht vorhanden; so wurde diesbezüglich nach Rom recurrirt.

Der ministerielle Erlaß hat in dem Seelsorgeklerus so ziemlich des ganzen Landes die größte Aufregung hervorgerufen. Es dürften wohl hie und da kleine Ausschreitungen gegen den kanonischen Gehorsam zu beklagen gewesen sein, die aber mehr dem Uebereifer als dem Mangel an correkter Gesinnung zugeschrieben werden müssen. Im Großen und Ganzen kann man dem ungarischen niederen Seelsorgeklerus das Zeugniß nicht versagen, daß er in dieser Angelegenheit wenigstens vor Allem seine Gewissenspflicht im Auge hatte, wonach der katholische Seelsorger, wenn er seiner Pflicht nicht untreu werden will, die Matrikelauszüge über katholisch getaufte Kinder dem Seelsorger einer nichtkatholischen Confession nicht ausfolgen kann, indem sie dann unwiderruflich der Häresie überantwortet wären.

Einige Bestrafungen katholischer Seelsorger wegen Nichtbefolgung des Ministerialbefehles waren die Folge, und nebst der von dem neuen Ministerium in Aussicht gestellten Reform der politischen Administration war es hauptsächlich diese Frage, welche die allgemeinste Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Bald hieß es, die Regierung ſuche im Einvernehmen mit dem Epiſcopate einen mit dem kirchlichen Standpunkte vereinbarlichen Ausweg, bald wieder, Rom hätte das von der Regierung vorgeſchlagene Auskunftsmittel, die Zuſendung der Matrikelauszüge über die aus gemiſchter Ehe ſtammenden, in ſolcher Weiſe getauften Kinder an die politiſche Behörde, ſtatt an den Seelſorger der betreffenden Confeſſion, für unannehmbar befunden. Ueber den wahren Wortlaut der Entſcheidung Roms verlautete jedoch nichts Sicheres.

Ein Theil der öffentlichen Meinung neigte ſich der Anſicht zu, daß die Verordnung des Miniſters ungeſetzlich und deshalb einfach aufzuheben ſei, während die äußerſte Linke, und diesmal in logiſcher Folgerung ihres freiheitlichen Programmes, für die Modifikation des Geſetzartikels 53 vom Jahre 1868 eintreten zu wollen ſchien, um der widernatürlichen Beſchränkung des Selbſtbeſtimmungsrechtes der Familie in Bezug auf die Religion der Kinder, welches jener Geſetzartikel ſtatuirt und daher immer zu eventuellen Conflikten mit der katholiſchen Kirche führen muß, ein Ende zu machen.

Organe, die mit dem hochwürdigſten Epiſcopate Fühlung hatten, und auch Regierungsblätter heben hervor, daß nichts weniger als ein Culturkampf gewünſcht werde und die Hoffnung nicht aufzugeben ſei, eine friedliche Löſung der Frage zu erreichen. Sehr begreiflich war daher das Intereſſe, welches den diesbezüglichen Verhandlungen entgegengebracht wurde.

Dies zur Kenntniß der Sachlage vorausgeſchickt, wollen wir nun auf die tief bedauerlichen Vorgänge im ungariſchen Reichstage zurückkommen.

Da von den verſchiedenſten Parteien die oben berührte Miniſterialverordnung theils bekämpft, theils vertheidigt wurde, kamen auch, je nach dem politiſchen Standpunkte derſelben, die Einführung der ſtaatlichen Matrikeln, die Modifikation des Geſetzartikels 53, endlich ſogar die obligatoriſche Civilehe als rettende Auswege in der gegenwärtigen Verlegenheit zur Sprache.

Die Regierung vertheidigte durch den Ministerpräsidenten und den Cultusminister den gesetzlichen Charakter der ministeriellen Verordnung, letzterer namentlich stellte in Abrede, daß dogmatische Bedenken vorgebracht worden wären, indem er das Schreiben des Fürstprimas irrig interpretirte. Sie ließ die Absicht erkennen, die Matrikelführung den kirchlichen Behörden zu entziehen, indem sie nicht zugeben will, daß der katholische Seelsorger in seiner staatlichen Eigenschaft als Matrikelführer von den Pflichten seines kirchlichen Amtes nicht absehen dürfe.

Ebensowenig war sie geneigt, zu einer Modifikation des Artikels 53 ihre Hand zu bieten, erklärte vielmehr ihre Absicht, der ministeriellen Verordnung unter allen Umständen und angesichts aller etwaigen kirchlichen Anstände Geltung zu verschaffen, indem die Regierung vor Allem die pünktliche Beobachtung der Gesetze zu überwachen habe.

Diese mit seltener Energie seitens des Herrn Ministerpräsidenten und in einer als oratorische Leistung anerkannten Rede des Cultusministers erfolgte Regierungsmittheilung wurde seitens der zumeist glaubensindifferenten Mehrheit des Abgeordnetenhauses mit allgemeinster Zustimmung begrüßt, und es scheint beinahe, als ob mit dieser demonstrativen Kundgebung der Beweis hätte geliefert werden wollen, daß die katholische Kirche aufgehört habe, in Ungarn als ein berücksichtigungswerther Faktor des Staatslebens zu gelten.

Allgemein war daher die Spannung, ob und was der Führer der gemäßigten Opposition, Graf Albert Apponyi, erwidern würde, um so mehr als es schon befremdend war, daß einer seiner vertrauteren Parteigenossen in seinen Beweisführungen gegen die Ministerialverordnung im Interesse der, seiner Ansicht nach in Ungarn nothwendigen, Assimilirung der Israeliten das im Jahre 1884 in der Magnatentafel zu Fall gebrachte Ehegesetz zwischen Israeliten und Christen neuerdings anregte.

Man hatte sich zwar schon auf manche Ueberraschungen in

dem politischen Leben des Grafen Apponyi bei seinem Streben nach der ersehnten Macht gewöhnt; man wußte, daß ächt conservative Grundsätze, ja sogar dynastische Scrupel in den Erwägungen über seine Haltung einen überwundenen Standpunkt bilden und seine Schritte nicht zu beeinflussen vermögen, soferne dieselben bei den verschiedenen Tagesfragen zur Vermehrung seines Anhanges und zur Erreichung seines nie aus den Augen gelassenen Zieles zu führen ihm dienlich erschienen.

Von diesem Standpunkte allein ist es ja nur erklärlich, daß er die unnatürliche Allianz mit der äußersten Linken schloß; daß er bei der Debatte über die Wehrvorlage im verflossenen Frühjahre in einem der Armee-Einheit abträglichen Sinne wirkte; daß er endlich gleich darauf bei den bedauerlichen Kossuth-Demonstrationen, wo auch Mitglieder seiner eigenen Partei mitwirkten, nicht mit jener Energie auftrat, welche seines Herkommens, seines Namens und der ihm bis damals noch zugetrauten Gesinnung würdiger gewesen wäre. Auf die jüngste Leistung war man um so weniger gefaßt, als seitens seiner Anhänger immer rühmend hervorgehoben wurde, in Bezug auf religiöse Correktheit werde Apponyi gewiß sich nie etwas vergeben.

So groß aber auch die Spannung, so vorbereitet man auch auf etwaige Ueberraschungen war, seine jüngste Enunciation hat Anhänger wie Gegner gleichmäßig betroffen gemacht, so unerwartet und auffallend klang sie aus seinem Munde.

Graf Apponyi bestritt zwar gewissermaßen die Gesetzlichkeit der ministeriellen Verordnung; das beste Mittel zur Vermeidung von Conflikten, die Modifikation des Gesetzartikels 53 schlug er aber nicht vor. Er stellte sich vielmehr auf den Standpunkt der Staatsomnipotenz, die es erheischt, daß dem obigen Gesetze unbedingt Geltung verschafft werde. Er befürwortete die staatliche Matrikelführung, eine Maßregel, die den ungarischen Finanzen, kaum etwas gekräftigt durch die rücksichtsloseste Handhabung der Steuerschraube,

wenn wir recht berichtet sind, eine jährliche Mehrausgabe von ein paar Millionen kosten dürfte. Er stellte den Grundsatz auf, der Staat müsse seine Rechtsordnung selbständig aufbauen, auf jedem Gebiete, auch auf dem des Familien- und Eherechtes; der bisherige Conservatismus in diesen Fragen sei zu verwerfen, als ein Anklammern an verwitterte und vermorschte Reste der Vergangenheit, als eine Concession an die Routine, als ein Beweis der Denkfaulheit. Demnach stimmte er dem Beschlußantrage für Einführung der obligatorischen Civilehe seitens eines Mitgliedes der äußersten Linken in Bezug auf die zukünftige Entwicklung bei.

Wie ein elektrischer Schlag wirkte diese Erklärung des Grafen Apponyi auf die ganze Versammlung und frenetisch war der Beifall, welcher ihm von seinen Anhängern und auch von dem größten Theile der Gegner gezollt, und die Beglückwünschungen, mit welchen er überhäuft wurde.

Dieses Auftreten des Grafen Apponyi bildete unstreitig das bedeutendste Ereigniß der letzten Tage, und bezeichnend sind die Beurtheilungen, welche demselben in den verschiedenen Blättern und auch sonst zu Theil wurden.

Der gewesene Ministerpräsident Tisza soll sich geäußert haben: „Der Mönch ist aus der Kutte gesprungen." Das maßgebendste liberale Journal, der „Pester Lloyd", beglückwünscht den Grafen zu dem Akte der Selbstbefreiung und erhob, seine verschiedenen Wandlungen entschuldigend, einen Lobeshymnus, wie er vernichtender für einen Charakter kaum gedacht werden kann, auf den nun möglich gewordenen bedeutenden Staatsmann. Andere Blätter constatirten wieder mit Befriedigung, daß nun die letzte Schranke, „der Schatten des Klerikalismus", gefallen sei, welche dem Grafen das Aufsteigen zur Regierungsgewalt noch hätte verwehren können.

Wir wollen hier gar nicht auseinandersetzen, in welchem Maße Graf Apponyi mit seinem neuesten Bekenntnisse sich in direkten Gegensatz zu allen katholischen, durch die Aussprüche

des römiſchen Stuhles bekräftigten Grundſätzen, zu allen bisher als conſervativ geltenden Anſchauungen gebracht hat.

Aber was können die Beweggründe ſein zu dieſem wahrhaft chamäleonartigen Farbenwechſel?

Der Graf iſt viel zu allſeitig gebildet, um nicht zu wiſſen, welch bedauerliche Folgen die Einführung der Civilehe auf den Sittenzuſtand der Völker überhaupt nach ſich zieht. Schon das warnende Beiſpiel Frankreichs kann ihm nicht entgangen ſein. Will er ſein Vaterland denſelben Zuſtänden entgegenführen? Will er die Ehe des Charakters einer kirchlichen Inſtitution entkleiden? Hat er außer Acht gelaſſen, welchen Eindruck eine ſolche radicale Maßregel auf die Maſſe des Volkes ausüben muß, welches Unheil ſie unfehlbar hervorrufen wird? Hat er endlich vergeſſen, welcher Inconſequenz er ſich ſchuldig macht, jetzt ſelbſt einem Antrage ſich anzuſchließen, welcher im Jahre 1884, damals in beſchränkterer Form, in Verhandlung war und deſſen Verwerfung in der Magnatentafel einer correkteren Strömung in jener parlamentariſchen Körperſchaft zu danken war, zu deren Erweckung er gewiß auch das Seinige beigetragen hat?

Oder war der damalige Antagonismus nur ein Ausfluß ſeiner erbitterten Gegnerſchaft gegen den Miniſterpräſidenten Tiſza, der den Antrag eingebracht hatte und den in jeder Frage zu bekämpfen, der Graf als eine Lebensaufgabe betrachtete? Faſt ſcheint es ſo. Denn die Verhältniſſe des Landes haben ſich nicht geändert und die Nothwendigkeit des Hand- in Handgehens der Staatsgewalt mit der Kirche und der Vermeidung jeder Colliſion iſt für Ungarn keine geringere geworden.

Was war alſo die Urſache, wir wiederholen die Frage, dieſer Mirabeau-Rolle im ungariſchen Abgeordnetenhauſe? Im Nachfolgenden dürfte man nicht irre gehen, die Aufklärung zu ſuchen.

Durch die Inangriffnahme der Reform der politiſchen Verwaltung Ungarns in dem Programm des neuen Miniſteriums war ſozuſagen der Berechtigung des Beſtandes der

gemäßigten Oppositionspartei der Boden entzogen; denn dieser Punkt war es hauptsächlich, welcher die Partei zusammengeführt hatte. Graf Apponyi äußerte sich selbst in einer seiner letzten Parteiversammlungen mit einer gewissen Verlegenheit über die weiter zu befolgende Richtung des politischen Wirkens der sogenannten gemäßigten Opposition. Er gab zu, daß er mit dem Programm des neuen Ministeriums in Bezug auf die Reform der Verwaltung ziemlich einverstanden sei, und definirte die künftige Aufgabe seiner Partei dahin, daß sie fortan berufen sei, die Ausführung der ministeriellen Reform nunmehr zu überwachen. Damit gab er selbst zu, daß eine eigentliche Berechtigung zum Fortbestande der Partei nicht mehr bestehe; nur wenige Hindernisse hätten daher nunmehr bestanden, um in den seligmachenden Schooß der Regierung zu gelangen.

Er hielt aber den Zeitpunkt noch für verfrüht. Seinem Ehrgeiz genügt es keineswegs, als ein nun möglich gewordenes Element in die Regierung aufgenommen zu werden, seine Aufnahme soll mit dem Nimbus der Nothwendigkeit umstrahlt werden. Deshalb wollte er mit der Gutheißung des Antrages auf die obligatorische Civilehe die Regierungspartei noch übertrumpfen, um so als Inaugurator der neuen Aera des, wie er es nennt, „wirklichen Conservatismus" an die Führung der Geschäfte zu gelangen.

Der Fortgang der Debatte zeigte jedoch, daß auch solche Umsturzideen, wie Graf Apponyi sie plant, für den Augenblick wenigstens den Weg zum Ministersauteuil nicht ebnen können. Der Justizminister, ein früherer Parteigenosse Apponys, acceptirte zwar mit Befriedigung die von allen Seiten, auch vom Grafen Apponyi ausgesprochene Bereitwilligkeit, die obligatorische Civilehe ins Leben zu rufen, er hält es aber noch nicht an der Zeit, mit den bezüglichen im Ministerium bereits in Vorbereitung befindlichen Gesetzvorschlägen ans Licht zu treten, und befürwortete die Ablehnung jenes Beschlußantrages.

Der Cultusminiſter andererſeits ſprach in ſeinen Schlußausführungen trotz ſeiner früheren geharniſchten Erklärung von der Möglichkeit einer formalen Aenderung der viel beſprochenen miniſteriellen Verordnung, und die letztere wurde hierauf mit großer Majorität angenommen.

Es ſcheint nun die Hoffnung vorhanden zu ſein, daß ein modus vivendi gefunden wird, der, wenn auch correkt katholiſch-conſervativen Anſichten nicht ganz entſprechend, es verhindern dürfte, daß der gegenwärtige Conflikt die Dimenſionen eines Culturkampfes erreicht.

Werden nach allen dieſen Erfahrungen die Anhänger des Grafen Apponyi, beſonders der zahlreiche Seelſorgeklerus, der in ihm die Stütze einer künftigen katholiſchen Richtung in der ungariſchen Regierung erblicken wollte, an dem Auftreten ihres vermeintlichen Führers noch nicht irre werden? Können ſie noch zweifeln an der Richtigkeit des Sprichwortes: „Sage mir, mit wem Du umgeheſt und ich ſage Dir, wer Du biſt?" Wird ihnen nicht endlich bange werden vor Dem, weſſen ſie ſich ſeinerſeits noch etwa zu verſehen haben könnten?

Nr. 1 Ansicht des Schlosses Ambras von Süden. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 1 1
Nr. 2 Ansicht des Schlosses Ambras von Südwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 2 2
Nr. 3 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 3 3
Nr. 4 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 4 4
Nr. 5 Ansicht des Schlosses Ambras von Südosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 5 5
Nr. 6 Ansicht des Schlosses Ambras von Süden. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 6 6
Nr. 7 Ansicht des Schlosses Ambras von Südwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 7 7
Nr. 8 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 8 8
Nr. 9 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 9 9
Nr. 10 Ansicht des Schlosses Ambras von Südosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 10 10
Nr. 11 Ansicht des Schlosses Ambras von Süden. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 11 11
Nr. 12 Ansicht des Schlosses Ambras von Südwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 12 12
Nr. 13 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 13 13
Nr. 14 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 14 14
Nr. 15 Ansicht des Schlosses Ambras von Südosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 15 15
Nr. 16 Ansicht des Schlosses Ambras von Süden. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 16 16
Nr. 17 Ansicht des Schlosses Ambras von Südwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 17 17
Nr. 18 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 18 18
Nr. 19 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 19 19
Nr. 20 Ansicht des Schlosses Ambras von Südosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 20 20
Nr. 21 Ansicht des Schlosses Ambras von Süden. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 21 21
Nr. 22 Ansicht des Schlosses Ambras von Südwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 22 22
Nr. 23 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 23 23
Nr. 24 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 24 24
Nr. 25 Ansicht des Schlosses Ambras von Südosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 25 25
Nr. 26 Ansicht des Schlosses Ambras von Süden. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 26 26
Nr. 27 Ansicht des Schlosses Ambras von Südwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 27 27
Nr. 28 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 28 28
Nr. 29 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 29 29
Nr. 30 Ansicht des Schlosses Ambras von Südosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 30 30
Nr. 31 Ansicht des Schlosses Ambras von Süden. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 31 31
Nr. 32 Ansicht des Schlosses Ambras von Südwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 32 32
Nr. 33 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 33 33
Nr. 34 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 34 34
Nr. 35 Ansicht des Schlosses Ambras von Südosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 35 35
Nr. 36 Ansicht des Schlosses Ambras von Süden. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 36 36
Nr. 37 Ansicht des Schlosses Ambras von Südwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 37 37
Nr. 38 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 38 38
Nr. 39 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 39 39
Nr. 40 Ansicht des Schlosses Ambras von Südosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 40 40
Nr. 41 Ansicht des Schlosses Ambras von Süden. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 41 41
Nr. 42 Ansicht des Schlosses Ambras von Südwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 42 42
Nr. 43 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 43 43
Nr. 44 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 44 44
Nr. 45 Ansicht des Schlosses Ambras von Südosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 45 45
Nr. 46 Ansicht des Schlosses Ambras von Süden. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 46 46
Nr. 47 Ansicht des Schlosses Ambras von Südwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 47 47
Nr. 48 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 48 48
Nr. 49 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 49 49
Nr. 50 Ansicht des Schlosses Ambras von Südosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 50 50
Nr. 51 Ansicht des Schlosses Ambras von Süden. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 51 51
Nr. 52 Ansicht des Schlosses Ambras von Südwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 52 52
Nr. 53 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 53 53
Nr. 54 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 54 54
Nr. 55 Ansicht des Schlosses Ambras von Südosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 55 55
Nr. 56 Ansicht des Schlosses Ambras von Süden. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 56 56
Nr. 57 Ansicht des Schlosses Ambras von Südwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 57 57
Nr. 58 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 58 58
Nr. 59 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 59 59
Nr. 60 Ansicht des Schlosses Ambras von Südosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 60 60
Nr. 61 Ansicht des Schlosses Ambras von Süden. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 61 61
Nr. 62 Ansicht des Schlosses Ambras von Südwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 62 62
Nr. 63 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 63 63
Nr. 64 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 64 64
Nr. 65 Ansicht des Schlosses Ambras von Südosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 65 65
Nr. 66 Ansicht des Schlosses Ambras von Süden. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 66 66
Nr. 67 Ansicht des Schlosses Ambras von Südwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 67 67
Nr. 68 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 68 68
Nr. 69 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 69 69
Nr. 70 Ansicht des Schlosses Ambras von Südosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 70 70
Nr. 71 Ansicht des Schlosses Ambras von Süden. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 71 71
Nr. 72 Ansicht des Schlosses Ambras von Südwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 72 72
Nr. 73 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 73 73
Nr. 74 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 74 74
Nr. 75 Ansicht des Schlosses Ambras von Südosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 75 75
Nr. 76 Ansicht des Schlosses Ambras von Süden. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 76 76
Nr. 77 Ansicht des Schlosses Ambras von Südwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 77 77
Nr. 78 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 78 78
Nr. 79 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 79 79
Nr. 80 Ansicht des Schlosses Ambras von Südosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 80 80
Nr. 81 Ansicht des Schlosses Ambras von Süden. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 81 81
Nr. 82 Ansicht des Schlosses Ambras von Südwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 82 82
Nr. 83 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 83 83
Nr. 84 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 84 84
Nr. 85 Ansicht des Schlosses Ambras von Südosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 85 85
Nr. 86 Ansicht des Schlosses Ambras von Süden. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 86 86
Nr. 87 Ansicht des Schlosses Ambras von Südwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 87 87
Nr. 88 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 88 88
Nr. 89 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 89 89
Nr. 90 Ansicht des Schlosses Ambras von Südosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 90 90
Nr. 91 Ansicht des Schlosses Ambras von Süden. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 91 91
Nr. 92 Ansicht des Schlosses Ambras von Südwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 92 92
Nr. 93 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 93 93
Nr. 94 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 94 94
Nr. 95 Ansicht des Schlosses Ambras von Südosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 95 95
Nr. 96 Ansicht des Schlosses Ambras von Süden. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 96 96
Nr. 97 Ansicht des Schlosses Ambras von Südwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 97 97
Nr. 98 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordwesten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 98 98
Nr. 99 Ansicht des Schlosses Ambras von Nordosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 99 99
Nr. 100 Ansicht des Schlosses Ambras von Südosten. Aus: Ferdinandeum Innsbruck, Dip. FB 1, fol. 100 100

nützt die Arbeiterfrage als solche nur als Mittel zum Zweck; sie dient ihr zur Rekrutirung für ihre Umsturzarmee. Hr. Liebknecht hat sich darüber in einer Berliner Versammlung mit aller Deutlichkeit ausgesprochen: „Keine Regierung der Welt, und wäre ihre Macht noch so groß und hätte sie über noch so viele Bajonette zu gebieten, ist im Stande, sich dem Willen des Volkes erfolgreich zu widersetzen. Bereits sieht sich die Regierung veranlaßt, das Socialistengesetz aufzuheben und eine, wenn auch noch so mangelhafte, Social- und Arbeiterschutz-Gesetzgebung zu schaffen. Das geschieht doch lediglich, weil wir bereits eine Macht sind, mit der man rechnen muß. Haben wir erst das Volk hinter uns und die Majorität im Reichstage, dann muß sich entweder der Staat in einen socialdemokratischen verwandeln oder es gibt eine furchtbare Katastrophe, bei der aber der Socialismus als Sieger hervorgehen wird. Es ist doch nicht außer Acht zu lassen, daß den Staat das Volk bildet.“ [1])

Denjenigen, welche meinen, daß eine Zufriedenstellung der Arbeiterwelt auch die Socialdemokratie beruhigen und bekehren würde, kann man nicht oft genug sagen: „nicht als eine geistig-politische Parteibestrebung sei die socialdemokratische Bewegung aufzufassen, viel eher gleiche sie einer religiösen Neuerung; es sei eine völlig neue und andersartige Weltanschauung, die nicht nach Gleichberechtigung, sondern nach Alleinherrschaft und Vernichtung aller andern Parteien strebe.“ Es ist wieder ein nationalliberaler Parteiführer, der diesen Satz ausspricht.[2]) Zugleich muß er aber gestehen, daß es gerade die herrschenden Zustände in den oberen Schichten der Gesellschaft seien, welche für die Predigt der neuen Irreligion nur allzu viel bilder- und beispielsreichen Stoff liefern.

---

1) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 6. Septbr. 1890.

2) Der Abg. Otto Arendt in Berlin in seinem „Deutschen Wochenblatt“ vom 25. September 1890.

„Die Krankheit, deren Erscheinungsform die Socialdemokratie ist, ist die Unzufriedenheit, welche alle Classen der Bevölkerung gleichmäßig ergriffen hat. Die schnelle wirthschaftliche Entwickelung, die bei uns um so fühlbarer ist, als wir viel gegenüber unseren westlichen Nachbarstaaten einzuholen hatten, hat das wirthschaftliche Gleichgewicht gestört; die Bedürfnisse und Ansprüche sind rascher gewachsen, als die Mittel zu ihrer Befriedigung. Eine allgemeine Großmannssucht ist eingerissen, Jeder will möglichst hoch hinaus In den besitzenden Classen drängt alle Welt zu den Universitäten und zum Offiziersstand, Technik und Handwerk werden vernachlässigt, an Volksschullehrern fehlt es, aber studirte Lehrer sind erdrückend zahlreich. Die Sucht nach rascher Bereicherung führt naturgemäß zur Belebung wildester Spekulation, deren Zusammenbruch dann nicht dem eigenen Leichtsinn, sondern den staatlichen Einrichtungen zur Last gelegt wird. Ist es ein Wunder, daß die arbeitenden Classen von dieser Bewegung mit fortgerissen werden? Sie haben gelernt zu sehen und zu denken, und sie sind nicht Willens, die unerbittlichen Schlüsse aus der Logik der Thatsachen hinzunehmen, welche die Güter dieses Lebens so ungleich vertheilt. Selbstverständlich muß derjenige willige Hörer finden, der das ausspricht, was unwillkürlich jedem Einzelnen im Herzen ruht, der mit harter Arbeit, und oft genug mit banger Sorge um sein täglich Brot, sich kümmerlich durchschlägt, während rings um ihn Reichthum und Glanz die Freuden des Lebens verführerisch enthüllen."

Der Streit zwischen den „Alten" und den „Jungen" in der Socialdemokratie dreht sich um den Einen Punkt, ob man, wie letztere meinen, der Arbeiterwelt und der allgemeinen Unzufriedenheit bereits hinreichend sicher sei, um mit der Predigt und Praxis der neuen Weltanschauung hervortreten zu dürfen, oder ob man fortfahren müsse, unter und neben den anderen Parteien wie Ihresgleichen zu arbeiten, insbesondere zu „parlamenteln". Die „Alten" sind entschieden für ein vorsichtiges Operiren vorerst noch auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung. Denn noch sei die Partei erst im Begriffe, die socialistische Idee mit den zeit-

lichen Anſprüchen der Maſſe unlöslich zu verbinden; insbeſondere komme ihre eifrige parlamentariſche Thätigkeit den Volksforderungen nach greifbaren Reſultaten nur entgegen, und würde ſie Abſtinenzpolitik treiben wollen, ſo würde ſich die Maſſe einfach von ihr abwenden und am Ende vom „ſocialen Königthum" ſich einfangen laſſen. Man dürfe nur ja die beſtehende Macht der monarchiſchen, überhaupt der hiſtoriſchen, Autoritätsidee nicht unterſchätzen.

So das Leipziger Parteiorgan. Und auf Grund dieſer Sätze kommt es zu dem Schluſſe, daß „die Socialdemokratie die Fachbewegung eifrig pflegen müſſe, denn die Theorie der Partei werde durch die Beſchäftigung mit der beruflichen Praxis am ſicherſten aus dem Bereiche der Utopie auf das Gebiet der Realität geführt." Schon jetzt ſei das Verhältniß der Partei zur Arbeiterſchaft ein innigeres, als dieß vor dem Jahre 1878 der Fall geweſen, indem der Druck des Socialiſtengeſetzes die Socialdemokratie genöthigt habe, ihr Agitationsfeld mehr in die Gewerbe, die Fachvereine, zu verlegen. „Hatte man vor 1878 den beruflichen Angelegenheiten nicht allgemein die nothwendige eingehende Aufmerkſamkeit geſchenkt, ſo wurde der Beruf jetzt das eigentliche Agitationsfeld aller ſocialiſtiſchen Arbeiten. Durch die in den 80er Jahren zahlreich entſtandenen Fachvereine ſchuf die Maſſe nicht nur ein disciplinirtes Heer auch für die Zeit freierer politiſchen Bewegung, ſie verſchaffte ſich unter dem Leitſtern der Solidarität auch erhebliche materielle Vortheile in Geſtalt von Lohnerhöhung und Arbeitszeitverkürzung, ferner ſchliff ſie den Dünkel der einen Arbeiterbranche gegenüber der andern mehr und mehr ab."[1]) Selbſt in den Organen der „Jungen" drängte der Rückblick auf die Geſchichte der ſocialdemokratiſchen Bewegung mitunter den Gedanken auf, daß ſie mit dieſer Praxis denn doch ſolidere Geſchäfte mache, als mit Verkündigung der — Idee.

1) Aus dem Leipziger „Wähler" in der „Augsburger Poſtzeitung" vom 25. Septbr. 1890.

„Setzen die Begeisterung für den Socialismus die Arbeiterclassen in Bewegung oder ihre schärfer und schärfer sich ausprägenden Volksinteressen? Ich glaube auch die glühendste Begeisterung würde uns nicht einen Schritt weiter bringen. Wer war mehr im Stande, Begeisterung zu entflammen, als Lassalle? Allein, was zeigt uns die Geschichte der von ihm unter Aufbietung seiner ganzen immensen Kraft in's Leben gerufenen Arbeiterbewegung? Wo er hinkam und für seine Sache eintrat, da jubelte ihm alles zu, da herrschte eitel Muth und Begeisterung; kaum hatte er jedoch den eben für die ‚Arbeiterbataillone' gewonnenen Rekruten den Rücken gekehrt und war weiter gewandert im Dienste der Sache, da zeigte sich, daß die Begeisterung seiner Anhänger nur ihm, seiner Person, nicht aber seiner Sache gegolten hatte und erloschen war, sobald seine hinreißende Beredtsamkeit die Gemüther nicht mehr gefangen hielt. Wie ist dieser Mißerfolg zu erklären? Nun, die Classenlage der Arbeiter war anfangs der sechsziger Jahre noch keine so klar erkannte, der Interessengegensatz zwischen Capital und Arbeit noch nicht so ausgebildet, daß es schon zum organisirten Kampfe zwischen ihnen hätte kommen können. Erst mußte noch die capitalistische Produktionsweise mit ihrer freien Conkurrenz sich weiter entwickeln, der Centralisationsprozeß des Capitals weiter fortschreiten und damit die Bourgeoisie immer ängstlicher und rücksichtsloser ihre Interessen verfolgen, ehe das Proletariat sich seiner Classenlage bewußt werden, sich organisiren und den Kampf gegen das Capital aufnehmen konnte. Die Entwicklung des Proletariats ist also abhängig von der Bourgeoisie; was diese an Terrain verliert, nimmt jene sofort in Besitz, und Ab- und Zunahme werden verursacht und bestimmt durch das Walten der wirthschaftlichen Gesetze, denen wir unterworfen sind. Nur der Hunger setzt die Massen in Bewegung, nicht Ideen." [1])

Bekanntlich wagten bei dem Congreß zu Halle selbst die „Jungen" nicht, vorlauter Weise den revolutionären Ton anzuschlagen. Vom socialdemokratischen „Zukunftsstaat", wie

1) „Berliner Volks-Tribüne" vom 6. Septbr. 1890.

er aussehen werde, war gar keine Rede. Als dem Abg. Liebknecht darüber Verwunderung ausgesprochen wurde, erklärte er: er hätte nicht geglaubt, daß derart einfältige Fragen heute noch aufgeworfen werden könnten. „Wenn man erwägt, welch' gewaltige Umwälzung der Dampf, die Elektrotechnik u. s. w. hervorgebracht, dann muß doch Jedem klar seyn, daß man nicht sagen kann, wie der socialdemokratische Zukunftsstaat gestaltet seyn wird; nur ein Narr kann eine solche Frage stellen." In der That war die ganze Haltung des Congresses so hausbacken nüchtern, daß man nicht nur auf liberaler, sondern auch auf conservativer Seite anfing, die Sache für weniger gefährlich zu erachten. An leitenden Beschlüssen sei blutwenig zu Stande gekommen; der Parteitag habe mehr einer Versammlung kühl abwägender Bureaukraten, als einer Vereinigung geglichen, welche mit der ganzen bestehenden Welt abzurechnen gedenke, ehe noch der Morgen graue; kurzum, die Leitung der Partei sei offenbar der Aufgabe, die ihr der Wahlsieg vom 20. Februar gestellt habe, innerlich nicht gewachsen.[1]) Ja, man hörte sogar gewichtige Stimmen die Meinung äußern, die Socialdemokratie habe sich bekehrt und eine Wiederannäherung an die bestehende Gesellschaft vollzogen; der „revolutionäre Dampf", wie Bebel scherzte, sei verflogen.

Voran trat der berühmte Socialprofessor — „Nationalöconom" wäre zu wenig gesagt und überhaupt ein veralteter Begriff — L. Brentano in Leipzig für diese Ansicht ein. Der Congreß, sagte er, zeige einen entschiedenen principiellen Fortschritt zum Bessern. „Früher hieß es, so lange die heutige Staats- und Gesellschaftsordnung besteht, ist kein Heil für die Arbeiterclasse; heute wird das ‚eherne Lohngesetz' und damit die ganze darauf beruhende Verzweiflungstheorie zum alten Eisen geworfen. Früher wurde ein Zukunftsstaat dem heutigen gegenübergestellt und die Revolution als Mittel gepriesen, ihn zu erreichen; heute wird diese

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 20. Oktober 1890.

Gegenüberstellung ausdrücklich zurückgewiesen: ‚der heutige Staat wachse thatsächlich in den ‚Zukunftsstaat hinein', und damit wird an die Stelle eines revolutionären Programms die allmähliche friedliche Entwicklung gesetzt."

Dieser Entwicklung, hat Hr. Brentano schon im Sommer vorher den Studenten in Leipzig gesagt, könne man ruhig ihren Lauf lassen. Nach Lassalle werde sie noch 200, nach Rodbertus noch 500 Jahre dauern; daß aber die Herrschaft der „capitalistischen Produktion" vergehen werde, mit oder ohne Socialdemokratie, sei so gewiß, wie daß die feudale Wirthschaftsorganisation vor ihr vergangen sei.[1]) Der Verlauf des Parteitags in Halle bestärkte ihn in seiner Meinung. „Es wäre die größte Thorheit, die Wiederannäherung, die hier unstreitig stattgefunden hat, dadurch in ihrer Weiterentwickelung zu gefährden, daß man von jedem Arbeiter, jedem Verein oder jedem Führer, bevor man sich auf eine praktische Mitarbeit mit ihm einläßt, das Abschwören seiner socialdemokratischen Dogmen von ihm verlangen würde." Liebknecht und Bebel beeilten sich zwar, in Wort und Schrift die gute Meinung des Professors mehr oder weniger unhöflich abzulehnen und den „Zukunftsstaat" herauszustreichen. Insbesondere veranschaulichte Liebknecht das „Hineinwachsen" der heutigen Gesellschaft in denselben durch das Beispiel der englischen Arbeiter; wenn dieselben zur Macht gelangt wären, brauchten sie nur zu dekretiren: „Von morgen Mittag 12 Uhr an sind alle Fabriken, Werkstätten, Bergwerke u. s. w. Eigenthum des Staats, beziehungsweise der in diesen Betrieben beschäftigten Arbeiter." Dr. Brentano aber blieb dabei: „eine Partei, die sich mit den Mitteln, die sie in Anwendung bringen will, auf dem Boden der heutigen Ordnung zu halten verspricht, sei eine Reformpartei, und habe thatsächlich aufgehört revolutionär zu seyn."[2])

1) Berliner „Germania" vom 27. Juli 1890.

2) O. Arendt's „Deutsches Wochenblatt". Berlin 6. Nov. 1890. — Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 31. Oktober 1890.

Was sind diese Mittel? Die Arbeiterschutz-Gesetzgebung, sagt Herr Brentano, und insbesondere „die wirksame Organisation der Gewerkschaften, auf die der Congreß zu Halle so große Sorgfalt verwendet habe.“ Allerdings war das ein Hauptpunkt bei den Verhandlungen des Congresses, umsomehr als der Referent von vornherein es als bedauerlich erklären mußte, daß „viele Genossen die fachgewerbliche Organisation angreifen.“ „Diese Genossen,“ sagte er, „vergessen, daß eine sehr große Anzahl von Arbeitern durch die fachgewerbliche Organisation der Partei zugeführt worden sind. Es liegt in der Natur der Dinge, daß sich die indifferenten Arbeiter leichter der fachgewerblichen, als der politischen Organisation anschließen; das Hemd ist jedem Menschen bekanntlich näher, als der Rock. Wäre die fachgewerbliche Organisation in früheren Jahren mehr gefördert worden, dann hätten wir schon bei den Reichstagswahlen 1887 größere Erfolge erzielt.“ Somit ist es doch klar: nicht die Verhinderung unbesonnener Streiks und Boykotts ist der Hauptzweck der Zusammenfassung der Arbeiter in möglichst centralistischen Verbänden durch die Socialdemokratie, sondern Machtzuwachs aus ihrer Mitte, damit es möglichst bald an jenem Mittag 12 Uhr schlage.

Im Sommer d. J. hat eine merkwürdige Prüfung der Ansichten Brentano's in Sachsen stattgefunden. Ein Candidat der protestantischen Theologie hat sich nämlich zu diesem Zwecke drei Monate lang als Arbeiter in den Fabriken zu Chemnitz verdingen lassen. An die Spitze des Berichts über seine Erfahrungen stellt er den Satz: „Den verhängnißvollsten Einfluß hat die Socialdemokratie bis heute auf den geistigen und sittlichen Charakter der Arbeiter ausgeübt;“ und er schließt mit den Worten: „Das kann ich getrost als Schluß hier nochmals wiederholen: die Hauptgefahr der Arbeiterfrage liegt nicht in den wirthschaftlichen und politischen Idealen der Menge.“ Von einer Bekehrung der Socialdemokratie zur bürgerlichen Reformpartei und Umwandlung

ihres geistigen und sittlichen Charakters steht aber nichts in dem Bericht; derselbe bezeugt nur, daß von einer blutigen Revolution der Arbeiter als solcher schlechthin nichts wissen wolle.[1])

Für die Imponderabilien, für das was sich nicht zählen und wägen läßt, hat der Leipziger Sociologe so wenig ein Auge, wie Fürst Bismarck. Dr. Arendt in Berlin steht ihm sonst nahe, aber dessen Ansicht von der socialdemokratischen Bewegung, daß sie keiner politischen Partei, sondern viel eher einer religiösen Neuerung auf Grund einer völlig neuen und andersartigen Weltanschauung gleiche, läßt er bei Seite liegen. Er ist der gelehrteste Kenner der wirthschaftlichen Geschichte Englands, bis heute der aufmerksamste Beobachter der dortigen Bewegung unter den Arbeitern, die ihres Gleichen nicht hat, und von dort entnimmt er die Muster für uns. Aber er bemerkt den großen Unterschied nicht, daß in weiten Kreisen der englischen Arbeiterwelt das christliche Gefühl sich noch lebendig erhalten hat, während es bei uns in noch weiteren Kreisen ertödtet ist. Die englische Industrie hat sich unter dem Zwang der strengsten Sonntagsruhe entwickelt, während bei uns der plötzliche, schwindelhafte „Aufschwung" der Großindustrie wie ein Orkan daher brauste, und dem armen Arbeiter keine Zeit mehr ließ, an irgend etwas Ueberirdisches sich anzuklammern. Schon das genügt, den Unterschied zu erklären. Darum ist auch die Arbeiterfreundlichkeit in den besten Kreisen Englands sozusagen Mode, während sie bei uns in verwandten Kreisen nur allzu leicht als socialdemokratische Liebäugelei gilt und der Arbeiter ohne weiteres mit den Anarchisten zusammen geworfen wird.

Wenn nun das Liebknecht'sche Centralorgan selbst erklärt, daß die Partei ihre bisherigen Erfolge zum großen Theile den nichtsocialistischen Forderungen ihres Programms verdanke,[2]) so käme es auf der andern Seite offenbar nur

1) Der interessante Bericht ist abgedruckt in der Berliner „Kreuzzeitung" vom 2. November ds. Js.

2) „Kölnische Volkszeitung" vom 10. Oktober 1890.

darauf an, sich resolut an die Stelle dieser nichtsocialistischen Forderungen zu setzen. Zu diesem Zwecke will Herr Brentano, daß der Arbeiter nicht mehr als „Rebell" angesehen werden und sich selber als Rebell fühlen müsse, wenn er Schritte zur Erlangung besserer Arbeitsbedingungen thue und daher verlangt er, gegenüber den Organisationen der Arbeitgeber, daß „man den Gewerkschaften, die sich statutarisch verpflichten, ihre Arbeitsdifferenzen, bevor sie zu einer Arbeitseinstellung oder Aussperrung schreiten, einer Schieds- und Einigungskammer zu unterbreiten, Corporationsrechte in Aussicht stelle". Ferner befürwortet er, daß „die Gesetzgebung erkläre, daß, wo solche Corporationen von Arbeitgebern und Arbeitern bestehen, der Arbeitsvertrag nicht bloß zwischen dem einzelnen Arbeitgeber und Arbeiter, sondern auch zwischen diesen Corporationen, mit bindender Kraft für ihre Mitglieder, vereinbart werden könne, unter der Bedingung, daß diese Corporationen für die Erfüllung der eingegangenen Bedingungen von Seiten ihrer Mitglieder haften." [1])

Kurz vorher hat der greise Cardinal Manning in London, der in dem großen Dockarbeiter-Streik zu London eine so wohlthätige Wirksamkeit entfaltet hat, in einem Schreiben an den katholischen Socialcongreß zu Lüttich eine ähnliche Veranstaltung behufs Festsetzung eines öffentlich anerkannten Maßstabes für das Verhältniß zwischen Unternehmergewinn und Arbeitslohn vorgeschlagen. Und zwar so, daß diese Verträge einer all drei oder fünf Jahre regelmäßig wiederkehrenden Revision unterzogen werden. Das Verhältniß sollte freiwillig zwischen Unternehmern und Arbeitern hergestellt, die Gesetzgebung so wenig als möglich in Anspruch genommen werden, und nur dann eintreten, wenn das freiwillige Handeln sonst keinen Erfolg habe. Zur Begründung führte der Cardinal an: „Ein Jahrhundert lang haben die Capitalisten ihren übermäßigen Gewinn ver-

1) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 24. Oktober 1890.

borgen und zugleich die Arbeit zum niedrigsten Preise gekauft. Die Arbeitseinstellung der Kohlenbergleute im vorigen Jahre war veranlaßt durch die Thatsache, daß der Gewinn der Capitalisten um 80 Procent zugenommen hatte, während die Löhne der Arbeiter kaum um 30 Procent erhöht worden waren. Ich könnte viele ähnliche Fälle anführen." [1])

„Hiezu wird es", fügt der Cardinal bei, „am Ende doch kommen, je später aber, um so schlimmer." Selbst für die ungleich gereifteren Verhältnisse in England sieht er einen sehr mühseligen Weg und vielleicht ernste Gefahren voraus, denn „die Arbeiterschaft organisirt sich, und die Mehrzahl der Capitalisten ist blind." Und nun erst die in den deutschen Verhältnissen liegenden Schwierigkeiten! Aber ein Anfang soll und muß doch gemacht werden; wer schwimmen will, muß in's Wasser gehen. Es fehlt auch gewiß nicht an Einsichtigen, die erkennen, daß ein Zusammenschluß der wirthschaftlichen Interessenkreise zu einer Art socialer Stände der stärkste Damm gegen die Socialdemokratie wäre; denn nicht eine neue ständische Organisation will dieselbe, sondern den vollendeten Urbrei.

Selbst in dem findigen Kopf des neuen Finanzministers zu Berlin ist die Erinnerung an das „alte Zunftwesen" aufgetaucht, aus dem öffentlich rechtliche Körperschaften sich hätten entwickeln lassen, wenn der Liberalismus derlei hätte brauchen können. Um so mehr hat sich das dortige conservative Hauptorgan mit dem Andringen Brentano's befreundet.[2]) Es bemerkt mit Recht: man sollte nicht immer bloß die Lohnfrage als den Springpunkt hinstellen, denn sobald die Anfänge einer Organisation da wären, würde ein noch höherer Gewinn, die Standesehre, als gleichwerthiger, wenn nicht vorherrschender Faktor hinzutreten. „Der Weg

1) S. die Erläuterungen des Cardinals zu seinem mehrfach mißdeuteten Schreiben in der „Augsburger Postzeitung" v. 7. Oktober und dem Wiener „Vaterland" v. 26. Nov. 1890.

2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 17. Septbr. 1890.

hiezu ist abermals, daß man den Arbeitern die Selbstregierung in eigenen Angelegenheiten, wie bei den Innungen des Mittelalters, und die Selbstdisciplin über Ihresgleichen anvertraut. Hiemit wird auch der alten Irrlehre wirksam entgegengetreten, als ob menschliche Arbeitskraft Waare sei. Man sollte nachgerade dahin kommen, den Arbeitsvertrag als einen Vertrag zu charakterisiren, durch welchen ein Unternehmer die Produktion eines Güterquantums einer Arbeitercorporation unter gewissen Bedingungen in Entreprise gibt." Aber da hört eben bei uns die Gemüthlichkeit auf; der Gedanke einer Stellung auf gleichem Fuß mit den Arbeitern ist den liberalen Herren der Industrie Gift und Galle. Es genügt, einen einzigen Ausbruch ihres Moniteurs genauer zu betrachten:

„Wer die Stimmung der führenden Kreise der Nation gegenüber den unreifen Arbeiter-Organisationsgedanken verworrener Theoretiker und unpraktischer Projektenmacher begreifen will, wer die Kraft und Entschlossenheit des Widerstands abmessen will, welchen jene Kreise allen naiven Experimenten entgegensetzen würden, der muß bedenken, daß die Intelligenz, welche in einem wichtigen Theile unseres Staatswesens politisch vergewaltigt ist, nicht die geringste Lust hat, sich auch noch wirthschaftlich vergewaltigen zu lassen. Man wird dann auch die Bitterkeit und den strafenden Ernst verstehen, mit welchem diese Kreise das kindische Spiel betrachten, welches unverantwortliche Phantasten und Volksbeglücker auf wirthschaftlichem Gebiete mit dem verhängnißvoll vieldeutigen Schlagwort ‚Gleichberechtigung der Arbeiter' treiben. Was soll uns ein unklares Schlagwort, welches in den Massen, in die es von popularitätssüchtigen Strebern geworfen wird, nur Hoffnungen erwecken könnte, die sich ohne Bedrohung der bestehenden Eigenthums- und Gesellschaftsordnung nicht erfüllen können? Das Spielen mit solchen feuergefährlichen Sachen kennzeichnet sich als grober Unfug."[1])

1) Aus der „Kölnischen Zeitung" in der Berliner „Germania" vom 15. Oktober 1890.

Wer ſich erinnert, daß die kaiſerlichen Erlaſſe vom 4. Februar ſelber „für die Pflege des Friedens zwiſchen Arbeitgebern und Arbeitnehmern“ geſetzliche Beſtimmungen in Ausſicht nahmen über die Formen, in denen „die Arbeiter durch Vertreter an der Regelung gemeinſamer Angelegenheiten und zur Wahrnehmung ihrer Intereſſen bei Verhandlungen mit den Arbeitgebern und mit den Organen einer Regierung befähigt werden“ ſollten: der wird über die Adreſſe ſolcher Ausfälle nicht im Zweifel ſeyn können. Die Frage iſt nun, ob ſie wohl ſchon ihre Wirkung gethan haben? Allerdings kann die Induſtrie jetzt auch einwenden, daß ihr durch das augenblicklich noch in der Schwergeburt befindliche Arbeiterſchutz-Geſetz neben der Ungeheuerlichkeit des dritten Bismarck'ſchen Verſicherungsgeſetzes zu viel zugemuthet werde. Aber die Schuld des Centrums in ſeiner heutigen Zuſammenſetzung iſt dieß nicht. Es kann ruhig auf dem urſprünglichen Standpunkt verharren, und wenn die zwei neuen Socialgeſetze wirkſam werden ſollen, dann muß Etwas geſchehen zur geſetzlichen Regelung der Coalitionsfreiheit und zur Sicherung des Arbeiterſtandes auf dem Wege organiſirter Selbſthülfe. Darum hat das Centrum in der Commiſſion den Antrag geſtellt: „die Regierung zu erſuchen, dem Reichstag thunlichſt bald einen Geſetzentwurf betreffend die geſetzliche Anerkennung beruflicher Organiſationen der Arbeiter unter Feſtſetzung von Normativbeſtimmungen vorzulegen.“

Bis jetzt iſt nichts geſchehen, was die Socialdemokratie nicht hätte lächelnd über ſich ergehen laſſen können. Soll ihr im neuen Jahre nicht auch das Sprichwort zu Gute kommen: wer zuletzt lacht, lacht am Beſten, dann müßte mit jenen kaiſerlichen Erlaſſen vollſter Ernſt gemacht werden. Denn darüber darf man ſich nicht täuſchen, gefährlicher iſt die Socialdemokratie in keinem Lande der Welt, und nirgends hat ſie es ſo weit gebracht, wie auf dieſem eigenthümlich unterwühlten deutſchen Boden.

LXXV.

Eine deutsche Culturgeschichte.[1])

Durch eine Anzeige in einer katholischen Zeitung wurde Schreiber dieser Zeilen auf diese heuer erschienene Culturgeschichte aufmerksam und beschäftigte sich mit deren Lektüre in seinem Ferienaufenthalt. Eine warme Begeisterung für unser deutsches Vaterland, eine im Allgemeinen wohlwollende Auffassung des Christenthums und nicht unbillige Würdigung der katholischen Kirche als Faktoren der Culturgeschichte, dazu eine fließende Darstellung erklären die Empfehlung, welche das neue Buch in unseren Kreisen gefunden hat, befriedigen jedoch das Bedürfniß, das man bei uns nach einer vom katholischen Standpunkt aus für Gebildete geschriebenen Culturgeschichte empfindet, um so weniger, als dem Buche nicht unerhebliche Mängel anhaften.

Der geringste derselben ist das Fehlen einer Inhaltsanzeige, einer orientirenden Ueberschrift über den Seiten, einer Hervorhebung neuer Materien durch den Druck — Dinge, welche schon die erste Lektüre, noch mehr die Benützung und das Nachschlagen des Buches erheblich schädigen. Schwerwiegender ist, daß dem Verfasser, wie manchem Darsteller der Culturgeschichte, nicht gelungen ist, die politische Geschichte nur als Hintergrund für den Gang der Cultur zu behandeln; daß er ihr vielmehr in mehreren Partien einen viel zu breiten, in's Detail eingehenden und ermüdenden Raum anweist (z. B. 26—36, 91—163, 230—238, 258—293). Der Verfasser fühlt selber, daß er hierin das richtige Maß nicht getroffen hat, und sucht sich zu entschuldigen, wenn er die Züge der Völkerwanderung so eingehend darstellt. Aber es wird Niemand, der

---

1) „1000 Jahre deutscher Culturgeschichte in populärer Darstellung von Friedrich Nonnemann." Berlin, R. Eckstein Nachfolger. 342 S. (5 M.)

sich durch dieses Labyrinth der Erzählung der Kreuz- und Querzüge der Germanen hindurchgewunden hat, finden, daß er dabei die Fäden der Culturgeschichte in der Hand hielt! Nicht anders verhält es sich mit der Darstellung der alten Götterlehre. Wir wollen nicht weiter darüber rechten, daß der Verfasser so leichthin glaubt, „der Darstellung der deutschen Mythologie die reichen Quellen der nordischen zu Grunde legen zu dürfen“ (59); gewiß aber geht er in dieser Darstellung weit über die Grenzen seiner Culturgeschichte hinaus in die Geschichte der Mythologie über (57—75) und läßt die eigentliche Charakteristik über die culturhistorische Bedeutung und den Einfluß der Götterlehre umsomehr vermissen. Dem Leser muß dies um so auffallender sein, wenn er bemerkt, daß der Verfasser über die christliche Lehre als solche nicht nur überhaupt mit Stillschweigen weggeht, sondern sogar über die wichtigsten christologischen Kämpfe, welche die alte Kirche Jahrhunderte lang bewegt haben, ein auffallend seichtes und beschränktes Urtheil fällt. Oder verdient es nicht diesen Namen, wenn er von „haarspaltenden Sophismen“ redet, „in denen Katholiken und Arianer Wesen und Begründung ihrer Lehre suchten“ (210)? Oder wenn er von den Griechen und Römern, welche das Christenthum angenommen hatten, behauptet, sie „quälten sich in unfruchtbarer Verstandesarbeit an den Problemen, die sich darboten, ab, während ihr Herz schlecht und kalt blieb, und verzerrten so die Religion der Liebe in wüstem, widerlichem, in allen Kreisen der Gesellschaft gepflegten Dogmenstreit, der nicht selten von den rohesten Ausbrüchen kirchlicher Herrschsucht, von Verläumdungen und hin- und hergeschleuderten Bannflüchen begleitet war“ (201)? Oder wenn er versichert, „das von Rom mißverstandene und gemißbrauchte Evangelium sollte seine beste Stätte bei den Barbaren finden“?! Derlei Aeußerungen nehmen sich um so sonderbarer aus, wenn der Verfasser gestehen muß (210), bei dem „endlosen Gezänk“ seien doch auf Seite des Katholicismus im Großen und Ganzen die tieferen Denker und tüchtigeren Charaktere gestanden und die Geschichte selbst habe das Urtheil über den Arianismus gesprochen.

Schon diese Sätze beweisen zur Genüge, daß es in dem Buche zu einer vollen Würdigung des Christenthums

als Culturfaktor nicht gekommen ist. Denn es heißt der Bedeutung des Christenthums überhaupt und für die Cultur insbesondere nicht einmal zur Hälfte gerecht werden, wenn man es nur als eine Macht für das Gemüth und unter dem Gesichtspunkt des großen Gebotes der Liebe als eine Religion des Herzens betrachtet (vergl. 201 f., 229). Die Religion Jesu Christi ist unzertrennlich von seiner Person und mit dieser steigt oder fällt auch jene. Die modernen Gebildeten unter den Christen gehen der Frage: „für wen haltet ihr den Menschensohn?" aus dem Wege und mit dem vollen Glauben an den wahren Gottmenschen ist ihnen auch der Glaube an die Macht und Bedeutung seiner Lehre verloren gegangen. Und doch ist Christus und seine Lehre ein „Licht zur Erleuchtung der Heiden" in erster Linie geworden; vor dem gekreuzigten Gottmenschen sind die Götzenbilder in den Staub gesunken und erst, nachdem die Geister vor seiner Person und Lehre sich gebeugt hatten, haben sich auch ihre Herzen unterworfen und ihre Sitten verändert. Wenn nun die christliche Glaubenslehre in ihrem Einfluß auf Wissen und Denken des deutschen Volkes gar nicht zur richtigen Würdigung kommt, so ist nicht zu verwundern, daß auch die christliche Sittenlehre als Culturfaktor trotz mancher treffender Bemerkungen nicht vollkommen gewerthet wird. Oder wofern dieses der Fall wäre, vermöchte dann der Verfasser der alten heidnischen Zeit der Germanen „eine sittliche Reinheit der Lebensführung, wie sie sonst wohl keine Zeit und kein Volk der Erde gekannt hat", nachzurühmen (S. 79) und von der Annahme des Christenthums seitens der Germanen zu behaupten, sie habe oft, anstatt zu sittlicher Läuterung und Vertiefung des Innern, zu erbittertem, ränkevollem und haarspaltendem Dogmenstreit, ja zu schändlicher Heuchelei, die hinter einer frommen Maske nur mühsam die Herzensroheit verbarg und die scheußlichsten Thaten durch falsches Spiel mit der Religion zu beschönigen versuchte, geführt" (83)?! Auch in der Auffassung der Antike und ihrer Bedeutung für deutsche Cultur begegnet man Bemerkungen, welche zeigen, daß der Verf. mit modern heidnischen Anschauungen etwas liebäugelt. Wenn man vorne in dem Buche gesehen hat, wie die römisch-griechische Welt gänzlich bankerott

geworden und einen Einfluß auf den Völkerfortschritt der Germanen zu üben nicht mehr im Stande war, schüttelt man ungläubig den Kopf, wenn man hinten (237) hört von dem „Quell, welcher, als er nach Jahrhunderten zu dem allverjüngenden Strom der Renaissance angeschwollen war, auch unser Volk wunderbar zu erfrischen, kräftigen und befreien vermochte".

Wenn der Verfasser dem Christenthum gleichwohl sympathisch gegenübersteht, so läßt sich dieses nicht ebenso von seiner Beurtheilung der katholischen Kirche sagen. Zwar vertritt er den Grundsatz, „daß culturgeschichtliche Erscheinungen nicht verständlich sind, wenn man sich nicht die Mühe gibt, sie aus ihrer Zeit heraus zu erklären. Wer alte Geschichte nur nach den Anschauungen seiner Zeit auf ihre Berechtigung hin prüft, wird nie zu wahrer historischer Erkenntniß gelangen" (309). Allein, wenn der Verfasser auch von manchen bornirten Vorurtheilen sich frei gemacht und in manchen Stücken zu einem billigen Urtheil erhoben hat, so finden wir doch nirgends eine volle, eigentliche und gerechte Würdigung des Einflusses der Kirche auf die Cultur. Daran hindert ihn schon der Umstand daß er die Stellung der Hierarchie in der Kirche nicht in ihrer Berechtigung und Bedeutung erfaßt; ihn verfolgt vielmehr auf allen Schritten und Tritten das Vorurtheil, als ob die Hierarchie lediglich eine Organisation zur Gewinnung der Herrschaft, ihr letztes Ziel überall und immer die Machtfrage sei. Daher eine Reihe kleinlicher Bemerkungen und Ausfälle auf Priester und Priesterthum (z. B. 17, 66, 80, 83, 142, 248, 252, 259, 271, 273, 316 f). Selbst das Eintreten der Kirche für die christliche Ehe und Ehegesetzgebung — sogar gegenüber den Großen der Erde — wird unter den engherzigen Gesichtspunkt der Macht gestellt: so bei Lothar II. (316) und selbst bei Heinrich I., dem „später so kraftvoll sich erweisenden Fürsten". Wenn von den Deutschen im Allgemeinen gesagt ist, sie hätten sich von Anfang keine Herrschaft einer Priesterkaste gefallen lassen und nicht geglaubt, in ihren Beziehungen zur Gottheit einer Vermittlung zu bedürfen (80); wenn von Karl d. Gr. gerühmt wird, er sei kirchlich gesinnt gewesen, habe aber zwischen sich und seinem Gott keinen päpstlichen Vermittler anerkannt (252):

so sind das protestantische Vorurtheile, welche in jene streng katholische Zeit hineingetragen werden. Wäre Karl d. Gr. von ihnen geleitet gewesen, so hätte er nicht die Krönung und Salbung des Papstes begehrt, sondern er hätte, wie s. Z. der König von Preußen in Königsberg die Krone selber vom Altar in der Peterskirche genommen und sich auf's Haupt gesetzt.

Demgemäß fehlt dem Verfasser auch die richtige Auffassung für das Wirken des hl. Bonifazius, den man „bisweilen möchte versucht sein, sogar einer unwürdigen Unterwürfigkeit gegen den Papst zu zeihen" (222). Daß er dem Werk der Einigung der deutschen Kirche, das er vollzog, „die starke Form der Hierarchie gab", ist „vom deutsch-nationalen Standpunkt aus zu beklagen. Das anfänglich ohne äußere Zwangmittel vollzogene Bündniß des Volksthümlich-Deutschen mit dem Christlichen wurde dadurch rücksichtslos beseitigt und an seine Stelle das starre Kirchenthum Roms gesetzt, welches nationale Regungen nicht aufkommen ließ" (219)! Wie man eine solche Behauptung aufstellen kann angesichts der Thatsache, daß erst auf Grund dieser von Bonifazius geschaffenen religionskirchlichen Einheit die deutsche Nation sich zu einer politischen Macht zusammenfaßte und im Bund mit der römischen Kirche Jahrhunderte ihres nationalen Glanzes feierte, läßt sich nur aus jener protestantischen dogmatischen Befangenheit heraus erklären! In ihr suchen wir auch die Ursache, warum rein willkürlich aus dem „Heliand" heraus (229) ein Gegensatz von „hierarchisch geordnetem kirchlichem Leben" und dem „freien Bund des altnationalen Empfindens und Denkens mit christlichen Anschauungen" construirt wird, als ob in den Zeiten des „Heliand" jener Bund in anderen Formen bestanden hätte, als in denen der altkatholischen, vor Bonifazius schon auch in Gegenden Deutschlands bestehenden Hierarchie.

Die großen Verdienste der Kirche um die Ehe finden schon deshalb keine gerechte Anerkennung, weil der Verfasser auch hierin dogmatisch in den Auffassungen des Protestantismus befangen ist und aus ihnen heraus den Maßstab seiner Beurtheilung nimmt (s. besonders S. 189 f). Würde er auch nur Möhlers Abhandlung über den Cölibat kennen, so würde er den Vorwurf: „die Kirche arbeitete an der Mißachtung des

Weibes“ (187) nicht erheben. Ebenso ungerecht sind Sätze wie: „die Kirche förderte den christlichen Aberglauben“ (226) — „zur Hemmung der Culturkräfte trugen auf's kräftigst Kirche und Lehenswesen bei, die alle Kreise mit ihren Ideen durchtränkten und mit ihren Banden und Schranken einengten und fesselten“ (340). Wenn die Reliquienverehrung zu den „Blüthen des Aberglaubens“ (310) gerechnet wird, so müssen wir auch hierin ein protestantisches Vorurtheil sehen, das ebenso für die gläubig fromme Auffassung von Wind und Wetter, Seuchen und Fruchtbarkeit kein Verständniß (311) hat. Ueber die culturhistorische Bedeutung der Klöster finden sich in dem Buche (295 ff.) manche gute Bemerkungen; aber zu einer tieferen Erfassung der Idee des Mönchthums und seines Zusammenhangs mit der Cultur des Geistes und Herzens, der Kunst und Wissenschaft, des Bodens und der Gesellschaft — angefangen vom Bettler und gemeinen Mann bis zu den Königen und Fürsten — kommt es nicht. Und doch dürfte man dieß nach Erscheinen von Montalemberts Geschichte der Mönche des Abendlandes erwarten. Desgleichen werden die Verdienste der Kirche um die Schule nicht gebührend anerkannt (337), noch ersieht man gehörig, wie Landwirthschaft, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft an der Hand der Kirche groß geworden sind.

Vorliegende Culturgeschichte geht in sechs Kapiteln bis auf die Zeit Heinrich III. (1056); die Fortsetzung derselben wird in Aussicht gestellt. Wofern nun dieselbe in den Kreisen gebildeter Katholiken weitere Verbreitung finden soll, wird man erwarten müssen, daß der Verfasser die Ereignisse der folgenden Periode mehr, als einzelne Andeutungen erwarten lassen, mit objektiven Augen betrachte, damit er nicht selbst in den Fehler verfalle, culturgeschichtliche Erscheinungen der Vergangenheit allzusehr aus den Anschauungen seiner Zeit und seiner Subjektivität zu beurtheilen und zu zeichnen. Den Reiz der Darstellung, womit Janssen im I. Band seiner deutschen Geschichte die Cultur des ausgehenden Mittelalters schildert, hat das besprochene Buch nicht erreicht. Die vorangestellte „Einleitung“ verräth dem, der auf den Grund sieht, eine tiefe principielle Differenz, die uns von dem Verfasser in Bezug auf das Problem der Cultur trennt.

LXXVI.

Lessing und Schopenhauer.

Ueber diese beiden Männer verbreiten sich die neuesten Schriften von Seb. Brunner.[1]) Wie alles, was aus der Feder Brunners stammt, sind auch diese Schriften voll Humor und interessanten Einzelheiten. Freilich fehlt die systematische Ordnung und die ruhige Objektivität. Das Buch über Lessing zerfällt in zwei Theile: Lessingiasis und Nathanologie, aber in beiden Theilen ist z. B. an verschiedenen Orten von der bibliothekarischen Thätigkeit Lessings die Rede (S. 84, 238, 22). Indeß ein Humorist wie Brunner hat es von vornherein nicht auf eine streng methodische Behandlung abgesehen. Wie ein rother Faden zieht sich durch das ganze Buch der Gedanke hindurch, daß Lessing finanziell von den Juden abhängig und ihnen zum Gefallen den „edlen" Juden Nathan gezeichnet habe, daß hinwieder der Ruhm und Cultus Lessings nur auf jüdischer Reclame beruhe. Nach neueren Veröffentlichungen, die uns mitgetheilt werden, war Lessing viel tiefer christus- und religionsfeindlich, als man auf Grund seiner gesammelten Werke annehmen muß.

Lessing hatte eine gute Erziehung genossen, aber der Umgang mit Schauspielern und Juden verdarb in ihm vollends, was schon eine ungeregelte frühzeitige Lektüre erschüttert hatte, frommen Glauben und gute Sitten. Schon im Vaterhaus hatte er eine ganze Bibliothek durchgelesen und alles verschlungen, was ihm an Büchern in die Hände kam, und dieses Lesefieber wurde die Quelle des Verderbens. Auf der Universität fehlte die regelnde Zucht und der autoritative Halt und so fehlte nicht blos dem Studium, sondern auch der früh begonnenen literarischen Arbeit Princip und Ordnung.

1) Lessingiasis und Nathanologie von Sebastian Brunner. Paderborn, Schöningh 1891. — Kniffologie und Pfiffologie des Weltweisen Schopenhauer von Seb. Brunner. Paderborn 1889.

Man verherrlicht Leſſing gerne als den echt nationalen deutſchen Dichter und Kritiker, er habe ſeine Landsleute zuerſt von der Nachahmung der Franzoſen abgemahnt und auf die engliſche Dichtung, vornehmlich Shakeſpeare als näherliegende und angemeſſenere Vorbilder hingewieſen. Allein hier verkennt man, welch großen Einfluß die franzöſiſche Literatur auf Leſſings Schreib- und Denkart geübt hat. In Leſſings Polemik glaubt man oft mehr einen Voltaire, Diderot oder einen Bayle zu hören, als einen Deutſchen; dieſelbe Wortgewandtheit, biſſige Schärfe, freilich auch Klarheit und Durchſichtigkeit iſt bei ihm bemerklich. Inſoferne Leſſing der deutſchen Sprache mehr Klarheit und Schärfe lehrte, hat er allerdings ein Verdienſt um ſie, ein Verdienſt jedoch, das ihm ein Gellert, Abbt, beſonders aber der noch mehr franzöſelnde Wieland ſtreitig machen kann. Ziemlich fremd blieb ihm der mittelhochdeutſche Schrift- und Sprachſchatz und nur aus der nachreformatoriſchen Literatur hat er einige Wendungen herübergenommen. Auf die engliſche Dichtung hingewieſen zu haben, kann nur der zum beſonderen Ruhm Leſſings rechnen, der vergißt, daß ſchon die Schweizer ihre Nachahmung empfahlen, zugleich auf die mittelhochdeutſchen Sprachdenkmäler aufmerſam machten, und daß Klopſtock den Oſſian nachbildete. Mag er auch principiell dem deutſchen Empfinden und Fühlen den Vorzug gegeben haben, die verſtandesmäßige Richtung ſeines Geiſtes näherte ihn doch mehr der franzöſiſchen Art. Daß ihn wirklich ſeine Verſtandesſchärfe gegen die lebhafte Gefühlsſprache ungerecht machte, die ſich freilich gerne in Pleonasmen ergeht, zeigt die Art, wie er nicht blos die geſammte Durchführung der Meſſiade Klopſtocks tadelt, ſondern auch Einzelausführungen unbarmherzig zerzaust, die auf den vorurtheilsloſen Leſer den ergreifendſten Eindruck machen.

Man rühmt ferner an Leſſing, er habe den deutſchen Büchermarkt durch ſeine unerbittliche Kritik von vielem Schunde gereinigt und den Geſchmack des Volkes geläutert, allein weder das eine noch das andere iſt wahr und iſt auch im Allgemeinen gar nicht möglich. Wenn er mit Recht manche mittelmäßige Leiſtung offenherzig als ſolche bezeichnet und manches geprieſene Werk von ſeiner Höhe herabreißt, ſo geht er doch oft zu weit, ſeine kritiſche Klinge iſt zu ſcharf und wird daher ſchartig. Es

würde wenig Gutes übrig bleiben, wollte man alle Uebersetzungen, wie die des Pastor Lange, alle Dramen, wie die Merope Voltaires, die Rodogune Corneilles u. s. w. kritisiren. Das Recht zu solcher Kritik soll freilich nicht bestritten werden, allein das Urtheil Lessings räumt zu radikal auf, so daß man glauben önnte, es sei kein guter Faden an den besprochenen Werken. So ergeht es einem Pastor Götze, Klotz und anderen Gegnern Lessings, und doch waren es meistens ganz respektable Schriftsteller. Man sieht es seinen Kritiken an, daß die Lust zu glänzen und der Ehrgeiz, seine Ueberlegenheit zu zeigen, das Wissen auszukramen und den Witz funkeln zu lassen, Lessing oft viel weiter führt, als der objektiven Wahrheit zuträglich wäre.

Ueberhaupt sollte man seine Gegner nicht gar zu sehr verkleinern, und die Literarhistoriker thun nicht gut, selbst wenn man sich auf ihren Standpunkt stellt, den Gegenstand Lessingscher Polemik gar zu gering zu taxiren. Hier gilt, was Ottokar Lorenz neulich mit Bezug auf die Gothaischen Geschichtsschreiber äußerte: man ehrt den Schützen nicht dadurch, daß man den Gegner wie bei einem Friedensmanöver als bemaltes Brett markirt, und den kleindeutschen Staatsmann nicht, wenn man ihn gegen Marionettenfiguren Kämpfe führen läßt. Auch leidet darunter die unzweifelhafte Wahrheit, daß eine Anschauung oder eine Leistung, welche viel Verbreitung und Anklang findet, nie so schlecht sein kann, daß sie nicht auch manches Gute enthielte, und andererseits, daß auch kein Menschenwerk durchaus vollkommen, fehlerlos und unantastbar ist. So fand auch Lessing seine Meister. Hermann Grimm hat seine Lehre von der Fabel und dem Epigramm und H. Lotze seine neue Theorie über die Grenzen zwischen Malerei und Bildhauerkunst mit Erfolg angriffen. Sein religiöser Rationalismus wurde selbst innerhalb der protestantischen Kirche überwunden und auch ein Schleiermacher und Strauß konnte nicht mit ihm einig sein. Vollends die Dramen Lessings forderten manche Kritik heraus. Darunter ist wieder das gepriesene Stück Nathan der Weise dasjenige, welches mit Recht am meisten Anfechtung erfuhr. Nicht blos die Anlage des Stückes, sondern auch seine Charaktere sind durchaus verfehlt. In jener Hinsicht gleicht es mehr einem platonischen Dialog als einem Drama, das in erster Linie

„Handlung" sein soll, und in letzter Hinsicht sind seine Charaktere unwahr und vollends so unhistorisch, daß uns die Geschichte zum Räthsel werden müßte, wenn sie wahr wären. Der Muhamedaner ist hier aufgeklärt, noch mehr der Jude, nur der Christ ist befangen, schwach, unklar und verfolgungssüchtig. Warum hat dann aber nicht das Judenthum und nicht der Muhamedanismus sich Europa unterworfen, und warum ist die Welt nicht bälder rationalistisch geworden, etwa weil sie erst auf Lessing und seine Genossen warten mußte? Warum ist der Rationalismus religiös so unfruchtbar, das Verderben der Religion und das Ende alles Glaubens, wenn er allein die Stellung des Menschen zu Gott versteht und in jeder der drei historischen Hauptreligionen ein Stück Wahrheit verehrt? Wenn er so genau weiß, was Gott und Gottes würdig ist, müßte er auch den vollkommensten Gottesdienst, die vollkommenste Dogmatik und Moral erfinden.

Wenn man Lessing als Apostel der Toleranz und Vernunftreligion preist, kann man damit nur jenen imponiren, welche nicht wissen, daß alle diese Dinge viel älter sind als Lessing, daß z. B. Locke und Voltaire die Toleranz mit bestechenden Gründen schon lange zuvor verkündet hatten.

So sehen wir, daß Lessing lange nicht jene Originalität zukommt, die man ihm beimißt. Gleiches gilt auch von Schopenhauer, der jenem darin gleicht, daß ihn sein kritischer Geist mit Vorliebe bei den Schwächen und Fehlern der Gegenstände seiner Forschung verweilen läßt. Seine Kritik ist zwar nicht so kalt, scharf und gemüthsleer, aber auf der andern Seite ist sie noch viel radikaler und umfassender als die Lessings. Schopenhauer zieht nicht blos die Werke des Geistes, sondern auch der Natur, die Bildung des Weltalls und des Gesellschaftsorganismus vor den angemaßten Richterstuhl seiner selbstbewußten Vernunft. Er schildert die Leiden der Menschheit mit Gefühl und will ihnen einen rettenden Ausweg zeigen, freilich einen Ausweg, der an die berüchtigten Kuren des Doktor Eisenbarth erinnert.

Wie sich die modernen Philosophen die Sache leicht machen! Fichte hatte erklärt, man brauche sich seiner Freiheit blos bewußt zu sein, die Welt vernünftig zu durchdringen und den Stoff,

„das todte Material der Pflicht" geistig zu überwinden, und die Welt müsse vernünftig werden, die Gerechtigkeit und sittliche Weltordnung müsse herrschen und der Einzelne frei und selbstherrlich sein. Dieser Proceß ging nun so rasch, daß schon Hegel das Wirkliche für vernünftig und das Vernünftige für wirklich erklären konnte. Alles war in diesem Pantheismus vernünftig, gut und schön. Das waren Philosophen der Bejahung, nun kam aber Schopenhauer mit einer ebenso gründlichen Verneinung Weit davon entfernt, rief er der Welt zu, daß alles vernünftig, gut und schön ist, nein, gerade das Gegentheil, alles ist schlecht und elend! Eine Besserung ist nicht zu hoffen, daher weg mit der Menschheit, weg mit der Welt! Aber wie soll das möglich sein, da weder Wille noch That des Menschen an dem Weltbestande etwas ändern kann? Ei freilich, sagt Schopenhauer, habt ihr bei meinen Vorgängern, bei Fichte u. a. nicht gesehen, wie der Mensch souverän ist, wie er eigentlich blos zu wissen braucht, um nach diesem Wissen alles zu gestalten? Wären die Menschen darin einig, daß das Nichts besser ist als das Sein, so würde ebendamit das Nichts wiederkehren und alles verschwinden, was der thörichte blinde Weltwille verschuldet hat.

Wir sehen, Schopenhauer steht ganz auf dem Boden der Idealisten. Kant und zwar der idealistische Kant ist sein Lehrmeister. Was ihm dieser bot, ergänzte der indische Idealismus oder vielmehr Illusionismus, und so bildete er nach seines Herzens Bedürfnissen aus verschiedenen Elementen ein zwar scheinbar geschlossenes System, wo aber überall Widersprüche klaffen und die leichte Naht seiner Verbindung zu zerbrechen drohen. Der Hauptwiderspruch bleibt der, daß er an Stelle des alten Dualismus „Natur und Geist" den subjektiv psychologischen zwischen Intellekt und Wille setzte. Diese zwei Weltmächte sollen von einander unabhängig und doch stets auf einander angewiesen sein, sie laufen neben einander und kreuzen sich unzähligemal in ihrer Bahn und zuletzt vernichtet der Intellekt den Weltwillen, der man weiß nicht wie eines Tages aus dem Nichts von selbst hereinfiel und dies Weltphänomen erzeugte. Der Pantheismus — und dies ist auch das Schopenhauer'sche System trotz seiner diabolischen Verdrehung und Verbannung alles Göttlichen — mag sich wenden oder drehen, der Widerspruch zwischen der Geistes- und Stoffwelt, zwischen der idealen und realen Seite des Kosmos bleibt bestehen und schaut hinter allen Verkleisterungen wieder hervor. Aus diesem Grundwiderspruch quellen aber eine Reihe anderer hervor, welche Haym besonders scharfsinnig dargelegt hat, wie uns auch Brunner mittheilt.

Während seines Lebens wurde Schopenhauer wenig be-

achtet, aber ſeit einigen Decennien mehrt ſich ſeine Anhängerſchaft, beſonders aus der großen Maſſe der Gebildeten. Da war es aber weniger die Klarheit und Folgerichtigkeit ſeines Syſtems, als vielmehr der peſſimiſtiſche Hintergrund und die verſtändliche Ausführung der Grundgedanken, welcher großen Anklang fand und den Philoſophen ſalonfähig machte. Das war paſſende Speiſe für ein Geſchlecht, das ebenſo oberflächlich und denkfaul als blaſirt und abgelebt war. Da Schopenhauer klar und verſtändlich, wenigſtens verſtändlicher als die meiſten der neuen Philoſophen ſchrieb und nicht unterließ, ſchwierige Partien durch allerlei pikante Saucen und Ragouts zu würzen, konnte auch der oberflächliche Denker einige Seiten leſen und ſich ſo den Anſchein wunder wie tiefer Studien geben. Als der Philoſoph noch ungekannt und freundlos auf ſeiner einſamen Höhe ſtand, konnte er ſich nicht genug über die gemeine Philoſophie der Commis Voyageurs, den Materialismus ereifern und ſchmähen, nunmehr aber wurde ihm unerwartet ſelbſt dieſe Ehre zu Theil.

Man hatte in Deutſchland wohl früher ſchon eine Poeſie des Weltſchmerzes erlebt, noch nie aber wurde dieſe Stimmung auch außerhalb Deutſchlands philoſophiſch verarbeitet, dieſer Ruhm blieb dem „Volke der Denker" vorbehalten. Zwar waren die Franzoſen in peſſimiſtiſchen Ideen, ſoweit ſie ſich auf den Menſchen und die Geſellſchaft beziehen, uns ſchon lange bei weitem voraus. Ein Rochefoucauld, Labruyere u. A. haben Schopenhauer reichlichen Stoff geliefert, wie er denn gelegentlich auf ſie hinweist. Aber dieſe trübe Lebensanſicht zur Weltanſchauung zu erweitern und die Schlechtigkeit, die uns in der Geſellſchaft, wenn man ſucht, auf jedem Schritt und Tritt begegnet, auch auf die Natur und das Weltall zu übertragen, konnte nur ein Deutſcher wagen, dem die Philoſophie die Begriffe des geſunden Menſchenverſtandes wankend gemacht und den ſie angewieſen hatte, mit ihnen nach Willkür zu ſchalten und zu walten. Dieſe Philoſophie verleitet, mit dem Unendlichen umzugehen wie mit einem Spielzeug. Man kann da drehen, wenden und bemalen wie man will, ſchwarz oder weiß, denn man iſt frei. Die einen halten das Abſolute für licht und hell, andere ſehen in ihm einen negativen und poſitiven Pol, es iſt nach ihrer Anſicht halb licht, halb dunkel, Schopenhauer überſtreicht es zur Abwechslung ſchwarz. Da kam aber doch einmal ein kluger Mann hinter all die Spielereien und erklärte kurzweg, euer Gott iſt nur der Schatten eueres eigenen Ichs, die Objektivation euerer erregten Einbildungen, die ihr im Traum für Wirklichkeit nehmt. Der Mann (Feuerbach) hatte recht, nur glaubte er irrigerweiſe, mit dem Schlag, den er

führe, falle auch die wahre Gottesidee, welche in der christlichen Philosophie und Offenbarung auf unerschütterlicher Grundlage ruht.

Der Schlüssel zu der Schopenhauer'schen Philosophie ist sein Charakter und sein Leben. Wenn Fichte gesagt hat, das Denksystem eines Menschen sei die Geschichte seines Herzens, so gilt dies in erhöhtem Grade von jener Philosophie. Die pessimistische Grundstimmung erklärt sich aus den sinnlichen Neigungen und Gewohnheiten des Mannes, welche er nicht einmal zu verheimlichen für nöthig hielt. Dazu kam sein grenzenloser Hochmuth, seine Menschenverachtung und Gefühlsrohheit, die sich gelegentlich in Wort und That äußerte. Im Schimpfen besaß er eine wirkliche Virtuosität, und so eine literarische Kopffechterei gehört zu den gewöhnlichen Mitteln, eine Sache pikant zu machen. Daß er aber vor Mißhandlungen nicht zurückschreckte, zeigt uns der auch von Brunner mitgetheilte Fall, worin er eine ihm für seine gewöhnlichen Gänge beschwerliche Frau die Stiege hinunter warf, dafür aber vom Gericht zur Zahlung einer lebenslänglichen Pension verurtheilt wurde.

Man ging noch weiter und suchte auch jenen eigenthümlichen Dualismus seiner Metaphysik zwischen einem blinden Weltwillen und klarer Weltintelligenz psychologisch aus seinen Geistesanlagen zu erklären, und thut daran wohl. Nur sollte man immer bedenken, daß Schopenhauer nicht der einzige war, der in seiner Brust zwei verschiedene Mächte häufig im Streite findet, die helle Vernunft und den dunklen Trieb des Willens. Schon Plato hat eine derartige Selbsterfahrung schön in dem berühmten Bilde der zwei Pferde der Seele dargestellt, von denen das eine voll Muth und Begeisterung nach aufwärts drängt, das andere aber träg und stumpf, stets zu fallen und den Lauf ins Stocken zu bringen droht. Man kann diesen Widerstreit hundertmal in sich empfunden haben, ohne daß man dazu verleitet wird, das Weltall darnach deuten zu wollen und ins Unendliche einen Gegensatz hineinzutragen, der zunächst blos menschlich und, wie die christliche Glaubenslehre sagt, selbst verschuldet ist.

Wer Schopenhauer, seinen Charakter und sein Leben genau kennen lernen will und dabei vor gründlicher Forschung und mühevollem Eindringen sich scheut, thut gut, sich das amüsante Buch von S. Brunner anzuschaffen und zu lesen.

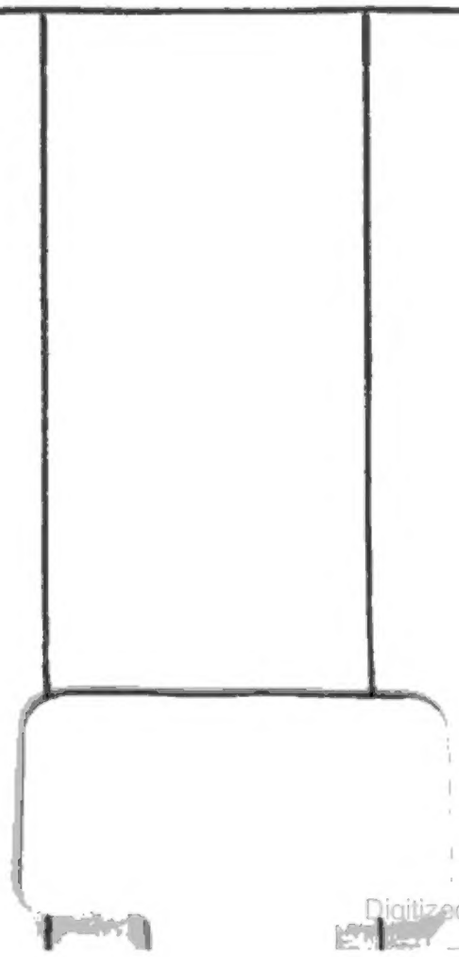
Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 013 456 731

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.



Digitized by Google